

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Gegründet 1895

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde

Geleitet von

Klaus Beitzl

und

Franz Grieshofer

Redaktion

Margot Schindler (Abhandlungen, Mitteilungen und
Chronik der Volkskunde)
Bernhard Tschofen (Literatur der Volkskunde)

Unter ständiger Mitarbeit von
Leopold Kretzenbacher (Lebring/München)
und Konrad Köstlin (Wien)

Neue Serie
Band LVII

Gesamtserie
Band 106

150 N: 80



WIEN 2003

IM SELBSTVERLAG DES VEREINS FÜR VOLKSKUNDE



**Gedruckt
mit Unterstützung von**

Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur

Burgenländische Landesregierung

Kärntner Landesregierung

Niederösterreichische Landesregierung

Oberösterreichische Landesregierung

bm:bwk



niederösterreich kultur



Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Verein für Volkskunde. Verantwortliche Schriftleiter: HR i.R. Hon.-Prof. Dr. Klaus Beitzl und HR Hon.-Prof. Dr. Franz Grieshofer; Redaktion: Hofrätin Dr. Margot Schindler und a.o. Univ.-Prof. Dr. Bernhard Tschöfen; alle: A-1080 Wien, Laudongasse 15–19. – Satz: Ch. Weismayer, A-1080 Wien, Skodagasse 9/A-5026 Salzburg, Ernst Grein-Straße 11; Druck: Novographic, A-1238 Wien, Maurer Langegasse 64. – AU ISSN 0029-9668

Jahresinhaltsverzeichnis 2003

Abhandlungen

Herbert Nikitsch, Leopold Schmidt und die Lösung des Gordischen Knotens	1
Wolfgang Brückner, Leopold Schmidt und das deutschsprachige Mitteleuropa	23
Herbert Zeman, Erinnerungen an Leopold Schmidt	37
Klaus Beitzl, 30 Jahre Tür an Tür mit Leopold Schmidt. Erinnerungen aus Studienzeit und Berufsleben	45
Vera Mayer, Zum Forschungsvorhaben „Struktur und Dynamik räumlicher und sozialer Prozesse in den Randzonen der Städte Wien und Bratislava. Pilotprojekt zur Bildung eines bilateralen wissenschaftlichen Forschungsnetzwerks“	137
Juraj Podoba, Am Rande der sozialistischen Großstadt: Reflexionen aus einem Betonschungel	141
Zuzana Beňušková, Lebensqualität in der Wohnsiedlung Petržalka in Bratislava	157
Vera Mayer, Metamorphosen einer Kulturlandschaft. Bau- und Wohnformen im südlichen Umland von Wien	165
Barbara Frischmuth, Zur Eröffnung des Volkskundemuseums in Graz	255
Wolfgang Brückner, Moderne Trachtenforschung einer konstruktivistischen Volkskunde	263
Nina Gorgus, Der „Weiler der Königin“ in Versailles – eine Rezeptionsgeschichte	303
Bernhard Tschöfen, Museen der Kultur – Kultur der Museen. Perspektiven volkskundlicher Museumsarbeit	405

Mitteilungen

Gerlinde Haid, „Frau im Spiegel“. Lieder um Schwangerschaft und Geburt	71
Manfred Omahna, Über die Notwendigkeit einer Differenzierung städtischer Wahrnehmung	185
Karl C. Berger, Feuerbräuche in Tirol. Bemerkungen zu gegenwärtigen Entwicklungen	325
Johannes B. Bauer, Zur Symbolik von Mohnblume und Mohnkapsel auf Grabsteinen	431
Ottavio Lurati, Rechtsbrauchtum und Redewendungen	439

Chronik der Volkskunde

Die Museumssammlung – Sammlungsintention, Auswahlkriterien, Kontextualisierung, Inhalte und Strategien der vergangenen zehn Jahre sowie Zielsetzungen für die nächste Dekade und Projektentwicklung. Bericht zur 2. Internationalen Konferenz „Ethnographische Museen in Zentral- und Südosteuropa“, Wien, 18. bis 21. September 2002 (Matthias Beitzl)	83
Präsidialsitzung des Europäischen Köhlervereins in Rohr im Gebirge, Bez. Wr. Neustadt, 27. August bis 1. September 2002 (Hiltraud Ast)	88
Gender and Generation – Geschlecht und Generation. Viertes Symposium der SIEF-Kommission für Volksfrömmigkeit, 3. bis 8. September 2002 in Edinburgh (Romana Geyer)	90
Changing Tastes: Food Culture and the Process of Industrialization. 14th International Ethnological Food Research Conference, Basel/Vevey, 30. September bis 5. Oktober 2002 (Oliver Haid)	92
Aller Anfang. Geburt – Birth – Naissance. Wiener Gespräche zur Sozialgeschichte der Medizin. Abschluß-Symposium zur Ausstellung „Aller Anfang“ im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien und zugleich 2. Symposium „Born in Europe“ Wien, 2. bis 5. Oktober 2002 (Margot Schindler)	95
Über die Dinge des Alltags. Zur Analyse materieller Kultur. Tübinger kulturwissenschaftliche Gespräche 1, 11. Oktober 2002, Schloß Hohenübungen (Andrea Hauser)	101
„Kunst – Kultur – Natur“. 14. Österreichischer Museumstag, 21. bis 23. November 2002 im Kulturbezirk St. Pölten (Veronika Plöckinger, Andreas Schmidt)	107
Franz C. Lipp (30.7.1913–30.5.2002) (Franz Grieshofer)	112
Klára Csilléry (1923–2002) (György Balázs, Margot Schindler)	116
Dunja Rihtman-Auguštin (6. September 1926–4. November 2002) (Sanja Kalapoš Gašparac)	119
Bericht zum 35. Internationalen Hafnerei-Symposium des Arbeitskreises für Keramikforschung in Velten vom 23. bis 28. September 2002 (Katharina Schütter)	191
Die Volkskunde „zu Markte tragen“. Freiberufler und ihr Verhältnis zur akademischen Fachdisziplin – Fachtagung der Sektion der Freiberufler in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (DGV) und des Lehrstuhls für Volkskunde an der Universität Würzburg, 1. Februar 2003 (Nikola Langreiter)	198
Verein und Österreichisches Museum für Volkskunde in Wien samt Verein und Ethnographisches Museum Schloß Kittsee 2002 (Franz Grieshofer, Margot Schindler, Matthias Beitzl)	347

Du folklore à l'ethnologie. Institutions, musées, idées en France et en Europe de 1936 à 1945 (Nina Gorgus)	362
Herder-Preis 2003. Würdigung für Prof. Károly Manherz, Ungarn (Ulrike Jekutsch)	366
Wie glatt muss Volkskunde heute sein? Das Volkskundemuseum in Graz eröffnet nach langer Schließzeit mit einer neuen Schausammlung – eine Ausstellungskritik (Bernhard Tschofen)	451
Universitärer Museumskurs 2003. Mühlviertler Schlossmuseum Freistadt, 22. bis 25. September 2003 (Birgit Hadler)	460
„Museum und Politik“. 15. Österreichischer Museumstag vom 25. bis 27. September 2003 in Innsbruck (Kathrin Pallestrang)	463
Faszination Berge: Chancen und Gefahren des Tourismus im Alpenraum seit 1750. Internationaler Kongress der Internationalen Gesellschaft für historische Alpenforschung in Innsbruck vom 24. bis 27. September 2003 (Nikola Langreiter und Margareth Lanzinger)	469
„Frauenalltag“. Symposium im Rahmen des Projekts „Alltagskultur seit 1945“, Graz, Volkskundemuseum 16./17. Oktober 2003 (Andrea Euler)	472

Literatur der Volkskunde

Bönisch-Brednich, Brigitte: Auswandern: Destination Neuseeland. Eine ethnographische Migrationsstudie (Bernd Rieken)	121
Röhrich, Lutz: „und weil sie nicht gestorben sind ...“. Anthropologie, Kulturgeschichte und Deutung von Märchen (Bernd Rieken)	124
Flórián, Mária: Magyar parasztviseletek (= Jelenlevő Múlt) (Terézia Balogh-Horváth)	126
Bošković-Stulli, Maja, Ljiljana Marks: Usmene priče iz Župe i Rijeka Dubrovačke (Mündliche Erzählungen aus Župa und Rijeka Dubrovačka) (Leopold Kretzenbacher)	201
Korff, Gottfried: Museumsdinge. Deponieren – exponieren (Monika Sommer)	202
Grabner, Elfriede: Mater Gratiarum. Marianische Kultbilder in der Volksfrömmigkeit des Ostalpenraumes (Wolfgang Brückner)	204
Corso, Raffaele: La vita sessuale nelle credenze, pratiche e tradizione popolari italiane (Herbert Schempff)	209
Metzger, Wolfgang: Handel und Handwerk des Mittelalters im Spiegel der Buchmalerei (Elisabeth Bockhorn)	212
Griesebner, Andrea, Martin Scheutz, Herwig Weigl (Hg.): Justiz und Gerechtigkeit. Historische Beiträge (16.–19. Jahrhundert) (Hermann Steininger)	213

Grass, Nikolaus: Wissenschaftsgeschichte in Lebensläufen (Herbert Schempf)	220
Nussbaumer, Thomas, Josef Sulz (Hg.): Musik im Brauch der Alpenländer. Bausteine für eine musikalische Brauchforschung (Olaf Bockhorn)	222
Schumacher, Beatrice: Ferien. Interpretationen und Popularisierung eines Bedürfnisses. Schweiz 1890–1950 (Nikola Langreiter)	224
Heiss, Hans: Der Weg des „Elephanten“. Geschichte eines großen Gasthofs seit 1551 (Nikola Langreiter)	228
Steinböck, Michaela: Blickfang Heimat. Die Entwicklung des Heimatbegriffs anhand österreichischer Fremdenverkehrsplakate des 20. Jahrhunderts (Nikola Langreiter)	232
Girtler, Roland: Echte Bauern. Der Zauber einer alten Kultur. Mit einem Beitrag des Vollwertbäckers Hans Gradwohl (Peter F. N. Hörz)	233
Kälble, Hartmut, Martin Kirsch, Alexander Schmidt-Gernig (Hg.): Transnationale Öffentlichkeiten und Identitäten im 20. Jahrhundert (Katerina Kratzmann)	237
Griesebner, Andrea, Christina Lutter (Hg.): Die Macht der Kategorien. Perspektiven historischer Geschlechterforschung (Bernhard Tschofen)	239
Becker, Siegfried, Andreas C. Bimmer, Karl Braun u.a. (Hg.): Volkskundliche Tableaus. Eine Festschrift für Martin Scharfe zum 65. Geburtstag von Weggefährten, Freunden und Schülern (Klara Löffler)	369
Gingrich, André, Elke Mader (Hg.): Metamorphosen der Natur. Sozialanthropologische Untersuchungen zum Verhältnis von Weltbild und natürlicher Umwelt (Friedemann Schmoll)	374
Köstlin, Konrad, Peter Niedermüller, Herbert Nikitsch (Hg.): Die Wende als Wende? Orientierungen Europäischer Ethnologien nach 1989 (Anelia Kassabova-Dintcheva)	378
Besenfelder, Sabine: „Staatsnotwendige Wissenschaft“. Die Tübinger Volkskunde in den 1930er und 1940er Jahren (Herbert Nikitsch)	383
Falch, Sabine: Heimatfern. Die Südtiroler Arbeitsmigration der 1950er und 1960er Jahre (Margareth Lanzinger)	386
Projektgruppe „Trench Art – Kreativität des Schützengrabens“ (Hg.): Kleines aus dem Großen Krieg. Metamorphosen militärischen Mülls (Bernhard Tschofen)	391
Hottenroth, Johanna und Hans-Hagen: Die Radstädter Keramik (Claudia Peschel-Wacha)	393
Scharfe, Martin: Menschenwerk. Erkundungen über Kultur (Regina Bendix)	477

Hauschild, Thomas, Bernd Jürgen Warneken (Hg.): Inspecting Germany. Internationale Deutschland-Ethnographie der Gegenwart (Katerina Kratzmann)	480
Langbein, Ulrike: Geerbte Dinge. Soziale Praxis und symbolische Bedeutung des Erbens (Elisabeth Katschnig-Fasch)	483
Gries, Rainer: Produkte als Medien. Kulturgeschichte der Produktkommunikation in der Bundesrepublik und der DDR (Gudrun M. König)	486
Langreiter, Nikola und Margareth Lanzinger (Hg.): Kontinuität: Wandel. Kulturwissenschaftliche Versuche über ein schwieriges Verhältnis (Helmut Groschwitz)	490
Bottesch, Martin, Franz Grieshofer und Wilfried Schabus (Hg.): Die Siebenbürgischen Landler. Eine Spurensicherung (Christian Glass)	495
Németh, Balázs: „Gott schläft nicht, er blinzelt uns zu“. Evangelisch-reformierte Lebensgestaltung zwischen Kontinuität und Wandel – Ungarn im 16. Jahrhundert als Beispiel (Gustav Reingrabner)	498
Obrist, Marco (Red.): Schöne Aussicht. Der Blick auf die Berge von Segantini bis Weinberger/Bella Vista. Visioni della montagna da Segantini a Weinberger (Nikola Langreiter)	502
Bauer, Kurt (Hg.): Faszination des Fahrens. Unterwegs mit Fahrrad, Motorrad und Automobil (Wolfgang Wehap)	504
Narodna Umjetnost. Croatian Journal of Ethnology and Folklore Research (Walter Puchner)	506
Grandits, Hannes: Familie und sozialer Wandel im ländlichen Kroatien (18.–20. Jahrhundert) (Anelia Kassabova-Dintcheva)	510
Buchanzeigen	243
Buchanzeigen	396
Buchanzeigen	515
Eingelangte Literatur: Winter 2002/2003 (Hermann Hummer)	129
Eingelangte Literatur: Frühjahr 2003 (Hermann Hummer)	247
Eingelangte Literatur: Sommer 2003 (Hermann Hummer)	401
Eingelangte Literatur: Herbst 2003 (Hermann Hummer)	519

Articles

Herbert Nikitsch, Leopold Schmidt and the Solution to the Gordian Knot . . .	1
Wolfgang Brückner, Leopold Schmidt and German-speaking Central Europe . .	23
Herbert Zeman, Reminiscences of Leopold Schmidt	37
Klaus Beitzl, Next Door to Leopold Schmidt for 30 Years. Reminiscences from Student Days and Professional Life	45
Juraj Podoba, At the Edge of the Socialist Metropolis: Reflections from a Concrete Jungle	141
Zuzana Beňušková, The Quality of Life in the Bratislava Petržalka Housing Development	157
Vera Mayer, The Metamorphosis of a Culture Landscape. Architectural and Residential Forms in the Southern Vienna Suburbs	165
Wolfgang Brückner, Modern Costume Research in a Constructivist Volks- kunde	263
Nina Gorgus, The “Queen’s Hamlet” in Versailles – A History of its Recep- tion	303
Bernhard Tschöfen, Museums of Culture and Cultures of Museums: Re- flections on Ethnographic Museum Work	405

Leopold Schmidt und die Lösung des Gordischen Knotens

Herbert Nikitsch

Der Beitrag skizziert das öffentlich-kulturpolitische und fach-interne Umfeld der Volkskunde in der österreichischen Zwischen- bzw. Nachkriegszeit sowie die Rolle, die Leopold Schmidt in diesen beiden Phasen der hiesigen Disziplin gespielt hat. Der Schwerpunkt liegt also zum einen auf jenen Jahren, in denen Schmidt seine volkskundliche Sozialisation – in enger Beziehung zu der damals dominierenden außerwissenschaftlichen Orientierung des Faches – erfahren hat; und zum anderen auf jenem Zeitabschnitt nach der Zäsur des Jahres 1945, in dem er wesentlich dazu beigetragen hat, die Volkskunde in Österreich als akademische Disziplin neu zu etablieren. Abschließend wird vorsichtig die Frage gestellt nach den persönlichen Dispositionen Leopold Schmidts für (oder auch gegen) bestimmte Erkenntnisinteressen des Faches, als deren hierzulande wichtigster Vertreter er Zeit seines Lebens firmiert hat.

„Kollegen, Freunde und Schüler“¹ sind laut Ankündigung aufgefordert, in der Gedenksitzung für Leopold Schmidt sich seiner zu erinnern – und derart apostrophiert, bin ich mir nicht recht im Klaren, welche dieser Rollen die Veranstalter mir wohl zugedacht haben. Die ersten beiden Beziehungskategorien kommen ja schon alters- und respekthalber nicht in Betracht; und als Schüler kann sich auch nicht gut verkaufen, wer Leopold Schmidt in dessen letzten Lebensjahren gerade einmal zwei Semester lang als Universitätslehrer erlebt hat.

In letzterem Zusammenhang wäre höchstens zu fragen, ob und wie weit Leopold Schmidt dem Studenten damals Eindruck gemacht hat – aber auch da ist nicht viel beizubringen: Als Meister des freien flüssigen Vortrags ist er ja wohl allen, die ihn einmal gehört haben, in Erinnerung geblieben; und ansonsten bleibt in Reminiszenz nur der

1 Einladung zur Gedenksitzung für Leopold Schmidt am 8. März 2002 im Österreichischen Museum für Volkskunde. In: *Volkskunde in Österreich* 37, 2002, S. 13. Der vorliegende Beitrag ist die durch Anmerkungen ergänzte Fassung eines im Rahmen dieser Veranstaltung gehaltenen Vortrags.

Eindruck, daß seinerzeit im Wiener Universitätsinstitut² gegenüber Schmidt eine Einstellung vorgeherrscht hat, die man, je nachdem, als respektvolle Distanz oder distanzierten Respekt bezeichnen kann. Wozu paßt, daß etwa Helmut Paul Fielhauer, damals für mich wie für viele eine gewissermaßen kanonische Instanz, Schmidt gern als „Positivist“ bezeichnet hat – was wohl nur als zurückhaltendes Kompliment gemeint gewesen ist.

Wie immer: Was man weiß, weiß man eben gewöhnlich aus zweiter Hand, gebrochen durch Erzählung oder Literatur – auch wenn diese Literatur zum Teil ausführlicher autobiographischer Art ist. Dieses biographische Material³ soll übrigens hier nicht sonderlich bemüht werden – wir halten uns für dieses Mal wohl besser an jene Zeitzeugen, die uns dergleichen aus erster Hand erzählen können.⁴ Geboten werden sollen also bloß einige Bemerkungen über die Rolle Leopold Schmidts in der Volkskunde der österreichischen Nachkriegszeit; und über das Umfeld, das öffentlich-kulturpolitische wie das fachinterne Umfeld, in dem er diese seine Rolle gespielt hat. Und weil dieses Umfeld seinerzeit vorgeprägt gewesen ist von einem ganz bestimmten Fachhabitus, einer ganz bestimmten Fachkultur⁵, soll dabei auch

2 Schmidt hatte sich 1946 habilitiert und seine Lehrtätigkeit im Wintersemester 1946/47 begonnen – wobei er seine Vorlesungen, auch nach Gründung des Instituts für Volkskunde im Jahr 1961 (in dem seit Wintersemester 1964/65 der Lehrbetrieb aufgenommen wurde) stets im Museum für Volkskunde in der Laudongasse abzuhalten pflegte; erst ab dem Sommersemester 1978 las Schmidt im Institut (das anno 1977 mit Fielhauer einen neuen Vorstand nach Richard Wolfram und Károly Gaál bekommen hatte), und dabei blieb es dann bis zu seiner letzten angekündigten Lehrveranstaltung im Wintersemester 1981/82. Siehe die Vorlesungsverzeichnisse der Universität Wien von 1947 bis 1981 sowie Gertraud Liesenfeld, Herbert Nikitsch: Neubeginn und verfehlte Sachlichkeit. Zur Volkskunde Leopold Schmidts. In: Jacobeit, Wolfgang, Hannjost Lixfeld und Olaf Bockhorn (Hg.): *Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. Wien–Köln–Weimar 1994, S. 603–616, S. 612, Anm. 13 und 14.

3 Angesprochen ist damit vor allem Schmidt, Leopold: *Curriculum vitae*. Mein Leben mit der Volkskunde. Wien 1982.

4 Siehe neben den Beiträgen dieses Heftes etwa Kretzenbacher, Leopold: *Mein Freund Leopold Schmidt*. In: Beitzl, Klaus (Hg.): *Leopold Schmidt Bibliographie. Verzeichnis der wissenschaftlichen Veröffentlichungen 1930–1977* (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde N.S./Bd. 3). Wien 1977, S. 5–11; Brückner, Wolfgang: *Erinnerungen und Reflexionen zum Tode Leopold Schmidts*. In: *Bayerische Blätter für Volkskunde* 9, 1982/83, S. 8–15.

5 Nach wie vor allgemein einführend in diesem Zusammenhang zu nennen ist

ein Blick auf die österreichische Volkskunde der Vor- bzw. Zwischenkriegszeit geworfen werden – in die Zeit also, in der Schmidt seine Sozialisation, und zwar eben auch seine sekundäre, seine wissenschaftliche Sozialisation, erfahren hat. Im weiteren möchte ich dann nicht über Gebühr Spekulationen über die persönlichen Dispositionen Leopold Schmidts vor dem Hintergrund jenes angesprochenen kollektiven Habitus anstellen; ich werde dem Titel meines Beitrags nur soweit genüge tun, als ich mir jenen seiner Aufsätze in Erinnerung rufe, der mir immer schon am meisten zugesagt hat, der mir auch als eine Art Bekenntnis erscheint (viel persönlicher als jedes autobiographische Curriculum) – in dem also, wenngleich vielleicht nur zwischen den Zeilen, ein Eindruck von dem aufkommen mag, was man mit Walter Benjamin die „sinnvolle Einheit von Privatperson und Berufsmensch“⁶ nennen könnte.

1)

„Über vier Jahrzehnte prägte Leopold Schmidt die Volkskunde in Österreich“⁷ – der Ankündigungstext zur Gedenkfeier für Leopold Schmidt ist keine Übertreibung: Schmidt hat der hiesigen Volkskunde zeit seines Lebens seinen Stempel aufzudrücken gewußt, der Titel seiner ersten Publikation in der Wiener Zeitschrift für Volkskunde anno 1931 – „Ich tritt herein ganz knödelfest“⁸ – kann ja geradezu als Selffullfilling Prophecy gelesen werden. Dazu gehört auch, daß er über weite Strecken einer der wenigen hiesigen Fachvertreter gewesen sein dürfte, die jenseits der österreichischen Grenzen überhaupt zur Kenntnis bzw. ernst genommen worden sind.⁹ Womit vor allem

Lindner, Rolf: Habitus und Fachkultur. Ein Besprechungssessay. In: Zeitschrift für Volkskunde 82, 1986, S. 263–267; Liebau, Eckart, Ludwig Huber: Die Kulturen der Fächer. In: Neue Sammlung 25, 1985, S. 314–339. Zum fachexternen Umfeld siehe etwa Ash, Mitchell G.: Wissenschaftswandel und politische Ereignisgeschichte im 20. Jahrhundert. In: Acham, Karl (Hg.): Geschichte der österreichischen Humanwissenschaften. Band 1: Historischer Kontext, wissenschaftssoziologische Befunde und methodologische Voraussetzungen. Wien 1999, S. 215–246.

6 Benjamin, Walter: Karussell der Berufe. In: Gesammelte Schriften II/2. Frankfurt am Main 1977, S. 667–676, hier S. 673.

7 Einladung (wie Anm. 1).

8 Schmidt, Leopold: Ich tritt herein ganz knödelfest. In: Wiener Zeitschrift für Volkskunde 36, 1931, S. 101–102.

sein Wirken und seine Rolle in der Nachkriegszeit, in den ersten Jahren der Zweiten Republik angesprochen sind; jene Jahre also, in denen Schmidt wesentlich dazu beigetragen hat, die hiesige Volkskunde wieder zu etablieren – und zwar in praktisch allen Bereichen: von der (Neu)Formulierung eines sog. „Paradigmas“ im Sinne eines fachspezifischen Theorie- und Forschungsprogramms bis zur Schaffung der institutionellen und publizistischen Infrastruktur für einen kontinuierlichen Lehr- und Forschungsbetrieb.

Im Jahr 1945 stand ja die Volkskunde auch in Österreich vor der Notwendigkeit, sich als wissenschaftliche Disziplin neu zu etablieren, ja zu konstituieren: Der Forschungsimperativ der letzten sieben Jahre war ideologisch ebenso kompromittiert wie jene, die ihm gehorcht hatten; und die universitären und außeruniversitären Institutionen des Faches, von denen nicht wenige erst in der NS-Zeit gegründet worden waren, lagen ebenso darnieder wie sein Publikationswesen.¹⁰ In dieser Situation hat Leopold Schmidt nicht nur seine bekannte „erlösende“¹¹ und jedenfalls für die Reputation des Faches so zweckdienliche Definition der Volkskunde geprägt¹²; er ist auch

9 Wenn auch, nebenbei, bereits in den ersten Heften der ab 1953 wieder herausgegebenen (deutschen) „Zeitschrift für Volkskunde“ nicht wenige Beiträge aus Österreich aufgenommen worden sind – und zwar zunächst von Viktor Geramb, Richard Wolfram, Anton Dörner, Karl Ilg, Raimund Zoder, Ernst Burgstaller, Rudolf Kriss oder Karl von Spieß –, und Leopold Schmidt hier erst im Jahrgang 1956/57 mit einem Aufsatz vertreten ist (Schmidt, Leopold: Masken aus dem Moselgebiet. In: Zeitschrift für Volkskunde 53, 1956/1957, S. 249–259).

10 Schmidt, Leopold: Volkskunde in Österreich 1945–47. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 44, 1947, S. 164–169.

11 Koren, Hanns: Geleitwort. In: Beitzl, Klaus (Hg.): Volkskunde. Fakten und Analysen. Festgabe für Leopold Schmidt zum 60. Geburtstag (= Sonderschriften des Vereines für Volkskunde in Wien, 2). Wien 1972, S. 1–5, hier S. 1.

12 Als der – ich zitiere vollständig – „Wissenschaft vom Leben in überlieferten Ordnungen. Sie arbeitet die Bedeutung des statischen Momentes im Kulturge-schehen heraus, wogegen die Geschichte die dynamischen Anteile darzustellen berufen ist“. Schmidt, Leopold: Die Volkskunde als Geisteswissenschaft. In: Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Prähistorie, LXXIII–LXXVII. Band, 1.–3. Heft, 1947, S. 115–137, S. 119. Wenn Schmidt auch diese „neue Form der volkskundlichen Betrachtungsweise“ im zitierten Beitrag selbst wie auch in seinen einschlägigen Untersuchungen veranschaulicht, konkretisiert und wohl auch erweitert hat, ist diese Formel seinerzeit und später – und das auch und gerade von zustimmenden Rezipienten – doch eher als Freibrief zu herkömmlicher Kontinuitätsforschung denn als Beitrag zu einem kulturwissenschaftlichen „Ordnungsdiskurs“ genommen worden; zur Ehrenrettung dieser Definition und zur Kritik an ihrer Kritik siehe Brückner,

einer der wenigen Garanten einer universitären volkskundlichen Ausbildung gewesen; und er hat schließlich und nicht zuletzt im Jahr 1947 die „Wiener Zeitschrift für Volkskunde“, die 1944 hatte eingestellt werden müssen, wieder herausgebracht, nunmehr als „Österreichische Zeitschrift für Volkskunde“ – ein neuer Titel, der, so wenig modifiziert er auf den ersten Blick auch scheint, doch jene „Gesamtwandlung“ des Faches¹³ signalisiert, von der Schmidt in seiner Vorbemerkung zum ersten Heft der neuen Serie gesprochen hat.

Tatsächlich spiegelt sich ja in diesem Titel wie in der Programmatik der neuerstandenen Zeitschrift exemplarisch die Modifikation des „Österreichischen“, des Österreichbegriffs, im Laufe der zeitpolitischen Ereignisse. Vor 1918 hatte dieser Begriff – ohne irgend sprachlich-nationale Konnotation – die habsburgische Doppelmonarchie mit all ihrer ethnischen Vielfalt bezeichnet und so der hiesigen Volkskunde und damit der 1895 von Michael Haberlandt begründeten „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ in staaterhaltender Intention „die vergleichende Erforschung und Darstellung“ dieser „bunte(n) Fülle von Völkerstämmen“ und also „ein tieferes Entwicklungsprinzip als das der Nationalität [...] zur Richtschnur“ gegeben (um ein bekanntes Diktum Haberlandts zu zitieren)¹⁴.

Eben dieses nationale Prinzip aber wurde nach dem Zusammenbruch Österreich-Ungarns zum Movers all der nunmehr kleinräumig ausgerichteten Erkundungen regionaler Volkskultur, wie sie die Beiträge der „Wiener Zeitschrift für Volkskunde“ dokumentieren – wobei die Funktionalisierung einer in regionaler Randlage gefundenen Agrarkultur im ökonomisch hart bedrängten Restösterreich mit seinem – ungeachtet aller offiziellen, ab 1934 oktroyierten „Österreich-Ideologie“¹⁵ – grassierenden Anschlußgedanken vor allem in die deutsch-nationale Richtung gegangen ist.

Wolfgang: Ordnungsdiskurse in den Kulturwissenschaften. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 53/102, 1999, S. 457–497, bes. S. 475 ff.

13 N.N. (Schmidt, Leopold): Zum ersten Band der Neuen Serie. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 1/50, 1947, S. 5–7, S. 7.

14 Haberlandt, Michael: Zum Beginn! In: Zeitschrift für österreichische Volkskunde 1, 1895, S. 1–3, S. 1.

15 Staudinger, Anton: Zur „Österreich“-Ideologie des Ständestaates. In: Das Juliabkommen von 1936. Vorgeschichte, Hintergründe und Folgen. Protokoll des Symposiums in Wien am 10. und 11. Juni 1976 (= Veröffentlichungen der Wissenschaftlichen Kommission zur Erforschung der österreichischen Geschichte der Jahre 1927 bis 1938). Wien 1977, S. 198–240.

Nach 1945 wieder war es für das ideologisch angeschlagene Fach von elementarem Interesse, bei der Neubegründung der Zeitschrift jene „österreichische Haltung“ in den Vordergrund zu stellen, die Schmidt in seiner Vorrede zum ersten Heft der neuen Serie anno 1947 programmatisch hervorgehoben hat und der er bereits in seinen ersten Museumsaktivitäten nachgekommen war. So hat er im März bzw. Oktober 1946 im Museum in der Laudongasse, über dessen Neuorganisation er bereits im Dezember 1945 eine Denkschrift vorgelegt hatte¹⁶, die ersten Sonderausstellungen¹⁷ organisiert – und zwar als Beitrag zur Aktion „950 Jahre Österreich“, deren vielfältige Feierlichkeiten, laut damaligem Beschluß des Ministerrats, die Tatsache illustrieren sollten, „daß Österreich nie ein Anhängsel des Deutschen Reiches, sondern ein selbständiges Gebilde mit größter Lebenskraft [ist]“.¹⁸ Gefragt war in diesen Tagen also eine national-integrativ wirkende Volkskunde, eine Volkskunde, die in sozusagen antiföderalistischer Konzeption¹⁹ einer über regionalen Blickwinkel hinausgehenden gesamt-„österreichischen“ Identitätsproduktion dienen sollte.

Bei der Inszenierung dieser nationalen Um- und Neudefinition konnte die Volkskunde allerdings inhaltlich insofern an Vertrautes anknüpfen, als bei der Propagierung des neuen Nationalklimas

16 „Denkschrift über die Neuorganisation des Museums für Volkskunde in Wien“, datiert mit 8.12.1945; darin werden unter anderem folgende Vorschläge gemacht: „1) Das Museum ist vollkommen zu verstaatlichen. [...] 2) Der Verein, dem alle bedeutenden Volkskundler Österreichs angehören, [müßte] bei der Verstaatlichung des Museums nur weiterbestehen, um die anderen Aufgaben der österreichischen Volkskunde zu lösen, die noch nicht von Hochschulen oder Ämtern bewältigt werden können. Für das Volkskundemuseum würde er also in Zukunft wie der Verein der Freunde des Naturhistorischen Museums etwa für dieses wirken. Weiterhin würde er die Herausgabe der Wiener Zeitschrift für Volkskunde und ihrer Schriftenreihe beibehalten bzw. neu aufnehmen, für die volkskundliche Vortragstätigkeit in verstärktem Maß als bisher in Wien sorgen, usw.“ Archiv des Vereins für Volkskunde, Karton 30.

17 Über „Volksschauspiel in Österreich“ und „Österreichische Trachten in der Volkskunst und im Bilde“.

18 Gutkas, Karl: Die Feiern „950 Jahre Österreich“ im Jahre 1946. In: Feigl, Helmuth (Red.): Festgabe des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich zum Ostarrîchi-Millennium. 2. Teil (= Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich N.F. 62/2). Wien 1996, S. 665–686, S. 667.

19 Johler, Reinhard: Nationalistische, national und regional – die österreichische Volkskultur. In: Deutsch, Walter u.a. (Hg.): Sommerakademie Volkskultur 1993. Wien 1994, S. 62–70, hier S. 66 f.

nach wie vor (neben der Berufung etwa auf fremdenverkehrsträchtige Landschafts- und Architekturästhetik) jene bäuerliche „Volkskultur“ herausgestrichen wurde, die über all die politisch-ideologischen Zäsuren hinweg emotional stets hoch besetzt und zu jedweder Nationalisierung tauglich war – und die auch stets das thematische Zentrum hiesiger Volkskunde gewesen ist. Und wenn in der Zwischenkriegszeit die Behandlung dieses thematischen Zentrums wie gesagt vorrangig auf „Deutsches“ gezielt hatte – vom „Deutschen Volkslied“ bis zum „Deutschen Brauchtum in Österreich“²⁰ –, so hat das dem angesprochenen Kontinuitätsmoment keinen Abbruch getan: Diese „Volkskultur“ konnte problemlos austrifiziert werden – und Viktor Geramb etwa ohne weiteres sein Handbuch „zur Kenntnis und zur Pflege guter Sitten und Bräuche“ ins Österreichische transferieren²¹. Wie ja auch beispielsweise die „Österreichische Volkskunde für jedermann“, ein 1952 erschienenes Gemeinschaftswerk „meist jüngerer und beamteter Fachleute“²², – an dem Schmidt übrigens nicht mitgewirkt hat – in ihrer den Rahmen des Vorkriegskanons nicht überschreitenden „volkstümlichen Darstellung unserer Volkskultur“²³ die Assimilationsfähigkeit seinerzeit herkömmlicher volkskundlicher Themenfelder an gewandelte politische Zeitströmung belegt. Diese Art volkskundlicher Nachkriegsliteratur hat jedenfalls eine ähnliche Dekorationsrolle bei der Formierung und Betonung österreichischer Eigenständigkeit gespielt wie die halboffizielle apologetisch-glorifizierende Staats-Literatur jener Tage, von der hier nur das von Ernst Marboe im Auftrag des Bundespressendienstes herausgegebene „Österreich-Buch“²⁴ als ein Hauptwerk affirmativer Natio-

20 Geramb, Viktor: *Deutsches Brauchtum in Österreich. Ein Buch zur Kenntnis und zur Pflege guter Sitten und Bräuche*. Graz 1924.

21 Geramb, Viktor: *Sitte und Brauch in Österreich. Ein Handbuch zur Kenntnis und Pflege guter heimischer Volksbräuche*. Graz 1948. Dieser publizistischen Strategie ist Geramb auch bei der Wiederauflage seiner nur geringfügig an zeitgeistigen Sprachgebrauch angeglichenen theoretisch-gesellschaftspolitischen Abhandlungen nachgekommen (z.B. Geramb, Viktor: *Gedanken über Volkskunde und Heimatschutz*. In: *Deutsch-Österreich* 1, 1913, S. 299–307; ders.: *Von Volkstum und Heimat. Gedanken zum Neuaufbau*. Graz 1919; ders.: *Um Österreichs Volkskultur*. Salzburg 1946).

22 Klier, Karl M.: Rezension „Österreichische Volkskunde für jedermann“. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 7/56, 1953, S. 64 f.

23 Mais, Adolf (Hg.): *Österreichische Volkskunde für jedermann*. Wien 1952, S. 5 (Vorwort).

24 Marboe, Ernst: *Das Österreich-Buch*. Wien 1948.

nalpräsentation (und -konstruktion) genannt sei. Daß in diesem „Hausbuch“ – wie andere seinesgleichen übrigens für das Bild der Volkskunde in der Öffentlichkeit von nicht zu überschätzender Bedeutung – die Beiträge etwa über „Volk und Tracht“ der einzelnen Bundesländer von einem habilitierten Volkskundler, nämlich von Hanns Koren, verfaßt worden sind, mag ein weiteres Beispiel für die staatspolitische Funktionalisierung des volkskundlichen Kanons abgeben.

Kurz und in summa: Die Volkskunde jener Tage gehorchte über weite Strecken der kulturpolitischen Verfassung der „langen fünfziger Jahre“ Österreichs²⁵, die allgemein bis weit über die Mitte der 60er Jahre hinaus das Land geprägt und zu jener generellen Provinzialisierung des Kulturbetriebes geführt haben, die von späterer Geschichtsschreibung als Folge des facettenreichen Prozesses einer Re-Austrifizierung im Sinne einer „restitutio in integrum“ nach dem desaströsen Intermezzo des Nationalsozialismus beschrieben worden ist.²⁶ Und in der Volkskunde selbst hat dieses Klima wohl nicht nur geherrscht, weil mit Auslaufen der offiziellen Entnazifizierung²⁷ seine ehemals diskreditierten Fachvertreter auch ex lege rehabilitiert und seit Mitte der 50er Jahre verstärkt auf die fachinterne Bühne zurückgeholt worden sind – das ist ja, aufgrund des allgemeinen öffentlichen Konsenses, daß auf die personellen Ressourcen jener „Belasteten“ nicht verzichtet werden könne²⁸, in sämtlichen Disziplinen praktiziert worden. Es mag auch bezeichnend für eine Disziplin gewesen sein, die ihre Legitimation, ihre gesellschaftliche Anerkennung und ihre akademische Etablierung weitgehend ihrem konsolidierenden Beitrag zu dem verdankte, was einmal treffend als „nationale Begriffsvertrautheiten“²⁹ bezeichnet worden ist.

25 Hanisch, Ernst: Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert. Wien 1994, S. 426.

26 Sieder, Reinhard, Heinz Steinert, Emmerich Tálos: Wirtschaft, Gesellschaft und Politik in der Zweiten Republik. In: Sieder, Reinhard, Heinz Steinert, Emmerich Tálos (Hg.): Österreich 1945–1995. Gesellschaft Politik Kultur (= Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, Band 60). Wien 1995, S. 9–32, S. 16 f.

27 Meissl, Sebastian, Klaus-Dieter Mulley, Oliver Rathkolb (Hg.): Verdrängte Schuld, verfehlte Sühne. Entnazifizierung in Österreich 1945–1955. Symposium des Instituts für Wissenschaft und Kunst Wien, März 1985. Wien 1986.

28 Botz, Gerhard, Albert Müller: Differenz/Identität in Österreich. Zur Gesellschafts-, Politik- und Kulturgeschichte vor und nach 1945. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 6, 1995, S. 7–40, S. 33 f.

29 Jöhler, Reinhard, Bernhard Tschöfen: Brücke, Bergwerk, Berefarii. Wiener

2)

Unter den skizzierten Umständen scheint der Optimismus, mit dem Leopold Schmidt seine 1951 veröffentlichte „Geschichte der österreichischen Volkskunde“ beendet hat, wenig Berechtigung gehabt zu haben. Es war in weiterer Entwicklung des Faches wohl nicht alles im Sinne jener „neuen Sachlichkeit“, mit der die Volkskunde nach seiner Vorstellung künftig „das kulturelle Antlitz Österreichs entscheidend mitbestimmen“³⁰ hätte sollen. Und die „wahrhaftig ‚neuen Ufer‘“³¹ dieser Volkskunde, die waren, wie gesagt, schon auf rein personeller Ebene kaum in Sicht.

So sind auch die Vorbehalte nur verständlich, die Leopold Schmidt gegenüber so manchen volkskundlichen Projekten in den 50er und 60er Jahren gehegt hat, beispielsweise gegen die Herausgabe eines „Österreichischen Volkskundeatlases“, dessen Proponenten Ernst Burgstaller, Adolf Helbok, Arthur Haberlandt, Karl Ilg und Richard Wolfram gewesen sind. Seiner erstmaligen Erwähnung bzw. Ankündigung im achten Jahrgang (1954) der „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“ ist denn auch wohl nicht zufällig die gleichsam neutralisierende Mitteilung über ein im Entstehen begriffenes „Archiv der österreichischen Volkskunde“ gegenübergestellt worden. Und wie gern in solchen Fällen hat Schmidt damals ebenso lapidar wie dezidiert der Öffentlichkeit „eine klare Trennung der beiden Unternehmungen“ empfohlen, und zugleich „deren Verschiedenheit [...] deutlich genug zum Ausdruck gebracht“.³²

Mit seinem „Archiv der österreichischen Volkskunde“ knüpfte Schmidt an frühere Überlegungen hinsichtlich eines „Österreichischen Volkskundewerkes“ an. Dieses sollte in Verbindung mit den Materialbeständen der österreichischen Landesstellen des „Atlas der deutschen Volkskunde“ und den Materialien der in reichsdeutscher Zeit betriebenen „Bauernhausaufnahmen“ als „Bundesamt für Volkskunde [...] die gesamte Sammelarbeit und Bewahrung der Archivstoffe zu organisieren unternehmen“³³. Leopold Schmidt hatte ja schon

Urbanität im Diskurs – ein Superlativ der Normalität? In: Zeitschrift für Volkskunde 91, 1995, S. 202–222, S. 214.

30 Schmidt, Leopold: Geschichte der österreichischen Volkskunde (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde. N.S./Bd. 2). Wien 1951, S. 155.

31 Ebda.

32 Schmidt, Leopold: Archiv der österreichischen Volkskunde. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 8/57, 1954, S. 72.

anlässlich der Neugründung des „Österreichischen Volksliedwerkes“ dessen Installierung im „Österreichischen Museum für Volkskunde“ geplant, wo auch die Volksliedarchive für Niederösterreich und Wien für einige Zeit untergebracht gewesen sind³⁴. In Zusammenführung aller genannten Bestände hätte sich das genannte Zentralarchiv „hauptsächlich der Ergänzung der Sachgüter des Museums durch die geistigen Volksüberlieferungen“ widmen sollen³⁵, wie Schmidt das nach dem Vorbild des „Nordischen Museums“ in Stockholm vorhatte. Diese Fusionspläne haben sich dann freilich zerschlagen, und man mußte sich mit hauseigenen Umfragen nach Art des Torso gebliebenen „Burgenland-Atlases“³⁶ oder mit der Aufarbeitung eines „allmählich angesammelten Zeitungs-Ausschnitt-Materials“³⁷ begnügen. Letzteres sollte dann eine der Arbeitsgrundlagen des von Schmidt als „wirklichem Mitglied“ an der „Österreichischen Akademie der Wissenschaften“ durchgesetzten „Instituts für Gegenwartsvolkkunde“³⁸ werden, das sich u.a. die Aufgabe gestellt hat, ein österreichisches wissenschaftliches Zeitungsarchiv nach deutschem Vorbild zu begründen³⁹. Mit der Auflösung dieser Einrichtung im Jahre 1992 ist zwar das „Archiv der österreichischen Volkskunde“ als deren Nachfolgeinstitution von Klaus Beitzl zumindest verbal wieder

33 Schmidt, Leopold: Stand und Aufgaben der österreichischen Volkskunde. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 2/52, 1948, S. 1–12, S. 6.

34 Schmidt, Leopold: Volkskunde in Österreich 1945–47. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 44, 1947, S. 164–169, S. 169.

35 Schmidt, Stand und Aufgaben (wie Anm. 33).

36 Schmidt, Leopold: Nachrichten aus dem Archiv der österreichischen Volkskunde 13. Veröffentlichungen aus der Arbeit am Atlas der Burgenländischen Volkskunde 1951–1961. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 15/64, 1961, S. 118–121.

37 Schmidt, Leopold: Das Österreichische Museum für Volkskunde. Werden und Wesen eines Wiener Museums (= Österreich-Reihe, Bd. 98/100). Wien 1960, S. 100.

38 Beitzl, Klaus: Das Institut für Gegenwartsvolkkunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. In: Buchhart, Helmut, Ronald Zwanziger (Red.): Österreich in Bibliographie und Dokumentation. Unternehmungen zur Erfassung und Erschließung der Literatur über Österreich (= Biblos Schriften, 135). Wien 1986, S. 141–144.

39 Beitzl, Klaus (Hg.): Methoden der Dokumentation zur Gegenwartsvolkkunde. Die Zeitung als Quelle. Referate des 1. Internationalen Symposiums des Instituts für Gegenwartsvolkkunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 10.–11. Mai 1983 in Mattersburg/Burgenland (= Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkkunde 15). Wien 1988.

aktualisiert worden⁴⁰, jedoch scheint nach diesem tatsächlich „empfindlichen Terrainverlust für das Fach Volkskunde“⁴¹ posthum der Versuch, die österreichische Volkskunde im Wiener Museum zu zentralisieren, endgültig gescheitert zu sein.

Untergraben wurden die angesprochenen Wiener Hegemoniebestrebungen jedenfalls bereits durch die Etablierung des von Karl Ilg auf der österreichischen Volkskunde-Tagung 1957 (in Stift Mehrerau bei Bregenz) angeregten und im Jahr darauf (in Saalfelden) konstituierten „Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde“. Die Gründung dieser neuen Vereinigung, die sich als Interessensvertretung „der in der Volkskunde im öffentlichen Auftrag Tätigen“ (N.N. 1958, 29) begriff, stieß bei Schmidt naturgemäß auf nur geringes Verständnis. Und er hat auch alle Unterstützungsansinnen entsprechend hinhaltend quittiert. Lassen Sie mich (in diesem Zusammenhang und der Anschaulichkeit halber) kurz aus dem Briefwechsel zwischen Karl Ilg und Leopold Schmidt zitieren:

„Innsbruck, am 29. XI. 1957. Sehr geehrter Herr Kollege! Ich wartete hart auf eine Mitteilung Ihrerseits, zu welchem Zeitpunkt Sie in der abgelaufenen Woche zu sprechen gewesen wären. [...] Vielleicht haben Sie die Freundlichkeit, mir doch noch eine Mitteilung zukommen zu lassen. Ich könnte in der Zeit vom 7. bis 19. Dezember von hier abkommen. Ihr ergebener Karl Ilg.“ – Darauf die Antwort, ich gebe nur den Anfang wieder: „Wien, 3. XII. 1957. Sehr geehrter Herr Kollege! Besten Dank für Ihren Brief, der mich orientiert, daß Sie eventuell in der zweiten oder dritten Dezemberwoche kommen würden. Ich kann nur wiederholen, daß ich in der Dienstzeit praktisch immer von 8–16 Uhr im Museum bin. Außer in den Mittagsstunden könnten Sie mich hier also immer antreffen.“⁴²

Soweit, so unmißverständlich. Der weiteren Bemerkung, daß „meiner Ansicht nach natürlich jedermann organisieren kann, wieviel er Lust hat. Nur mich bitte ich dabei aus dem Spiel zu lassen“⁴³, hätte es da wohl gar nicht mehr bedurft. Und es erübrigt sich auch der Hinweis, daß schließlich der Verein offiziell nicht an der Gründungs-

40 Beitzl, Klaus: Das Institut für Gegenwartsvolkskunde in Wien und Mattersburg. Schließung und Überleitung. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 47/96, 1993, S. 47 f.

41 Ebda.

42 Brief Ilg an Schmidt vom 29.11.1957, Archiv des Vereins für Volkskunde.

43 Brief Schmidt an Ilg vom 3.12.1957, ebda.

sitzung des Fachverbandes teilgenommen hat.⁴⁴ Wie ja auch im folgenden diese beiden Organisationen für lange Zeit auf Distanz zueinander und etwa auf dem Tagungssektor bis ins Jahr 1979 getrennte Wege gegangen sind.

Bei allen diesen Unstimmigkeiten und Verstimmtheiten in der hiesigen, dieser Bezeichnung somit nur bedingt entsprechenden „Scientific community“ hat damals höchstens in einem Punkt ein Konsens bestanden, nämlich in der Forderung nach Anerkennung der Volkskunde „als Lehr- und Pflichtfach in (den) Bildungs- und Erziehungshäusern“⁴⁵, wie sie bereits auf der 1. Volkskunde-Tagung im Jahr 1946 artikuliert worden ist. Das sei erwähnt, weil es (Stichwort: „bodenständiger Unterricht“, Stichwort: „Heimat- und Lebenskunde“, wie das ab 1920 an den österreichischen Volksschulen eingerichtete Fach geheißen hat) viel mit jener außerwissenschaftlichen Orientierung zu tun hat, die man gewöhnlich unter „angewandter Volkskunde“ subsumiert und der man im Fach stets in hohem Grade verpflichtet gewesen ist – wie wir gesehen haben, unter den unterschiedlichsten zeitpolitischen Vorzeichen und in unterschiedlicher gesellschaftspolitischer Intention. Allerdings – um einen Blick weiter zurück in die Fachgeschichte zu werfen – nie in jenem Ausmaß, wie das bei der österreichischen Volkskunde in der Vor- bzw. Zwischenkriegszeit der Fall gewesen ist.

44 Freilich waren Mitglieder des Vereins bei diesem Anlaß ebenso zugegen wie „Vertreter der Universitäten Wien, Graz und Innsbruck, der volkskundlichen Museen dieser Städte, [...] des österreichischen Volksliedwerkes und der Kommission für den österreichischen Volkskundeatlas“; N.N.: Österreichischer Fachverband für Volkskunde konstituiert. In: Kulturberichte aus Niederösterreich, Jg. 1958, Folge 4, S. 29.

45 Dörner, Anton: Volkskundearbeit in Österreich. In: Die Furche. Kulturpolitische Wochenschrift, 2. Jg., Nr. 43, 28. Oktober 1946, S. 5–7, S. 5. Diese Forderung war bis zur Bildung einer Lehrplankommission im Rahmen des Fachverbandes Mitte der 80er Jahre am Tapet; Bockhorn, Olaf u.a.: Lehrplanentwurf für den Unterrichtsgegenstand Volkskunde an Höheren land- und forstwirtschaftlichen Bundeslehranstalten. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 38/87, 1984, S. 122–127; vgl. auch Deimbacher, Franz: Volkskundliche Erkenntnisse für die österreichische Pflichtschulpädagogik. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 38/87, 1984, S. 107–121.

3)

Leopold Kretzenbacher hat bekanntlich der Volkskunde im Österreich der Zwischenkriegszeit eine „kulturprägende“ Funktion attestiert⁴⁶, wobei er die Beziehungen des Faches zu Heimatschutz und zur Jugendbewegung und allgemein zu den Instanzen der Volksbildung und ihrer Vermittlung (nicht zuletzt durch das neue Massenmedium Rundfunk) herausgestrichen hat. Diesen volksbildnerischen (und damit volk-bildnerischen) Agenden⁴⁷ der Ersten Republik ist die Volkskunde damals tatsächlich durchgehend und zwar auf unterschiedlicher organisatorischer Ebene nachgekommen. Erinnert sei, daß anläßlich der Habilitation Viktor Gerambs – also anläßlich der ersten Verankerung des Faches auf Hochschulboden – im Jahr 1924 seitens der Kommission mit „kulturpolitischen Forderungen der Zeit“ argumentiert worden war⁴⁸; oder an jene sog. Trachtenberatungsstellen, wie sie nicht nur an dem von Viktor Geramb gegründeten Steirischen Heimatwerk, sondern auch im Wiener Museum für Volkskunde eingerichtet worden sind. Womit auf Umwegen wieder von Leopold Schmidt die Rede ist – und von dessen Einstellung zu jener Richtung, die der österreichischen Volkskunde ein ganz spezifisches Gepräge gegeben hat, einen, wenn man so will, fachspezifischen Habitus, der dieser „disziplinären Subkultur“⁴⁹ namens „Volkskunde“ von der mentalen Disposition zu bestimmten politi-

46 Kretzenbacher, Leopold: Volkskunde als Faktor der Kulturprägung im Österreich der Zwischenkriegszeit. In: Internationales Kulturhistorisches Symposium Mögersdorf, Band 12. Szombathely 1983, S. 83–93.

47 Siehe dazu Zangerle, Ignaz: Geschichte der katholischen Erwachsenenbildung. In: Pöggeler, Franz (Hg.): Geschichte der Erwachsenenbildung, Band 4. Stuttgart–Berlin–Köln–Mainz 1975, S. 336–352; Harvolk, Edgar: „Volkserziehung“ durch „Volkserkenntnis“. Zur „angewandten Volkskunde“ der Jahre 1934–38. In: Bauer, Ingolf, Edgar Harvolk, Wolfgang A. Mayer (Hg.): Forschungen zur historischen Volkskultur. Festschrift für Torsten Gebhard zum 80. Geburtstag (= Beiträge zur Volkstumsforschung 26). München 1989, S. 339–354.

48 Eberhart, Helmut: Die Entwicklung des Faches Volkskunde an der Karl-Franzens-Universität Graz. In: Brückner, Wolfgang, Klaus Beitzl (Hg.): Volkskunde als akademische Disziplin. Referate eines wissenschaftsgeschichtlichen Symposiums vom 8.–10. Oktober 1982 in Würzburg (= Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde Nr. 12). Wien 1983, S. 35–50, S. 43.

49 Klaus, Ekkehard: Vom Gruppenbewußtsein akademischer Subkulturen: Deutsche Fakultäten um 1900. Ein inhaltsanalytischer Vorstoß in wissenschaftssoziologischer Absicht. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 33, 1981, S. 329–344.

schen und ideologischen Einstellungen bis zur Selbststilisierung in der äußeren Erscheinung ihrer Vertreter seinen Stempel aufgedrückt hat.

In dieser Art Volkskunde, die wohl tatsächlich weniger wissenschaftliches Fach als „öffentliche Kulturäußerung zwischen Akademie und prospektivem Lebensstilentwurf“⁵⁰ gewesen ist, ist auch Leopold Schmidt sozialisiert worden. Angenommen hat er jenen kollektiven Habitus allerdings nicht – auch wenn er im Vorfeld seines „Lebens mit der Volkskunde“ wie so viele andere seiner Generation diversen „prospektiven Lebensstilentwürfen“ nicht abgeneigt gewesen ist.

In diesem Vorfeld sehen wir etwa seine Aktivitäten in der Jugendbewegung, konkret in der „Deutschen Gemeinschaft für alkoholfreie Kultur“, einer Vereinigung, die sich laut Satzung für die Bekämpfung „alkoholischer und anderer berauschender Genußmittel“, ja für die Einführung eines „Alkoholstaatsverbotes“ einsetzte und darüber hinaus sich der „Veredlung der Lebensführung des einzelnen und der Familie“ und der „Pflege des Schönen in Kunst und Schrifttum“ widmete. Diesem Programm wurde – wie in den unzähligen anderen jugendbewegten Klein- und Kleinstgruppen dieser Tage – durch die Pflege von Volkslied, Laienspiel oder Volkstanz nachgekommen – diesfalls in der „Burg“, einer Ortsgruppe der Gemeinschaft, die nach ihrem Sitz in der Hofburg benannt war und dort über einige Zeit von Leopold Schmidt geleitet worden ist. Genauer es darüber ist nicht bekannt – weder über die Gruppe, von der sich im Wiener Stadt- und Landesarchiv bloß die Satzungen und das Gründungszertifikat (sprich: die vereinspolizeiliche Nicht-Untersagung ihrer Gründung) erhalten haben⁵¹, noch über Schmidts Engagement in ihr. Was uns von letzterem erhalten geblieben ist, ist – und das ist nicht unbezeichnend – ein Heft, eine Broschüre, erschienen in der von der „Deutschen Gemeinschaft“ herausgegebenen Reihe „Deutsche Feste aus alter Art und neuem Geist“ mit dem Titel „Deutsche Fastnacht“,

50 Tschofen, Bernhard: „Ich schwelgte und photographierte“. Richard Wolfram – Volkskunde im Geiste des „Photostoßtrupps“. In: Fotogeschichte. Zeitschrift zur Geschichte und Ästhetik der Fotografie 82, 2001, S. 27–32, S. 31.

51 WstLA, M.Ab. 119, Vereine, 2468/20, Deutsche Gemeinschaft für alkoholfreie Kultur; Einreichung der Satzungen zur Gründung des Vereines Deutsche Gemeinschaft für alkoholfreie Kultur, Ortsgruppe 72, Burg, Wien, vom 24. April 1926.

enthaltend eine Mischung von Beschreibung und Anleitung zu einschlägigen Festlichkeiten.⁵²

Das erinnert an die autobiographische Andeutung Leopold Schmidts, er hätte „von Wandervogel-Erlebnissen mehr gelesen als erlebt“⁵³ – und diese vor allem „literarische Hinneigung“⁵⁴ spiegelt sich ja auch in seiner Tätigkeit in der „Österreichischen Heimatgesellschaft“, einem „Verein zur Pflege heimatlicher Trachten, Sitten und Gebräuche“, der, 1928 gegründet, von Anfang an räumlich wie personell eng mit dem Österreichischen Museum für Volkskunde verbunden gewesen ist⁵⁵ und hier auch anno 1934 die bereits erwähnte „Begutachtungs- und Beratungsstelle für die Volksechtheit volkskundlich-gewerblicher Erzeugnisse“⁵⁶ eingerichtet hat. Schmidt firmiert in der Zeitschrift dieses Vereins, dem „Heimatland. Monatschrift für Volksleben und Volkskunst in Österreich“, von 1936 bis zum Märzheft des Jahrgangs 1938 als „verantwortlicher Schriftleiter“ – was sicher auch im Rahmen der persönlichen Situation des damals frisch promovierten und im „glänzenden Elend“⁵⁷ des Freiberufers lebenden Germanisten-Volkskundlers zu sehen ist, der hier

52 Schmidt, Leopold: Deutsche Fastnacht (= Deutsche Feste aus alter Art und neuem Geist 1). Wien 1937.

53 Schmidt, Curriculum (wie Anm. 3), S. 7.

54 Ebda.

55 Der Verein „Oesterreichische Heimat-Gesellschaft, Verein zur Pflege heimatlicher Trachten, Sitten und Gebräuche“ wurde am 7. April 1928 von seinem Proponenten Robert Mucnjak, „Conservator am Museum für Volkskunde“, angemeldet; die Nichtuntersagung der Gründung erging mit Bescheid vom 10. April 1928 (Magistratsabteilung 49/ 3868/28). Nach seinen Satzungen verfolgte der Verein „den Zweck[,] alles zu pflegen[,] was auf österr. Volkskunde Bezug hat“. Der letzte Punkt der Satzungen bestimmt, daß „im Falle der freiwilligen oder behördlichen Auflösung des Vereines [...] das Vermögen dem Museum für Volkskunde in Wien zu[fällt]“. WstuLA, M.Ab. 119; 3868/28, Österreichische Heimatgesellschaft. Die „Österreichische Heimatgesellschaft“, später als „Hauptverband der heimatlichen Volkskunst, Volksbrauch und Trachten pflegenden Vereine“ firmierend, hatte eine Unzahl von Ortsgruppen, die, wie der Hauptverband selbst, nach und nach während der NS-Zeit aufgelöst worden sind.

56 Michael Haberlandt: Jahresbericht des Vereines und Museums für Volkskunde für das Jahr 1935. In: Wiener Zeitschrift für Volkskunde 41, 1936, S. 42–45, S. 42. Siehe zur „Heimatgesellschaft“ auch Herbert Nikitsch: „Eine centrale Pflegestelle unseres volksthümlichen Culturbesitzes“. Schlaglichter auf die Geschichte des „Vereins für Volkskunde“ in Wien. In: Ehrenamt und Leidenschaft. Vereine als gesellschaftliche Faktoren (= Salzburger Beiträge zur Volkskunde 12). Salzburg 2002, S. 165–177.

57 Schmidt, Curriculum (wie Anm. 3), S. 100.

wohl nicht zuletzt eine zusätzliche, wenn auch bescheidene Möglichkeit zur Veröffentlichung genützt hat. Er hat sich hier jedenfalls vor allem auf die Redaktion der Zeitschrift konzentriert, publiziert hat er im „Heimatland“ verhältnismäßig wenig, vorrangig knappe Buchankündigungen und Besprechungen – und im übrigen sehr selten einschlägige programmatische Äußerungen zu „pflegerischen Bestrebungen“ und der „praktischen Verwertung [...] der Erforschung des Volkstums und der Heimat“.⁵⁸ Und dieser sein Einstandsbeitrag als neuer Leiter der Zeitschrift zum Thema „Heimatkunde und Heimatpflege“, aus dem hier zitiert worden ist, ist in recht nüchternem Tonfall gehalten – und liest sich zudem wie eine vorweggenommene Antwort auf Franz Lipp, der gut zehn Jahre später mit erheblichem Argumentationsaufwand für eine „angewandte Volkskunde als Wissenschaft“ plädiert hat. Denn während Lipp, dem antimodernistischen Reflex seiner Volkskundler-Generation folgend, wohl nicht zufällig in eine gewissermaßen medizinische Terminologie verfällt und das „Volkstum“ als „Patienten“ bezeichnet, dem die „volkskundliche Forschung“ die „Diagnose“ zu stellen und die „angewandte Volkskunde“ die „Indikation“ und „Pharmazie“ zu bereiten habe⁵⁹, scheint Schmidt bereits damals jene Art von „Herablassung“ fremd gewesen zu sein, die Hermann Bausinger einmal als die Haltung eines „schwärmerischen Aufblicks hinunter zum Volk“ beschrieben hat.⁶⁰

Ein solches Schwärmen mußte auch fremd sein, wer sich wie Schmidt über die Herkunft der Volkskunde nie Illusionen gemacht und von ihr schon früh als einer „bürgerlichen Wissenschaft“ gesprochen hat – „noch dazu“, ich zitiere diesen bemerkenswerten Satz aus Schmidts Anmerkungen zu Commendas „Linzer Stadtvolskunde“ weiter: „noch dazu einer Sonderform davon, welche sich in anachronistischer Weise mit dem Bauerntum befaßt“.⁶¹

58 Schmidt, Leopold: „Heimatkunde und Heimatpflege“. In: Heimatland. 5. Jg., Folge 4, April 1936, S. 25.

59 Lipp, Franz: Angewandte Volkskunde als Wissenschaft. In: Koren, Hanns, Leopold Kretzenbacher (Hg.): Volk und Heimat. Festschrift für Viktor von Geramb. Graz, Salzburg, Wien 1949, S. 307–317, S. 309.

60 Zitiert bei Scharfe, Martin: Hessisches Abendmahl. Exkurs zu Wissenschaft und Vergewisserung in volkskundlichem und folkloristischem Tableau. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung 26, 1990, S. 9–46, S. 30.

61 Schmidt, Leopold: Die Linzer Stadtvolskunde im Rahmen der Stadtvolskunde Österreichs. In: Jahrbuch der Stadt Linz 1953. Linz 1954, S. 621–632, S. 625.

Hier soll freilich auf die Implikationen dieser – wie so oft von Schmidt en passant vorgenommenen – Fachbestimmung nicht weiter eingegangen werden. Nicht auf die „angewandte Volkskunde“ – hier müßte man weiter ausholen und etwa nach deren späteren und auch heutigen Formen fragen (wie sie etwa gern unter dem flotten Titel sogenannter „Gesellschaftsrelevanz“ firmieren, auf deren immerhin gefährliche Nähe zum Dilettantismus bereits vor langem von unverdächtiger Seite hingewiesen worden ist⁶²); noch auf die Frage, wieweit Schmidt in seinem Werk der Forderung nachgekommen ist, die etwa Herbert Schwedt bereits in der „Volkskunde als Geisteswissenschaft“ „klar formuliert“ gefunden hat – nämlich „den gesamten Bereich von Brauch- und Volkstumspflege wie auch die Wirkungen der ‚angewandten Volkskunde‘ [...] in den Objektkatalog unserer Wissenschaft aufzunehmen“.⁶³

Mir ist es im Vorangegangenen auch nur darum gegangen, darauf hinzuweisen, daß Leopold Schmidt es immerhin fertig gebracht hat, in einem dezidiert der sog. Volkstumspflege gewidmeten Umfeld tätig zu sein, ohne sich letztlich darin involvieren zu lassen. Solche Resistenz ist doch bemerkenswert – doch kann sie hier nur notiert werden, eine Erklärung würde aufs Glatteis individual-psychologischer Deutung führen. Schließlich gibt Schmidt selbst in seinem Curriculum, das damit noch einmal herangezogen sei, nur vage Andeutungen über seine Befindlichkeit, wenn er sich als „geborenen Idealisten“ charakterisiert, der sein „eigentliches Vaterland“ an den „Gestaden der Romantik“⁶⁴ hätte. Er gibt in diesem Zusammenhang allerdings auch noch einen weiteren, nicht unwesentlichen Hinweis auf seine weltanschauliche Konstitution – nämlich wenn er auf sein „religionsloses Elternhaus“⁶⁵ zu sprechen kommt. Denn angesichts der zu Recht herausgestrichenen Bedeutung der Rolle der konfessionellen Bindung für die volkskundliche Ideen- und Ideologiegeschichte⁶⁶ ist wohl auch die tatsächliche Religionsausü-

62 Bausinger, Hermann: Volkskunde. Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse. Tübingen 1971, S. 274.

63 Schwedt, Herbert: Brauchpflege und angewandte Volkskunde. In: Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde 10, 1966, S. 85–92, S. 92.

64 Schmidt, Curriculum (wie Anm. 3), S. 7.

65 Schmidt, Curriculum (wie Anm. 3), S. 6.

66 Brückner, Wolfgang: Volkskunde als gläubige Wissenschaft. Zum protestantischen Aspekt der ideologischen Wurzeln deutscher Volkskultur-Konzepte. In: Bringéus, Nils-Arvid u.a. (Hg.): Wandel der Volkskultur in Europa. Band I (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 60/1). Münster 1988, S. 17–42.

bung ins Kalkül zu ziehen. Um es mit einem Beispiel zu sagen: Daß Viktor Geramb nicht nur Katholik, sondern auch praktizierender Katholik gewesen ist, erst das hat ihn wohl die Welt in jener noch nicht „entzauberten“⁶⁷ Verfassung sehen lassen, die ihm dann in Konsequenz so schützenswert erschienen ist. Und so sollte man also auch Leopold Schmidts Selbstbeschreibung ernst nehmen, wonach ihm die „Religion von vornherein versperrt“ gewesen und er sein Leben lang, „zumindest was die metaphysische Abteilung betrifft, ein gänzlich unphilosophisches Gemüt“⁶⁸ geblieben ist. Man sollte sich also vor Augen führen, daß da einer vielleicht an dem genagt hat, was als das Dilemma schlechthin, als die eigentliche Crux der Moderne bezeichnet werden könnte: An nichts zu glauben – und doch Ideale zu haben.

4)

Damit bin ich beim Schluß – oder auch am Anfang, nämlich beim Titel meines Beitrags, beim „Gordischen Knoten“ also. Den hat Leopold Schmidt ganz auf seine Weise gelöst – und zwar in einer 1960 im ersten Band des „Antaios“ veröffentlichten Studie, in der er sich mit der berühmten Anekdote um Alexander den Großen und dessen legendärem Schwertstreich im phrygischen Heiligtum Gordion auseinandersetzt. Ich möchte diesen Aufsatz hier in Erinnerung bringen und ihn kurz (und vorwiegend in Zitaten) rekapitulieren.

Schmidt will sich der „Erscheinung so nähern, wie es ihr gemäß erscheint, will [...] wissen, was dieser Gordische Knoten selbst denn eigentlich gewesen sei“⁶⁹. Dazu befragt er „zunächst die antike Überlieferung“, die „das Problem noch nicht zur Redensart zusammendrängt, sondern noch Erzählung, Sage, Spiegelung mythischer Er-

67 Bessler, Heinrich: Entzauberte Volkskunde. In: Antaios 12, 1970, S. 216–230.

68 Schmidt, Curriculum (wie Anm. 3), S. 7.

69 Schmidt, Leopold: Der Gordische Knoten und seine Lösung. In: Antaios 1, Stuttgart 1960, S. 305–318, S. 306.

„Wie es eigentlich gewesen ist“ – diese von Leopold von Ranke übernommene Maxime hat Schmidt auch für seine Geschichte der österreichischen Volkskunde zur Richtschnur genommen: „Der peinliche Subjektivismus der vergangenen Epoche, der auch für die Geschichte Lob und Tadel auszuteilen für notwendig fand, hat keinen Platz mehr. Darzustellen, wie es eigentlich war, und womöglich auch, warum es so war, bleibt gerade in der Wissenschaftsgeschichte das höchste Ziel.“ (Schmidt, Geschichte [wie Anm. 30], S. 19)

innerungen, gebrochen durch die Zeitgrenze zwischen vorgeschichtlicher und geschichtlicher Welt⁷⁰ bietet. Mit Hilfe etymologischer und archäologischer Befunde führt dann „der weite Rückblick in die halbmythische, halbhistorische Vergangenheit des phrygischen Volkes, [...] das in Gordion jahrhundertlang eine Reliquie aus seiner Frühzeit bewahrte und verehrte“⁷¹ – und damit auf eine „ganz auffällige Wagenverehrung“⁷², bei der es sich, „im Kreis der indogermanischen Völker, denen Zugtier, Pflug und Streitwagen geheiligt erschienen“⁷³, „um eine ältere indogermanische Gemeinsamkeit gehandelt haben muß“. Letzteres freilich in „gewisser Differenzierung hinsichtlich der glaubensmäßigen Gewichte“: So wurden „bei den Phrygern noch die altertümlicheren Züge der Joch-Deichsel-Bindung stärker betont“⁷⁴ – und in diesem Zusammenhang weist Schmidt darauf hin, daß „schon in sumerischer Überlieferung das an die Deichsel gebundene Joch mit dem Himmelspol identifiziert wurde“, daß also „die Deichsel [...] in diesem Fall eine Form der Weltensäule [ist], welche die große Ordnung in der Welt verbürgt“⁷⁵. Die Verbindung von Deichsel und Joch am Wagen des Gordion reicht so „in die höchsten und letzten Bezüge kosmischen Glaubens archaischer Art hinein“.⁷⁶

Ergologisch gesehen ist die Befestigung von Joch und Deichsel, die stark und elastisch zugleich sein mußte, „eines der großen sachlichen Probleme der Bespannung von Pflug und Wagen“⁷⁷ – und sie wurde auf eine doppelte Weise hergestellt, nämlich durch einen durch Deichsel und Joch gestoßenen Jochnagel und durch einen um Deichsel und Joch geschlungenen Riemen. „Auf diese Weise wurde eine doppelte Verbindung geschaffen, bei der einerseits die Deichsel mit dem Pflock, diesem durchgesteckten Jochnagel, auffällig war, andererseits die gekreuzte Verbindung. Und diese Verbindung, in ihrer Schwierigkeit wie in ihrer Wichtigkeit, war der ‚Knoten‘. Diese Verbindung von Deichsel und Joch am Wagen des Gordios war der ‚Gordische Knoten‘.“⁷⁸

70 Ebda., S. 306.

71 Ebda., S. 307.

72 Ebda., S. 311.

73 Ebda., S. 309.

74 Ebda., S. 312.

75 Ebda., S. 314.

76 Ebda., S. 316.

77 Ebda., S. 312.

78 Ebda., S. 313.

Damit kommt Schmidt zur Klärung der Frage, was sich seinerzeit tatsächlich im phrygischen Heiligtum zugetragen hat: „Es handelte sich um eine mythische Prüfung, um eine Aufgabe für einen Helden, der aber nicht etwa nur geschickt, sondern der in der Kunst des Umganges mit Roß und Wagen, Deichsel und Joch erfahren sein mußte.“⁷⁹ Zwei Varianten sind überliefert, „die eine, daß Alexander den Knoten zerhauen, die andere, daß er den Jochnagel herausgezogen“⁸⁰ und so den Knoten „wirklich gelöst“⁸¹ habe. Die erstere, die gängige Variante verwirft Schmidt – sie käme doch bloß einer sinnlosen „Beleidigung eines alten Heiligtums“ gleich, einer „Asebeia“, die für Alexander „nur üble Folgen gehabt [hätte]“⁸²; zudem sieht Schmidt in dieser Deutung die Handschrift der historischen Wissenschaft, „das heißt der Wissenschaft von jener Geschichte, die letzten Endes immer nur die kriegerischen Lösungen anerkennt“⁸³. Mit der zweiten, der „weniger martialischen Wendung“⁸⁴ hingegen, hätte sich der Makedonenkönig als jenen „königlichen Urbauern“⁸⁵ ebenbürtig erwiesen, „die vom Pflug zur Herrschaft berufen werden können“⁸⁶, und wäre so der „mythischen Prüfung“⁸⁷ gerecht geworden.

Ende der Rekapitulation – die übrigens durchaus nicht ironisch gemeint war. Ich wollte auch an diesen Aufsatz nicht deshalb erinnern, weil er nach dem Urteil Schmidts zu jenen gehört hat, die „im engeren Fach niemals ganz verstanden“ und „dann von den Heimischen wieder einmal als ‚echt Schmidt‘ bezeichnet worden sind“.⁸⁸ Auch nicht, weil er ungeachtet dessen in mancher Hinsicht kein untypisches Beispiel für Schmidts Vorgangsweise ist – von der Methode und der Thematik (Stichwort: Ergologie) bis hin zur sprachlichen Gestaltung, bei der er gern in sozusagen deduktivem Modus, unter Vorwegnahme des Ergebnisses nämlich und jedenfalls also ohne „Effekte“ vorgegangen ist.

79 Ebda., S. 313.

80 Ebda., S. 317.

81 Ebda., S. 307.

82 Ebda., S. 318.

83 Ebda., S. 305.

84 Ebda., S. 318.

85 Ebda., S. 307.

86 Ebda., S. 308.

87 Ebda., S. 313.

88 Schmidt, Curriculum (wie Anm. 3), S. 138.

Ich wollte an diesen Aufsatz – den ich immer als eine Art Bekenntnis oder Selbstcharakterisierung gelesen habe – erinnern, weil er ein kleines Kunststück darstellt: das Kunststück, persönliche Überzeugung und private Werthaltung in unaufdringlich-nüchterner Diktion, in der neutralen Gestalt einer kulturhistorischen Abhandlung zu demonstrieren. Präsentiert wird diese Haltung in der Darstellung (und man möchte in Erinnerung an den Habitus Leopold Schmidts sagen: in der Verkörperung) einer Geste – einer kleinen sparsamen Handbewegung, kenntnisgesichert und ohne Emphase; ohne jene Emphase, von der die Volkskunde schon genug gesehen hat, und die ihr nicht immer bekommen ist.

Doch jetzt muß ich endgültig abbrechen. Sonst wird das am Ende noch eine Art Hommage. Und die habe ich hier nicht vor. Zumindest möchte ich sie anderen überlassen.

Herbert Nikitsch, Leopold Schmidt and the Solution to the Gordian Knot

This contribution surveys the environment in which Austrian folklore studies functioned in the interwar as well as postwar era, both within the field and with respect to culture and educational policy outside the field. The emphasis is on the role Leopold Schmidt played in both eras, particularly on the years when Schmidt received his socialization in the field. On the one hand, his socialization was colored by the close relationship the field had at the time to a dominating, non-scientific orientation. On the other, consideration is given to the post-1945 period, when Schmidt made a substantial contribution to re-establish folklore in Austria as an academic discipline. The tentative question is posed at the end as to the personal disposition of Leopold Schmidt for (or against) certain knowledge interests in the field – as he was the most significant representative of the field in his day.

Lieferbare von Leopold Schmidt verfaßte oder herausgegebene Publikationen

Bibliographien

Klaus Beil (Hg.): Leopold Schmidt – Bibliographie. Verzeichnis der wissenschaftlichen Veröffentlichungen 1930–1977. Mit einem Geleitwort von Leopold Kretzenbacher. (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde NS Band 3) Wien, Verein für Volkskunde, 1977. 243 Seiten, 3678 Nummern, Register, Abb. € 15,30

Klaus Beil (Hg.): Gedenkschrift für Leopold Schmidt (1912–1981) zum 70. Geburtstag. Mit Wiederabdruck von Leopold Schmidt, Die Volkskunde als Geisteswissenschaft (1947) und Leopold Schmidt-Bibliographie II (1977–1982). (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde NS Band 4) Wien, Verein für Volkskunde, 1982. 100 Seiten, Nr. 3679–4112, Register, Abb. € 10,90

Bei Bestellung beider Bibliographien Sonderpreis € 20,00

Buchreihe

Leopold Schmidt: Gestalttheiligkeit im bäuerlichen Arbeitsmythos. Wien 1952, 240 Seiten, 7 Karten € 14,20

Leopold Schmidt (Hg.): Kultur und Volk. Festschrift für Gustav Gugitz. Wien 1954, 423 Seiten, 65 Abb. € 22,50

Leopold Schmidt u.a.: Sammlung religiöser Volkskunst in der alten Klosterapotheke im ehemaligen Ursulinenkloster. Wien 1967, 102 Seiten, 12 Abb., 2 Karten, Verzeichnis pharmazeutischer Signaturen € 8,40

Leopold Schmidt: Schloßmuseum Gobelsburg. Wien 1974, 96 Seiten, XV Farbtaf., 48 Abb. € 5,80

Gerhard Heilfurth, Leopold Schmidt: Bergbauüberlieferungen und Bergbauprobleme. Festschrift für Franz Kirnbauer. Wien 1976, 232 Seiten, 48 Abb. € 29,80

Bei Bestellung aller 5 Bände der Buchreihe Sonderpreis € 40,00

Kataloge

Leopold Schmidt: Sammlung Altösterreichischer Volksmajolika, 2. Auflage, Wien 1968, 60 Seiten, 12 Abb. € 2,20

Leopold Schmidt: Österreichisches Volk, gesehen mit den Augen der Maler unserer Zeit, Wien 1969, 12 Seiten € 2,20

Leopold Schmidt: Volk und Schrift. Geschriebene Gebet- und Gesangbücher und andere ABC-Volkskunst, Wien 1971, 40 Seiten € 2,20

Leopold Schmidt: Barocke Volksfrömmigkeit. Andachtsgraphik Motivbilder, Zeugnisse der Volksverehrung des Hl. Johann von Nepomuk, Wien 1971, 84 Seiten, 16 Abb. € 3,60

Leopold Schmidt: Lebzeltenmodell aus Österreich, Wien 1972, 72 Seiten, 14 Abb. € 4,40

Leopold Schmidt: Bauernmöbel aus Österreich, Gobelsburg/Wien 1973, 61 Seiten, 12 Abb. € 4,40

Leopold Schmidt: Die Groteske in der Volkskunst. Werden und Bedeutung, Geras/Wien 1975, 64 Seiten, 8 Abb. € 5,80

Leopold Schmidt: Volkskunst im Zeichen der Fische, Geras/Wien 1976, 66 Seiten, VIII Farbtafeln, 16 Abb. € 5,80

Leopold Schmidt: Volkskunst in Friaul, Wien 1976, 39 Seiten € 1,50

Leopold Schmidt: Alte Volkskunst aus dem Egerland. Volkskundliche Sammlung und Forschung, Wien 1977, 102 Seiten, 4 Abb., 24 Farb- und 24 s/w-Tafeln € 6,50

Bei Bestellung aller 10 Kataloge Sonderpreis € 10,00

Raabser Märchen Reihe

Leopold Schmidt (Hg.): Wunder über Wunder. Gesammelte Studien zur Volkerzählung. Wien 1974, 171 Seiten, 9 Abb. € 10,90 (Sonderpreis € 7,00)

Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde

Leopold Schmidt: Probleme der Gegenwartsvolkskunde. Vortrag in der Gesamtsitzung der Akademie am 25. Oktober 1973. Wien 1973, 22 Seiten € 2,20

Leopold Schmidt: Trachtenforschung und Gegenwartsvolkskunde, Wien 1974, 24 Seiten € 2,20

Leopold Schmidt: Gegenwartsvolkskunde. Eine bibliographische Einführung. Wien 1976, 154 Seiten € 13,10

Bei Bestellung aller drei Mitteilungen Sonderpreis € 9,00

Bestellungen beim Verein für Volkskunde:

Österreichisches Museum für Volkskunde

Laudongasse 15–19, A-1080 Wien

Tel. +431/406 89 05, Fax +431/408 53 42

E-mail: verein@volkskundemuseum.at

Sämtliche Preise exklusive Versand. Das Angebot gilt bis 30. Juni 2003.

Leopold Schmidt und das deutschsprachige Mitteleuropa

Wolfgang Brückner

Die wissenschaftliche Wirkungsgeschichte der Persönlichkeit und des umfangreichen Werkes von Leopold Schmidt (1912–1981) innerhalb des deutschsprachigen Mitteleuropas reicht bis 1938 zurück, ist aber seit 1947 unübersehbar geworden und hat sich spätestens seit 1953 zur kritischen Präsenz in der deutschen Volkskunde bis an sein frühes Lebensende entwickelt. Dabei bot ihm die viermal im Jahr erscheinende ÖZV eine Diskursbühne. Der Druck seiner Handbücher und Aufsatzsammlungen aber bildete das breite Fundament seines Ansehens. Er repräsentierte in der Wahrnehmung und Wertschätzung außerhalb Österreichs bei aller wechselseitigen Distanzierungen während des 68er Booms in Deutschland die Verkörperung der österreichischen Volkskunde seiner Generation. Der wissenschaftliche Standard seines disziplinierten Arbeitens hat in unserem Fach nicht mehr unterschreitbare Maßstäbe gesetzt.

„Westdeutschland“ im ursprünglichen Titel allein zu benennen, das war falsch von mir, da ich ständig von Berlin reden muß, wo Leopold Schmidts „Wiener Volkskunde“ 1942 als Habilitationsschrift angenommen worden ist, während er sich als Schreibstubengefreiter der Luftwaffenfunker im Krieg in Rußland befand und sein Promotor Adolf Spamer krank und auf der Flucht nach Dresden, weil ihm von der Geheimen Staatspolizei (Gestapo) der Vorwurf des Umgangs mit „berüchtigten“ Personen wie J. M. Ritz und Leopold Schmidt gemacht wurde. Nicht erst für damals darf man fragen: welches Berlin? Das der Friedrich-Wilhelm-Universität, an der Richard Beitzl, gleichfalls im Felde, aber schon seit 1933 als Privatdozent lehrte, oder das des Heinrich Himmler, von dessen SS-Ahnenerbe Richard Wolfram, Otto Höfler und Eberhard Kranzmayer ihre Direktiven erhielten, oder das des Amtes Rosenberg, an dem der aus Österreich imigrierte Karl Haiding schon lange vor dem „Anschluß“ in Berlin hauptamtlich tätig war?

Der Drang nach Berlin lag germanistisch geschulten Deutschösterreichern seit der 48er-Revolution des 19. Jahrhunderts im Blut nach

dem gescheiterten Versuch des habsburgischen Reichsverwesers und Volkskundeförderers Erzherzog Johann, dem Preußenkönig die Kaiserkrone des Paulskirchen-Parlaments anzutragen. Der spätere erste Lehrstuhlinhaber für neuere deutsche Literaturwissenschaft in Berlin Wilhelm Scherer zwischen 1877 und 1886 versicherte 1869 als Wiener Privatdozent gegenüber dem berühmten Preußenhistoriker Heinrich v. Treitschke „mit Leidenschaft“, wie dieser notierte: „Nur als königlich preußische Provinzstadt könne Wien noch einmal ein anständiger Ort werden“. Das war drei Jahre nach Königgrätz oder Sadowa gesprochen, welche Entscheidungsschlacht zwischen großdeutscher und kleindeutscher Staatenbildung in Mitteleuropa auf Historikerseite heute in einer soeben erschienenen Studie von Hedda Gramley über „Propheten des deutschen Nationalismus“ wie folgt kommentiert wird von Professoren der Theologie, der Geschichte und der Nationalökonomie, wörtlich durch einen dieser preußisch-protestantischen Theologen zwischen 1848 und 1880: „Auf dem Schlachtfelde von Königgrätz hat nicht nur der österreichische Staat, sondern das ultramontan-jesuitische System eine schwere Niederlage erlitten ... Preußen ist und bleibt auf dem europäischen Continent die Burg des protestantischen Geistes“, so daß Thomas Mann 1945 die bekannte Formulierung prägen konnte vom „protestantischen Deutschen Reich preußischer Nation“. Die bildungsbürgerlichen Meinungsführer waren akademische Geisteswissenschaftler, darum auch in Österreich unter den Volkskundlern überproportional von Protestanten repräsentiert.

Auf den agnostisch sozialisierten Leopold Schmidt trifft das nicht zu, und so kannte er keine Tabus gegenüber religiösen Phänomenen (wie bei uns bis zum heutigen Tage) und war in der Wiener Zunft neben seiner kleinbürgerlichen Herkunft doppelt stigmatisiert durch ein erstes Unterkommen beim deutschen Emigranten Rudolf Kriss in dessen ethnographisch orientierter Sammlung Religiöser Volkskunde in kirchlichen Ausstellungsräumen. Das bald folgen sollende Experiment „preußische Provinzstadt“ hat für Wien von 1938 bis 1945 gedauert und Leopold Schmidt fast nur fern der Heimat im Kriege erlebt. Dann wurde Berlin 45 Jahre lang gezweiteilt in die Frontstadt der drei Westalliierten und in das Bollwerk des Sozialismus von Moskaus Gnaden hinter einer Todesmauer. Aus Österreich ging Richard Beitzl, wenn auch spät, an die neue Freie Universität nach Berlin-West und noch später der eine Generation jüngere Helmut Fielhauer zumindest als Gast nach Berlin-Ost. Und Leopold Schmidt?

Der für meinen Vortrag schon vor Monaten angekündigte Arbeitstitel „Leopold Schmidt und die Volkskunde in Westdeutschland 1945–1981“ bedarf noch einer weiteren Vorrede, die der neue Titel: „Leopold Schmidt und das deutschsprachige Mitteleuropa“ erheischt. Wir tun uns nämlich heute wieder leichter damit, so zu formulieren, nachdem es jetzt Europa fast schon gibt und nicht mehr die vier Nachkriegsstaaten Bundesrepublik in der NATO, DDR im Warschauer Pakt und daneben die beiden Neutralen Österreich und die Schweiz, die soeben der UNO beitrifft. Selbst zwischen den beiden Kriegen – und das war Leopold Schmidts Jugend-, Studien- und Postgraduierenszeit nach der Promotion von 1935 – hatte es noch das altgewohnte kulturelle Gemeinsamkeitsbewußtsein der Deutschsprachigen in Europa und der Welt gegeben, so daß der grenzüberschreitende „Verband der Vereine für Volkskunde“ mit Sitz in Freiburg im Breisgau sogar noch vom 19. bis 21. September 1938 den „Fünften deutschen Volkskundetag“ in Basel abhielt. Der Bericht des Vorsitzenden John Meier im Jahre 1939 in den Verbandsmitteilungen enthält unter den Nachrichten aus der Tätigkeit der Volkslied-Ausschüsse auf diesem Volkskundetag in Basel folgenden Passus (S. 34f.): „Unser Mitglied Dr. Leopold Schmidt, der für seine Arbeit ‚Wiener Volkskunde‘ die goldene W. H. Riehl-Medaille erhielt, schrieb über ‚Die Weihnachtsspiele Niederösterreichs‘ (Zeitschrift für Volkskunde) und über die ‚Volksliedlandschaft Niederösterreich‘ (Südostdeutsche Forschungen). Besonders die letzte Arbeit, die in Kreisen der wissenschaftlichen Volksliedforschung lebhaften Anklang gefunden hat, zeigte deutlich, daß solche zusammenfassende, kritische Studien nur auf Grund reichen Materials und gründlicher Vorarbeiten (Bibliographien) zu machen sind. Mit dem vorerwähnten Thema befaßte sich auch ein Vortrag des Genannten im Verein für Landeskunde und Heimatschutz für Wien und Niederösterreich. Dr. Schmidt ist es ferner gelungen, in Ergänzung der historischen Durcharbeitung der niederösterreichischen Volkslieder die in Niederösterreich gelegenen Druckereien von Flugblattliedern zu ermitteln und eine große Anzahl der Erscheinungen und Offizinen in Privatsammlungen und Provinzmuseen festzustellen. Den Katalog, der 334 Lieder umfaßt, konnte der Arbeitsausschuß erwerben, ebenso eine Anzahl von Photokopien der ältesten niederösterreichischen Flugblätter (darunter das älteste: Crembs 1687!)“. Soweit aus dem Bericht zum „Fünften deutschen Volkskundetag“.

Auf dem „Dritten deutschen Volkskundetag“ vom 16. bis 19. September 1934 in Heidelberg, dem ersten unter dem NS-Regime, war der genannte Wilhelm Heinrich Riehl-Preis der deutschen Volkskunde zum ersten Mal verliehen und durch Adolf Spamer als Vorsitzendem des Verwaltungsausschusses der Stiftung der „Herbert-Stubenrauch-Verlagsbuchhandlung Berlin und Leipzig“ öffentlich an den Verbandsvorsitzenden John Meier überreicht worden. Heutige Forschung deutet dies als ein Trostpflaster für seine allmähliche Ausboottung bei der „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaften“ und dem „Atlas der deutschen Volkskunde“. Damit sind wir wieder in Berlin angelangt: Publikation in der Zeitschrift für Volkskunde des Berliner Vereins, der Stubenrauch-Verlag mit seinen großen, von Spamer dirigierten volkskundlichen Handbüchern, der Atlas der deutschen Volkskunde (selbstverständlich inklusive Österreichs und der sogenannten Sprachinseln) und die Notgemeinschaft. Letztere finanzierte bis zur Übernahme durch das SS-Ahnenerbe 1938 den Atlas, an welchem u.a. Richard Beitzl als wissenschaftlicher Mitarbeiter seinen Unterhalt verdiente und weshalb Klaus Beitzl in Berlin auf die Welt gekommen ist. Der Stubenrauch-Verlag gehörte schon seit 1930 dem aus Leipzig stammenden Alleininhaber Walter Krieg, der in jenem Jahre 1938, als die Pläne für ein volkskundliches Zentralinstitut unter Spamers Leitung in Berlin endgültig zerstoßen, mit dem „Anschluß“ Österreichs nach Wien wechseln sollte und dessen Nachfahren heute noch ein Antiquariat in der Kärntnerstraße besitzen. Stubenrauch war zuvor der Hausverlag von Wilhelm Fraenger, voran von seinem Berliner „Jahrbuch für historische Volkskunde“ gewesen. Dieses ist bekanntlich mit den „Marksteinen“ I und II des Karl v. Spieß und mit Edmund Mudraks nordischen Publikationen fortgesetzt worden und – wie ebenfalls jedermann weiß oder wissen sollte – folgten hier in Wien durch Leopold Schmidt die „Neuen Marksteine“ des Karl v. Spieß 1955, gegen die wir damals jungen Leute heftig aufgemuckt haben, voran Lenz Kriss-Rettenbeck im Bayerischen Jahrbuch 1956. Ich selbst fuhr im Jahr des österreichischen Staatsvertrags 1955 mit den noch nicht aus der SPD ausgestoßenen Frankfurter Universitäts-Jusos, dem SDS = Sozialistischer Deutscher Studentenbund, zu Schiller-Feiern nach Ost-Berlin, wo Ernst Bloch aus Leipzig die akademische Festrede hielt.

Am Schiller-Theater Heinrich Georges hatte Wilhelm Fraenger als Dramaturg die NS-Zeit zugebracht und war nun in Ost-Berlin für

unser Fach engagiert worden. Er bildete nach dem Westen hin das Aushängeschild für den Aufbau eines Volkskunde-Instituts der „Deutschen Akademie der Wissenschaften“ (später: „... der DDR“) und darin speziell des Nachfolgeorgans seines Berliner Stubenrauch-Jahrbuchs als „Deutsches Jahrbuch für Volkskunde“ (1955–69). Die ebenfalls begründete Akademie-Reihe der volkskundlichen Kommission Ost-Berlins erschien im zweiten Bande 1953 als Festschrift für den sterbenskranken Adolf Spamer. Dort beteiligte sich nun Leopold Schmidt für seinen einstigen Förderer, der die Wiener Druckfassung seiner 1935 ausgelobten Riehl-Preis-Schrift von 1940 mitten im Krieg zur Habilitation durch die Fakultät in Berlin 1942 hatte annehmen lassen, aber das Verfahren aus eigenen Krankheitsgründen und wegen des unabkömmlichen Fronteinsatzes des parteilosen Kandidaten nicht zu Ende bringen konnte. Es scheint übrigens die einzige Riehl-Medaille für eine Preisschrift gewesen zu sein. Schmidt also beteiligte sich nun mit einem Aufsatz über „Die volkskundlichen Grundlagen der Gebärdensprache“, worüber damals in Westdeutschland der vorhin genannte Lenz Kriss-Rettenbeck ein DFG-Projekt betrieb, das von jenem schon 1947 verfaßten Vortrag in der „Wiener Sprachgesellschaft“ mit initiiert worden war. Die beiden hatten sich auf der Koppenleiten oberhalb Berchtesgadens bei dem zu lebenslanger Haft begnadigt gewesen und daher wiederaufgetauchten Todeskandidaten des Berliner Volksgerichtshofes Rudolf Kriss in den ersten Nachkriegswochen näher kennengelernt. Lenz Rettenbeck promovierte 1951 in München über die Fica als Gebärde und Amulett und ließ seinen Forschungsbericht zur Gebärdensprache im BJbVfK 1964/65 mit jenem Titel von Leopold Schmidt beginnen.

Ein Jahr nach der Festschrift für Spamer erschien schon 1954 der Band VII der genannten Ost-Berliner Akademie-Reihe der Volkskundler, besorgt von Leopold Schmidt: „Das deutsche Volksschauspiel in zeitgenössischen Zeugnissen vom Humanismus bis zur Gegenwart“. In Westdeutschland gab es um diese Zeit des ersten Nachkriegsjahrzehnts überhaupt noch keine subventionierten Publikationsmöglichkeiten für Volkskundler außer der seit 1953 mit dem 50. Jahrgang in Stuttgart wieder erscheinenden einstigen Berliner „Zeitschrift für Volkskunde“, in der Schmidt im kläglich verzögerten 53. Bande 1956/57 einen Aufsatz zu Masken aus dem Moselgebiet publizierte. Karl v. Spieß durfte schon im 52. Bande und Richard Wolfram gar im 50., dem ersten, mitschreiben. Er hatte auch 1951 in Jugen-

heim/Bergstraße an dem legendären ersten Nachkriegstreffen des „Verbandes der Vereine für Volkskunde“ teilgenommen und soll dort nach immer wieder kolportierter Nachricht mit seiner Frau zusammen Schwerttänze in Tracht aufgeführt haben. So jüngst erst wieder Wolfgang Jacobeit in seinen Lebenserinnerungen, obgleich doch der kriminalistisch genau recherchierende amerikanische Kollege James Dow dies längst als Fiktion erwiesen hat. Aber Jacobeit, der emeritierte Ostberliner Ordinarius, NS-Forscher und Museumsspezialist, macht dort u.a. Matthes Ziegler zum Göttinger Volkskunde-Ordinarius der NS-Zeit und aus dem kulturhistorischen „Germanischen Nationalmuseum“ in Nürnberg ein „Museum der germanischen Altertumskunde“ und so fort. Das ist also keine seriöse Quelle. Andererseits wußten 1951 alle Beteiligten, wer was einst gewesen war und darum nun lieber schweigen sollte, wie die unmittelbare Vergangenheit damals geradezu grundsätzlich tabuisiert worden ist – verständlicherweise. Aber wir Studenten bekamen schon deutlich gesagt, wer wieder akzeptabel sein konnte und wer eher nicht. Daß dahinter u.a. auch die einstigen Animositäten zwischen Rosenbergianern und Ahnenerblern zu suchen sind, haben wir allerdings erst später durch eigene Nachforschungen genauer bemerkt. Ich habe das einmal etwas pauschalisierend in das grobe Schema gepreßt: In Österreich hat das SS-Ahnenerbe an der Universität überlebt (Wolfram, Höfler, Kranzmayer, Burgstaller) in der Bundesrepublik Deutschland sind an den Universitäten und im Verband einige Rosenbergianer rehabilitiert worden (Schier, Heilfurth, Ranke, Freudenthal, Mitzka, Martin, Schmidt-Ebhausen), in der DDR hat jeder durch die Begierdetaufe des Sozialismus am Antifa-Mythos mitstricken dürfen (eingeschlossen die angebräunten Spamer und Weber-Kellermann), während sich die inhaltlichen Konzepte wenig unterschieden. Das war bei Leopold Schmidt in zweifacher Hinsicht anders.

Nur einmal brach in Westdeutschland das unterschwellige Unbehagen offiziell auf und richtete sich ausgerechnet gegen den „unpolitischen“ Leopold Schmidt, den stets Abwesenden, weil zwischen den Fronten Befindlichen. Ich spreche von der „Frankfurter Verdammungssynode“, wie wir Studenten sie nannten im Oktober 1953, die in den dgv-Mitteilungen von 1955 nur vage angezeigt ist mit dem Hinweis auf einen „vervielfältigten Bericht“, von dem unter uns natürlich die Rede war, weil ich damals schon angehender Doktorand von Mathilde Hain gewesen bin. Sie hatte unsere Institutsräume dafür

zur Verfügung gestellt, Initiator aber war Karl Meisen aus Bonn gewesen, ein tatsächlich zur NS-Zeit wegen seiner volksreligiösen Studien unterdrückter nunmehriger Ordinarius der Deutschen Philologie und Volkskunde. Den konkreten Anlaß bildete das Erscheinen von Leopold Schmidts ansehnlichem Werk „Gestalttheiligkeit im bäuerlichen Arbeitsmythos. Studien zu den Ernteschnittgeräten und ihre Stellung im europäischen Volksglauben und Volksbrauch“, Wien 1952. Die eigens dafür einberufene Frankfurter Versammlung der westdeutschen Volkskunde-Lehrenden sprach sich erregt „wider einen neuen Mythologismus“ aus, und die modernen Empiriker unter ihnen behaupteten sogar, der Wiener Privatdozent habe in seinem Leben noch keinen wirklichen Bauern befragt und werde auch nie auf dem Lande als teilnehmender Beobachter zu sehen sein.

Es waren dies zwanzig Personen, darunter die beiden Schwieterring-Schülerinnen mit Felderfahrungen der Funktionalistenschule Mathilde Hain, apl. Prof. für Volkskunde an der Universität Frankfurt am Main und Martha Bringemeier vom Landschaftsverband in Münster/Westfalen. Auch unter den Männern gab es Universitätsprofessoren und Lehrbeauftragte, voran die drei Germanistik-Ordinarien Otto Basler aus München, Karl Meisen aus Bonn, Kurt Wagner aus Mainz, dazu der Emeritus Walter Anderson aus Kiel und der apl. Prof. Hugo Moser aus Tübingen/Stuttgart sowie der Ordinarius für deutsche Volks- und Altertumskunde, von Hause aus Numismatiker Walter Hävernack aus Hamburg, an „reinen“ Volkskundlern der apl. Prof. Kurt Ranke aus Kiel, der apl. Prof. Johannes Künzig aus Freiburg, die Honorarprofessoren Helmut Dölker (zugleich Vorsitzender des Verbandes der Vereine für Volkskunde) aus Stuttgart und Hugo Hepding, Bibliotheksdirektor aus Gießen, der PD Matthias Zender aus Bonn, der PH-Dozent Schmidt-Ebhausen aus Württemberg, der Studienprof. Eduard Rühl aus Erlangen, der a.o. Prof. der Theologie Heinrich Schauerte aus Paderborn, der Musikwissenschaftler apl. Prof. Walter Wiora vom Volksliedarchiv in Freiburg, der PD der Soziologie Wilhelm Brepohl aus Dortmund und der Studienrat Hans von der Au aus Darmstadt sowie der Privatgelehrte und promovierte Volkskundler Dieter Narr aus Eschenau in Württemberg.

Aus Wien schrieb Richard Wolfram an den Verbandsvorsitzenden Helmut Dölker am 11.10.1953 u.a.: „Ein Teil der Beratungen in Frankfurt ist Leopold Schmidt gewidmet. Das ist etwas, das uns Österreicher auch angeht und ich bin gespannt, welche Stellung zu

Schmidts Theorien dabei herauskommen wird. Nun sehen wir in Österreich die Dinge aus der Nähe und wissen über manche Hintergründe Bescheid, die dem Außenstehenden manches kaum Erklärliche leichter begreiflich machen können. Schmidt hat durch die Gunst der Lage 1945 und durch rücksichtslose Taktik in unserem Fache in Österreich eine Diktatorenstellung errungen, die er reichlich gebrauchte ...“.

Unter den in Frankfurt Versammelten fällt eine südwestdeutsche Schwerlastigkeit auf, die wir damals wegen der vielen stimmberechtigten Vereinsmitgliedschaften aus Württemberg die „Schwäbische-Alb-Mafia“ nannten. Daraus ist dann später – durchaus mit inhaltlicher Frontstellung dagegen – dennoch der Majoritätsanspruch „der“ Tübinger geworden, so daß z.B. aus Ostberliner Sicht (der Archivalien sowohl wie der Lebenserinnerungen) bis auf den heutigen Tag nur die aus Tübingen – vorher wie nachher – kommenden Initiativen negativ oder positiv wahrnehmbar geworden sind. Meinungshegemonie nennt das die Wissenschaftsgeschichte. Jemand wie Leopold Schmidt hat solches Denken zu keiner Zeit akzeptiert und sich daher zunächst oft selbst isoliert, andererseits die Situation des Einzelkämpfers auf weiter Flur mit Hilfe der Stabilität seines Museums und dem quasi privatisierten (sprich: vereinseigen gemachten) Forum der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde zu jener unübersehbaren Institution des Hofrats in der Laudongasse verfestigen können. Seine schließliche Berufung in die Österreichische Akademie der Wissenschaften aber hat er sich erschrieben durch repräsentative außerösterreichische Publikationen. Und diese sind vornehmlich in West-Berlin erschienen. Wie aber kam es trotz der „Frankfurter Verdammungssynode“ in unmittelbarem Anschluß an diese dazu?

Es war Mathilde Hain, die Frankfurter Instituts-Chefin, die nicht auf die Nachwehen der Wiener Mythologenschule bei Leopold Schmidt setzte, sondern auf seine literarische Quellenkenntnis der Lied- und Schauspielstudien und sein modernes funktionalistisches Theoriekonzept von den überlieferten Ordnungen in unreflektierten Traditionszusammenhängen, ausgedehnt auf die gesamte Breite der kulturellen Objektivationen in Geschichte und Gegenwart, also von der mittelalterlichen Hofkultur bis zur Wiener Stadtethnographie. Mathilde Hain schrieb damals die methodische Einleitung für die erste handbuchmäßige Zusammenfassung der westdeutschen Nachkriegsvolkskunde in Wolfgang Stammlers „Aufriß der deutschen

Philologie“, einem dreibändigen Superkompendium des Erich-Schmidt-Verlages in Berlin-West, das in den fünfziger Jahren jeder deutsche Germanistikstudent benutzte oder gar besaß, weil es portionsweise in finanzierbaren Lieferungen erschien. Die deutsche Volkskunde stand damals entsprechend ihrer akademischen Etablierungsgeschichte noch ganz und gar im Banne der Germanistik, weshalb ja Röhrich, Elisabeth Roth, Bausinger, Lutz, Ina-Maria Greverus, Cox, Brednich, Siuts, Harmening, ich selbst, all die jetzigen deutschen Volkskunde-Emeriti (bis auf Wiegelmann, den Geographen) von Hause aus selbstverständlich Germanisten waren. Der Literaturwissenschaftler Wolfgang Stämmeler und der Volkskundler Will-Erich Peuckert gaben damals die „Zeitschrift für deutsche Philologie“ bei Erich Schmidt in Berlin-West heraus, und dort erschienen alle großen Bücher Peuckerts zur Magiegeschichte sowie seine Sageneditionen.

Der dritte und letzte Band von Stämmelers „Aufriß“ schloß 1956 mit der Volkskunde. Mathilde Hain, Dünninger, Peuckert, Seeman handelten von den für die Philologen wichtigen Bereichen des Faches, wobei Frau Hain für das „Volksschauspiel“ Leopold Schmidt aus Wien hinzuzog und nicht den Spätheimkehrer Hans Moser aus München, der 1938 das entsprechende Handbuch der Verbandsreihe „Deutsches Volkstum“ verfaßt hatte und nun im „Bayerischen Jahrbuch“ 1954 die Grundlegung einer neuen, auf archivalischer Quellenerarbeitung fußenden historischen statt mythomanischen Volkskundeforschung forderte. Beim Volksschauspiel und Lied hatte Schmidt genau diese Kriterien erfüllt und stand hier ganz im Banne Hans Mosers, dem er sein großes Berliner Handbuch, das schließlich 1962 aus dem Handbuchartikel erwuchs, „in dankbarer Freundschaft“ widmete. Es erschien gleichfalls bei Erich Schmidt in Berlin, und ihm folgte vier Jahre später der Sammelband „Volks Glaube und Volksbrauch“ 1966, parallel zu meiner eigenen Habilitationsschrift „Bildnis und Brauch“ im selben Jahr und Verlag, die ihre Begründung des sich Beschäftigens mit europäischem Hofzeremoniell und absolutistischer Strafrechtspraxis expressis verbis aus Leopold Schmidts „Volkskunde als Geisteswissenschaft“ von 1947 bezog.

Weitere vier Jahre später erschien ebenfalls in Berlin Leopold Schmidts Sammelband „Volks gesang und Volkslied“ 1970, aber auch die opulente „Volkskunst Österreichs“ 1966 kam gleichzeitig in Westdeutschland, in Hannover, und Wien auf den Markt, dort auch

im folgenden Jahr die „Bauernmöbel aus Süddeutschland, Österreich und der Schweiz“, 1977 dann erweitert in 2. Auflage. Dazwischen lagen bei Erich Schmidt in Berlin mein umfänglicher Band „Volkserzählung und Reformation“ 1974, die Festschriften für Hans Moser 1969 und Josef Dünninger 1970. Alles zusammen bildete ein klares Publikationsprofil kulturhistorischer Basisstudien bis in die Mitte der siebziger Jahre hinein. Später folgten noch die Habilitationsschriften von Dieter Harmening über „Superstitio“ im Mittelalter 1979 und von D. R. Moser über „Verkündigung durch Volkslied“ im Barock 1981.

Inzwischen war in Tübingen längst schon nach unserem ersten ein zweiter „Abschied vom Volksleben“ 1971 erfolgt, dessen Jünger so taten, als sei nur dieser ein wirklicher Umsturz, obgleich seine neomarxistischen Väter mit uns „Ungläubigen“ ihrer neumythischen Heilslehren durchaus weiterdiskutierten über die alten Probleme, die Hans Moser z.B. mit der Folklorismusdebatte angestoßen hatte und mit der über W. H. Riehl fortführte in meinem neuen „Jahrbuch für Volkskunde“, das nun seit 1978 genau ein Vierteljahrhundert alt ist und der seit siebenunddreißig Jahren in Tübinger Hand befindlichen „Zeitschrift für Volkskunde“ nicht entgegen, aber auf Augenhöhe gegenüber steht. Hierbei läßt sich doppelt auf Leopold Schmidt verweisen. 1. Seine Kritik an der Beobachtungsmethodik W. H. Riehls, dem Namenspatron seines frühen Preisschriftgewinns, hatte er längst am Beispiel der „Entdeckung des Burgenlandes im Biedermeier“ 1959 exemplifiziert, ehe wir anderen uns fast zwanzig Jahre später ernsthaft mit dem Problem befaßten, und 2. organisationspraktisch: Von ihm habe ich gelernt, daß man nicht wie meine Lehrerin Mathilde Hain die Herausgeberschaft eines führenden wissenschaftlichen Organs wie der Z.f.Vk. freiwillig und frühzeitig 1966 abgeben darf. Das war nach einem guten Jahrzehnt für mich der Anlaß zur Wiederbegründung des genannten „Jahrbuchs für Volkskunde“, um historischen und konstruktivistischen Studien im Umkreis unserer traditionellen Forschungsgegenstände weiterhin eine beständige Plattform zu verschaffen.

Leopold Schmidts Riehl-Kritik rieb sich natürlich auch am damaligen österreichischen Altmeister des Faches in Graz Viktor v. Geramb und seiner im Erscheinen begriffenen Riehl-Monographie, deren beider Rangeleien in der ÖZV wir in Deutschland mit Vergnügen verfolgten, zumal wir Frankfurter inzwischen den direkten Kontakt

zu beiden pflegten, in dem uns Mathilde Hain auf Exkursionen sowohl in die Steiermark mit Leopold Kretzenbacher zusammen zu Gerambs entwicklungsgeschichtlichen Trachtenvitrinen in Graz führte (1953) und ein späteres Mal nach Wien ins hiesige Museum und mit Schmidt zusammen ins Burgenland (1960). Wer trug nun wirklich das Steirergewand? Wir haben darauf zwar keine Wetten abgeschlossen, doch sehr genau gewußt, worum es bei der Selbstdarstellung von akademischer Disziplin und Fachvertretern in Österreich ging. Schmidt war für uns in dieser Beziehung ein „Zivilist“. Von Geramb kannten wir seinen Ausspruch auf dem Deutschen Volkskundetag in Passau 1952, wo er sich vor dem Fachpublikum entschuldigen zu müssen meinte, weil er direkt von einer Vortragsreise nördlich des Mains angereist kam und daher, wörtlich: „wie a norddeutscher Frisör“ angezogen war. Und doch hat Leopold Schmidt nach seinem 60. Geburtstag 1972 Dankeskarten mit seinem Foto im Trachtenjanker verschickt. Was war da auf einmal oder allmählich geschehen? Ich darf aus meinem Nachruf von 1981 (in den BBV) die entsprechende Passage zum Abschluß meines Vortrags wiederholen, weil sie mein Bild seiner Persönlichkeit schildert und das unseres Blickes von außen auf jenen Mann, der im „Reich“, wie man bisweilen noch zu sagen pflegte, die österreichische Volkskunde schlechthin repräsentierte.

„Leopold Schmidt [also] im Steirergewand? Unvorstellbar damals, als noch der junge Bausinger im Lodenmantel auf Österreich-Exkursion ging. Und nun [20 Jahre später] das Brustbild im Trachtenjanker. Leopold Schmidt hat ihn meiner Ansicht nach nur bisweilen auf Ausflügen, sozusagen in der Sommerfrische getragen, aber das Geschenkfoto wollte doch ein Zeichen sein, war wohlüberlegter Verweis. Worauf? Auf den Wandel von Gesinnungen? Gewiß nicht! Eher auf geduldigen Umgang mit der Heimatwelt der vielen anderen im Lande. Genauer, so meine ich, Verweis auf die Erkenntnis, daß Volksleben heute samt aller Folklorisierungen Teil nicht bloß unseres Forschungsfeldes ist, sondern auch eine Identifikationshilfe für Staategebilde wie das [1981 gesprochen] neutrale Österreich zwischen den [damals] gegenwärtigen Machtblöcken der gespaltenen Welt und dies ganz ohne falsche Romantik und besserwisserische Heilsbeglückung welcher Couleur auch immer.

Diese Interpretation gewinne ich aus folgendem Erlebnis: Purer Zufall wollte es, daß ich im Barockpalais des Wiener Kulturminis-

teriums die feierliche Ordensverleihung des Ehrenkreuzes für Kunst und Wissenschaft 1. Klasse an Hofrat Schmidt 1978 miterleben durfte. Ein fast höfisches Zeremoniell in der sozialistisch regierten Republik für die nach strengem Proporz zur Ehrung Auserwählten: vom professoralen Chefideologen der Regierungspartei bis zum Benediktinerpater mit humanitären Verdiensten und vom Kieferorthopäden bis zum Volkskundler lange Laudationes von hohem Pult aus durch den Sektionschef des Ministeriums. Huldvolle Vergabe der Ordenskapseln an die schwarz gewandeten Herren durch Frau Ministerin, selbst in schwarzer langer Robe, angerauscht durch große weiße Flügeltüren mit einer Suite von Gefolge. Erheben des Auditoriums von den Plätzen zum Einzug dieser thesesianischen Erscheinung. Kein Kameramann des Fernsehens ohne Krawatte, kein Reporter ohne gedämpften Anzug, nichts von Kombinationen, Rollkragen, Cordhosen oder gar Jeans, auch bei den Leitungsschleppern nicht. Gäste, Freunde und Verwandte im Sonntagsstaat, Adademicollegen, Ministerialbeamte.

Da erhebt sich vor dem Aufbruch zum Stehempfang der Älteste der Dekorierten, Leopold Schmidt, und hält eine Dankesrede. Seitwärts leicht ans hohe Pult gestützt, so wie er Reden ohne Manuskript zu halten pflegte, geht er sogleich auf den Kern der Sache zu, der ihn als Kulturforscher bewegt: das Tragen von Orden. Wenn er sich sein Ehrenkreuz nun wirklich anstecken wollte und damit aus dem Stahembergpalais in die belebten Gassen der Stadt träte, würde er bald auffallen, ja ausgelacht werden, schließlich sei man nicht in Köln (... oder so ähnlich). Gut – dafür sei das Kreuz ja auch nicht gedacht; unsere gesellschaftliche Kleiderordnung bietet andere Gelegenheiten: den Frack. Er selbst habe zwar keinen solchen, könne sich als Wissenschaftsbeamter auch keinen passenden Anlaß dafür denken, sei also hierfür nicht dekorierbar. Ja, vor vielen Jahren, als er wegen Vakanz des Direktoriats am Völkerkundemuseum dort die kommissarische Leitung innehatte, da sei der Negus von Abessinien auf Staatsbesuch in Wien gewesen und habe das Völkerkundemuseum besichtigt. Er habe sich also, dem vorgeschriebenen Protokoll entsprechend, einen Cut ausleihen müssen zur Führung seiner Majestät. Dazu hätte er seinerzeit das Ehrenkreuz anlegen können, es aber damals noch nicht besessen. Was bleibt zu tun, lautete die Frage.

Man wird sich leicht vorstellen können, wie es in der oben mit Bedacht geschilderten Festgesellschaft unter dem Goldstück des Saa-

les mit den schweren roten Fenstervorhängen zu kriseln begann, die Ministerialen auf ihren Stühlen verlegen rutschten, die erstaunten Gäste den Atem anhielten, die Mitausgezeichneten zu versteinern angingen. Die Kameralleute verpaßten das Filmen; ich selbst saß wie zum Sprung gespannt in einer der mittleren Reihen und hatte guten Überblick. Leopold Schmidt lehnte immer noch, nein stützte sich mit der rechten Hand von unten am hohen Pult und fuhr in seiner milden, fast näselnden Alltagssprechweise des unaufgeregt raunzigen Wienerisch fort: Da biete sich eigentlich nur noch das Steirergewand an, und es sei ja in den letzten Jahrzehnten tatsächlich eine Art Festgewand des Österreichers geworden.

Großes Aufatmen nach dieser Wendung der Rede, wenngleich verbleibende Unsicherheiten, ob jetzt nicht erst recht der peinlichen Sache durch eine ironische Übertrumpfung die Faschingskrone aufgesetzt sei. Das blieb in der Schwebelage und sollte wohl auch so sein, wenngleich es Schmidt sehr ernst war mit allen Ehrungen, und er sie buchstäblich genau registriert hat in seinem Lebensbericht. Dafür war der Weg zu lang, zu mühevoll, allzusehr wirklich verdient jede der Stufen, nichts geschenkt, alles mit Leistungen mehrfach bezahlt. Das wiederum gab die Sicherheit und Souveränität nach erlangter Anerkennung, bot – wie wir sozialpsychologisch hochtrabend zu sagen pflegen – tatsächliche Satisfikation. Der nach dem Krieg als unnahbar schwieriger Kollege Verschräene ist ein zufrieden versöhnlicher, väterlich vorausschauender, treusorgend planender, verehrungswürdiger Mensch gewesen. – Das blieb natürlich bis zum Ende der originellen Dankesrede deutlich, und so war es der beherzten Ministerin ein Leichtes, die passende Antwort zu finden und damit das Thema zu neutralisieren: „Herr Hofrat, damit Sie nicht in Verlegenheit kommen, haben wir noch das kleine Schleiferl für den Rockaufschlag beigelegt.“ Der Hofrat klappte die Schachtel zu, steckte sie in die linke Rocktasche und verabschiedete sich ohne Aufsehen; er mußte wohl noch ein Manuskript fertig machen, während wir anderen uns den Wein des Empfangs nicht entgehen ließen.

Wolfgang Brückner, Leopold Schmidt and German-speaking Central Europe

Leopold Schmidt's (1912–1981) influence in German-speaking Central Europe stretches back to 1938. After 1947 it could not be ignored, and after 1953 his extensive contributions gave him a critical presence in German folklore that lasted until his death. The quarterly *ÖZV* provided him with a discussion platform, but it was the publication of his handbooks and collections of essays that provided the broad foundation for his reputation. To those outside the country, particularly in Germany, he and no other represented the Austrian folklore of his generation. The esteem he enjoyed was untroubled by the mutual and cautious reserve that set in after the 1968 events in Germany. His work and personality reflected the Austrian folklore of his generation, and he enjoyed a certain esteem outside of Austria despite the differentiations and distancing that took place in Germany after 1968. The scientific standards employed in his disciplined work set the standards in our field.

Erinnerungen an Leopold Schmidt*

Herbert Zeman

Der Beitrag beleuchtet aus einer freundschaftlichen Perspektive die wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung Leopold Schmidts in Beziehung auf die neuere deutsche Literaturwissenschaft. Der Autor erzählt von den persönlichen Begegnungen in den Jahren 1970 bis zum Tode Schmidts und charakterisiert in diesem Zusammenhang seine wissenschaftliche Zusammenarbeit mit dem ehemaligen Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde und dessen geistigen Horizont.

„Sie sollten vielleicht auch bei Leopold Schmidt vorbeischauchen. Er hat nicht nur manches zu bieten, er ist überdies noch sehr expeditiv.“ Mein alter Lehrer Hans Rupprich gab mir diesen Rat, und ich befolgte ihn. Wir schreiben das Jahr 1970, Ende des Sommersemesters. Es ging um die Begründung meiner Editionsreihe „Wiener Neudrucke“; genau genommen um das Wiederaufleben eines Unternehmens, das August Sauer gegen Ende des 19. Jahrhunderts leider nur für kurze Zeit verwirklichen konnte. Wer weiß, ob Schmidt zur neuen Reihe nicht etwas beitragen könne; das war Rupprichs Überlegung; und sie traf ins Schwarze.

Der Besuch in der Laudongasse hatte Erfolg. Freundlich lächelnd trat mir der damals 58-jährige Gelehrte entgegen und lud mich, den Dreißigjährigen, mit der Habilitation eifrig beschäftigten „Literaturwissenschaftler auf dem Prüfstand“, ein, in seinem bequemen, einfach und keineswegs modern eingerichteten Arbeitszimmer Platz zu nehmen. Er schien sich sichtlich zu freuen: Da kam ein junger Angehöriger jenes Instituts freundlich auf ihn zu, das ihm manche Schwierigkeiten bereitete.

Mit Hans Rupprich gab es wohl nie Probleme. Der hatte gelernt, über den Parteien zu stehen. Aber da war der Altgermanist Otto

* Die folgenden „Erinnerungen“ wurden als Vortrag konzipiert; Form und Stil wurden für die Drucklegung beibehalten, die Anmerkungen hinzugefügt.

Höfler, weltanschaulich und seiner ganzen Persönlichkeit nach eine Art Gegenpol zu Schmidt und enger Freund von Richard Wolfram, dem damaligen Ordinarius für Volkskunde an der Universität Wien. Zwischen Wolfram und Schmidt bestand eine alte Rivalität. Schließlich erreichte der eine, was dem anderen versagt blieb – das Wiener Ordinariat. Schmidt mußte es besonders verbittern, daß die politischen Konstellationen nach außen hin für ihn ungleich günstiger gestanden hatten, als für seinen Konkurrenten. Aber: Die Fakultät entschied anders, und dort sprach Otto Höfler ein gewichtiges Wort mit. Letztlich also gaben diese alten Divergenzen, die ihren geistigen Ursprung in der Studienzeit hatten, als Höfler, Wolfram und Schmidt mit jeweils verschiedenen Eindrücken die Lehrveranstaltungen Rudolf Muchs besuchten, den Ausschlag, daß Schmidt die heiß ersehnte Lehrkanzel für Volkskunde an der Wiener Universität nicht erlangte. Immerhin verbuchte er den Erfolg für sich, vor Wolfram in die Österreichische Akademie der Wissenschaften aufgenommen worden zu sein.¹

Zu meiner Studentenzeit vernahm man spätestens während der volkskundlichen Pflichtvorlesungen für Germanisten von solchen Auseinandersetzungen, und mancher schlug sich zu dieser oder zu jener „Partei“ ohne sachlich urteilen zu können oder die betroffenen Persönlichkeiten genügend zu kennen. All das aber war und blieb in der Wissenschaftsgeschichte kein Einzelfall.

Solche Gedankengänge mögen mir damals im Direktionszimmer des Volkskundemuseums durch den Kopf gegangen sein, wurden aber rasch vertrieben durch das steigende Interesse am Gespräch mit Leopold Schmidt.

Wohlgenährt, mit freundlicher Miene, lebhaften Augen hinter rahmenlosen Brillen, stets bereit zu einer spöttelnden oder ernsthaften Zwischenbemerkung lenkte er die Unterhaltung nach dem Grund meines Besuchs: Er finde, daß ein Band „Historischer Volkslieder aus Österreich vom 15. bis zum 19. Jahrhundert“ nützlich für die Forschung sei und gute Resonanz beim Lesepublikum erhoffen dürfte; im übrigen freue er sich, daß endlich einmal ein Literaturwissenschaftler auch Interesse an volkstümlicher Dichtung zeige. Er erhob sich, ging bedächtigen Schritts zum geräumigen Zimmerschrank,

¹ Zu dem ganzen Problemkreis vgl. man Leopold Schmidts Autobiographie *Curriculum vitae – Mein Leben mit der Volkskunde*. Wien 1982, übrigens ein Rarissimum für Büchersammler.

nahm ein recht dickes Buch heraus und schenkte es mir: „Volksge-sang und Volkslied“; es war soeben in Berlin beim Erich Schmidt Verlag erschienen. Die tatkräftige damalige Inhaberin des Verlags, Ellinor Kahleyss, imponierte Schmidt gewaltig, denn sie war im Grunde aus ähnlichem Holz geschnitzt wie er und förderte seine Expedivität.

Wie er so vor mir stand mit dem kurzgeschnittenen, weißen Haar, der leicht gebeugten etwas nach vorne geneigten Haltung und den ruhigen, keineswegs wendigen Bewegungen, wirkte er älter als er war. Die Spuren eines rastlosen Gelehrtenlebens, das sich mit fortschreitenden Jahren immer mehr geselligen Vergnügungen verschloß, waren nicht zu übersehen. Seinem Arbeitsdrang kam ich gerade recht. Die Erträge seiner Forschungen waren in Berlin zusammengefaßt erschienen, jetzt reizte es ihn, die Illustration, das Material dazu in Wien vorzulegen. So erschienen die „Historischen Volkslieder“ als erster Band der „Wiener Neudrucke“ bereits 1971.²

Der erste Besuch bei Leopold Schmidt hatte Folgen. Oft pilgerte ich vom Neuen Institutsgebäude hinauf zur Laudongasse, und nicht immer gab es einen zwingenden Anlaß. Leopold Schmidt wurde für mich in den siebziger Jahren – neben dem Literaturwissenschaftler Erich Trunz und, seit 1977, dem Sänger Anton Dermota – zu einer Orientierungspersönlichkeit. Da saßen wir dann im Direktionszimmer zusammen, und Leopold Schmidt ließ – um den geistigen Horizont seines Gegenübers richtig einzuschätzen – „Probeballons“ steigen: Die kulturpolitische Problematik der protestantischen Deutsch-Ungarn am Beispiel Karl Julius Schröers wurde einmal angesprochen, dann kam ganz unvermittelt der Hinweis auf die Wertschätzung der Erzählkunst Julius Zerzers und – noch viel weniger vermutet – der Satz, mit der Erzählung „Wunschloses Unglück“ äußere Peter Handke eine menschliche Betroffenheit, die vielleicht auf gutes Zukünftiges schließen lasse. Das waren Momente, die den künstlerisch-feinsinnigen Menschen, der sich hinter dem zurückgezogenen Wissenschaftler verbarg, offenbarten.

Weggeführten Schmidts aus jungen Jahren, die ich später durch die wachsende Nähe zur österreichischen Volkskunde kennenlernte, sprachen davon, daß der junge Gelehrte seinerzeit gern zum Tanz aufspielte und Geselligkeit liebte. Diese Fröhlichkeit samt dem trefflichen Geigenspiel war dem Menschen, den ich kannte, abhanden

2 Vgl. dazu Schmidts Autobiographie (wie Anm. 1), S. 212.

gekommen. Über viele Lebensenttäuschungen hinweg hatte er sich manchen Menschen gegenüber in eine spöttisch-ironische oder kalte Distanz begeben, eines aber hatte er sich bewahrt: die Liebe zur Kunst und die Zuneigung zu Menschen, denen Kunst viel bedeutete. Es war wohl der Ausdruck einer solchen Zuneigung, als Schmidt mir eines Tages sein 1948 erschienenes Buch „Vor gotischen Flügelaltären“ schenkte; ein Buch der Betrachtungen, das auf die künstlerische Begabung und die geistige und seelische Tiefe dieses Menschen, der sich auch als Lyriker, Erzähler und Spielautor versucht hatte, hindeutete. Schmidts Geschenk war eine freundschaftliche Handreichung; es eröffnete mir die ganze seelisch-geistige Welt des Verfassers. In Schmidts *Curriculum vitae* lesen wir: „Die schönste Frucht all dieser Eindrücke und Anstrengungen der Kriegsjahre und meiner Wanderungen und Betrachtungen in ihnen ist das liebste und echteste von meinen Büchern geworden, ‚Vor gotischen Flügelaltären‘. Ich wußte seit seiner Entstehung in dieser Zwischenzeit zwischen Krieg und Frieden, daß mein ganzer bisheriger Weg sinnvoll war.“³

Während unserer Gespräche erschien des öfteren behutsam und diskret, vom Nachbarzimmer eintretend, Klaus Beitzl. Nach und nach lernte ich dann Schmidts übrige Mitarbeiter kennen. Es zeigte sich, daß der Hausherr in der Laudongasse eine ausgezeichnete Hand hatte, junge Wissenschaftler um sich zu versammeln und ein kleines Imperium volkskundlicher Forschung aufzubauen. Die Arbeiten an den Außenstellen des Volkskundemuseums, die Forschungen im Österreichischen Volksliedwerk und im Zusammenhang mit dem von Schmidt begründeten und unter der Akademie-Ägide des Literaturwissenschaftlers Welzig wieder geschlossenen Akademie-Institut für Gegenwartsvolkskunde förderten vieles zutage, was mir eine weitreichende Zusammenarbeit nahelegte.

Einerseits fühlte ich mich rasch eingebunden in den von Schmidt entscheidend mitgestalteten Aufbruch der österreichischen Volkskunde, andererseits fand ich Partner, die meinen wissenschaftlichen Zielsetzungen entgegenkamen. Ich hatte es immer als große Unzulänglichkeit empfunden, daß die deutsche und auch die spezifisch österreichische Literaturgeschichtsschreibung an zwei großen literarischen Feldern vorüberzog und diese unbeachtet ließ: Das betraf einerseits alle Texte, die der Vokalmusik dienten, und es betraf andererseits alle Texte, die aus dem Bereich des Volksliedes, der Volkserzäh-

3 Ebda., S. 101.

lungen und des Volksschauspiels – was immer man unter diesen Begriffen verstand – stammten. Also begründete ich die Lied- und Librettoforschung für den einen, und einen Arbeitskreis „Literarische Volkskunde“ für den anderen Bereich. Die „Literarische Volkskunde“ fand in Leopold Schmidt einen tätigen Helfer.

Wir schreiben nun das Jahr 1981 und haben damit zehn Jahre vielfacher Begegnungen und regen Gedankenaustauschs übersprungen: Zwar war nach den „Historischen Volksliedern“ durch den im Anschluß an meine Habilitation (1972) erfolgten Abgang auf deutsche Lehrstühle (Erlangen, Bonn/1973-75) eine kleine Pause „gemeinsamen“ Publizierens eingetreten, aber der persönliche Kontakt blieb erhalten. Nahezu alle Besuche in Wien galten auch dem Direktionszimmer in der Laudongasse.

Voll freudigem Stolz berichtete Leopold Schmidt in dieser Zeit von seiner Ernennung zum Hofrat, und man hatte das Gefühl, daß ihm nun, unter dem Eindruck dieser Rangerhöhung, die er als öffentliche Anerkennung seiner Arbeiten empfand, neue Energien zuwuchsen. Wissenschaftliche Begegnungen konnten zu menschlich tief berührenden werden. Gegen Ende des Jahres 1975 hielt er auf meine Veranlassung im Wiener Goethe-Verein einen Vortrag: „Überlieferte Volkskultur in Goethes Lebenswelt“ (gedruckt im Jahrbuch des Wiener Goethe-Vereins 1976). Trotz der unpräzisen mit – wie stets – umflorter Stimme gesprochenen Vortragsweise war es schwer, die Rührung zu verbergen, die der Redner durch die Charakteristik der tiefer liegenden Schichten von Goethes Persönlichkeit hervorrief.

Der Goethe-Vortrag war für Schmidt Anlaß, Autobiographien zu studieren und das bisher auf diesem Gebiet Gesammelte zu ergänzen. Schmidt war ein großer Sammler. Und gern folgte man seinen Spuren, gleichgültig, ob sie ins oberösterreichische Klaus zu Bauernmöbeln oder in die Galerie Neumann am Wiener Kohlmarkt zu Bildern führten.

Die Rückkehr seines jüngeren Kollegen auf den Lehrstuhl für neuere deutsche und österreichische Literatur in Wien (1975 bzw. 1976) begrüßte Leopold Schmidt mit lebhafter Freude. Er sah darin die Erneuerung jener guten wissenschaftsgeschichtlichen Situation, als August Sauer in Prag von der Literaturwissenschaft her mit Adolf Hauffen Brücken zur Volkskunde schlug. In solchem Sinn erschien auch mir die Reorganisation der österreichischen Literaturgeschichtsschreibung nicht zuletzt unter Berücksichtigung der Volkskunde un-

erläßlich. So lieferte dann Leopold Schmidt für die historische Vermessung des Terrains einer „österreichischen Literatur“, die in fünf Teilen unter dem Titel „Die österreichische Literatur – Ihr Profil von den Anfängen im Mittelalter bis zur Gegenwart“ (Graz 1979–1989) erschien, nicht weniger als fünf Beiträge:

Vom „Bauernlied“ zum „Volkslied“ – Aus dem Zeitraum von 1779 bis 1819

Lieder für den Landmann – Ein Kapitel Aufklärung und Volkslied (beide 1979)

Johannes Nordmann und seine Sagenaufzeichnungen – Ergebnisse der Wanderungen eines österreichischen Journalisten der liberalen Zeit

Almer, Gstanzeln, Schnaderhüpfel – Aus der großen Zeit der Vierzeilersammlung in Österreich (beide 1982)

Zwischen Zingerle und Hofmannsthal. Von der Märchensammlung zur Märchendichtung in Österreich (1989)

Die Einzelstudien waren in den literaturgeschichtlichen Bänden gut plazierte und fanden die ihnen zukommende Beachtung. Bemerkenswert war auch Schmidts Beitrag zu dem von mir 1976 herausgegebenen Sammelband „Joseph Haydn und die Literatur seiner Zeit“ (Jb. für öst. Kulturgesch.): Joseph Haydn, Volksgesang und Volkslied. Am meisten Resonanz aber versprochen wir uns von dem erwähnten Projekt einer „Literarischen Volkskunde“. Ich hatte durch die Begründung des Ludwig Boltzmann-Instituts für Österreichische Literaturforschung etwas Geld zur Verfügung, und bald ergab sich ein Arbeitskreis, zu dem noch Leopold Kretzenbacher, Oskar Moser, Karl Haiding und Walter Deutsch zählten, später stieß noch Dietz-Rüdiger Moser zu unserer kleinen Gemeinschaft. Das Ziel war, die Erträge der volkskundlichen Forschungen auf dem Gebiet der literarischen Gattungen einzubringen und literaturgeschichtlich für den österreichischen Raum aufzubereiten.

So sehr die anfängliche Begeisterung während der Sitzungen in der Fuhrmannsgasse (damals die Unterkunft des Österreichischen Volksliedwerks) Hoffnungen erweckte, so sehr bewahrheiteten sich Leopold Kretzenbachers Zweifel, ob denn die Texte der Volkslieder und -erzählungen, der Märchen, Legenden, Volksschauspiele und anderer literarischer Arten literaturhistorisch gut erfaßbar seien. Wie's gehen könnte, zeigte zunächst nur Leopold Schmidt, indem er mir – ganz

knapp vor seinem Tod – ein leider bis heute ungedrucktes Manuskript zum „Österreichischen Volksschauspiel“ überreichte. Die Veröffentlichung unterblieb, denn Leopold Schmidt wollte noch manches verändern, ergänzen und korrigieren. Er klagte aber nun über nie gekannte Ermüdungserscheinungen, vor allem über ein seltsames Ruhebedürfnis nach dem Mittagessen. Die endgültige Satzeinrichtung des Manuskripts kam nicht mehr zustande.

Der Abschied von Leopold Schmidt in der Adventzeit des Jahres 1981 bedeutete zugleich das Ende unseres Arbeitskreises. Oskar Moser und Karl Haiding wandten ihre Kräfte vergebens an Darstellungen der österreichischen Volkserzählungen und -märchen; Felix Karlinger trat einer Geschichte der Legenden in Österreich bloß beratend näher, nur Walter Deutsch blieb seinem Vorhaben treu, das Volkslied in Österreich darzustellen. Zu dritt – im Bunde mit Gerlinde Haid – brachten wir schließlich 1993 das Handbuch „Das Volkslied in Österreich“ heraus, lange nach dem Tod Leopold Schmidts, aber doch als Zeichen der geistigen Fortwirkung eines nahezu bedingungslos am wissenschaftlichen Fortschritt tätigen Menschen.

Leopold Schmidt schätzte Persönlichkeiten, die im Dienst an der Sache restlos aufgingen, besonders: Emil Karl Blümml oder Gustav Gugitz gehörten zu seinen besonderen Lieblingen, wobei ihm die autodidaktische Gelehrsamkeit dieser Forscher ganz besonders sympathisch war. Weitab von Schulen und Kathedern hatten solche Leute gewirkt, und auch Leopold Schmidt hielt sich etwas zugute darauf, als Einzelkämpfer in der Wissenschaft zu bestehen. Das entsprach seinem Wesen, das künstlerisch und wissenschaftlich zugleich begabt und erfahren immer dem Gegenstand selbst zustrebte und – von methodologischen und zumeist auch ideologischen Barrieren unbehindert – diesen erfaßte. Wenn andere entweder untätig oder frustriert schwiegen, oder sich über methodische Zugänge zu einem Thema fruchtlos in der terminologischen Diskussion steckenbleibend die Köpfe zerbrachen, hatte Schmidt seine Antwort parat und meistens auch schon publiziert. Nicht immer glückte auf diese Weise alles, aber die letztlich gültige Summe blieb bedeutend.

Da oben in seinem Direktionszimmer erreiche ich ihn nicht mehr. Aber gern und von Zeit zu Zeit immer wieder greife ich – weniger zu seinen wissenschaftlichen Veröffentlichungen im engeren Sinn, sondern – zu seinen betrachtenden Büchern: „Vor gotischen Flügelaltären“ oder „Zwischen Bastei und Linienwall“. Dort finde ich auch

heute noch „meinen“ Leopold Schmidt, dem ich freundschaftlich verbunden war und der mir wohl auch gern begegnete.

Herbert Zeman, Reminiscences of Leopold Schmidt

This contribution, written from a sympathetic and affectionate perspective, seeks to illuminate Leopold Schmidt's significance in the context of intellectual history for newer German literature studies. The author relates his personal encounters during the 1970s with Schmidt, and provides a characterization, in this context, of the author's intellectual work with the former director of the Austrian Museum of Folklore, as well as of Schmidt's intellectual vision.

30 Jahre Tür an Tür mit Leopold Schmidt

Erinnerungen aus Studienzeit und Berufsleben*

Klaus Beitzl

„Tür an Tür“ meint die geradezu lebensgeschichtliche Verbundenheit des Verfassers während seiner Studienzeit und des daran anschließenden Berufsstandes mit dem ehrwürdigen Haus des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien und auch – metaphorisch – die persönliche Nähe und zugleich auch respektvolle Distanz des Schülers, Mitarbeiters und schließlich Nachfolgers als Museumsdirektor dem bedeutenden Gelehrten Leopold Schmidt (1912–1981) gegenüber, der eine Generation hindurch dem Fach Volkskunde in Österreich sein Gepräge gegeben hat. Einzelne Momente und Episoden der persönlichen Erinnerung des Verfassers werden – begleitet von fotografischen „Lebensbildern“ – Passagen aus der letztlich der Öffentlichkeit vorenthalten gebliebenen Autobiographie „Curriculum vitae. Eine Leben für die Volkskunde“ von Leopold Schmidt spiegelbildlich gegenübergestellt.

Die Statuten des Vereins für Volkskunde in Wien halten fest, daß die jährliche Ordentliche Generalversammlung tunlichst innerhalb der ersten drei Monate eines jeden Jahres abzuhalten sei. Demgemäß ist es Usus, die Jahreshauptversammlung jeweils im Monat März, gewissermaßen zu Ende des Winters und an der Schwelle zum Frühjahr anzuberaumen. Viele Jahre hindurch war diese Zusammenkunft im März auch der Anlaß, Leopold Schmidt – den Vereinspräsidenten, Museumsdirektor, Universitätsprofessor und Wirkl. Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften – zu seinem Geburtstag am 15. März – im „Zeichen der Fische“ – zu beglückwünschen.

Die Lebensdaten von Leopold Schmidt – geboren am 15. März 1912 in Wien, gestorben am 12. Dezember 1981 ebendort – gebieten es uns, in der heurigen Generalversammlung – der 108ten in der Vereinsgeschichte – seiner besonders zu gedenken: Sein Geburtstag

* Vortrag, gehalten am 8. März 2002 im Anschluß an die „Gedenksitzung für Leopold Schmidt (1912–1981)“ in der Jahreshauptversammlung 2002 des Vereins für Volkskunde in Wien.



Abb. 1: Gedenksitzung für Leopold Schmidt im Österreichischen Museum für Volkskunde: (v.l.n.r.) Tamás Hofer, Péter Niedermüller, Konrad Köstlin, Wolfgang Brückner, Herbert Nikitsch, Abt. Bertrand Baumann, OCist. (Aufn.: Margot Schindler, 2002)

jährt sich in den nächsten Tagen zum 90. Mal und im Dezember des vergangenen Jahres stand im Kalender sein 20. Todestag eingeschrieben.

Die Vereinsleitung hat aus diesem Grund seine Mitglieder, Fachkollegen, ehemaligen Schüler und Freunde zu einer „Gedenksitzung“ eingeladen (Abb. 1). Als Schüler von Leopold Schmidt, als seinem wissenschaftlichen Mitarbeiter und späterhin Nachfolger als Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde haben mir die Vorstände des Vereins für Volkskunde und heutigen Veranstalter, die Hofräte Dr. Franz Grieshofer und Dr. Margot Schindler, die Aufgabe zugeordnet, mich aus persönlicher Perspektive heraus – wie es geschrieben steht – in einer „Paraphrase“ meiner Studienzeit und meines späteren Berufslebens im Umfeld von Leopold Schmidt zu erinnern.

Ich habe gemeint, den Titel „30 Jahre Tür an Tür mit Leopold Schmidt“ wählen zu sollen. Damit ist der Zeitraum umschrieben zwischen meinem Studienantritt an der Universität Wien im Herbst 1950 und meiner Übernahme des Museumsdirektorates in Nachfolge

von Leopold Schmidt zu Beginn des Jahres 1978 – drei Jahre vor seinem für uns alle damals erschreckend frühen Tod vor Weihnachten 1981.

„Tür an Tür“ will ich sowohl in einem „topographischen“ als auch „metaphorischen“ Sinn verstanden wissen für eine dauernde örtliche Nähe und zugleich auch Distanz, wie auch als Auslegung dienstlicher und partnerschaftlicher Zusammenarbeit. Der während drei langen Jahrzehnten geübte Umgang miteinander scheint mir in dieser Weise richtig benannt zu sein.

Der Intention der Programmacher gemäß soll ich hier am Rednerpult ein „Paraphrast“ sein: also der Verfasser einer „Paraphrase“, einer – laut Lexikon – „erweiternden Umschreibung einer Textstelle, einer Schriftstelle mit anderen Worten oder in einer anderen Sprache“.

Ich mache mich ans Werk und suche als Unterlage für mein Vorhaben nicht nur eine Textstelle, sondern einen ganzen Text: Ein solcher liegt in einem reichlichen Ausmaß als Buch vor; ein Buch, das es freilich gar nicht geben sollte. Es sind dies die auf das Jahr 1982 vordatierten, offiziell jedoch nie an die Öffentlichkeit gelangten Lebenserinnerungen von Leopold Schmidt, bekanntlich mit dem Titel „*Curriculum vitae. Mein Leben für die Volkskunde*“. Das immer noch verstörende Schicksal dieses Buches ist bekannt. Der Autor hat das Druckwerk nach seiner Fertigstellung und ersten Verteilung unter Kollegen und Freunden aus rein privaten Gründen umgehend zurückgezogen. *Habent sua fata libelli!*

Das mir persönlich zugedachte und während meines Sommerurlaubs angeblich auf meinem Schreibtisch hinterlegte Exemplar habe ich nie erhalten. Bei einer gelegentlichen Nachfrage im Herbst meinte Leopold Schmidt zu mir: „*Wissen Sie, Beitzl, das ist mein ‚Zwentendorf‘: fix und fertig gebaut und nicht in Betrieb gegangen!*“ Die Erfahrung hat jedoch gezeigt, daß nicht alle Empfänger ihr Widmungs-exemplar des „Curriculums“ zurückgegeben haben, worin wohl der Ursprung für die späteren „Raubkopien“ zu vermuten ist, die – wo man hinhört – in einer großen Anzahl ihre Leser gefunden haben.

Ich selbst habe später im Nachlaß meines Vaters Richard Beitzl, der damals auch ein „Nichtzurückgeber“ war, ein Exemplar gefunden, das an den Seitenrändern mit zahllosen Bleistiftanmerkungen versehen ist, die geradezu zu einer differenzierenden „doppelten Lektüre“ Anlaß bieten.

Ich will meine „Paraphrase“ jedoch nicht allein mit „anderen Worten“ beginnen, sondern mich auch der Ausdrucksform der Bilder-

sprache bedienen. Die Grundlage hierfür sind zeitgenössische Photographien. In meinem persönlichen Bildarchiv und in der Photothek des Österreichischen Museums für Volkskunde sind ungezählte Bilder verwahrt, die den Weg der Erinnerung, den ich mit Ihnen antreten will, anschaulich zu begleiten und zu erhellen vermögen.

„Türen und Tore“ sollen bemüht werden als symbolische Bildgestalten zur Markierung der Etappen und Übergänge meiner hier erinnerten Studienzeit und Berufslaufbahn: „Tür an Tür“ mit Leopold Schmidt durch 30 Jahre hindurch – das bedeutet für mich eine ganze Reihe lebensbestimmender Abschnitte und Passagen.

Da ist zuerst die Wiener Studienzeit von 1950 bis 1956/57 (einschließlich von vier Auslandssemestern in Paris) und daran anschließend, 1957 bis 1959, weitere zwei postgraduale Lehr- und Wanderjahre abermals in Frankreich und auch in Deutschland; daraufhin 1959 der Antritt des Dienstes als Wissenschaftlicher Assistent am Wiener Volkskundemuseum auf einem neu geschaffenen Dienstposten; späterhin Kustos bis zur Ernennung zum Museumsdirektor in Nachfolge von Leopold Schmidt am 1. Jänner 1978; in dieser Eigenschaft noch vier weitere Jahre im Museum in harmonischer „Kohabitation“ mit dem Amtsvorgänger, mit welchem bei meinem Direktionsantritt zu Neujahr in eigenhändiger Aktion lediglich die Diensträume zu tauschen waren. Die unvorhergesehene schwere Erkrankung von Leopold Schmidt im Herbst 1981 und sein Tod am 12. Dezember desselben Jahres haben dieser 30jährigen engen Kooperation jäh ein Ende gesetzt.

Die Fülle verfügbarer Bildzeugnisse und ein breiter Strom persönlicher Erinnerungen gebieten es, mich im folgenden auf eine Auswahl von einigen Episoden zu beschränken.

*

Voran die Zeit des Universitätsstudiums und der Lehr- und Wanderjahre:

Sommer 1950 Matura am Bundesrealgymnasium in Bludenz, Vorarlberg. Die weiß-blaue Kokarde im Knopfloch der Jacke bei der Maturafeier deutete bereits auf meine Entscheidung für ein Studium an einer Philosophischen Fakultät hin. Die Wahl der Germanistik und Romanistik war durch meine Vorliebe für diese Fächer während der Mittelschulzeit bestimmt. Volkskunde – im Lehrplan des Realgymnasiums als Unterrichtsfach nicht vorhanden – kann als frühe Prägung durch den Vater gelten. Im Berliner Elternhaus bin ich als Bub angesichts vieler volkskundlicher Bücher und als Zuhörer von vielen

Gesprächen aufgewachsen. Bekannte Fachkollegen des Vaters aus dem Umkreis der Universität und der seinerzeitigen Berliner Arbeitsstelle des „Atlas der Deutschen Volkskunde“ sind als Freunde der Eltern im gastfreundlichen Reihenhaushaus im Zehlendorfer Grunewald aus- und eingegangen: neben manchen anderen Reinhold Peesch, Wilhelm Hansen, Reinhold Knopf und – aus der Schweiz – Richard Weiß während seines Berliner Aufenthaltes.

Für mich als Berliner Großstadtkind war es selbstverständlich, von meiner „zweiten Heimat“ Vorarlberg aus Wien als Studierstadt zu wählen; ungeachtet der zu Anfang der 50er Jahre dort noch herrschenden Nachkriegstristesse und der Reisebeschwerden über die damals bestehende amerikanisch-russische Demarkationslinie an der Enns. So verließ ich Anfang Oktober 1950, zu Beginn des Wintersemesters, unser *tusculum Montafonense*, den in den Kriegsjahren nach dem Tod des Schrunser Großvaters neuen Familiensitz, um mich in damals elfstündiger Eisenbahnfahrt – auf Holzbänken – dem neuen Lebenshorizont zu nähern.

Ein älterer Schulfreund aus Bludenz, der ein Jahr zuvor zum Studium nach Wien aufgebrochen war, hatte mir das Quartier bereitet. Im 8. Wiener Gemeindebezirk, auf der Alserstraße Nr. 17, öffnete sich für mich die Pforte des Minoriten-Klosters. Hier im Kloster „Zu den Trinitarier-Mönchen“, für welche das Gotteshaus zur Allerheiligsten Dreifaltigkeit und das Kloster in der Vorstadt in der Zeit von 1688 bis 1691 erbaut worden war, konnten in den 50er Jahren preiswerte Zimmer – um damals S 35,- monatlich! – bezogen werden. Die bis dahin dort kriegsbedingt einquartierten Krankenschwestern des gegenüberliegenden Allgemeinen Krankenhauses übersiedelten, eine nach der anderen, in private Wohnungen.

Diese neue Heimstatt befand sich quasi „Tür an Tür“ zum Gartenpalais Schönborn, zweimal um die Ecke, in der Laudongasse, welches alsbald zum zweiten Fixpunkt in meiner Wiener Stadtopographie werden sollte. Von Anfang an hatte ich bei meiner Inskription neben Vorlesungen aus Romanistik und Germanistik sowie Kunstgeschichte eben auch das Fach Volkskunde inskribiert. Auch wenn ich zunächst aus einem gewissen „methodischen Zweifel“ heraus das besondere Gewicht auf die Germanistik gelegt hatte, wurde ich doch bald allein von der Volkskunde in den Bann geschlagen. Und so ist Leopold Schmidt sehr bald in meinen unmittelbaren Interessenshorizont eingetreten.

Ein Photo aus etwas späteren Jahren, 1957, kann an dieser Stelle als Metapher verstanden werden (Abb. 2). Bekanntlich ließ das früh erwachte germanistisch-volkskundliche Interesse von Leopold Schmidt an Volkslied und Volksschauspiel ihn schon als Maturant eine kleine fachliche Abhandlung abfassen, die Arthur Haberlandt, dessen Hörer Leopold Schmidt damals noch nicht einmal war, in der „Wiener Zeitschrift für Volkskunde“, Jahrgang 1931, abdruckte. Dazu Leopold Schmidt in seinem „Curriculum“ (S. 17): *„Wie ich zu dieser Zeitschrift kam, wie sie mit dem Museum zusammenhing ist freilich eine Sache für sich ... Nur eines schon hier: Diese kleine Arbeit war zufällig einer alten Eintrittsformel [zu einem Umzugs-spiel] gewidmet: ‚Ich tritt herein ganz knödelfest.‘ Viele Jahre später erst erfuhr ich, daß manche meiner späteren Mitarbeiter der Meinung waren, daß das Wort für meinen Eintritt in die österreichische Volkskunde überhaupt symbolisch geklungen habe.“*

Was mich selbst betrifft, erfuhr mein von zu Hause mitbekommenes volkskundliches Interesse durch die Persönlichkeit des Universitätslehrers Leopold Schmidt seine endgültige Fixierung. Aus den Seiten meines alten „Studienbuches“ läßt sich der weitere Gang der Dinge des Volkskundestudiums ablesen. Die Ansprüche von Vorlesungen im 1. Semester mit den Themen *„Theorie und Methoden der kulturhistorischen Volkskunde“* und *„Die Volkskunde und die geistigen Strömungen der Gegenwart“* haben mich anfangs so sehr eingeschüchtert, daß ich mich den Kolloquien nicht gestellt habe und das Testat, womit *„Der Dozent eigenhändig einen Besuch bestätigt“*, gar nicht erst abgeholt habe. Meine anfangs wohlbehütete Anonymität mußte ich allerdings im 2. Semester aufgeben: Wir waren in dem kleinen Bibliothekshörsaal des Museums (die Volkskunde verfügte damals noch über keine eigene Lehrkanzel und demgemäß auch über kein selbständiges Institut) selten mehr als ein halbes Dutzend Hörer. Und so mußte der regelmäßig erscheinende, stille Gast in der dritten Tischreihe sich endlich zu erkennen geben. Eine ältere Hörerin, Helene Grünw war es, die – aus reiner Neugierde oder über „höheren Auftrag“? – mir bedeutete, daß man sich als regelmäßiger Zuhörer von Vorlesungen beim „Herrn Dozenten“ persönlich vorzustellen habe. Ich leistete diesem Hinweis Folge und klopfte zum ersten Mal an die im späteren Verlauf so bedeutsame Tür der Direktion. So befangen ich in der Deklaration meines Namens und damit in der Offenlegung meiner Herkunft war, so unbedacht entwich mir – unter



Abb. 2: Volkskundliche Exkursion „Nördliche Kalkalpen“ der Universität Wien, Sommersemester 1957: Leopold Schmidt durchschreitet die Tür eines Getreidekastens (Aufn.: Klaus Beitzl, dia. 57.97.)

Zuhilfenahme des Sprichwörterschatzes – die Antwort auf eine Frage des Dozenten, *warum ich in Anbetracht der großen Entfernung von Vorarlberg und in einer Zeit noch beschwerlicher Existenz im Wien der Nachkriegsjahre nicht einfacher in Innsbruck Volkskunde studieren gegangen sei, daß man Volkskunde beim ‚Schmidt‘ und nicht beim Schmiedl lernen müsse.*

Von nun an erledigte ich meine Kolloquien regelmäßig und erhielt dafür auch die jeweiligen Abschlußtestate. Wenn es mir gestattet ist, an dieser Stelle im Studienbuch noch ein bißchen weiter zu blättern, erinnere ich mich, daß ich – vor Antritt eines zweijährigen französischen Stipendiums im Wintersemester 1953/54 – in Wien wohl der allerletzte Hörer von Arthur Haberlandt gewesen bin. Haberlandt hatte in den fünfziger Jahren noch einmal seine frühere Lehrtätigkeit aufgenommen. Bei ihm hörte ich – beziehungsweise für meine weitere fachliche Orientierung – die Vorlesungen „*Österreichische Volkskunde im Rahmen europäischer Volkskunde*“ und „*Europäische Volkskunde*“.

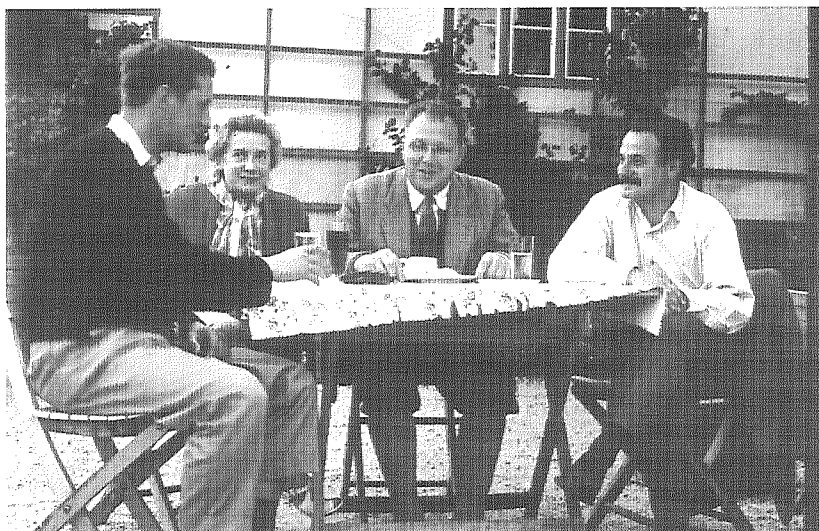


Abb. 3: Leopold Schmidt mit seinen Studenten Klaus Beitzl, Wilhelmine Redl und Ludwig Plakolb (v.l.n.r.) bei einer Rast in Aflenz (Steiermark), am 22. September 1956, auf der Rückreise vom 4. Österreichischen Historikertag in Klagenfurt (Archiv Klaus Beitzl, dia. 56.86.)

Leopold Schmidt als „unser“ Universitätslehrer! (Abb. 3) Ich lasse zwei ehemalige Kommilitonen zu Wort kommen, die uns zum Anlaß unserer heutigen Gedenksitzung geschrieben haben: *„Ich wäre sehr gerne zu der Gedenkfeier an vertrautem Ort auch dabei, werde aber geistig-psychisch mit anwesend sein und an jenem Festtag ganz besonders meines leider viel zu früh verewigten akademischen Lehrers gedenken. In seiner gütigen und einfühlsamen Art hat er mir in der schweren Nachkriegszeit schon viel Verständnis entgegengebracht und mir durch seine graphischen Aufträge auch in Zeiten arger finanzieller Notlage praktische Hilfe geboten. Auch seine verständnisvolle Unterstützung und Ermunterung auf dem langen, mühseligen Weg zum ‚nebenamtlichen‘ Doktorat hat mir sehr geholfen. Mit meiner Promotion s.a.p. konnte ich meinem verehrten Studien- und Dissertations-Vater den gebührenden Dank abstaten, und werde ihm lebenslang dankbar bleiben.“* (Mag. Dr. Georg Reiter, OStR Lienz und Steyr, Brief vom 26.2.2002) Und: *„Nur wenige Menschen haben mir im Leben so viel bedeutet wie Leopold Schmidt und so freue ich mich schon auf den Freitag in der nächsten Woche. Wie erinnere ich*

mich an Vorlesungen, nur ein paar waren wir in den Bänken, und sein Vortrag begeisterte uns, wenn er von einem unscheinbaren Ausgangspunkt aus die großen Verbindungen herstellte.“ (Dr. Hubert Kriss, Berchtesgaden-Koppenleiten, Brief vom 27.2.2002)

Um diese großen Verbindungen ging es auch, als ich in meinem letzten (10.) Wiener Semester im Frühsommer 1956 an einem in der Vorlesung „*Geschichte des europäischen Maskenwesens*“ von Leopold Schmidt gewährten Termin meine aus Frankreich mitgebrachte vergleichend europäische Untersuchung über die „*Umgangsriesen*“ als fertige Doktorarbeit vortragen konnte. Ich hatte meine Dissertation nach den von Marcel Maquet in seinem damals hochaktuellen Handbuch „*Ethnographie métropolitaine. Guide d'étude directe des comportements culturels*“ (Paris 1953) aufgestellten Regeln erarbeitet. Darüber hinaus hatte mir Georges Henri Rivière als Betreuer meiner französischen Studien die nachmals berühmte Brauchmonographie über die provençalische Maskengestalt „*La Tarasque*“ von Louis Dumont als Vorbild empfohlen. Der akademische Lehrer und Doktorvater in Wien wollte jedoch über meine volkskundlich-monographische Analyse der rezent und historisch erfaßten „*Umgangsriesen*“ hinaus die „großen Verbindungen“ dieser Brauchgestalten nachgetragen haben. So steuerte er in der Diskussion in einem ausgreifenden Exposé sogleich auch den Entwurf für eine hypothetisch-mythologische Deutung im Sinne von archaischen Weltschöpferriesen bei. Folglich machte ich mich in meinem Kämmerlein im Josefstädter Minoritenkloster daran, zusätzlich ein abschließend deutendes Kapitel zu schreiben, das freilich von der späteren Fachkritik lebhaft in Frage gestellt worden ist.

*

Studienzeit! Da gehörten jedenfalls die volkskundlichen Exkursionen hinzu! Sie waren sozusagen der „verlängerte Hörsaal“ des Unterrichts von Leopold Schmidt. „*Die Erarbeitung einer volkskundlichen Exkursion*“ als Übung war nicht nur Bestandteil des akademischen Lehrangebots, sondern führte neben der Einladung wohl auch älterer Hörer und Absolventen späterhin auch zur Öffnung für einen größeren Kreis interessierter Vereinsmitglieder, Amateure und Kollegen benachbarter Fächer. Das stupende Faktenwissen und die Darlegung übergreifender kultur- und geistesgeschichtlicher Zusammenhänge, kurz die deutende „Lektüre“ der in der Landschaft vorgefundenen Kulturzeugnisse durch Leopold Schmidt bedeuteten jedesmal eine



Abb. 4: Auslandsexkursion nach Österreich des Seminars für Volkskunde der Universität Frankfurt/Main, Sommersemester 1960: Leopold Schmidt und Mathilde Hain auf dem Kalvarienberg von Frauenkirchen (Burgenland) am 15. Juni 1960 (Aufn.: Klaus Beitzl, swphot. 138.13.)

besondere intellektuelle Erfahrung. Sie führten aber auch zu Erlebnissen selten gewährter menschlicher Nähe zu der habituell auf Distanz bedachten Person des Lehrers und Gelehrten.

Wenn im internationalen akademischen Austausch aus dem Ausland Exkursionen nach Wien kamen und diese sich an Leopold Schmidt wandten, wie z.B. im Frühsommer 1960, als Frau Professor Mathilde Hain mit ihrem Frankfurter Volkskundeseminar das Museum besuchte (Abb. 4), dann war das für Leopold Schmidt zurückblickend ein Anlaß zu einer für die Außenstehenden merkwürdigen Selbstvergewisserung, mit welcher er einer vermeintlich fehlenden Anerkennung und versteckten Gegnerschaft im eigenen Land entgegentrat. Wie anders soll man die Textstelle des „Curriculums“ (S. 140) verstehen: Bei solchen Besuchen „*merkte man, daß es [d.h. das Museum] in seinem jetzigen Zustand [nach 15jähriger Aufbauzeit seit dem Zweiten Weltkrieg] auch solchen zunächst museumsfremden Fachkollegen und Fachstudenten etwas hat geben können. Freilich verstärkten wir die bei uns gewonnenen Eindrücke noch durch drei*



Abb. 5: Studienfahrt des Vereins für Volkskunde in Wien ins Burgenland am 13. Mai 1963: Die Teilnehmer (v.l.n.r.) Maria Maresch, Herr Nord, Frau Scheidt, Rudolfine Römlein, Maria Sammer mit Tochter, Marianne Borkowitz, Christine Lauter, Peter Simhandl, Helge Gerndt, Frau Vögerle, Frau Löscher folgen dem Vortrag von Leopold Schmidt beim Besuch der Wallfahrtskirche Maria Loreto (Aufn.: Klaus Beitzl, swphot. 165.9.)

Tagesexkursionen in die verschiedenen Teile Niederösterreichs und des Burgenlandes und schufen damit einen gewissen kulturgeographischen Rahmen für diese Facherlebnisse ... Ich glaube mein Ansehen bei den Fachfreunden im Reich ist durch solche eigentlich improvisierten Veranstaltungen noch um etliches gewachsen.“ Und noch der Zusatz: „Sie konnten sich doch überzeugen, daß hier allenthalben handfeste Grundlagen geschaffen worden waren, daß die sonst nur literaturbekannten Einrichtungen unseres Faches wirklich funktionierten, kurz, viele Dinge schon so waren, wie ich sie mir einstmals gewünscht hatte ...“

Es war der im Vereinsausschuß tätige Fachlehrer Franz Schunko, ein begeisterter Volksliedfreund und verantwortlicher Mitarbeiter des Österreichischen Volksliedwerkes, der die Anregung machte, Exkursionen nicht nur – wie bisher üblich – mit den Hörern, sondern auch mit dem Verein zu machen. Als Vereinspräsident hat sich Leopold Schmidt darauf eingelassen. Viele Jahre hindurch haben sich gerne



Abb. 6: Jacob Grimm-Gedächtnisreise im Juli 1963 nach Deutschland mit Studenten und Absolventen der Universität sowie Mitarbeitern des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien: Leopold Schmidt inmitten der Reisegruppe, (vordere Reihe v.l.n.r.) Margarete Schmidt, Maria Kundegraber, Helene Grün, Margarete Bischoff, der Postautobuschauffeur Binder, Leopold Schmidt, Gertraude Suda, Ludwig Plakolb, Herr Zitek, Hermann Steininger, Hubert Kriss, (dahinter) Elfriede Lies, Regine Schmidt, Helge Gerndt, Bernhard Schemmel, Klaus Beitzl (Aufn.: Österreichisches Museum für Volkskunde, phot.pos. 31.621)

und in großer Zahl Leute eingefunden, und so konnten die Außenstellen des Museums, aber auch andere Veranstaltungen vorgewiesen werden (Abb. 5). Diese vielen kleinen Samstag-Exkursionen – im Laufe der Jahre waren es über ein halbes Hundert – haben vor allem eine landes- und volkskundliche Erschließung des weiten Umlandes von Wien bewirkt, was „den Stand der volkskundlichen Bildung bei den Vereinsmitgliedern doch wesentlich an hob“ (S. 216). Darauf ist es Leopold Schmidt immer angekommen. Eine in diesem Zusammenhang unverkennbare Bevorzugung des Burgenlandes bei solchen Ausflügen mag wohl in der intensiven Aufarbeitung der burgenländischen Volkskunde durch Leopold Schmidt und in der im Laufe der Jahre geknüpften engen fachlichen Verbindung zum seinerzeitigen Direktor des Burgenländischen Landesmuseums, Adalbert Riedl, begründet liegen.

Die für Leopold Schmidt und für die Schar seiner jüngeren und älteren Universitätshörer weitaus wichtigste Exkursion war jedoch die große dreiwöchige „*Jacob Grimm-Gedächtnisfahrt*“ nach Deutschland zum Besuch der wichtigsten Grimm-Gedenkstätten anlässlich des 100. Todesjahres von Jacob Grimm im Jahr 1963 (Abb. 6). Besonders gefördert vom Deutschen Akademischen Austauschdienst, wurde – wie stets mit einem Autobus der Österreichischen Post – ein „*kräftiges Dreieck durch Bayern, Franken und Hessen und zurück*“ ausgefahren. Ich zitiere wiederum aus dem „*Curriculum*“ (S. 174): „*Ich hatte die Übungen eines Sommersemesters dafür benützt, um wenigstens meine Hörer dafür einigermaßen vorzuschulen, und da gute Leute wie Helge Gerndt und Hermann Steininger darunter waren, so gelang das auch einigermaßen. Dennoch habe ich auf meinem Pilotensitz am Mikrophon sozusagen eine ganze süd- und mitteldeutsche Volkskunde mehr oder minder aus dem Stegreif vortragen müssen, um den Teilnehmern hinter mir mit einem einigermaßen zureichenden Eindruck zu verschaffen. Das war bei einer Fahrt in glühender Julihitze nicht ganz einfach, und ich verstand es durchaus, wenn an manchem Nachmittag die Hörer hinter mir mehr schliefen als mitschrieben.*“ (Abb. 7) Leopold Schmidt hatte „*sehr viel von dem eingesetzt, was ich in so manchen Jahren erwandert und erfahren hatte; zeigte nicht nur das Volkskundliche an den wechselnden Landschaften, sondern auch möglichst viel an Kunst- und Geschichtsdenkmälern und hatte die Fahrtroute so gelegt, daß auch ich manches zum ersten Mal sah und nach langer literarischer Kenntnis nun endlich persönlich begrüßen konnte*“ (S. 174). Dieser Eintrag im „*Curriculum*“ erscheint mir hervorhebenswert, da Leopold Schmidt während der siebeneinhalb Kriegsjahre, da er vom ersten bis zum letzten Tag als Schreiber auf dem LKW einer Luftwaffeneinheit für Telefonleitungsbau in Deutschland – und nicht nur in Deutschland! – in einer unglaublichen Odyssee kreuz und quer und von oben nach unten durch Europa kommandiert worden war, diese Zeit für sein stets waches kulturhistorisches Interesse genutzt hatte, dies in ausführlichen Kapiteln seines Erinnerungsbuches auch festhielt und mir gegenüber auf unseren vielen gemeinsamen Dienstfahrten in meinem Privatauto oft nacherzählte.

Neben den Grimm-Gedächtnisstätten in Hessen, denen vor allem der Besuch galt, mögen hier nur zwei Reiseimpressionen vermerkt werden: „*In Franken nahm uns das Fach besonders eng in Beschlag.*



Abb. 7: Jacob Grimm-Gedächtnisreise im Juli 1963:
 Leopold Schmidt im Cockpit des Postautobusses
 (Aufn.: Österreichisches Museum für Volkskunde, phot.pos. 31.622)

In Dettelbach traf Wolfgang Brückner mit seiner guten stillen Frau auf uns, in Würzburg schloß sich Hans Dünninger an und in Hanau erwartete uns dann Mathilde Hain. Der gescheite, sprudelnd bered-same Brückner hatte Gelegenheit, seine Heimat zu zeigen.“ (S. 175) Und in der Schwalm: „Aber noch eindrucksvoller – als [eben] die Grimm-Gedächtnisstätten – war es dann doch, in den Orten in der Schwalm die Leute in ihren Trachten zu sehen, in jenen erstarrten Trachten des 18. Jahrhunderts, die man wirklich nur mehr auf Gemälden der Schwälmer Maler finden zu können glaubt. Da war nichts gestellt ...; wir begegneten beispielsweise ... einfach den Rückkehrenden von einem Kirchbegräbnis, und sie gingen alle, alle in ihren Trachten. Wir fühlten uns dem Geheimnis Deutschlands hier näher als sonst irgendwo.“ (S. 176) Ebenso überraschend Waldsassen in der Oberpfalz mit seinem von 1133 bis 1803 reichsunmittelbaren Zisterziensertift im Tal und seinem kunstvollen und köstlichen barocken Bibliothekssaal: „Die ganze Commedia dell’arte sprach uns aus ihren Buchhändler- und Verlegergestalten an, vor denen man sich mit einer gewissen Verwunderung fragte, wieso sie eigentlich kunst- und

kulturgeschichtlich nicht berühmter sind.“ (S. 181) Der „Kritiker“ in der Gestalt des uns als unser Wiener Museumslogo vertrauten „*Vogels Selbsterkenntnis*“ führt uns zurück an den Ausgangspunkt unseres Exkurses.

*

Zurück nach Wien, und dort – nach meinen Studienjahren und der Lehr- und Wanderzeit in Frankreich und Deutschland – nun auch der Eintritt in das Berufsleben! Der Start wäre nicht weiter berichtenswert, wenn er nicht von einer gewissen Skurrilität begleitet gewesen wäre. Leopold Schmidt hatte sich seit einiger Zeit – offensichtlich *ad personam meam* – beim Unterrichtsministerium sehr um einen zusätzlichen akademischen Dienstposten zur Aufstockung der dünnen Personaldecke seines Museums bemüht. Mit einiger einflußreicher Fürsprache aus den westösterreichischen Bundesländern Vorarlberg und Tirol wurde diese Stelle mit Wirkung 1. Jänner 1960 tatsächlich geschaffen. Doch gleichzeitig wurde ab diesem Termin – auch damals schon! – ein allgemeiner Aufnahmestopp in den Staatsdienst erlassen. Mitten im Aufbruch von Bonn, wo ich einen aufrechten Forschungsauftrag bei Matthias Zender an der Rheinischen Landesstelle für Volkskunde vorzeitig kündigen und den jungen Hausstand meiner Familie auflösen mußte, erreichte mich das Telegramm, daß ich mich noch vor Ende des Jahres 1959 an Ort und Stelle in Wien zum effektiven Dienstantritt einzustellen habe, wenn das Museum und ich nicht des mühevoll beschafften Dienstpostens verlustig gehen wollten. Das ging alles Hals über Kopf, und am 28. Dezember 1959, am „Unschuldigen Kindertag“ mitten in der Weihnachtszeit, war ich in der Laudongasse zur Stelle.

Für die Nächtigung stand mir noch einmal meine alte „Klosterzelle“ in der Alserstraße „Tür an Tür“ mit dem Museum zur Verfügung. Ich hatte noch einen Hausschlüssel zur Klosterpforte besessen und konnte mich so unangemeldet bei meinem auf Weihnachtsferien befindlichen Zimmernachfolger einquartieren.

Mit dem „Seßhaftwerden“ im Beruf schloß sich hinter mir – nach einer reichlich ausgekosteten Periode vazierenden Studentendaseins –, bildlich gesprochen, eine schwere Türe, die ich mir als Portal eines heimatlichen Montafoner Stallstadels in massiver Blockbauweise vorstellen könnte. Über den von den Anfängen an langsam aufsteigenden beruflichen Weg im Dienst des Museums unter steter Anleitung und im dauernden Gedanken- und Erfahrungsaustausch

mit dem vormaligen Universitätslehrer und nunmehrigen Museumsdirektor und gleichfalls mit den erfahreneren wissenschaftlichen Kollegen im Haus soll hier nicht weiter berichtet werden: Rasche Integration in die damals nicht allzu große Museumsequipe von 16 Bediensteten; kameradschaftlicher Umgang mit den Leuten „von unten“, die sich mittags im „Gemeinschaftsraum“ des Tiefparterres zum Verzehr der von zu Hause in Turmtöpfen mitgebrachten Mahlzeit versammelten; Nach- und Neuinventarisierung sowie Registrierung zehntausender Sammlungsgegenstände und deren doppelte Eintragung in die damals noch handschriftlich geführten Bestandskataloge und Karteien; museographische Bearbeitung von ganzen Sachkomplexen wie die berühmte Sammlung alter Beleuchtungsgeräte des Ritters Ladislaus v. Benesch, der Vorarlbergensien und Tirolensien, der französischen Kollektionen, der Judaica usw.; Sichtung der gesamten Museumskorrespondenz seit dem Gründungsjahr 1894/95 in Hinblick auf die Provenienzangaben für das gesamte Sammlungsgut des Museums und auf die Erstellung der sogenannten „Herkunftsakten“ als eigener Bestandteil des Museumsarchivs. Alles in allem also vorrangig „Innenarbeiten“ unter fachkundiger Anleitung, gewissermaßen von der „Pike“ auf. Daneben noch die regelmäßige Führungstätigkeit im Museum und eine von Leopold Schmidt beim jungen Assistenten stets geförderte, einigermaßen breit gefächerte Vortrags- und Publikationstätigkeit.

Wenn sich dennoch bei mir gegen Ende der sechziger Jahre, d.h. nach zehn Jahren Dienstzeit, um meinen 40. Geburtstag herum eine gewisse Sinnkrise einstellte, dann war es der Umstand, daß sich für das Museum – zumindest nach außen hin – eine Flaute bemerkbar machte. Nach den umfassenden Sanierungs- und Umbauarbeiten in den 50er Jahren und im Anschluß daran der von Leopold Schmidt konzipierten Neuauftellung der Ständigen Schausammlung (nach dem Prinzip: im Erdgeschoß des Gartenpalais' die landschaftlich gegliederten Möbelstuben und Möbelensembles, im Obergeschoß die Anordnung thematischer und vergleichenden Kollektionen) präsentierte sich das Museum in einer Art fest „geronnener“ Form. Aus räumlichen und budgetären Gründen boten sich nur mehr beschränkte Möglichkeiten für Sonderausstellungen. Eine geringe Publikumsakzeptanz lastete in der Folge durch Jahre hindurch auf dem Museum.

Der Innenbetrieb schien mir dadurch beeinträchtigt, daß Leopold Schmidt die Konzeption und Bestückung von Ausstellungen aus dem

hauseigenen Fundus bevorzugt im Alleingang, gewissermaßen in *camera caritatis*, vornahm, wie er auch die Gestaltung der Zeitausstellungen – das *display*, würde man heute sagen – eigenhändig entwarf und mit seinen Handwerkern und Aufsehern in einer Art jeweils nachmittäglichen Privatissimums praktisch umsetzte. Wohl trug diese Arbeitsweise Leopold Schmidt seitens des Ministeriums den dort willkommenen Ruf des billigsten Ausstellungsmachers in den Reihen der Wiener Museumsdirektoren ein. Allein aus der Warte meiner während des Studiums in Paris bei Georges Henri Riviére am französischen Volkskundemuseum und bei Marcel Maget an der Ecole du Louvre erfahrenen museographischen Ausbildung und Praxis mußten in dieser Zeit meine Erwartungen an die Museums-tätigkeit unbefriedigt bleiben.

Eine dauernde Hypothek, die auf dem Museum in der Laudongasse damals noch immer lastete, war die bis dahin ungelöste und anscheinend unlösbare Raumbeschaffung für die existentiell notwendigen Studiensammlungen und Depots wie auch für entsprechende Restaurier- und Präparierwerkstätten. Die Errichtung einer nach hausgemachten Plänen und von den eigenen Handwerkern aufgestellten sog. „*Gartenvitrine*“ zur Unterbringung eines größeren Konvoluts neuerworbener Bauernmöbel etwa war in der damaligen Situation eine ausgesprochene Notmaßnahme, welche eingestandenermaßen der Ästhetik der Gartenfront des vorstädtischen Barockpalais' nicht gerade förderlich war. Dennoch herrschte im Augenblick der Richtfeier zunächst einmal Freude, und es gab denn auch ein kleines Buffet.

Dennoch, es gab manche Höhepunkte im Verlauf des letzten Endes sehr lehr- und erfahrungsreichen Museumsalltags (Abb. 8). So z.B. 1967, als das Ministerium endlich aktiv geworden war und Leopold Schmidt – damals 55 Jahre alt – eine längst fällige Würdigung zukommen ließ. Es war dies die Verleihung des Titels „*Hofrat*“ durch Unterrichtsminister Dr. Piffli-Perčević am 17. Mai 1967. Ich muß hier einen Moment verweilen! Der Zuerkennung dieses Titels war eine ministerielle Telefonanfrage an mich vorausgegangen, ob ich nicht eruieren könnte, welche Form der Ehrung Leopold Schmidt bevorzugen würde: ein Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst oder eben den Titel „*Hofrat*“. Auf meine Antwort, daß ich diesem Ersuchen entsprechen werde, indem ich vom Betroffenen gelegentlich einer unserer wiederholt gemeinsamen Autofahrten seine Meinung einhole würde, kam kurzerhand die Replik: „*Soviel Zeit haben wir nicht; gehn'S eini*



Abb. 8: Leopold Schmidt an seinem 50. Geburtstag (15. März 1962) im Kreise der Mitarbeiter des Österreichischen Museums für Volkskunde: (v.l.n.r.) Maria Kundegraber, Lydia Kube, Rudolfine Römlein, Hertha Cammerloher, Erwin Graf, Alexander Kainz, Karl Nowak, Karl Utz, Leopold Schmidt, Peter Schmidt, Karl Autolny, Elfriede Lies (Aufn.: Klaus Beitzl, sw.phot. 153.20.)

zu eahm (d.h. durch die Glastür, die unsere Arbeitsräume trennte) und fragen's eahm brutal.“ Den Ausgang dieser Episode reflektiert der solchermaßen Geehrte in seinem „Curriculum“ (S. 201) so: „Zur Überraschung vieler Beteiligten entschied ich mich damals sofort und ohne Bedenken für den Hofratstitel. Vermutlich in Erinnerung an Vater und Bruder, die im Staatsdienst gewesen waren und diesen Titel vor allem begrüßt hätten. Immerhin aber auch aus der praktischen Erwägung heraus, daß man diesen Titel tatsächlich im alltäglichen Leben brauchen, tragen könne, wogegen das Ehrenkreuz nach dem Tag der Verleihung im Kasten liegen werde, wie jede andere ‚sichtbar zu tragende‘ Auszeichnung, die für den Normalmenschen, der kaum je einen Frack anzieht, eigentlich nutzlos ist.“ Schlichtheit und Bescheidenheit im Gesellschaftlichen und ernsthafte Bedachtnahme auf die berufliche Stellung lassen in diesem persönlichen „Bekenntnis“ einen vorherrschenden Wesenszug der Persönlichkeit von Leopold Schmidt sichtbar werden.

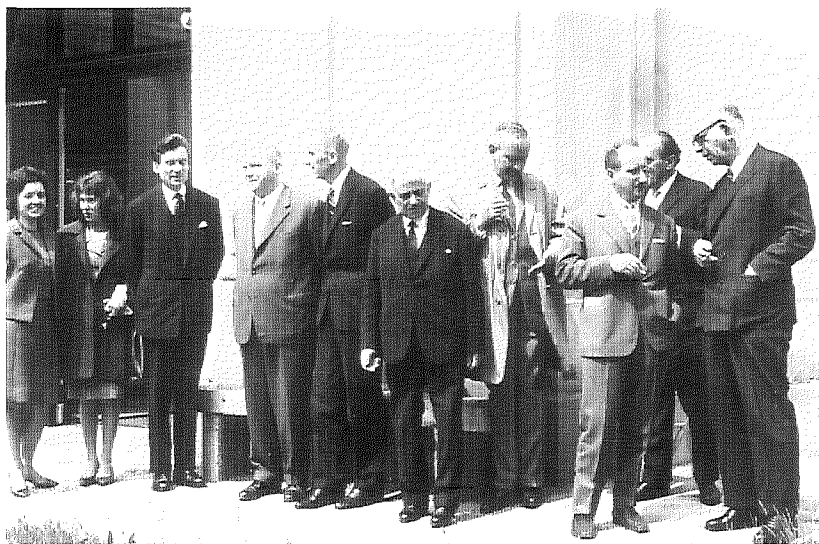


Abb. 9: Leopold Schmidt mit den Mitgliedern des Redaktionskomitees für das Buch „Le théâtre populaire européen“ in der Buchreihe „Folklore européen“ des Europarates am 7. und 8. Mai 1963 in Wien: (v.l.n.r.) zwei Dolmetscherinnen. Comte Victor de Pange, Leopold Schmidt, Georges Henri Rivière, Georgios Megas, Hans Trümpy, Gianfranco d’Aronco, Hans Moser, Achmed Tecer (Aufn.: Österreichisches Museum für Volkskunde, phot.pos. 30.572)

Die gesamten sechziger Jahre waren im Schaffen von Leopold Schmidt eine Periode höchst produktiver wissenschaftlicher Publikationstätigkeit. Neben seinem *opus magnum* „*Das deutsche Volksschauspiel. Ein Handbuch*“ und einer ganzen Anzahl weiterer gewichtiger Bücher sticht in dieser Zeit das vom Europarat initiierte Projekt einer Anthologie „*Le théâtre populaire*“ als Band 3 in der Europarat-Reihe „*Folklore Européen*“ hervor. Leopold Schmidt – ohne eigene Französischkenntnisse – wurde zum Präsidenten des Editionskomitees gewählt, und ich ihm als frankophoner Koordinator an die Seite gegeben (Abb. 9). Nicht allein die Übersetzungsarbeit mehrsprachiger Texte – zum Teil über das Deutsche als Zwischenstufe – ins Französische war es, welche dieses Kooperationsprojekt sehr aufwendig machte. Vielmehr waren es die komplizierten mittelbaren Beziehungen zwischen dem wissenschaftlichen Bearbeiter in Wien, den Mitarbeitern überall in Europa, der internationalen Behörde in Straßburg und dem Verleger in Paris, die Leopold Schmidt – wie in

manchen anderen Fällen auch – am Gelingen dieses Werkes wieder einmal zweifeln ließen: „*Ich glaube, daß ich meinem gutmütigen Adjutanten in jenen Jahren auf die Nerven gegangen sein muß, weil ich ihm so manches Mal auf unseren gemeinsamen Fahrten gesagt habe, daß mir die Fertigstellung von zwei Arbeiten ziemlich gleichmäßig unwahrscheinlich vorkommt, nämlich die Beendigung und das Erscheinen des Volksschauspielbandes sowie die Eröffnung unserer Sammlung Religiöse Volkskunst mit der alten Klosterapotheke im ehemaligen Wiener Ursulinenkloster.*“ (S. 194) In beide Unternehmen war ich inzwischen stark eingebunden. Dabei war ich davon überzeugt, daß die Zweifel der weitaus kompetenteren und effizienteren „Respektsperson“ als völlig unbegründet anzusehen seien.

Nicht bewußt war mir damals, daß Leopold Schmidt, wie späterhin seinen Lebenserinnerungen zu entnehmen war, im Verlauf dieses publizistisch hochproduktiven Jahrzehnts doch einen merklichen Kräfteverzehr verspürt hatte. Bedenkt man beispielsweise, daß er für die aus einem Guß erfolgte Niederschrift seines Volksschauspiel-Handbuches ein halbes Jahr hindurch nach Dienstschuß zu Hause Abend für Abend jeweils zwei bis drei Stunden an der Schreibmaschine saß, versteht man die später sich selbst auferlegte Kräfteökonomie. Die schrittweise Überlassung von verantwortlichen Agenden an mich mag darin ihren Niederschlag gefunden haben. Gerne habe ich für mich an der Maxime festgehalten und halte mich noch immer an sie: *Nihil quaerere nihil recusare*. So habe ich denn auch, zusammen mit dem unvergessenen Prof. Franz Maresch, praktisch die so gut wie selbständige Führung der Geschäfte des Vereins für Volkskunde übernehmen dürfen; ebenso erhielt ich die Funktion des geschäftsführenden Direktors des von Leopold Schmidt gegründeten Instituts für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften überantwortet wie auch den Vorsitz der Sektion für Historische Volks- und Völkerkunde der Österreichischen Historikertage.

Wenn von den Höhepunkten im Verlauf der mit Leopold Schmidt gemeinsamen Museumsjahre die Rede ist, dann konnten wir zusammen ein weiteres einladendes und weit geöffnetes Tor durchschreiten: die prachtvolle Pforte des Schlosses Gobelsburg, des Weingutes des Zisterzienserstiftes Zwettl. Die Geschichte der lange Jahre hindurch wichtigsten Außenstelle des Wiener Volkskundemuseums war, ich möchte sagen, ein lichtvolles Epos vor allem in Anbetracht der



Abb. 10: Leopold Schmidt mit P. Bertrand Baumann, Administrator des Weingutes Schloß Gobelsburg des Zisterzienserstiftes Zwettl, vor dem 1968 in Restaurierung befindlichen Schloßportal (Aufn.: Klaus Beitzl, dia. 68.64.)

amikalen Zusammenarbeit mit dem „Schloßherren“, dem damaligen stiftischen Administrator und späteren Zwettler Abt Bertrand Baumann (Abb. 10). Er hat – neben seiner geistlichen Berufung – in Gobelsburg nicht nur den klösterlichen Weinbau in qualitätsvolle Höhe geführt, sondern auch für das „tägliche Brot“ gesorgt. Wer erinnert sich nicht gerne an die sommerlichen Ausstellungseröffnungen im Innenhof des Barockschlosses mit viel Prominenz aus Stadt und Land und mit den Sängerknaben des Stiftsgymnasiums Zwettl.

Ein Gast, der zu jedem Anlaß gerne nach Gobelsburg gekommen ist, war unser Jahrzehnte hindurch wohlmeinender ministerieller Dienstvorgesetzter und Förderer Sektionschef Dr. Carl Blaha. Er hat sich wohlgefühlt in der Gesellschaft hoher geistlicher Herren, geachteter Wissenschaftler und Museologen wie eben Leopold Schmidt

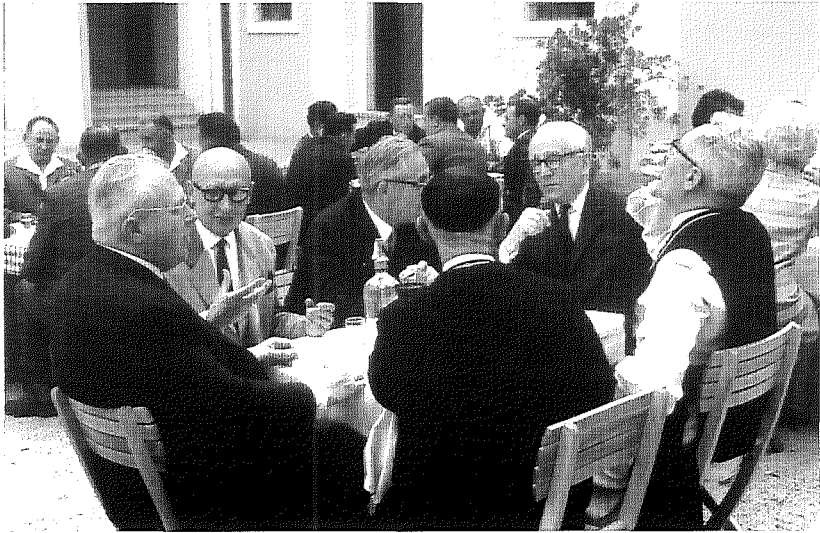


Abb. 11: Tischgesellschaft im Hof des Schlosses Gobelsburg anlässlich der Ausstellungseröffnung Sommer 1968: (v.l.n.r.) Leopold Schmidt, Carl Blaha und (ganz r.) Abt Ferdinand Gießauf (Aufn.: Klaus Beitzl, dia. 68.64.)

(Abb. 11). Wie wir gerade in diesen Tagen den Tod von Carl Blaha beklagen müssen, so weilen viele der einstigen Teilhaber an den Gobelsburger Tischgesellschaften nicht mehr unter uns. Inzwischen hat das Österreichische Museum für Volkskunde mit seinen schönen Sammlungen volkstümlicher Keramik, barocker Bauernmöbel und hausindustriellen Glases Schloß Gobelsburg unter seinem Torbogen wieder verlassen müssen.

*

Ich wende mich dem Ende zu! Es würden sich noch viele, allzu viele Erinnerungen an Leopold Schmidt samt den dazugehörigen Bilder-Geschichten einstellen. Wenn wir – seine ehemaligen Schüler, Mitarbeiter im Museum, Fachkollegen und die vielen Freunde im Verein für Volkskunde – uns zum Schluß eines zu Gute halten wollen, dann ist es die Gewißheit, daß wir in Leopold Schmidt ein Vorbild gehabt haben, dem wir – ungeachtet selbstverständlicher Höhen und Tiefen in den Begegnungen und im Zusammensein – stets Respekt, hohe Wertschätzung und dankbare Anerkennung erweisen konnten. Auch wenn es manchmal nur in unzulänglicher Weise möglich war, so

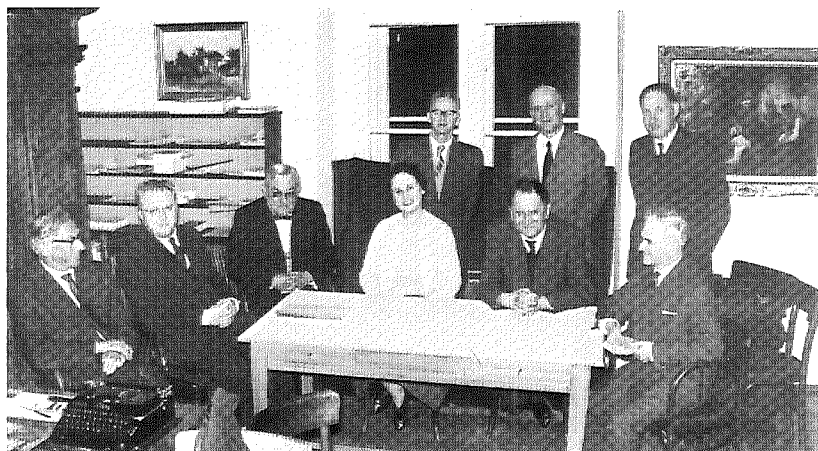


Abb. 12: Sitzung des Vorstandes und Ausschusses des Vereins für Volkskunde in Wien zur Feier des 50. Geburtstags von Leopold Schmidt: (v.l.n.r. sitzend) Rudolf Kriss, Leopold Schmidt, Karl Lugmayer, Maria Kundegraber, Eberhard Kranzmayer, Karl Ilg, (stehend) Ernst Burgstaller, Franz Schunko, Hans Aurenhammer (Aufn.: Klaus Beitzl, sw.phot. 153,18.)

haben wir es doch versucht, zum Anlaß wichtiger Lebensabschnitte von Leopold Schmidt jedesmal ein Zeichen zu setzen. Im Jahre 1962, zum 50. Geburtstag von Leopold Schmidt, war ich als „frischgebackener“ Generalsekretär des Vereins für Volkskunde bemüht, mit einer Festsitzung des vollzähligen Vereinsvorstandes, wie ich meinte, eine Brücke zwischen den damals verhängnisvoll geteilten Lagern innerhalb der österreichischen Volkskunde schlagen zu sollen. Das Erinnerungsphoto scheint nach außen hin zu dokumentieren, daß dieses Vorhaben geglückt war. Alle „Ausschußmitglieder“ hatten sich zu der Ehrung eingefunden (Abb. 12). Indes Leopold Schmidt in seiner sehr sensiblen Art und mit einer wohl aus etlicher Lebenserfahrung erwachsenen Bitterkeit hat das im „Curriculum“ anders gesehen: Er bezieht sich auf seine beständige Abneigung gegenüber den zu verschiedenen Anlässen üblichen sog. „Nachsitzungen“, wenn er schreibt (S. 146–147): „Auch an der Festsitzung im eigenen Verein bin ich nicht mit nachfeiern gegangen. Mir war die Sitzung schon eine rechte Merkwürdigkeit. Beitzl hatte Lugmayer [der als Staatssekretär im Unterrichtsministerium Leopold Schmidt 1946 als wissenschaftlichen Leiter an das Volkskundemuseum berufen hatte] dazu ge-

bracht, mir ungefähr fünf Worte zum Glückwunsch zu sagen, für den Wortkargen eine außerordentliche Leistung. Dann verlas man die gutgemeinte Ehrenadresse, in der mir gelobt wurde, meine ‚Wiener Volkskunde‘ neu auflegen zu lassen. Da saßen Leute wie Burgstaller oder Ilg dabei, die jahrzehntelang nichts anderes im Sinn hatten, als diese meine frühen Leistungen zu verschweigen oder zu verunglimpfen, und drängten sich jetzt mit Glückwünschen vor. Ich habe versucht, all die Merkwürdigkeiten mit gutem Humor hinzunehmen. Es war immerhin mein guter alter Freund Rudolf Kriss eigens zu dieser Feier nach Wien gekommen, und das bedeutete bei ihm, der selbst bei solchen Gelegenheiten überhaupt kein Wort fand, schon sehr viel.“

Ich möchte diese lange Zitation nicht mißverstanden wissen, weil ich meine, daß zehn Jahre später die für Leopold Schmidt zu seinem 60. Geburtstag feierlich überreichte gewichtige Festgabe *„Volkskunde – Fakten und Analysen“* doch etwas anderes gezeigt hat.¹ Die Beiträge vieler österreichischer Fachkollegen sind wohl so zu verstehen gewesen, daß der – aus welchen Gründen immer – auf unserer volkskundlichen *scientific community* lange Zeit lastende Dissens doch überwindbar war. Das große Verzeichnis aller wissenschaftlichen Veröffentlichungen von Leopold Schmidt, die *„Leopold Schmidt-Bibliographie 1932–1977“*, die eine Gruppe von Mitarbeitern des Vereins, des Museums und des Instituts für Gegenwartsvolkskunde erarbeitet hatte, war in gleicher Weise dem neuerlich Geehrten anlässlich seines 65. Geburtstags und gleichzeitigen Abschieds vom aktiven Berufsleben gewidmet.²

1 *Volkskunde. Fakten und Analysen*. Festgabe für Leopold Schmidt zum 60. Geburtstag. Im Auftrag des Vereins für Volkskunde in Wien und unter Mitwirkung von Hanns Koren, Karl Lugmayer, Franz Maresch und Richard Pittioni hg. von Klaus Beitzl (= Sonderschriften des Vereins für Volkskunde in Wien, Band 2). Wien: Selbstverlag des Vereins für Volkskunde, 1972.

2 *Leopold Schmidt-Bibliographie*. Verzeichnis der wissenschaftlichen Veröffentlichungen 1930–1977. Mit einem Geleitwort von Leopold Kretzenbacher. Im Auftrag des Vereins für Volkskunde und unter Mitwirkung des Instituts für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, bearbeitet von Klaus Beitzl, gemeinsam mit Margarete Bischoff, Helene Grün, Maria Kundegraber, Elfriede Lies, Michael Martitschnig und Felix Schneeweis (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie, Band 3, zugleich: Österreichische volkskundliche Bibliographie, Supplementreihe: Personalbibliographien, Band 1). Wien: Selbstverlag des Vereins für Volkskunde, 1977.

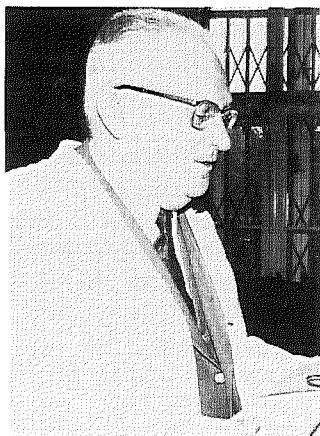


Abb. 13: Leopold Schmidt im Spätjahr 1981, auch in seiner Pension noch täglich anwesend im Österreichischen Museum für Volkskunde (Aufn.: Martin Kupf)

Seinen 70. Geburtstag konnte Leopold Schmidt nicht mehr erleben.³ Am 12. Dezember 1981 hat er dieses Erdendasein verlassen durch ein, wenn eine letzte Metapher gestattet ist, „dunkles Tor“. Sein Tod im Dezember nach einer letzten persönlichen Begegnung im vorangegangenen Oktober im Museum mit Studenten aus Hamburg und nach bangen nachrichtenlosen Wochen hat uns zutiefst betroffen gemacht. Sein letztes Bildnis, das wir aus der Hand eines seiner ehemaligen Mitarbeiter im Museum besitzen, dient uns zur Erinnerung (Abb. 13). Diesem Bildnis zur Seite stellen möchte ich zuletzt den Text des Beileidschreibens meines Vaters an die Witwe Margarete Schmidt. Ein in bereits zittriger Handschrift verfaßter Entwurf dieses Briefes fand sich im Nachlaß von Richard Beitzl, der nur kurze Zeit später im März 1982 Leopold Schmidt im Tod nachgefolgt ist: *„Die Nachricht vom unerwarteten Abschied Ihres Gatten aus dieser Welt, hat mich erschreckt und mit großer Trauer erfüllt. Seine Arbeiten hatten keinen Zug von Müdigkeit oder gar schwerer Krankheit. So ist es eine große Genugtuung, daß es dem Altmeister in Wien vergönnt*

3 Gedenkschrift für Leopold Schmidt (1912–1981). Mit Wiederabdruck von: Leopold Schmidt, *Die Volkskunde als Geisteswissenschaft* (1947) und Leopold Schmidt-Bibliographie II (1977–1982). Im Auftrag des Vereins für Volkskunde in Wien und unter Mitwirkung des Instituts für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, hg. von Klaus Beitzl (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie, Band 4; zugleich: Österreichische volkskundliche Bibliographie, Supplementreihe: Personalbibliographien, Band 2). Wien: Selbstverlag des Vereins für Volkskunde, 1982.

war, eine Vita abzuschließen, der ich kaum etwas entgegenzustellen weiß. Dieses Curriculum, das niemand nach dem Munde redet, ist eine hervorragende Leistung und weist seinen Verfasser auch als ausgezeichneten Schriftsteller aus.

Allen Kollegen und Freunden wird die glänzende knappe, unbestechliche Rezension fehlen, die wir in jeder ÖZV zuerst aufgeblättert haben. Und so noch vieles, vieles. Nicht zuletzt danke ich dem Verstorbenen für die gütige Führung und zugleich das Vorbild strenger Pflichterfüllung, das er meinem Sohn gegeben hat. Er wird das Andenken des Lehrmeisters in Ehren halten.“

Klaus Beitzl, Next Door to Leopold Schmidt for 30 Years. Reminiscences from Student Days and Professional Life

“Next Door” refers in part to the literal closeness of the author, in his life history, to Leopold Schmidt during his student days as well as his subsequent professional life at the Austrian Museum of Folk Art and Folk Life in Vienna. But it also stands for a metaphorical closeness as well as respectful distance of the student, co-worker, and finally successor, as museum director, to the important academic Leopold Schmidt (1912–1981), a man who put his stamp on the field of folklore in Austria for a generation. Individual episodes and personal memories of the author, accompanied by photographic ‘life pictures’, are mirrored by passages from Leopold Schmidt’s unpublished autobiography “Curriculum Vitae. A Life for Folklore”.

Mitteilungen

„Frau im Spiegel“. Lieder um Schwangerschaft und Geburt

Gerlinde Haid

*Im Spiegel der Lieder sind die Frauen nicht immer
ganz scharf zu sehen,
dafür ist aber das Bild hinter dem Bild zu erkennen,
wenn man gut hinhört.*

Im Rahmen der Ausstellung „Aller Anfang – Geburt – Birth – Naissance“ waren einige Damen aus dem Umkreis des ‚Instituts für Volksmusikforschung und Ethnomusikologie‘ (Universität für Musik und darstellende Kunst Wien) vom Museum für Volkskunde eingeladen worden, in einer Veranstaltung das Thema volksmusikalisch zu beleuchten. Die Ausführenden waren Dr. Gerlinde Haid (Kommentare, Gesang, Geige), Mag. Barbara Haid (Harfe) und Mag. Evelyn Fink (Gesang, Geige, Baßuba, Percussion). Im folgenden sollen kurz die Inhalte reflektiert werden, die dabei angesprochen wurden.

Weltweit wurden und werden Schwangerschaft und Geburt von Riten und Mythen begleitet, in deren Mittelpunkt selbstverständlich die Frau steht. Der umfangreiche Katalog, der die Ausstellung begleitet hat, enthält vielfältigstes ethnologisches Material zu diesem Thema (vgl. Rüb/Schindler 2002). In der westlichen Zivilisation wurde einerseits die Frau, soweit es möglich war, aus diesem Mittelpunkt gedrängt, andererseits wurden die Riten und Mythen ins Marginale verwiesen, als Aberglauben, Kinderglauben und Thema für Volkskundler.

Das Thema ist für die Volksmusikforschung spröde, denn eigentlich gibt es auf den ersten Blick in unserem Kulturkreis keine Lieder mehr zu Schwangerschaft und Geburt. Auf den zweiten Blick gibt es sie dann doch. Manche Lieder, alte wie neue, spiegeln sowohl den gesellschaftlichen Umgang mit Schwangerschaft, Geburt, Mutterschaft und Sexualität als auch das unmittelbare Empfinden der Betroffenen.

Unter den *Kinderliedern* findet man sehr wichtige Aussagen über Vorstellungen rund um die Geburt, denn in den Kinderliedern besteht vieles aus dem sogenannten Aberglauben fort, den die Aufklärung den ‚vernünftigen‘

Menschen nachhaltig verdorben hat. In Kinderreimen wird – oder wurde bis vor nicht allzulanger Zeit – beispielsweise kolportiert, wo die kleinen Kinder herkommen und wo die ungeborenen Seelchen wohnen. Die ältere Volkskunde hat vieles aus den deutschen Kinderreimen vor dem Hintergrund des germanischen Götterhimmels gedeutet (vgl. Böhme 1924) – ein Forschungsansatz, der zwar im einseitigen Hervorkehren des Germanischen abwegig, prinzipiell aber bedenkenswert ist. Denn genügend Beispiele im europäischen Rahmen zeigen, daß wir es bei den Kinderreimen vielfach mit den Resten einer mündlichen Kultur zu tun haben, die einmal auch den Erwachsenen zueigen war und alles betraf: Geschichte, Mythologie, Recht, Natur und Gesellschaft. Zu unserem Thema ist in Böhmes Sammlung beispielsweise zu finden: Die ungeborenen Kinder warten in Frau Holles Brunnen, oder ziehen mit Frau Holle, die das Horn bläst. Man kann sie bei Frau Holle oder auch bei Mutter Maria abholen, muß aber gut auf sie aufpassen. Irgendwo in einem Brunnen sitzt eine Frau, holt die ungeborenen Seelen herauf und führt sie den Gebärenden zu. Und irgendwo sitzen drei Frauen, die Schicksalsgöttinnen, die Nornen, die den Lebensfaden spinnen und die Sonne aufgehen lassen. Solche Mythen wurden den Kindern als Schlafliedchen oder Kniereiterreime gesungen, die Kinder haben selber damit gespielt, sie als Auszählreime verwendet.

Wiegenlieder, auch das ist durch zahlreiche Beispiele zu belegen, sind psychophysiologisch nicht nur für das Neugeborene wichtig, sondern auch für die Mutter. Der wiegende Rhythmus der Schlafliedchen gibt auch den Müttern einen Rahmen, wo sie Frustrationen loswerden können, ein traumatisches Geburtserlebnis aufarbeiten können, oder einfach ihre Situation reflektieren. Das weitverbreitete „Schlaf, Kinderl, schlaf“ ist in seinen typischen Varianten ein schönes Beispiel des Changierens zwischen Resignation, weil der Kindsvater ein Graf ist, der seine Geliebte mit ihrem Kind sitzengelassen hat, und Stolz, weil die Kindsmutter eine Stellung hat, wo sie in der Lage ist, ihr Kindlein selbst zu betreuen. Franz Eibner hat in einer gestaltanalytischen Untersuchung zwei niederösterreichische Beispiele aus dem 19. Jahrhundert einander gegenübergestellt (vgl. Eibner 1969).

Schlâf, main Kinderl, schlâf!
 Dain Våd'r is koan Grâf,
 Dain Muad'r is koan Bauandiarn,
 Sie kânn iahr Kinderl sölba wiag'n,
 Schlâf, main Kinderl schlâf!
 (Aus der Sammlung von Ziska und Schottky, 1819)

Schlâf, mei Kindal, schlâf!
 Dei Vâta is a Grâf,

dei Muata is an årmi Hausdian,
sie muaß den Gråfn sei Kindal einwiagn.
(Aufzeichnung von Karl Liebleitner)

Ein Wiegenlied als Klagelied findet man auch bei Krauss (Krauss 1968, 156):

Haja, bobeija,
Im Sommer geht der Mai aa.
Wenn andre Kinder spielen gehn,
Muß ich an der Wiege stehn,
Haja, bobeija,
Schlaf ein, du kleiner Schreia,
Es macht die Wiege ticktack,
Schlaf ein du kleiner Drecksack!
Schlaf ein, schlaf ein, schlaf ein!

Noch einen dritten Ansatzpunkt bieten die Kinderlieder in Zusammenhang mit unserem Thema, er betrifft den *Umgang mit Sexualität*. Auch hier scheint sich in Kinderliedern erhalten zu haben, was früher von Erwachsenen bei entsprechenden Gemeinschaftsritualen mehr oder weniger versteckt darüber ausgesagt wurde. Das bekannte unschuldige Kinderlied *Petersil und Suppenkraut* ist als Hochzeitsreigen überliefert und spricht mit dieser Metapher vom Auftreten der sekundären Geschlechtsmerkmale – um es wiederum wissenschaftlich verschlüsselt auszudrücken. Die Nähe des Kinderliedes zu erotischen Andeutungen wird auch in dem bekannten Lied von der *Vogelhochzeit* deutlich – wenn man die richtigen Strophen kennt (vgl. Krauss 1968, S. 196). Nicht alles in den Kinderreimen ist uralte. Bei entsprechenden Feldforschungen erweisen sich auch heutige Kinder sehr kreativ im Erfinden gereimter Ungereimtheiten, z.B.:

Ob groß ob klein, ob alt oder jung,
jeder hat einmal nen Blasensprung!
(Karli Hofer, 10 Jahre, Hebammensohn aus Wien)

Die Geburt selbst ist selten ein Thema von Liedern, kommt in *Balladen* aber vor. In der ursprünglich dänischen Ballade vom *König Hans* (Deutsche Volkslieder, 1935ff, Nr. 68), wird dem König verraten, daß seine Schwester kürzlich ein Kind geboren habe, was sie aber leugnet. Er lädt sie zum Tanz und tanzt solange mit ihr, bis die Milch aus ihren Brüsten spritzt, wodurch sie überführt ist. Die Stoffe solcher Balladen sind teilweise sehr alt. Auch jener der Ballade von der *Geburt im Walde*, deren Motiv sich schon im Wolf-Dietrich-Epos aus dem 13./14. Jahrhundert findet. Wolfdietrich trifft beim Auszug zum Drachenkampf im Wald auf einen toten Ritter und findet bald darauf auch dessen hochschwangere jammernde Witwe. Sie war mit

Mann und Gefolge auf dem Ritt zu ihrer Mutter vom Drachen überfallen worden. Weil die Geburtsstunde naht, bittet sie der Held, ihm ein Stück aus dem Hemd zu reißen, ihm damit die Augen zu verbinden und ihn Hebammendienste versehen zu lassen. Sie lehnt das ab und schickt ihn stattdessen nach Wasser. Als er zurückkommt, hat sie ein Kind geboren, aber Mutter und Kind sind tot. Der Held bestattet sie. Im Epos ist das nur eine Episode aus dem Heldenleben des Wölfdietrich; in der Ballade, die jüngeren Datums ist, geht es hingegen um Schuld und Tragik. Die Mutter fragt ihre Tochter, warum sie so bleich ist. Diese gesteht ihr ihre Schwangerschaft durch einen Ritter, worauf die Mutter sie verflucht. Sie reitet mit dem Ritter in den Wald, wo sie die Wehen bekommt. Sie verlangt zuerst nach Wasser, das ihr der Ritter aus einem Brunnen reicht, dann nach den Wehfrauen zum Helfen. Er schlägt vor, sie solle sich besser an ihn halten. Das will sie nicht, sie schickt ihn fort und bittet ihn, erst wieder zu kommen, wenn sie ruft. Er geht weg, als es ihm zu lang dauert, kommt er wieder und findet sie tot mit zwei Knäblein, die sie geboren hat. Er schlägt die beiden Kinder in ihre Schürze ein und begräbt die Mutter unter Tränen. Die Ballade könnte aus Deutschland stammen; es gibt sie in Skandinavien, Dänemark, Holland, England, Frankreich und bei den Slawen (Deutsche Volkslieder 1935ff, Nr. 7).

Das Thema des Mädchens, das verführt und dann schwanger wird, wird selbstverständlich oft und oft in Liedern dargestellt. Häufig wird das tragische Schicksal des verlassenen Mädchens beklagt, insbesondere, wenn der Schuldige ein Graf, ein Ritter, ein Reiter ist. Mit dem Ende der Feudalzeit klingt in den Liedern ein neues Selbstbewußtsein durch, das seinen typischen Ausdruck in Schwankballaden und ihrem humoristischen Umgang mit den einstigen Tabus findet. Das Lied *Und seit der Fasnacht her* ist mehrfach belegt und 1965 von Manfred Schneider in Matrei in Osttirol aufgenommen worden (vgl. CD „Freche Lieder aus Osttirol“ 1995, cut 12):

1. Und seit der Fåsnåcht her
iß'i koa Rindfleisch mehr.
Ålleweil üblauf ischt mir,
ålleweil üblauf.

2. D'Muatta kånns nit verstehn,
muaß glei zum Doktor gehn.
Ålleweil üblauf ischt mir,
ålleweil üblauf.

3. Da Doktor kånns nit verstehn,
muaß glei zu der Hebamm gehn.
Ålleweil üblauf ischt mir,
ålleweil üblauf.

4. Die Hebamm greift her auf d'Lend
und begreift Fiaß und Händt.

Älleweil üblauf ischt mir,
älleweil üblauf.

5. Die Hebamm sagt: arme Haut,
håst den Buam gâr z'viel traut.

Älleweil üblauf ischt mir,
älleweil üblauf.

6. I hæbs den Buam Bräntwein gebn,
daß sie bei mir san glegn!

Älleweil üblauf ischt mir,
älleweil üblauf.

7. 's Raderl geht um und um,
's Wiagerl geht bum bum bum.

Nix mehr üblauf ischt mir,
nix mehr üblauf.

Wiewohl das Christentum eine männlich dominierte Religion ist, kommt im Volksglauben der Muttergottes eine überragende Rolle zu, und zwar nicht nur in emotionaler Hinsicht. Ernstzunehmende sprach- und kulturwissenschaftliche Forschungen, die sich heute um die Erschließung der vorindoeuropäischen Kultur bemühen und damit auf ein matriarchales Alteuropa stoßen, finden darin bereits die ‚drei Frauen‘ mit ihren typischen Symbolen: die junge weisse Göttin, die reife rote Frau und die weise schwarze Greisin. Diese Vorstellungen wurden von späteren Kulturen übernommen und umgeformt, auch vom Christentum (vgl. z.B. Früh, 1998). An vielen heiligen Orten und in Bräuchen sind die alten Göttinnen durch die Muttergottes oder andere ‚heilige Madel‘ (Barbara, Katharina, Margaretha; Ambet, Borbet, Wilbet usw.) ersetzt worden. Gerade hat Leopold Kretzenbacher darauf hingewiesen, daß von Seiten der katholischen Theologie für die Heilige Maria die Titulierung als ‚Gottesgebärerin‘ lieber gesehen würde als ‚Gottesmutter‘. Der Titel ‚Gottesmutter‘ sei ein Emotionales, weil er „eine einmalige matriarchalische Hoheit Marias suggeriert“ (Kretzenbacher 2002, S. 229, Fußnote 6). Nicht zufällig ist es die Geburt Jesu Christi, die emotional im Zentrum des christlichen Glaubens steht. Und es ist erstaunlich, wieviele wichtige christliche Feste sich darüber hinaus an weiblichen Zyklen orientieren: Mariä Geburt, Mariä Empfängnis, Mariä Heimsuchung, Mariä Verkündigung. Um Marias Schwangerschaft und um Christi Geburt gibt es – abgesehen von den Evangelien – zahllose apokryphe Legenden, die auch ihren liedmäßigen Ausdruck gefunden haben. Weit verbreitet ist ein Legendenlied von der Reise Marias und Josephs nach Bethlehem, das auf das apokryphe

Matthäus-Evangelium zurückgeht, wo von Jesu erstem Wunder berichtet wird (Jesus befiehlt einer Palme, sich zu neigen, damit Maria die Früchte erreichen kann). In den volkstümlicheren Versionen wird aus der Palme ein Kirschbaum (angelsächsisch), ein Apfelbaum (Provence, Katalanien) oder ein Feigenbaum (deutscher Sprachraum; vgl. „Viaggio a Betlemme“. In: Leydi o.J., cut A/6). Auch zahllose andere volkstümliche Weihnachtslieder, vorzugsweise in den katholischen Ländern, thematisieren die Christgeburt. Die Texte enthalten theologisches Gedankengut, aber auch die entsprechenden bildhaften Ausschmückungen, wie diese hauptsächlich durch Ordensgeistliche popularisiert wurden. Im neugeborenen Kind offenbart sich das Erlösungswerk. Die Muttergottes wiegt es, alle helfen mit, es zu beschützen und zu bewachen, die Englein bringen ihm Blumen und stimmen einen Jubelgesang an. „Da droben am Berge“ ist als Christkindelwiegelied aus der Steiermark bekannt (vgl. Goertz/Haid 1979, 208). Vor zwei Jahren haben wir es auch bei einer Feldforschung im Lammertal (Salzburg) aufgezeichnet.

1. Da droben am Berg weht kühle der Wind,
da sitzt Maria und wieget ihr Kind.
Sie wiegt es mit ihrer schneeweißen Hand,
drum braucht sie auch nimmer zum Wiegen ein Band.

2. Es kommen die Englein und sehen ihr zu
und schützen dem schlummernden Kindlein die Ruh.
Sie bringen ihm Blumen vom Paradies,
drum schläft auch das Kindlein so herzlich und süß.

3. Das Kindlein erwacht, gen Himmel sies hält,
da singen die Englein, da singet die Welt:
Der Tod ist bezwungen, all Leiden und Weh,
geliebet, gelobet sei Gott in der Höh!

Schwellieder rechnet man heute zu den Kinderliedern. Möglicherweise gehörten sie früher zum Repertoire der Erwachsenen. Es sind Lieder, die aufzählen und wieder zurückzählen, und dabei immer länger werden. Wir haben eins gefunden, das von Karl Liebleitner im Weinviertel aufgezeichnet wurde. Es ist ein höchst philosophisches Lied, weil es nämlich die Frage löst, ob zuerst die Henne oder das Ei da war. Denn beim Hinaufzählen kommt zuerst das Ei und dann der Vogel, beim Zurückzählen zuerst der Vogel und dann das Ei (vgl. Niederösterreichisches Volksliedarchiv, Sammlung Liebleitner, 419/409, aus Niedersulz).

In der Au, in der Au,
steht a Birnbam, trägt Lau.
Wäs is in den Bam?

A wunderschöner Äst!
 Äst am Bam, Bam in der Au,
 steht a Birnbam, trägt Lau.

Was is auf den Äst? A wunderschöns Astl.
 Was is auf den Astl? A wunderschöns Nest.
 Was is in den Nest? A wunderschöns Oarl.
 Was is in den Oarl? A wunderschöner Vogl.
 Was is auf den Vogl? A wunderschöne Federn.
 Was is in der Federn? A wunderschöner Glänz.
 Was is in den Glänz? A wunderschöner Spiagl.
 Was is in den Spiagl? A wunderschöne Frau.
 Was is in der Frau? A wunderschöns Kind.

[Schluß]: Kind in der Frau, Frau in Spiagl, Spiagl im Glänz, Glänz in der Federn, Feder am Vogl, Vogl in Oarl, Oarl im Nest, Nest am Astl, Astl am Äst, Äst am Bam, Bam in der Au, steht a Birnbam, trägt Lau.

Da es um Lieder zu Schwangerschaft und Geburt geht, ist es uns notwendig erschienen, uns auch im Umfeld des *Muttertages* umzusehen. Muttertag ist ein neuerer Brauch, der zu Anfang des 20. Jahrhunderts in England entstanden ist, von dort aus Amerika erreicht hat und nach dem Ersten Weltkrieg nach Skandinavien und Deutschland gekommen ist. In Österreich wurde er 1924 durch die Mutter des Bundespräsidenten Hainisch, Marianne Hainisch, Begründerin der österreichischen Frauenbewegung, eingeführt. Leopold Schmidt hat den Muttertag zu den ‚Bräuchen des schlechten Gewissens‘ gerechnet. Wir haben uns Muttertagslieder angeschaut, die in österreichischen Liederblättern nach dem 2. Weltkrieg publiziert wurden. Den Texten nach hätten sie alle auch vor dem 2. Weltkrieg publiziert werden können. Von Schwangerschaft und Geburt ist eigentlich nicht die Rede, obwohl die Mütter ganze Kinderchöre zur Welt zu bringen scheinen. Ansonsten verrichten sie die Hausarbeit, außer natürlich am Muttertag und sagen nichts, das ist jedenfalls die Vision der Textautoren.

Muttererbe. (Worte von Ludwig Furckh, Weise und Satz von Friedrich Neumann)

In: Österreichisches Liederblatt 1967/68.

1. Dunkle Lose, helle Lose
 schüttle in der Schale um.
 Hagdorn oder rote Rose,
 Mutterschoß gebar dich stumm.

2. Wunderbares Geisterweben:
 Aug und Hand und Herz und Sinn.

Tausend Jahre langes Leben
gab dir deine Mutter hin.

3. Aus der Erde grünen Matten
trink dein Leben dir zurück;
hol dir Sonne, hol dir Schatten,
Ahnenträn und Ahnenglück.

Seit den Zeiten von Marianne Hainisch hat sich für die Frauen viel geändert, und nicht nur für diese. Familienplanung ist zum Thema geworden; mit Hilfe von Empfängnisverhütung wird versucht, Kinderzahl, wirtschaftliche und soziale Bedingungen und individuelle Wünsche aufeinander abzustimmen. *Küchenlieder*, jene sentimentalen Moritaten, deren Verbreitung man im 19. und frühen 20. Jahrhundert vorwiegend dem weiblichen Dienstpersonal zugeschrieben hat, spiegeln den neuen Umgang der Frau mit ihrem Körper, die dennoch immer wieder zum Opfer wird. „Lieschen ging allein spazieren“ und wird verführt. In einer Aufzeichnung von Alfred Quellmalz aus Südtirol heißt der Refrain:

Aber nein, ach nein, nein, ach nein,
alleweil kann man net,
bald man will, darf man net.
Nein, ach nein, nein, ach nein,
alleweil kanns ja net sein.

Eine andere Variante wurde 1994 in einem Küchenlieder-Album des Schott-Verlages publiziert:

Ja, ja, ja, ach ja,
's ist traurig aber wahr.
Nein, nein, nein, ach nein,
von einmal da kann es nicht sein.

Gstanzln, ursprünglich Tanzlieder zum Ländler, sind ein Vehikel sozialer Auseinandersetzung. Natürlich kommt darin die Schwangerschaft vor, normalerweise die ungewollte, aus der Sicht des Mannes. Vieles ist hocherotisch. Die folgenden *Gstanzln* sind aus der Sammlung von Krauss entnommen (Krauss 1968). Bekanntlich hatte Friedrich Salomon Krauss, der diese Sammlungen als Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral verstand, zahlreiche Schwierigkeiten wegen des Verdachtes der Pornographie (vgl. Haid 1995). Einzelne der angeführten *Gstanzln* sind heute noch im Salzkammergut bekannt. Eine einschlägige *Gstanzl*-folge findet sich auch auf der CD ‚Musica Alpina‘ III in einer authentischen Tonaufnahme aus Niederösterreich.

[838]

Auf der Albn geht kua Wind,
der kuan hat, macht kua Kind;
der uan hat, macht a Kind,
auf der Ebn geht a Wind.

[839]

Zehnmalhunderttausend,
lustig is s Mausn,
lustig ist s Zipflziagn,
daß ma kloane Kinda kriagn.

[840]

Habts enk zsamm, habts enk zs amm,
heint is s koan Sünd,
i han in Kaldena gschaut,
steht a kloans Kind.

[848]

Halt di na zuba(r),
halt di auffa bessar(r)!
Daß di nit schneidst
mit mein Taschnmessa(r)!

[849]

Und wannst di a schneidst
in mein Taschnmessa(r),
in zwoaravia(r)zg Wocha(n)
wia(r) s wieda bessar.

[850]

Zwoaraviarzg Wocha
sand dreiviertel Joahr
und aft kimmt da Bua füara
mit dö aufkraustn Hoar.

[854]

D Nacht bin i ban Goggl glegn,
vazeich ma Gott de Sünd!
Wann da Goggl schwanga wurscht,
was tat i mit n Kind?

[855]

Daß s in Wald finstar ist,
dos machan die Bam,
daß mein Diandl schwanger ist,
dos glab i kam.

[847]

Und seit is bei dia bin glögn
han i koan Gsund,
du hast mar an Stoß gebn,
– saggrischa Hund!

[863]

s Moizerl ist schwanga worn,
s Moizerl ist dick;
wer wird denn Gvatter seyn?
i weiter nit.

[922]

In Gottsnam, was stöll i an,
s Kind in Bau(ch) rüahrt si schan,
– heilige Florian,
I han s nöt tan.

[874]

S Diandl hat ma d Liab aufgsagt
draust auf da Stiagn,
i soi mar um a Gvadrin schaun
und um a Wiagn.

[875]

I soi mar um a Gvattrin schaun
und um a Wiagn,
iatzt woäß i bon Teuföl
koa Hebamm net z kriagn.

[876]

Hiatzt han i amal gjodelt
wohl üba die Alm,
hiatzt han i schan wieda
di Hebamm zon zahl'n.

[877]

D Hebamm ist zahlt
und da Hea(rr) Pfoarra a
und hiatz schreit halt da zweitö Fratz
a schan wieda.

[881]

Zu dia bin i gangn
bei Regn und Wind
zu dia geah i nima,
du hast a kloans Kind.

[887]

Mein Vada hat gsagt
und d Muada sagt s a,
wann ön Diandl epps gschiacht,
muaßt ös heiratn a.

[938]

Heiratn tuar i nit,
i han s schan betracht,
geh liaba zu de Menschar
und gib a wenig acht.

[936]

A Stückerl Brot
und an Mederitat¹,
dos gib I mein Diandl
daß s Liaben net schad.

[937]

Neun Seidl Wein
gib i mein Diandl ein
und a Fledamausbluat,
daß ia s Mausn nix duat.

[853a]

Sagst allwei(l), du tuast nix,
du tuast nix in Bett,
jetzt hast an kloan Tuastnix,
was tuast jatzd damit?

Literatur

Böhme, Franz Magnus: Deutsches Kinderlied und Kinderspiel. Leipzig 1924.

Deutsche Volkslieder. Balladen. Hg. v. John Meier. Bd. 1. Berlin und Leipzig 1935ff.

Eibner, Franz: Die Aufzeichnung von Volksmusik als Voraussetzung zur Kenntnis des Gestaltwandels, sowie ihrer Gestalt. In: Österreichische Musikzeitschrift, Jg. 24, Heft 9. Wien 1969, S. 514–526.

Erk, Ludwig und Franz Magnus Böhme: Deutscher Liederhort. Hildesheim, New York, 1972 (= Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1893).

Früh, Sigrid (Hg.): Der Kult der drei Heiligen Frauen. Märchen, Sagen und Brauch. Bern 1998.

1 Mithridat: Universalmittel der Medizin (electuarium Mithridatis).

Goertz, Hartmann und Gerlinde Haid: *Die schönsten Lieder Österreichs*. Wien 1979.

Haid, Gerlinde: Vergessenes und Verschwiegenes aus unserer Forschungsgeschichte. In: *Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes* 44. Wien 1995, S. 51–57.

Krauss, Friedrich S.: *Das Minnelied des deutschen Land- und Stadtvollkes*. Nachdruck, Hanau a. Main, 1968.

Kretzenbacher, Leopold: Altsteirisches Rühmen Mariens als Helferin in verzweifelten Lebenslagen und Todesnähe. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde*, Bd. XVI/105. Wien 2002, S. 227–237.

Küchenlieder. Bearb. v. Steve Boarder. Mainz, London, Madrid usw., 1994.

Österreichisches Liederblatt, hg. v. Anton Dawidowicz, Folge 3. Wien 1967/68.

Österreichisches Liederblatt. Hg. v. Verlag Ludwig Doblinger, Folge 1. Wien 1946.

Quellmalz, Alfred: *Südtiroler Volkslieder*. Bd. 1. Kassel, Basel, Paris, London, 1968.

Rüb Dorothea und Margot Schindler: *Aller Anfang. Begleitbuch und Katalog zur Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde, 10. April bis 6. Oktober 2002 (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, 80)*. Wien 2002.

Tondokumente

Freche Lieder aus Osttirol, CD, hg. v. Manfred Schneider und Thomas Nußbaumer. Innsbruck 1995.

Leydi, Robert (Hg.): *LP Como e il suo territorio*. Albatros, VPA 8299 (Regione Lombardia, Documenti della cultura popolare, 7). LP mit Begleitheft. Milano, o.J.

Musica Alpina III–IV, CD mit Begleitheft, hg. v. Gerlinde und Hans Haid. Innsbruck 1999.

Chronik der Volkskunde

Die Museumssammlung – Sammlungsintention, Auswahlkriterien, Kontextualisierung Inhalte und Strategien der vergangenen zehn Jahre sowie Zielsetzungen für die nächste Dekade und Projektentwicklung

Bericht zur 2. Internationalen Konferenz „Ethnographische
Museen in Zentral- und Südosteuropa“,
Wien, 18. bis 21. September 2002

Seit dem Jahr 2001 gibt es eine neue Initiative, Museen in Zentral- und Südosteuropa zu verbinden. „Ethnographic Museums in East- and Central Europe – Challenges and Chances at the Beginning of the 21st Century“ war der Titel einer Konferenz, zu der das Ethnographische Museum Budapest im Juni 2001 eingeladen hatte.¹ Die Initiative der Budapester Kollegen wurde gesetzt, um alten sowie neuen institutionellen Verknüpfungen eine schon lange fällige Entwicklungsgrundlage zu bieten. Dieser Tagung folgte eine Publikation.²

Franz Grieshofer, Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde, nutzte in Budapest die Gelegenheit für eine Einladung im darauf folgenden Jahr nach Wien. Vom 18. bis 21. September 2002 konnte nunmehr in einem Seminarhotel in Wien-Mauer mit der freundlichen Unterstützung der Österreichkooperation und der ERSTE-Bank ein Treffen organisiert werden, dem 35 Direktoren und Kuratoren aus 13 Ländern beiwohnten.

Mit der Themenwahl für die Folgeveranstaltung in Wien wollte man der Notwendigkeit entsprechen, über die eher allgemein gehaltene Praxis von Museumspräsentationen hinaus, im engeren inhaltlichen Sinn arbeitsspezifische Aspekte herauszuarbeiten. Außerdem sollten Orientierungen für eine zu erarbeitende Sammlungsstrategie für die sogenannte „Ostsammlung“ des Wiener Museums eingeholt werden.

Mit zunehmender Transparenz der Aktivitäten und Sammlungen unserer verschieden entfernten Nachbarn muß man das historische Material der Wiener sowie der Kittseer Sammlung auf ihr Vernetzungspotential befragen. Für diese dringliche Aufgabe sollten thematische Anschlußmöglichkeiten, spezielle Erweiterungen sowie vergleichbare Ergänzungen, aber auch Weglassungen erörtert werden. Ein verbreiteter Sammlungsquerschnitt wird auf Grund fehlender Ressourcen in Hinkunft eher nicht möglich sein. In der

Folge liegt es wohl näher, die internationalen Sammlungen gegenseitig zugänglich und benutzbar zu machen. Für die institutionelle Auseinandersetzung mit dem kulturellen Erbe im viel zitierten „gemeinsamen Europa“ scheint das zumindest ein sinnvoller und gangbarer Weg zu sein. Schritte in diese Richtung bedürfen allerdings auch einer stabilen Ausrüstung durch öffentliche Stellen.

Der Konferenz standen schließlich zwei volle Arbeitstage zur Verfügung. Der erste Tag war den Länderberichten gewidmet. Trotz eines dichten Programms wäre genügend Zeit für Diskussion gewesen. Nicht zuletzt beeinträchtigten sprachliche Barrieren eine lebhafte Debatte, da Englisch oder Deutsch nicht allen Teilnehmern in ausreichendem Maße geläufig war.

Die Beiträge von Nadja Maglica (Etnografski Muzej Zagreb), Slobodanka Lalić (Musej Republike Srpske), Marica Filipović (Zemaljski Muzej Bosne i Hercegovine) und Vesna Marjanović (Etnografski Muzej Beograd) beschrieben die Situation der jeweiligen Museen während des letzten Krieges in dieser Region. Unmittelbare Maßnahmen zur Sicherung der Sammlungen mußten getroffen werden, wie Lalić berichtete. Marica Filipović legte eine ähnliche Situation in Sarajewo dar, wo die Museumsbestände in der Kriegszeit von immerhin sechs (!) Kuratoren erhalten wurden.

Allen Berichten zu Folge haben diese Krisensituationen ganz entscheidend die weiteren Sammlungsstrategien beeinflußt. So gesellte sich in Belgrad zur Kollektion ritueller Gegenstände – darunter auch Ostereier – das sogenannte „bombing egg“ mit der zum Emblem der zivilen Verteidigung Belgrads gewachsenen schwarzen Zielscheibe, die mittels Schablone auf die ungefärbte Oberfläche eines weißen Eis gemalt wurde. Man entschloß sich, nicht nur die historischen Sammlungen zu komplettieren, sondern Objekte der Moderne in eigene Kollektionsbereiche aufzunehmen. Aus der Republik Srpska wurde berichtet, daß zur Zeit der großen Wanderbewegungen während des Krieges viele Menschen ihre schwer beweglichen Güter dem Museum überließen. Gelegentlich konnten je nach finanzieller Situation auch Objekte angekauft werden.

Direktor Zóltan Fejös und Gabor Wilhelm, beide Budapest, entwickelten jeweils Denkstrukturen, die auf einer veränderten Wahrnehmungsbeziehung zwischen Mensch und Objekt basieren. Fejös hielt fest, daß sich die Erwerbsbedingungen für ein Museum in den letzten drei Jahrzehnten in Zentral- und Osteuropa stark gewandelt haben. Die materielle Kultur gegenwärtiger Gesellschaften sei eine gänzlich andere geworden, überlieferte Fertigkeiten und Künste seien verschwunden, Können und gesellschaftliches Handeln hätten einen anderen Stellenwert erfahren. Andererseits sei die gesellschaftliche Haltung gegenüber Objekten durch die musealen Tätigkeiten des 19. und 20. Jahrhunderts geprägt worden. Fejös' gedankliche Ver-

bindung dieser beiden Feststellungen mündet in der Aufforderung, über die Frage hinaus, was in die gegenwärtigen ethnographischen Museen gerettet werden soll, zu klären, wie die Beziehung zwischen Menschen und ihrer materiellen Umgebung zu überdenken und zu ändern wäre.

Gabor Wilhelm schloß sich dieser Präsentation mit einem Vorschlag zu einer institutionellen Kooperation an. Am zweiten Tag dieser Konferenz befasste sich schließlich eine Arbeitsgruppe mit dieser Thematik.

Von einer verstärkten Zusammenarbeit zwischen Privatsammlern und Museum berichtete Roman Chmelik aus Lemberg. In den 1960er und 1970er Jahren begannen in der Westukraine einzelne Privatpersonen, Sammlungen von Ethnographica anzulegen. Chmelik erklärte diese Tendenz mit einer Protesthaltung gegenüber der Zerstörung von christlichen sowie nationalen Symbolen durch den Kommunismus. In den frühen 1990er Jahren entwickelte sich schließlich eine intensive Zusammenarbeit zwischen diesen Sammlern und dem Museum in Lemberg, die in der Produktion einiger Ausstellungsprojekte in Übersee mündete. Das Huzulen-Museum in Kolo-mija fördert sehr bewußt – so geht es aus Jaroslava Tkatschuk's Bericht hervor – auf der Grundlage von Arbeitszirkeln und Folkloreveranstaltungen die Produktion regionaler Identität. Sie kann auf den Bau eines eigenen Ostereiermuseums verweisen, das seit kurzer Zeit, selbst als Ei konstruiert, als Ausstellungsraum und Depot mehreren tausend Ostereiern Platz bietet.

Der zweite Tag der Veranstaltung sollte konkreter Projektarbeit gewidmet sein. Die Organisatoren entschieden sich für die „Open-space technology“, um den Mitgliedern der Gruppe mit ihren sehr unterschiedlichen fachlichen Hintergründen möglichst viel Entwicklungsraum zu geben. Außerdem hilft diese Form der Kleingruppenarbeit auch sprachliche Barrieren zu überbrücken. Nach einiger Diskussion im Vorfeld des Treffens war der thematische Fokus „Wie können wir als Ethnographische Museen kooperieren?“ sehr weit geöffnet worden. Der Vorteil einer solchen überaus breiten Themenstellung liegt in der Vermeidung vorzeitiger inhaltlicher Ausschlüsse. Durch die mehrstufig strukturierte Gruppenarbeit filtern sich ohnedies tragfähige Inhalte heraus. Die Teilnehmer erhielten vorab sowohl Themenstellung als auch Vorgangsweise dieses Konferenzdesigns. Den Tag selbst leitete ein Moderator. Zu Beginn des Arbeitstages wurden den Beteiligten einige Parameter, gewissermaßen die Spielregeln, die von den Organisatoren gemeinsam mit dem Moderator vorab festgelegt wurden, präsentiert. Die thematischen Gruppen konstituierten sich selbst; und nach einer zweistufigen Filterung waren am Ende fünf konkrete Projekte entstanden.

Besprochen sowie mit einem Zeitplan und Verantwortlichkeiten ausgestattet wurden sowohl gemeinsame Ausstellungsprojekte als auch Forschungsprojekte. Franz Grieshofer fand bei den Teilnehmern großes Interesse mit einer Ausstellungsidee, die sich „Invention of Folk Art under the

influence of modernism in Central Europe“ nennt. Hier sollte auf breiter, länderübergreifender Basis eine Bestandsaufnahme aktuellen kunsthandwerklichen Schaffens vor dem Hintergrund der historischen Sammlungsbestände in Wien durchgeführt werden. Unter dem Titel „Collecting the present/20th Century“ hat sich um die ungarischen Kollegen eine große Arbeitsgruppe gebildet, die über Konzepte für materialübergreifende und themenspezifische Sammlungsstrategien diskutierte. Diese Gespräche sollen fortgesetzt werden. Von großem Nutzen könnte in Zukunft ein virtuelles Diskussionsforum sein, dessen Herstellung als einfaches Verständigungswerkzeug geplant ist. Für zukünftig intensivere Kontakte zwischen Wien und Sarajewo kann das große Interesse des Zemaljski Muzej Bosne i Hercegovine an der vor einigen Jahren in Wien durchgeführten Bosnienausstellung sorgen.

Insgesamt fand diese Art der Projektentwicklung eine hohe Zustimmung und scheint gute Chancen für eine Verwirklichung der eingebrachten Ideen zu haben.

Die Aufteilung der Tagung in einen Beitragsblock und einen Projektblock hat sich durchwegs bewährt. Es wäre wünschenswert, daß Folgetagungen sich einer ähnlichen Form bedienen. Einer sich entwickelnden Zusammenarbeit würde die Entsendung der selben Personen in ihrer Rolle als Projektverantwortliche oder Mitglied einer Themengruppe sehr zuträglich sein. Im besten Fall sollte wohl auch schon bei der Entwicklung der nächsten Tagungen eine Zusammenarbeit mehrerer Museen stattfinden. Ein großes Problem des gesamten Konferenzzyklus stellen die qualitativ unterschiedlichen Fremdsprachenkenntnisse dar, indem sie breitere Diskussionen erschweren.

Das nächste Treffen ist in Martin/Slowakei im Herbst 2003 geplant.

Die nachstehend angefügte Teilnehmerliste möchte auf die breite Basis an Institutionen und Personen, die zu einer wachsenden Vernetzung aktiv beitragen, hinweisen. Das Warschauer Museum war bei der letzten Veranstaltung leider nicht vertreten, ist aber über die Ergebnisse informiert worden. Außerdem wäre ein Kontakt zu weiteren Museen in der betreffenden Region wünschenswert.

Teilnehmerliste

Bosnien: *Amra Madžarević*, Kuratorin, Muzej Sarajeva, Velika avlija bb, BIH-71000 Sarajevo; *Marica Filipović*, Kuratorin, Zemaljski Muzej Bosne i Hercegovine, Zmaja od Bosne br. 3, BIH-71000 Sarajevo; **Bulgarien:** *Rachko Popov*, Direktor; National Ethnographic Museum – Bulgarian Academy of Science, Moskovska St. 6A, BG-1000 Sofia; **Deutschland:** *Konrad Vanja*, Direktor; Museum Europäischer Kulturen der Staatlichen Museen zu Berlin, Lansstraße 8, D-14195 Berlin Dahlem; **Jugoslawien:** *Mirjana Men-*

ković, Kuratorin, Etnografski Muzej Beograd, Studentski trg 13, YU-11000 Belgrad; *Vesna Marjanović*, Museumberaterin, Etnografski Muzej Beograd, Studentski trg 13, YU-11000 Belgrad; **Kroatien:** *Damodar Frlan*, Direktor; Etnografski Muzej Zagreb, Trg. Mažuranicev 14, HR-10000 Zagreb; *Nadja Maglica*, Kuratorin; Etnografski Muzej Zagreb, Trg. Mažuranicev 14, HR-10000 Zagreb; *Zvezdana Antoš*, Kuratorin; Etnografski Muzej Zagreb, Trg. Mažuranicev 14, HR-10000 Zagreb; *Lidija Nikočević*, Direktorin, Etnografski Muzej Istre, Trg Istarskog Razvoda 1, HR-52000 Pazin; **Österreich:** *Franz Grieshofer*, Direktor, Österreichisches Museum für Volkskunde, Laudongasse 15–19, A-1080 Wien; *Margot Schindler*, Vizedirektorin, Österreichisches Museum für Volkskunde, Laudongasse 15–19, A-1080 Wien; *Kathrin Pallestrang*, Kuratorin, Österreichisches Museum für Volkskunde, Laudongasse 15–19, A-1080 Wien; *Veronika Plöckinger*, Kuratorin, Ethnographisches Museum Schloss Kittsee, Dr. L. Batthyányplatz 1, A-2421 Kittsee; *Matthias Beitzl*, Kurator, Ethnographisches Museum Schloss Kittsee, Dr. L. Batthyányplatz 1, A-2421 Kittsee; *Bernhard Tschofen*, Institut für Europäische Ethnologie Universität Wien, Hanuschgasse 3, A-1010 Wien; *Klaus Beitzl*, Direktor i.R., Lerchengasse 23, A-1080 Wien; **Republik Srpska:** *Slobodanka Lalić*, Kuratorin, Muzej Republike Srpske, Danitschia br. 1, 51000 Banja Luka; **Rumänien:** *Mirela Cretu*, Abteilungsleiterin, Complexul National Muzeal ASTRA, Piata Mica Nr. 11, RO-2400 Sibiu; *Teodora Puia*, Abteilungsleiterin, Complexul National Muzeal ASTRA, Piata Mica Nr. 11, RO-2400 Sibiu; **Slowakei:** *Adriana Daneková*, Kuratorin, Slovenské národné múzeum Martin, SK-03680 Martin; *Marta Pastieriková*, Kuratorin, Slovenské národné múzeum Martin, SK-03680 Martin; **Slowenien:** *Nena Židov*, Chefkuratorin; Slovenski Etnografski Muzej, Metelkova 2, SI-1000 Ljubljana; *Bojana Rogelj-Škafar*, Kuratorin, Slovenski Etnografski Muzej, Metelkova 2, SI-1000 Ljubljana; **Tschechien:** *Hana Dvořáková*, Leiterin des Ethnographischen Instituts, Moravian Museum – Ethnographic Institute, Koblišna 1, CZ-60200 Brno; *Helena Beránková*, Kuratorin, Moravian Museum – Ethnographic Institute, Koblišna 1, CZ-60200 Brno; **Ukraine:** *Jaroslava Tkatschuk*, Direktorin, Hutsul Museum Kolomija, Kowaliwka wul.Tycha 2, UA-285212 Kolomija; *Roman Chmelik*, Direktor, Museum of Ethnography and Applied Arts at National Academy of Sciences of Ukraine, 15 Svobody Avenue, UA-290000 Lviv; *Stepan Pawljuk*, Direktor, Ethnology Institute at National Academy of Sciences of Ukraine, 15 Svobody Avenue, UA-290000 Lviv; *Zenoviy Mazuryk*, Marketingdirektor, Galerie der Künste zu Lviv, priv.: Kytajska 18/2, UA-79038 Lviv; **Ungarn:** *Zoltán Fejös*, Generaldirektor, Néprajzi Múzeum – Museum of Ethnography, Kossuth Lajos Tér 12, H-1055 Budapest; *Gábor Wilhelm*, Leiter der Ethnologischen Abteilung, Néprajzi Múzeum – Museum of

Ethnography, Kossuth Lajos Tér 12, H-1055 Budapest; *Gabriella Vida*, Kuratorin Keramiksammlung, Néprajzi Múzeum – Museum of Ethnography, Kossuth Lajos Tér 12, H-1055 Budapest; *György Balázs*, Vize Direktor; Néprajzi Múzeum – Museum of Ethnography, Kossuth Lajos Tér 12, H-1055 Budapest; *Monika Lackner*, Kuratorin, Néprajzi Múzeum – Museum of Ethnography, Kossuth Lajos Tér 12, H-1055 Budapest.

Matthias Beitzl

Anmerkungen

- 1 Siehe: Beitzl, Matthias: Bericht zur Tagung „Ethnographic Museums in East- and Central Europe – Challenges and Chances at the Beginning of the 21st Century. Internationale Konferenz in Budapest, Ungarn 14.–16. Juni 2001.“ In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde Heft 3, Bd. 104. Wien 2001, S. 337.
- 2 Wilhelm, Gábor (Hg.): Papers of the conference „Ethnographic Museums in East- and Central Europe. Challenges and Chances at the Beginning of the 21st Century. Budapest, Hungary 14–16 June 2001.“ Museum of Ethnography, Budapest 2001.

Präsidialsitzung des Europäischen Köhlervereins in Rohr im Gebirge, Bez. Wr. Neustadt 27. August bis 1. September 2002

Seit vier Jahren ist das Waldbauernmuseum Gutenstein in Kontakt mit dem Europäischen Köhlerverein. Seither werden Veröffentlichungen und Fotos ausgetauscht. Heuer folgte der Vorstand dieses Vereins unserer Einladung, die Vorstandssitzung für 2002 in der Köhlergemeinde Rohr im Gebirge abzuhalten. Mit Freude legte die Gesellschaft der Freunde Gutensteins dazu ein Besichtigungsprogramm für einen Aufenthalt von sechs Tagen vor. Die Anreise war lang – z.B. aus Schweden und Rostock. Nach der Ankunft im „Hotel Bauer“ bekamen die Gäste zur Orientierung Dias und Kartenskizzen zu sehen.

Am folgenden Tag ging es dann in Begleitung des Bürgermeisters von Rohr, Heinrich Sallmanshofer, und des ehemaligen Landwirtschaftssekretärs der BBK Gutenstein DI Hans Längauer zur Rohrer Köhlerstraße. Obwohl die Vorstandsmitglieder seit der Vereinsgründung viele Kohlstätten in Deutschland, Schweden und anderen europäischen Ländern besichtigt hatten, staunten sie nicht wenig, die ihnen bisher unbekannte Form des Kohlens im Langmeiler anzutreffen.

Den ersten solchen Kohlhaufen konnten sie schon nahe von ihrem Hotel sehen, gerade im Aufbau und dies bereits mit Kran und Traktor. Mit den Bauernfamilien Wieser und Thron an der Köhlerstraße Langseit entwickel-

ten sich dann ausführliche Fachgespräche über die verschiedenen Methoden der Kohlhung, die Holzauswahl und die Verwendung des Produktes.

Nach der absolvierten Vorstandssitzung fand am 28. August der festliche Begrüßungsabend statt, zu dem die Gäste in einer erneuerten Tracht erschienen. Diese lehnt sich an die Bergmannskleidung im Erzgebirge an. Die Einheimischen stellten ihren Ort mit Gesang, mit Saitenmusik und Mundartgedichten vor. NR. Franz Kampichler überbrachte die Grüße des Herrn Landeshauptmannes Dr. Erwin Pröll. Präsident Heinz Sprengel sprach über die Ziele des Vereins.

Dieses alte Gewerbe solle nicht völlig aussterben, die Kenntnisse der „Kunst des Kohlenbrennens“ nicht völlig versinken. Dazu werden in Deutschland Seminare abgehalten. Dabei treffen Köhler aus ganz Europa zusammen und feiern zu Ehren dieses geschichtsträchtigen Handwerks Feste mit volkstümlichem Rahmenprogramm. Der Gegensatz zu Österreich könnte nicht größer sein. Hier ist die Köhlerei noch verbreitet, ist für den Waldbauern und Kohlenbrenner harte Arbeit, die obendrein durch absurde Vorschriften erschwert und durch keinen Verein unterstützt wird (z.B. in Michelbach, NÖ).

Am zweiten Tag stand der Besuch eines fünften Köhlers im Klostertal bei Gutenstein auf dem Programm. Im Waldbauernmuseum wurden vor der genauen Besichtigung einschlägige Filme gezeigt, zu denen auch der Ethnologe Univ. Prof. Dr. Karl Wernhart Beiträge gesandt hatte. Ein Besuch im Schloß Hoyos und eine Fahrt auf den Mariahilfberg stellten Gutenstein als kulturellen Mittelpunkt des Gebietes vor.

Der nächste Tag führte die Reisegruppe in die Holzknechtsiedlung Nasswald und zu den Mirafällen. Die Hohe Wand mit ihrem Kalkofen und einem noch unfertigen Rundmeiler sowie der Pechwald bei Hernstein machten auf die Gäste besonderen Eindruck. Zwei Familien entschlossen sich spontan, im Schneeberggebiet einige Urlaubstage anzuschließen.

Die Tagung des Europäischen Köhlervereins fand auch bei den Einheimischen großen Anklang. Die Rohrer planen für 2003 eine Fahrt ins Fichtelgebirge zur nächsten großen Veranstaltung. Es ist zu hoffen, daß die Gemeinde Rohr die Jahresversammlung 2005 ausrichten darf, für die mehr als hundert Gäste erwartet werden: Neue Impulse durch das alte Köhlergewerbe.

Hiltraud Ast

Gender and Generation – Geschlecht und Generation

Viertes Symposium der SIEF-Kommission für Volksfrömmigkeit
3. bis 8. September 2002 in Edinburgh, Schottland

1989 wurde im Rahmen der Österreichischen Volkskundetagung in Graz zum Thema „Volksfrömmigkeit“ eine eigene SIEF-Kommission zu diesem Forschungsbereich angeregt und bereits im folgenden Jahr auch eingerichtet. Zur ersten Tagung der Kommission kam es dann 1993 in Stockholm auf Einladung von Nils-Arvid Bringéus. Einem dreijährigen Tagungsrhythmus folgend, lud Maria Santa Vieira Montez im Jahre 1996 nach Chaves in Portugal ein, und das Treffen der Kommission 1999 fand auf Einladung von Gabor Barna in Szeged, Ungarn, statt.

Im Jahre 2002 war es nun wieder soweit, und die SIEF-Kommission rief zur Tagung nach Edinburgh, wohin Margaret Mackay und die School of Scottish Studies, Archives, Celtic and Scottish Studies der Universität von Edinburgh eingeladen hatten. Diesem Ruf waren zahlreiche TeilnehmerInnen gefolgt. Insgesamt waren 13 verschiedene Staaten vertreten, was die Internationalität auf diesem Forschungsgebiet besonders deutlich macht: Deutschland, Finnland, Großbritannien, Irland, Litauen, Norwegen, Österreich, Portugal, Russland, Schweden, die Slowakei, Ungarn und die USA.

An vier Tagen sollten 22 Referate präsentiert werden und darüber hinaus standen noch zwei Exkursionen und eine Fülle von offiziellen Einladungen auf dem Programm. Daß alle diese Aufgaben auch tatsächlich bewältigt werden konnten, war nur durch die perfekte, reibungslose und harmonische Organisation möglich, für die Margaret Mackay und ihr Team von freiwilligen HelferInnen verantwortlich zeichneten.

Das Thema des Arbeitssymposiums ermöglichte Beiträge zu den unterschiedlichsten Bereichen des Faches, wobei hier nur ein kleiner Einblick auf die Fülle der Vorträge geboten werden kann. Über die Bedeutungszuschreibungen in der Namensgebung für Neugeborene in der slawonischen Alltagskultur berichtete Irina Sedakova und brachte dabei zahlreiche Zitate aus ihrer aktuellen Empirie ein. Oft gibt es Streitigkeiten zwischen Mutter und Vater des Kindes, welche Ahnen als Namenspatrone ausgesucht werden, und bei Geburten an religiösen Feiertagen bestimmt ohnehin der zuständige Heilige den Namen des Kindes. Für die Gesundheit, den beruflichen Erfolg und privates Glück wird häufig die gelungene bzw. fehlerhafte Namenswahl verantwortlich gemacht. Nach orthodoxer Tradition überträgt sich die magische Kraft des Namens auf den Namensträger selbst und begleitet ihn durch sein ganzes Leben. Der Glaube an diese Kräfte hat sich bis in die Gegenwart erhalten und moderne Varianten hervorgebracht, wodurch die

Namensgebung nach Personen oder Bedeutungen diese Qualitäten auf ein Kind übertragen werden sollen. Beispiele dafür waren: Putin, Russia oder Federa. Juraj Buzalka aus Bratislava mit seinem detaillierten Bericht über Katholiken und Protestanten in der Zeit des politischen, gesellschaftlichen und sozialen Umbruchs in der Slowakei, und Jonas Mardosa aus Vilnius und seine Ausführungen zum Geschlechterverhältnis im religiösen Leben ländlicher Regionen Litauens, trugen zu einer weiteren Vertiefung der osteuropäischen Perspektiven des Faches bei. Oliva Wiebel-Fanderl widmete sich einer soziokulturellen Untersuchung im bayerisch-salzburgischen Raum, wobei ihr Thema den alltäglichen Erscheinungsformen von Religion bzw. religiöser Gesinnung im Zusammenleben der Generationen nachspürte. Mit vielen einprägsamen Bildern vermittelte Leonhard Primiano die religiöse Bilderwelt von „Sister“ Ann Ameen, die ihren Glauben mittels farbenprächtiger Wandteppiche zum Ausdruck brachte. Ihm war es gelungen, eine umfassende Glaubens- und auch Lebensgeschichte dieser bemerkenswerten Frau aufzuzeichnen und ihre unglaubliche Fülle von textilen Arbeiten, sowie ihrer Lebensweisheiten zumindest teilweise zu archivieren. Leider wurde er von ihrem Tod nicht informiert, sodaß die Arbeiten von „Sister“ Ann ohne Käuferregistrierung verkauft und so in alle Winde verstreut wurden, wodurch eine weiterführende wissenschaftliche Bearbeitung dieser Quellen unmöglich wurde. Mit der Untersuchung der Arbeits- und Lebenssituationen von schwedischen Pfarrerinnen beschäftigte sich der Vortrag von Brigitta Meurling aus Uppsala, deren umfangreiches empirisches Material aus ihrer Feldforschung zu diesem heißen Diskussions- und Problemfeld in der schwedischen Öffentlichkeit vor allem die Betroffenen selbst zu Wort kommen ließ. Neben den zahlreichen Beiträgen aus dem skandinavischen Bereich brachten besonders das Gastgeberland und auch die anderen Länder des Vereinigten Königreiches eine breite Themenpalette zu dieser Tagung ein. Anne Rowbottom und ihr Vortrag über die vielschichtige Verehrung der englischen Königinmutter eröffnete einen Einblick in die Fan-Kultur um gekrönte Häupter, der in Großbritannien mit anscheinend recht großer Begeisterung nachgegangen wird. Zahlreiche Fan-Clubs dazu haben sich gebildet und beim gemeinsamen Anstellen, um der Königinmutter zum Geburtstag zu gratulieren, haben einander schon Freunde oder auch Ehepartner fürs Leben gefunden und darüber hinaus eine Möglichkeit, das eigene Leben mit einer „glittering edition“ von Alltagserlebnissen etwas aufzupeppen. In unterschiedlichsten Studien – von Hexerei in Schottland von Joyce Miller, über die Betrachtung der Balladen von Jane Hughes und ihrer religiösen Aussagekraft durch Wyn James bis hin zu Steve Sutcliffe's Analyse zur New Age-Religion – wurde in zahlreichen Beiträgen die religiöse Vielfalt des Gastgeberlandes bzw. des Britischen Empires dokumentiert.

Einen hervorragenden Beitrag dazu leistete auch der Besuch des St. Mungo Museums of Religious Life and Art in Glasgow, wo neben der Präsentation des Kreuzigungsbildes von Salvador Dali (Christ of St. John of the Cross, 1951) vor allem die Eingebundenheit des Museums in das Alltagsleben der Bevölkerung von Glasgow beeindruckte, die diesen Ort zum interreligiösen und interkulturellen Austausch nützt.

Zum Ausklang des Symposiums unternahm die Gruppe noch einen Ausflug in die wunderschöne Hügellandschaft an der schottisch-englischen Grenze und besuchte Abbotsford, das Wohnhaus des schottischen Schriftstellers Sir Walter Scott. Seine Sammelleidenschaft – von einer Haarlocke Napoleons bis hin zur Schädelknochen eines Walrossbullen – hat das Anwesen in eine richtige Kunst- und Wunderkammer verwandelt, die eine Vielzahl von Besuchern anzieht.

Spannende Referate, unterhaltsame Abendprogramme, beeindruckende Exkursionen, ganz und gar nicht „schottisches Wetter“ mit viel Sonnenschein und die perfekte Organisation und liebevolle Betreuung vor Ort machten dieses Symposium zu einem unvergesslichen Erlebnis für alle Teilhabenden. Leider lässt sich diese besondere Atmosphäre auch durch noch so viel Begeisterung in der Berichterstattung nur begrenzt übermitteln. Doch das gespannte Interesse und die Vorfreude auf die nächste Tagung der SIEF-Kommission im Jahre 2005, zu der Oliva Wiebel-Fanderl in das Benediktinerkloster nach Andechs in Bayern einlädt, hat somit vielleicht nicht nur die TeilnehmerInnen an diesem vierten Symposium in Edinburgh 2002 erfasst, sondern einen weiteren Kreis von Interessierten erreicht.

Romana Geyer

Changing Tastes: Food Culture and the Process of Industrialization

14th International Ethnological Food Research Conference,
Basel/Vevey, 30. September bis 5. Oktober 2002

Die 14. Tagung der Internationalen Kommission für Ethnologische Nahrungsforschung widmete sich dem bisher in der Nahrungsethnologie kläglich vernachlässigten Thema der Industrialisierung. Neben den Technisierungsprozessen der letzten anderthalb Jahrhunderte waren vor allem ihre kulturellen Neben- und Folgeerscheinungen immer mehr ins Blickfeld der ethnologischen Forschung gerückt. „Changing Tastes“ steht daher als Schlagwort für eine Hinwendung zum tieferen Verständnis gegenwärtiger und vergangener Wandlungsprozesse in der Alltagskultur. Zentrale Bedeu-

tung kommen in diesem Zusammenhang den vielfältigen Umschichtungen und Überformungen von Geschmack, Nahrungsästhetik und -symbolik zu, die in städtischen und ländlichen Gebieten über lange Zeiträume hinweg erfolgen und sich in der jüngsten Vergangenheit noch potenziert haben.

Den Einfluss von Kochbüchern auf Nahrungsgewohnheiten in industrieller und vorindustrieller Zeit stellten Maja Godina-Golija (Ljubljana) für das Land Slowenien und Johanna Maria van Winter (Utrecht) für das Gericht des grünen Salates dar. Una Robertson (Edinburgh) widmete ihren Beitrag Elizabeth David, der Grand' Dame der englischen Kulinaristik, die in zahlreichen Publikationen während der 1950er bis 70er Jahre großen Einfluss auf die Nahrungsgewohnheiten der Bevölkerung Großbritanniens hatte. Spezielles Augenmerk legte sie dabei auf die Tatsache, dass die frühen Werke der Autorin in die Zeit unmittelbar nach der kriegsbedingten Nahrungsrationierung in England fallen, als viele der von Elizabeth David vorgeschlagenen italienischen oder französischen Gerichte noch im Rufe der Verschwendungssucht gestanden hatten.

Einzelne, im Zuge der Industrialisierung geförderte, Geschmacksrichtungen behandelten Eszter Kisbán (Pécs) mit dem ungarischen Beispiel des Übergangs von saueren zu süßen Speisen und Linda Dumpe (Riga) mit der Verbreitung süßer Nahrungsmittel in Lettland. Klára Kuti (Budapest) thematisierte mit dem Weg der Tomate vom Ziergarten auf das Feld den Aneignungsprozess durch die regionale Küche im 19. und die Nahrungsindustrie im 20. Jahrhundert. Jay Anderson (Providence/Utah) behandelte die Sphäre kirchenpolitischer Interessen bei der „Invention of Tradition“ und der Wiederbelebung regionaler wie ethnischer Speisen. Im Schweizerisch-Amerikanischen Sauerkraut-Festival fließen Interessen und Bedürfnisse einzelner mormonischer Kirchengemeinden als auch lokaler Milieus mit ein. Anhand der Entwicklung der deutschen Konservenindustrie veranschaulichte Gudrun König (Tübingen) den Wertewandel durch Ästhetisierung industrieller Nahrungserzeugnisse. Bisher kaum gewürdigte Abbildungen von Schaufensterdekorationen der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts dienten ihr dabei als wichtige Quelle. Adelia Hanson (Stillwater/Oklahoma) versuchte erste Ansätze für eine Entwicklungs- und Benützungsgeschichte des Drucktopfes in den Vereinigten Staaten zu liefern, die dort bis in das zweite Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts zurückreicht.

Zum besseren Verständnis frühindustrieller Prozesse in Europa trug Richard R. Wilk (Bloomington/Indiana) bei, der mit seiner Darstellung der kolonialen „Binge Economy“ auf den Karibischen Inseln bisherigen Betrachtungsweisen eine globale Perspektive hinzufügte. Die virulente Nachfrage der Schwerarbeiter in kolonialen Kontexten nach haltbaren Nahrungsmitteln wie gesalzenem Schweinefleisch, Fisch, Tabak und Schnaps führten

Wilk zufolge zu einer verstärkten Industrialisierung des Nahrungssektors und begünstigte den Industriestandort Europa.

Den Wandel einzelner Gattungen von Fest- und Alltagsspeisen behandelten Ofelia Vaduva (Bukarest) für Rumänien und Tatiana Voronina (Moskau) für das postindustrielle Russland. Als Paradebeispiel lässt sich in diesem Zusammenhang aber das berühmte dänische Smørrebrød anführen, das Grith Lerche (Frederiksberg/Dänemark) vorstellte. In ihrer Präsentation spannte sie den Bogen von einfach bedeckten Brotscheiben der ersten Nachkriegszeit zu einer geradezu unübersichtlichen Vielfalt zeitgenössischen Delikatessenkonsums bei diesem Hauptmahl, das eine Zwischenstellung zwischen Frühstück und Mittagessen einzunehmen pflegt. Håkan Jönsson (Lund) thematisierte das seit den tiefen Einschnitten des Zweiten Weltkriegs stets gestiegene Angebot industrieller Produkte auf dem Nahrungsmittelsektor. Gerade der dadurch entstandene Konkurrenzkampf entpuppte sich als Motor einer „Verzauberung der modernen Welt“, führte zur Generierung anti-industrieller Erfahrungen als unternehmerische Überlebensstrategie. Der Berichterstatter (Innsbruck) versuchte sich in der Darstellung des Einflusses soziokulturell und historisch vorgeprägter Bilder und Meinungen bei der geschmacklichen Bewertung von Markenahrung. Österreichische Bierfirmen bieten hervorragende Beispiele für die Strategie der Verankerung im Volkstümlichen und im Lokalen, um auf dem nationalen Markt gegen internationale Großkonzerne bestehen zu können.

Anna Burstedt (Lund) beschäftigt sich in ihrem Beitrag „What time do we eat?“ mit jenen Zeitdimensionen des Essens, in denen sich Konsum gleichwie Identitätsbildung ereignet. Ihre Betrachtungsweisen um den im Kontext intensiver Industrialisierung entstandenen Begriff der „Hausmannskost“ vermochte sie anhand schwedischer und slowenischer Beispiele aufzuzeigen. Auch Bernhard Tschofen (Wien) bediente sich des Begriffes vom „Hausgemachten“, führte damit aber die Dialektik industrieller Nahrungsformen vor, die zugleich verfeinert und standardisiert, internationalisiert und regionalisiert sein wollen. Konrad Köstlin (Wien) leistete einen weiteren Beitrag zur Kulturanalyse des Traditionsbegriffs, diesmal aus ernährungsethnologischer Sicht. Tradition als klarste Absage an die Kontinuität des Gewohnten dient als Instrument industrieller Prozesse. Kulinarische Trendsetter wie Paul Bocuse haben den örtlichen Lebensmittelmarkt zum Zentrum ihrer Bemühungen um eine neue Wertigkeit der Nahrung gemacht. Die Verwurzelung im Lokalen und die Exotisierung des Eigenen werden somit zu Verhüllungs- und Verdrängungsstrategien der industriellen Welt.

Ein straffes Begleit- und Besichtigungsprogramm intensivierte die Auseinandersetzung mit industriellen Prozessen. Christine Burckhardt-Seebass (Basel) als erfolgreiche Veranstalterin der wohldurchdachten Tagung hatte

die Kommission mit der Absicht einer Besichtigung der Einrichtungen des Weltkonzerns Nestlé von Basel nach Vevey gebracht. Besuche wurden dem Nestlé-Forschungszentrum bei Luzern und dem von Nestlé betriebenen Nahrungsmuseum „Alimentarium“ in Vevey abgestattet. In ersterem konnte sich die Gruppe von den Marktstudien und den Produktentwicklungsmöglichkeiten dieses dominanten Nahrungskonzerns überzeugen, in letzterem standen interdisziplinäre Zugänge zum Thema Essen und interaktive Präsentationsformen eines erfolgreichen Museums zur Schau.

Die Geschäftssitzung der Kommission brachte eine Wiederwahl der verdienten Kommissionspräsidentin Patricia Lysaght (Dublin) und eine Entscheidung für die Ausrichtung der nächsten Tagung in Dubrovnik (Kroatien) zum Thema mediterraner Nahrungseinflüsse. Ein eingehend diskutierter, schließlich aber vertagter, Vorschlag der Universität Pécs (Ungarn) für eine Tagung zum Thema präindustrieller Nahrungskultur zeigte das Bedürfnis nach verstärkter historischer Grundlagenforschung auch, oder gerade, im Bereiche der ethnologischen Nahrungsforschung.

Oliver Haid

Aller Anfang. Geburt – Birth – Naissance

Wiener Gespräche zur Sozialgeschichte der Medizin
Abschluß-Symposium zur Ausstellung „Aller Anfang“ im
Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien und zugleich
2. Symposium „Born in Europe“
Wien, 2. bis 5. Oktober 2002

Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett sind bekanntlich nicht nur physiologisch definierte Lebensphasen. Die gesellschaftlichen Regeln, kulturellen Konnotationen und zunehmend auch die wirtschaftlichen Interessen, die „das Wunder Geburt“ (Profil, Nr. 18, April 2002) begleiten, ihm vorausgehen und nachfolgen, sind in jüngerer Zeit von auffallend vielen Seiten in den Blick genommen worden. Seit der „Baby-Boom aus der Retorte“ (Der Spiegel, Nr. 4, Jänner 2002) möglich und „die Geburt als Lifestyle-Event“ (Universum-Magazin, Nr. 4, April 2002) inszenierbar geworden sind, und zu Beginn des Jahres 2003 angeblich das erste menschliche Klon-Baby das Licht der Welt erblickt haben soll, seither haben sich die gesellschaftliche Wahrnehmung und damit die öffentliche Aufmerksamkeit für das Thema verstärkt. Ausstellungen, Symposien, Filme und Publikationen reagieren auf diesen Trend und wirken umgekehrt wiederum stimulierend auf ihn zurück.

Im vergangenen Jahr fanden drei einschlägige Ausstellungen zum Thema Geburt statt, die unabhängig voneinander entstanden sind, jedoch keines-

wegs unabhängig von den gegenwärtigen gesellschaftlichen und naturwissenschaftlichen Entwicklungen außerhalb des Kulturbetriebes. Im Museum Neuhaus in Biel in der Schweiz zeigte man vom 7. März bis 18. Juni 2002 die Ausstellung „Abgenabelt: Geburt und Säugling in der Geschichte“. Den bildlichen Repräsentationen des ungeborenen Lebens im Mutterleib von der klassischen Kunst bis zu den jüngsten Entwicklungen der Cyber-Art widmete sich die Schau „Inside Out. Het ongeboren leven in beeld“, eine Zusammenarbeit des Vlaams Centrum voor Volkscultuur, Brüssel, und dem Huis van Alijn in Gent, Belgien, vom 14. Juli bis 25. August 2002. Und schließlich präsentierte das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien vom 10. April bis 6. Oktober 2002 die in einem transdisziplinären Großprojekt erarbeitete Ausstellung „Aller Anfang“, die anlässlich des von 2500 Teilnehmerinnen aus aller Welt besuchten Internationalen Hebammenkongresses im April 2002 eröffnet worden war und mit dem hier zu besprechenden Abschlußsymposion gleichen Titels im Oktober 2002 zu Ende ging.

Das Symposion wurde inhaltlich und organisatorisch vom Verein für Volkskunde gemeinsam mit dem Verein für Sozialgeschichte der Medizin und dem Verein Transkultur konzipiert, was sich auf die Breite und Vielfalt der Forschungsansätze positiv auswirkte. Die Referenten und Referentinnen repräsentierten die Fächer Kunst- und Medizingeschichte, Medizin und Anthropologie, Volkskunde/Europäische Ethnologie und Sozialgeschichte, Katholische und Evangelische Theologie, Judaistik und Philosophie und kamen, neben Österreich, aus Deutschland, Ungarn, Kroatien und Israel. Das Vortragsprogramm war in vier halbtägige Themenblöcke gegliedert, denen ein Halbttag vorausging, in welchem die vier Moderatoren jeweils eine Einführung in die Programmatik ihrer Sektion zu liefern gebeten waren.

Die Berichterstatteerin eröffnete als Vertreterin einer der gastgebenden Institutionen den Vortragsreigen der Moderatoren und verwies in ihrem Beitrag unter dem Titel „Geburt und Gesellschaft im Blick der Kulturwissenschaften“ auf die medialen Wechselwirkungen und kulturellen Schnittstellen zum Thema, die sich zwischen Geschichte und Kulturanthropologie, Kunstgeschichte und Gegenwartskunst, Philosophie und Religion sowie Literatur, Film und Medien bewegen. Die Sektion zur Geschichte des Hebammenberufes umriß der Göttinger Professor Jürgen Schlumbohm, der seit Jahren zusammen mit Barbara Duden, Jacques Gélis und Patrice Veit als Herausgeber einschlägiger Sammelbände zur Geschichte der Geburt auftritt, mit Ausführungen zur keineswegs geradlinig verlaufenen Medikalisierung und Hospitalisierung der Geburt seit dem 18. Jahrhundert und zur daraus resultierenden radikalen Medizinkritik der feministischen Forschung in der Gegenwart. Was den einen, vornehmlich den Medizinem, als Fortschritt im Geist der Aufklärung gelte, sei den anderen ein Verfall weiblichen Einflusses

und weiblicher Selbständigkeit. Schlumbohm zeigte interessante Unterschiede bei geburtshilflichen Grundsätzen im Deutschland, England, Frankreich und Österreich des 18. und 19. Jahrhunderts auf und führte die Divergenzen einerseits auf die unterschiedlichen Gesellschaftsformen (Zivilgesellschaft versus statlichem Zentralismus), teilweise aber schlicht auf die persönlich unterschiedlichen Charaktere einzelner einflußreicher Klinikdirektoren in der Geschichte zurück.

Lisbeth Trallori sprach über Kinderwunsch und Wunschkind und die durch die Fortschritte in der Reproduktionsmedizin gegenwärtig beförderte Furore dieses Phänomens. Sie versuchte zu zeigen, daß im Wunsch nach (eigenen) Kindern zwar der Gedanke des Natürlichen mitschwingt bei etwas, das jedoch eindeutig gesellschaftlich konstruiert sei. Das romantische Begehren nach „leiblicher“ Nachkommenschaft, u.a. auch zur Besitzweitergabe, habe sich in einen supertechnologischen Markt der Fortpflanzung verwandelt, wo „einwandfreies“ genetisches „Material“ das perfekte Kind zur gewünschten Zeit garantieren soll. In der immer häufiger werdenden Einkindfamilie müsse dieses eine Kind sämtliche elterlichen Vorstellungen erfüllen, und daher solle dieses eine Kind möglichst vollkommen sein. Früher zwang eine kirchliche Moral zur Nachkommenschaft, da nur sie die Sexualität entlastete. Heute figurieren Kinder zunehmend als Sinn- und Glücksressourcen und ihr Ausbleiben kann zur persönlichen Krise werden.

Der Vorstand des Instituts für Geschichte der Medizin der Universität Wien, Michael Hubenstorf, entwarf in seinem Einführungsvortrag eine Geschichte der Frauenkliniken und Geburtshilfe der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, wo in Wien zwischen 1909 und 1926 im Umkreis von eineinhalb Kilometern allein sechs Frauenkliniken gegründet wurden. Er zeigte die Rolle konkurrierender Vereine auf, die zunehmende Politisierung medizinischer Einrichtungen, die massive Beeinflussung der Frauen durch Stillpropaganda, den Versuch der katholischen Überformung des Gesundheitswesens allgemein und der Geburtshilfe im besonderen, die antisemitischen Tendenzen nicht nur gegen die Geburtsklinik der Kultusgemeinde, der Frauenabteilung im ehemaligen Rothschildspital, das sich an der Stelle des heutigen WIFI am Währinger Gürtel befand, die einseitige Politik in Besetzungsfragen (bis heute gibt es nur eine Leiterin einer gynäkologischen Abteilung in Wien) und gab auch Erläuterungen zum Tagungs-ort selbst, der Ignaz-Semmelweis-Frauenklinik der Stadt Wien, die 1943 zusammen mit einer bis heute dort angesiedelten Hebammenlehranstalt gegründet worden war. Daß außer dieser Semmelweisklinik in den letzten 25 Jahren fast alle diese spezifischen Einrichtungen wieder geschlossen worden waren, ortet Hubenstorf nicht allein als Folge wiederkehrender Restriktionen der finanziellen Ausstattung, sondern möglicherweise auch im schwarzen

Loch des Vergessenwollens der Umstände und Gründe ihrer Entstehung in den ersten drei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts. Die Moderatorin des Moderatorenvortragsblocks, Birgit Bolognese-Leuchtenmüller, rundete diesen dichten ersten Tagungsvormittag mit sozialgeschichtlichen Annotationen ab.

Die Nachmittagssektion war den Themen Geburt in Religion, Philosophie, Ritual und Kunst gewidmet. Mirja Kutzer, Wien, referierte über Geburt in der biblisch-christlichen Überlieferung, wobei manche Textinterpretationen deren Auslegungsgeschichte vermissen ließen und dadurch teilweise als allzu wörtlich genommen erschienen. Über Kulte um Schwangerschaft, Geburt und Stillen im Italien zur Zeit des Trecento und der Renaissance berichtete Beate Rossié, Berlin, wobei sie sich auf die florentinischen Madonna del Parto-Darstellungen und deren Gürtelvotiv konzentrierte sowie auf das „Miracolo del latte“, ein sog. Milchwunder aus der Gegend zwischen Arezzo und Florenz. Neben der volksfrommen Verehrung dieser Reliquien und Bilder und ihrer kunsthistorisch-ikonographisch präzisen Erklärung arbeitete Rossié auch deutlich die politischen Instrumentalisierungen der Kulte zur Zeit ihrer Entstehung heraus. Dem heute noch in bestimmten Regionen Kroatiens lebendigen Gebrauch von Wachsvotiven ging Željko Dugac, Zagreb, in seinem Beitrag nach.

Während sich Wachsvotivgaben durch ihre sekundäre Verwendung als Souvenirs in der Erinnerung auch der nicht volkskundlich geschulten Tagungsteilnehmer erhalten hatten, verblüffte der nächste Referent, Kurt Sartorius, aus Bönningheim, Schwaben, mit der Erläuterung eines auch unter Fachleuten für unsere Breiten nahezu unbekannten Phänomens: der Bestattung von Nachgeburten in Kellern von Häusern. Die Plazenta – in der ein mit dem neugeborenen Kind verbundenes geistiges Wesen vermutet wurde, eine Art Seelenzwillung – in eigens dafür gefertigten Tonurnen oder in ausgehöhlten Kürbissen unter Bäumen oder im Feld zu bestatten, war in alten Kulturen nahezu überall üblich und wird bei indigenen Völkern teilweise heute noch vollzogen. In alternativen Kreisen lebt dieser Brauch heute auch in westlichen Ländern wieder auf. Sartorius konnte durch Kellerfunde und den chemischen Nachweis von Hämoglobin und Östrogenen in den ausgegrabenen Töpfen jedoch den eindeutigen Nachweis erbringen, daß solches Vergraben von Plazentaurnen in Deutschland während vieler Jahrhunderte geübt wurde. In Baden-Württemberg sind heute über 60 Orte mit etwa 150 Fundstellen bekannt. Die jüngste Überlieferung von 1964 stammt aus dem Schwarzwald. Inzwischen gibt es auch Fundmeldungen aus Bayern, Rheinland-Pfalz, Thüringen, Sachsen und Sachsen-Anhalt.

Die Vorträge des kulturwissenschaftlichen ersten Blocks beschloß der Religionsphilosoph Arthur Boelderl, Linz, mit einem Beitrag über „das Unbewußte und die Geschichte“. Boelderl stellte die grundlegenden Theo-

rien der wissenschaftlich noch jungen Psychohistorie, der Wissenschaft von der Erforschung historischer Motivationen und deren Pionier Lloyd deMause vor, der diese seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts entwickelt hat. Während das Publikum den ersten Ausführungen Boelderls über die Heimat als sog. zweiten Mutterleib – Stelzhamer besingt dies bildhaft in der 3. Stophe der OÖ Landeshymne ... denn die Hoamat is enta da zweit' Muataleib –, also die Vorstellung, daß das pränatale Leben das postnatale wesentlich mitbestimme (die Erfahrungen der ersten 9 Monate werden ein Leben lang im zweiten Mutterleib, der jeweiligen Heimat im örtlichen wie geistigen Sinn, nachempfunden) noch willig folgte, und der Vorstellung, daß politisches Handeln nicht nur auf rationalen Entscheidungen beruhe sondern, wie die Psychohistorie postuliert, auf Phantasien, in denen wir als Gruppe die gemeinsamen Erfahrungen unserer frühen Kindheit und auch die vorgeburtlichen Erfahrungen reaktualisieren und auf der Bühne der Geschichte reinszenieren, stiegen zu Ende des Vortrags, als Boelderl seine theoretischen Ausführungen bildlich zu untermauern suchte, einige der Zuhörer endgültig aus. Boelderl zeigte amerikanische Zeitungskartoons aus der letzten Zeit, u.a. über den 11. September und George W. Bushs jüngste Kriegsphantasien und -drohungen, und versuchte an ihnen unbewußte Motive psychologischen Handelns deutlich zu machen. Um in einer langen Reihe in einer Kettenreaktion umstürzender Bücher, die durch ein Männchen hervorgerufen wird, das sich gegen eben diesen Bücherberg stemmt, um in diesem stürzenden Büchertunnel einen Geburtskanal zu erkennen, durch den sich dieses Männchen erneut zwängt und zwängen muß, dazu bedarf es allerdings tatsächlich einiger nicht nur deMause'scher sondern auch Freud'scher Phantasie, auf die sich deMause ja durchaus immer wieder beruft.

Dem dichten ersten Symposionstag folgten drei weitere thematisch gruppierte Halbtage: zur Geschichte des Hebammenberufes, zu Geburt unter politischen Voraussetzungen und zum Themenkomplex (Un-)Fruchtbarkeit und neue Reproduktionstechniken. Die von Zugängen und Material her unterschiedlichen, in Ansatz und Argumentation durchwegs sehr interessanten Einzelvorträge können hier nicht alle gesondert besprochen werden, sollen aber wenigstens genannt sein. Fünf Vorträge beschäftigten sich mit verschiedenen Aspekten des Hebammenberufes, mit der unterschiedlichen Ausbildung in verschiedenen Ländern Europas in Geschichte und Gegenwart, mit der fachlichen Spezialisierung im Ungarn des 18. Jahrhunderts, mit den Berufsverbänden im deutschen Kaiserreich, mit Hebammen, die während der Zeit des Nationalsozialismus Geschichte machten und mit der Krise des Hebammenberufes in den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Die Referentinnen, moderiert von Jürgen Schlumbohm, waren Christine

Loytved, Lübeck, Lilla Krasz, Budapest, Nora Szász, Wien, Kirsten Tiedemann, Hannover, Marion Schumann, Hannover.

Michael Hubenstorf moderierte die Sektion mit Vorträgen zu politischer Einflußnahme auf Geburt und Gebärende. Verena Pawlowsky, Wien, skizzierte die Wiener Situation, ausgehend von der durch Joseph II. gegründeten Gebä- und Findelanstalt bis hin zur gegenwärtig wieder möglichen anonymen Geburt und der nicht unumstrittenen Einrichtung der Babyklappen zur sicheren Abgabe Neugeborener durch Mütter in verzweifelter Lebenslage. In beiden Fällen mußten erst bestehende Gesetze geändert werden, und die Diskussion um die historischen Findelhäuser war der heute geführten nicht unähnlich. Silke Fehleemann, Düsseldorf, sprach über das „Armutsrisiko Mutterschaft“ und Sachlav Stoler-Liss, Beer-Sheva, über die zionistischen Geburten-Kontroll- und -Regulationsversuche zwischen 1920 und 1950 im englisch kontrollierten Palästina im Kontext des israelischen Nationsbildungsprozesses. Daß diese Bestrebungen zur Herausbildung einer „gesunden, reinen Nachkommenschaft“ jenen der NS-Ideologen zur selben Zeit kaum nachstanden, wurde u.a. durch den darauffolgenden Vortrag von Astrid Ley, Erlangen, über Geburtshilfe zwischen NS-Ideologie und ärztlichen Standesinteressen deutlich. Ulrike Plichta, Österreichische Stiftung für Weltbevölkerung und Internationale Zusammenarbeit Wien, führte wieder in die Gegenwart und die Diskussionen um Gründe und Folgen der rückläufigen Geburtenzahlen und reproduktiven Gesundheit in Europa.

An den Problemkreis um Fragen zu (Un-)Fruchtbarkeit und neue Reproduktionstechniken wurde dann nochmals von drei historischen und zwei gegenwartsbezogenen Studien her herangegangen. Karin Maringgele, Wien, stellte Ausführungen des „Trotula“-Textes zur Unfruchtbarkeit in den Kontext des mittelalterlichen Medizinsystems. Martha Keil, Institut für die Geschichte der Juden in Österreich, St.Pölten, sprach über „Fruchtbarkeit, Geburt und Wochenbett im jüdischen Mittelalter“, wobei in Vortrag und Diskussion die vielfältigen Verflechtungen jüdischer und christlicher Traditionen sinnfällig herausgearbeitet werden konnten. Die evangelische Theologin Marianne Grohmann, Wien, erläuterte u.a. die Folgen des großen Drucks zur Fortpflanzung, der bis heute durch biblische Vorstellungen auf Frauen ausgeübt werden kann. Die Ergebnisse einer repräsentativen Erhebung aus dem Jahr 1999 zum Kinderwunsch präsentierte Yve Stöbel-Richter, Leipzig, wobei sich herausstellte, daß die stärkste Motivation zum Kinderwunsch heute im Wunsch nach emotionaler Stabilisierung zu suchen ist und der größte Vorbehalt in der Angst vor ökonomischen Einschränkungen durch Kinder besteht. Barbara Mayer, Wien, bot in ihren Ausführungen Klärungen zu Ethik und Moral in den Problemfeldern Konzeption – Schwangerschaft – Geburt unter den heutigen Voraussetzungen der modernen Reproduktions-

medizin, ein Thema über das die Referentin bereits einschlägig publizierte (Barbara Maier, Ethik in Gynäkologie und Geburtshilfe, Heidelberg 2000).

Zuletzt bleiben zwei Programmeinschübe zu erwähnen, die über Forschungs- und Ausstellungsprojekte zum Thema Geburt informierten. Udo Gößwald und Henrick Stahr, Berlin, berichteten über den derzeitigen Stand des EU-Projekts „Born in Europe“ (vgl. dazu die Berichte in dieser Zeitschrift: ÖZV LV/104, Wien 2001, 185–187, und ÖZV LVI/105, Wien 2002, 44–48, und siehe auch www.born-in-europe.de). Der ganze erste Tag dieses Abschlußsymposiums war ebenfalls dem Projekt „Born in Europe“ gewidmet, wobei die Teilnehmer aus Berlin, Lissabon, Kopenhagen, Aarhus und Göteborg hauptsächlich über das gemeinsame Forschungs- und Ausstellungsprojekt „Immigrant Families and their Babies“ diskutierten. Einen Werkstattbericht über das Ausstellungsprojekt „175 Jahre Frauenklinik Erlangen“ lieferten fünf Erlanger Kolleginnen und Kollegen unter dem Titel „Vom Gebärdhaus zum Retortenbaby“. Den abschließenden Programmpunkt des Symposiums bildete der Besuch der Ausstellung „Aller Anfang“ im Österreichischen Museum für Volkskunde, wo im Rahmen der „Langen Nacht der Museen“ die Männer ins symbolische „Männerkindbett“ (Couvade) gebeten wurden. Den erstaunlich vielen mutigen potentiellen oder tatsächlichen Vätern winkte zur Belohnung eine köstliche Wochenbettsuppe. Gabriele Dorffner, Sonia Horn und Dorothea Rüb ist für die kompetente Zusammenstellung des Programms und die umsichtige Organisation und Durchführung der Tagung zu danken. Eine rasche Publikation der qualitätvollen Vortragstexte bleibt zu wünschen.

Margot Schindler

Über die Dinge des Alltags. Zur Analyse materieller Kultur

Tübinger kulturwissenschaftliche Gespräche 1

11. Oktober 2002, Schloß Hohentübingen

Die Auseinandersetzung mit Dingen, Artefakten und der materiellen Kultur erfährt interdisziplinär derzeit einen immensen Aufschwung. Tagungen, Forschungsprojekte und Publikationen stellen Artefakte ins Zentrum. So veranstaltet z.B. der Sonderforschungsbereich „Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel“ an der Universität Frankfurt 2003 eine internationale Fachtagung zu „Die Dinge als Zeichen. Kulturelles Wissen und materielle Kultur – Perspektiven einer kulturwissenschaftlichen Synthese“ und in Österreich gibt es ein Ausstellungs- und Forschungsvorhaben zu „Dinge des Alltags“. Deshalb verwundert nicht, dass die Volkskunde (Europäische Ethnologie; Empirische Kulturwissenschaft), ein Sammlungsfach par excel-

lance, die Zeichen der Zeit als Aufgabe erfährt, seine schon immer im Fachkanon verankerte Analyse der Objekte zu profilieren. Unter einen solchen Anspruch war auch die von Gudrun M. König vom Tübinger Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft anlässlich des 60. Geburtstags von Gottfried Korff vortrefflich organisierte eintägige Tagung „Über die Dinge des Alltags. Zur Analyse materieller Kultur“ gestellt. Reinhard Johler, Leiter des Tübinger Instituts, betonte in seiner Begrüßung den Wunsch, mit der Tagung – auch ausgehend von den Ideen des Querdenkers und Kritikers Gottfried Korff – das Profil des Tübinger Instituts zu zeigen und zu schärfen. Zu den ersten „Tübinger kulturwissenschaftlichen Gesprächen“ waren Vertreter und Vertreterinnen der Sachkulturforschung verschiedener Disziplinen – aus der Kulturosoziologie (Elfie Miklautz, Wien), der Ethnologie (Hans P. Hahn, Bayreuth), der Geschichtswissenschaft (Dirk van Laak, Jena) und der Volkskunde (Martin Scharfe, Marburg) – und aus dem kulturhistorischen Museum (Denis Chevalier, Uwe Meiners) geladen. Der Blick über die disziplinären Grenzen versprach Interessantes. Rund 100 Teilnehmer von nah und fern fanden sich im Nordostturm des Schlosses Hohentübingen ein, um zu Gemeinsamkeiten und Unterschieden bei der Analyse der materiellen Kultur in Austausch zu treten.

Gottfried Korff war gebeten worden, die Tagung mit – biblisch anmutenden – „Sieben Fragen zum Studium der materiellen Kultur“ zu eröffnen. Da er sie quasi als „Aufmerksamkeitsleitung“ für die Tagung offen und perspektivisch umriß, seien seine Hauptthesen hier kurz zusammengefasst: Sachkulturforschung sei nach wie vor nötig, da immer noch ein geringer Wissensstand über die Dingkultur vorherrsche, und Artefakte – trotz oder gerade wegen der zunehmenden Entdinglichung des Sozialen – eine große Bedeutung in den gegenwärtigen Gesellschaften hätten. Es gälte, die Wirkungskonkretheit der Dinge zu analysieren, und zwar nicht im Sinne des lange Zeit in der Volkskunde vorherrschenden antiquarischen Interesses und auch nicht allein mit der Perspektive auf den (beobachtbaren) Umgang mit den Dingen, sondern im Hinblick auf die Dechiffrierung der Artefakte selbst in ihrer sinnlichen Valenz. Stand in den siebziger und achtziger Jahren bei der Analyse der materiellen Kultur die Instrumentalität, der Umgang im Vordergrund, so in den Neunzigern die Symbolforschung. Es ginge jedoch nicht um ein entweder – oder, um Gebrauchsformen oder Bedeutungen, sondern um die Analyse der Dinge als Codeträger in ihrem Dreiklang von Materialität, Form und Funktion. Doch fehle es nach wie vor an der erklärenden Kraft einer Dingtheorie, gerade auch bezüglich der Analyse der akkumulierten und vielfach kompensatorisch neu codierten Sachwelten der Gegenwart. Einer Klärung bedürfe es dabei hinsichtlich der spezifisch volkskundlichen Zugänge und der Begrifflichkeiten. Denn es sei fraglich, ob Bezeichnungen wie

„Sache“, mit der mehr der instrumentelle und funktionale Aspekt betont würde, mit „Ding“, womit insbesondere die Handlungsebene und konkrete Erfahrungswelt gemeint sei, mit anderen wie „Artefakt“, „Güter“ etc. gegenseitig austauschbar seien. In Zukunft ginge es verstärkt darum, die Lesbarkeit der Welt zu systematisieren, wobei das Konzept „epistemisches Ding“ – das Artefakt als Erkenntnisgegenstand – nützlich sein könnte. Damit hatte Korff einen hohen Anspruch formuliert, der sich in den sich anschließenden Referaten bezüglich einzelner Aspekte einlöste.

Einen Beitrag zu einer Dingtheorie der Moderne lieferte Elfie Miklautz, die als eine der wenigen Sachkulturforscherinnen versucht, ihre empirischen Untersuchungen zur Kleidung, zum Staubsauger, der Küche, dem Schenken etc. durch Theorieentwicklung voranzutreiben (z.B. in ihrem 1995 erschienenen Buch „Kristallisierter Sinn. Ein Beitrag zur soziologischen Theorie des Artefakts“). Sie entwickelte in ihrem Vortrag – „Die Produktwelt als symbolische Form“ – ausgehend von Durkheims Theorie der Religion die Funktion von Produkten und des Konsums in unserer Gesellschaft. Materielle Dinge seien in ihrer Dauerhaftigkeit nicht nur für Orientierung, Erinnerung und in ihrer sozialisierenden Wirkung notwendig, sie dienten heute mehr denn je auch der sozialen Integration und sozialen Differenzierung, indem sie als konsumierbare und sich schnell wandelnde Produkte kollektive Identitäten einerseits und andererseits bedeutungsvolle Unterschiede schafften. So werde in unserer totemistisch strukturierten Produktwelt als ein symbolisch vermitteltes Sinnsystem durch Konsumakte eine gemeinsame Wirklichkeit hergestellt, wobei die Beziehung der Konsumenten zu den Produkten nicht statisch sei, sondern sich in ständiger Transformierung befinde. Dieses Wirkungsprinzip des Totems materialisiert sich heute in Einkaufszentren und Banken, und nicht zuletzt im Geld. Was Wahlmöglichkeiten und Erweiterung der eigenen Kompetenzen betrifft, habe sich der Götterhimmel multipliziert und auch die Freiheit für Gegenwelten geschaffen. Die sich anschließende Diskussion kreiste um die Begrifflichkeiten. Miklautz spricht von Produkt und nicht von Artefakt nicht nur aufgrund der spezifischen Fachtradition, sondern auch, weil bei „Sache“ (wie bei Hans Linde etwa) die symbolische Ebene entfalle. Befragt nach ihrer empirischen Methode wurde deutlich, dass nicht die Arbeit am Ding selbst im Mittelpunkt steht, sondern Dinge im Sinne einer strukturellen Hermeneutik als Mundöffner dienen, um neue Bedeutungsdimensionen zu erschließen.

Der Ethnologe Hans P. Hahn, der lange Zeit auch in Afrika (Togo, Burkina Faso) forschte, formulierte in seinem Beitrag „Der Umgang mit globalen Gütern und ihre Bedeutungen. Studien zur materiellen Kultur einer Subsistenzgesellschaft“ theoretisch und methodisch die – nicht ganz neue – Forderung, dass bei der Analyse der materiellen Kultur die konkrete Beschreibung

der Objekte und die gesellschaftliche Konstruktion der Bedeutungen miteinander zu verbinden seien. „Artefacts as categories“ hätten keine binäre Struktur, materielles Ding und Bedeutung überschneiden sich, wie z.B. beim „Steckenpferd“. Es gehe darum, den Prozess zu dokumentieren, wie Gegenstände in der Alltagspraxis zu Trägern von Werten und Bedeutungen werden. Dies sei möglich, indem die expressive Dimension des Gegenstandes im Akt der Aneignung untersucht werde. In seiner Feldforschung in Burkina Faso zum Umgang mit globalen und lokalen Gütern führte er dazu eine Gesamtaufnahme der durchschnittlich rund 150 Gegenstände pro Haushalt durch und eruierte das Sachuniversum, d.h. den ihnen zugewiesenen Ort, indem er deren sozial konstruierte Eigenschaften (geschlechtsspezifische, religiöse etc.) abfragte. Dabei stellte er fest, dass es durch die globalen Güter zwar zu einer Verunsicherung im Umgang mit den alten Dingen komme, sich zugleich jedoch neue offene Sinngebungen für die Dinge entwickelten, die sich in der Art ihrer Aneignung manifestierten. So diene die durch eine gekaufte Hacke ersetzte alte Hacke als Reserve, so entstanden um die gekauften und neu geschmückten Fahrräder Heiratsbeziehungen. In der Diskussion wurde deutlich, dass diese „holistische“ Herangehensweise für Übergangs- und historische Gesellschaften sinnvoll sei, bei den akkumulierten Sachwelten der westlichen Gesellschaften jedoch unweigerlich an Grenzen stoße.

Mit „Infrastrukturen. Anthropologische und alltagsgeschichtliche Perspektiven“ beschäftigte sich der Historiker Dirk van Laak. Ihn interessieren Infrastrukturen als Agenturen des Alltags in ihrem Eigenwert und ihrem Systemcharakter. An ihnen lasse sich die gesellschaftliche Ordnung, die Grundlagen der Naturbeherrschung, die Entwicklung der Geschichte als „trial and error“, die den Infrastrukturen implizite Unbewußtheit als Entlastung, die Verknüpfungsfunktionen von Stadt und Land sowie ausschließende Funktionen ablesen. Infrastrukturen seien somit disziplinierend und freisetzend zugleich. In der Diskussion wurde deutlich, dass in der Infrastruktur-Geschichte nicht primär vom Gegenständlichen – dem Wasserhahn, dem Müllauto oder Strommast – ausgegangen wird, sondern vom Wandel menschlichen Alltagsverhaltens. Materialität ist hierbei Symptom für größere Zusammenhänge, so stehe die materiale Kanalisation für die Wasserversorgung.

Bezüglich des Materiellen spiele bei Infrastrukturen ihre Bewegung zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem eine Rolle, weshalb zur materiellen Ordnung immer auch ihre symbolische tritt. Bewußt werde Infrastruktur oft erst, indem sie nicht funktioniert, ein möglicher Ansatzpunkt für Forschungen.

Den unabdingbaren Zusammenhang von geistiger und materieller Kultur rollte Martin Scharfe in seinem Vortrag „Signatur der Dinge. Anmerkungen zu Körperwelt und objektiver Kultur“ auf der Grundlage der Drei-Welten-Theorie Karl Poppers neu auf und verband die Erinnerung an Popper mit

einer Kritik bisheriger Verfahren der Analyse materieller Kultur in der Volkskunde. Werke jedweder Art (Geschichten, Bilder, Gedanken, Vorhaben, Theorien, Wissen, Kunstwerke, Wissenschaft, Mythen, Überlieferungen, Regeln, Gesellschaftsstrukturen usw.) gehören der Welt Drei, der Welt der kulturellen Objektivationen an, die von Welt Zwei, den Subjekten, aus Bestandteilen der Welt Eins, dem Physischen und Physikalischen, gemacht wurde, diese aber überdauert, von daher unabhängig von Welt Zwei existieren. Daraus leitet Scharfe eine Kritik am Funktionalismus ab, der seit den 1930er Jahren in der Volkskunde die „Güter“ in den Hintergrund gedrängt habe. Die Motive der Hervorbringung seien für die Werke nicht mehr von Bedeutung, ihnen wohne stets auch ein Überschuß (Ernst Bloch) inne, den es immer wieder neu zu entdecken gälte. Von daher sei es Aufgabe der Kulturwissenschaft, der Betrachtung von Funktionen – der Beziehung der Menschen zum Werk – den konzentrierten Blick aufs Werk selbst an die Seite zu stellen, d.h. die ‚Bedeutung‘ im Zuge seiner immer neuen Aneignung zu eruieren. Am Beispiel der Signaturenlehre Jakob Böhmes (1575–1625) und ihrer Rezeption durch Oetinger 1724 führte Scharfe aus, dass im Zentrum seiner Dingtheorie der Leib stehe, der als Medium der inneren Natur eingerichtet und zugleich Medium zur Außenwelt sei. Die Aufklärung habe von Seele und Leib abstrahiert. Damit gehe es um die „Rehabilitierung der Dinge“ im Sinne ihrer Wiederanbindung an Seele und Leib, um das Ernstnehmen ihrer Signaturen (Sinn). Eine Tasse, z.B. sei eine Verlängerung des menschlichen Körpers, ihr Bauch sei zum Fassen von Flüssigkeit, ihr Henkel zum Greifen da. Sie werde *so* gefüllt oder *so* gestellt. Im „Zeug“ zeige sich Dienlichkeit, Verlässlichkeit, Bezüglichkeit (Heidegger). Rechtshänder scheiterten z.B. beim Linkshändergerät. Auch ein Stein könne Absichten haben, z.B. die, dass er in einer Wallfahrt auf einen Hügel geschleppt werden will. Dabei bedürfe es zwischen Mensch und Ding einer Konkordanz, einer leiblichen Entsprechung der Körper- und Dingwelt. Dinge würden hergestellt, um die eigene Vergänglichkeit zu überwinden.

Dies ist auch eine zentrale Funktion des Kulturerbes, wozu Denis Chevallier Konzepte des Bewahrens in Frankreich darstellte (Conserver le patrimoine ethnologique. Musealisierung und Entkontextualisierung der Dinge). Als Chefkurator des Musée des Art et Traditions Populaires, das seit 2002 seinen Sitz in Marseille hat und dort bis 2008 zum Musée des Civilisations de l' Europe et de la Méditerranée neu konzipiert wird, hat er auszuwählen, was als bewahrenswert zu gelten hat, bezüglich der massenkulturellen Ausprägung der Dingwelt keine leichte Entscheidung. Das, was als Kulturerbe gilt, habe in den letzten dreißig Jahren in Frankreich durch die écomusée-Entwicklung und durch ökologische und regionalistische Bewegungen Ausweitungen erfahren. Das professionelle Konzept des Bewahrens

durch WissenschaftlerInnen an den Museen sehe mittlerweile Hoch- und Volkskunst als gleichwertig an. Es wird analog des Zeugniswertes gesammelt, wobei auch gesellschaftliche Veränderungen (wie der Umweltschutz z.B.) berücksichtigt werden. Parallel dazu entwickelt sich seit den 1980er Jahren in Frankreich eine regionalistische Wiederaneignung des Kulturerbes, indem z.B. alte, untergegangene Produkte wiederhergestellt und auf Festen vermarktet werden. Dieses patrimoniale Konzept sei nicht musealisierbar, werde zum einen aber von Museumswissenschaftlern als Akteuren zentral mitgetragen, zum anderen als beliebig kritisiert.

In seinem „Kommentar zum Tage“ würdigte Uwe Meiners, Leiter des Freilichtmuseums Cloppenburg, die Tagung als theoretisch-analytisch spannend und konstatierte eine eindeutige Präferenz der induktiven Methode. Auch sah er verschiedene Schnittpunkte der anderen Disziplinen mit der Volkskunde: Wie Miklautz gehe es der Volkskunde um das strukturalistische Feld und die diachrone Prozesshaftigkeit, wie Hans P. Hahn versuche insbesondere die historische Sachkulturforschung entlang von Inventaren die Sachwelten qualitativ und quantitativ zu erfassen, wie bei Scharfe gehe es der volkskundlichen Museologie darum, die Sprache der Dinge zu entschlüsseln. Er plädierte für eine stärkere Zusammenarbeit von Museum und Universität, um den Dingen ein angesichts der Erlebnis-community notwendiges Forum zu geben. Auch im Museum sei eine Abkehr vom themenorientierten hin zum objektzentrierten Ausstellen angesagt, da die zunehmende Trivialisierung, Ökonomisierung und Entregionalisierung eine kritische Distanz erfordere. Universitäten und Museen müßten ihre Kompetenz in punkto Sachkulturforschung verstärkt präsentieren.

Im Anschluß an diese Hinweise weiter zu diskutieren, wäre notwendig gewesen, denn eine Verständigung über Gemeinsamkeiten und Unterschiede der verschiedenen Ansätze in der Analyse der materiellen Kultur blieb leider aufgrund zu geringer Diskussionszeit aus. Ungeklärt blieben so Gottfried Korffs zentrale Fragen nach einer adäquaten Dingtheorie, nach spezifischen Zugängen der Volkskunde zur Materialität der Dinge und zu geeigneten Methoden. So war die Tagung ein wichtiger erster Schritt. Um aber tatsächlich im interdisziplinären Dialog die volkskundliche Sachkulturforschung zu profilieren, bedarf es sicherlich weiterer kulturwissenschaftlicher Gespräche im eigentlichen Sinne des Wortes. Die dennoch äußerst dichte und interessante Tagung fand ihren gehaltvollen Ausklang in einem Festakt zur Übergabe einer Art Festschrift an Gottfried Korff, in der seine gesammelten Texte zur Geschichte und Theorie der Kultur Museen von Martina Eberspächer, Gudrun M. König und Bernhard Tschofen vereinigt wurden (Gottfried Korff: Museumsdinge. Deponieren – exponieren).

Andrea Hauser

„Kunst – Kultur – Natur“**14. Österreichischer Museumstag****21. bis 23. November 2002 im Kulturbezirk St. Pölten**

Der 14. Österreichische Museumstag stand ganz im Zeichen des neuen Niederösterreichischen Landesmuseums, das eine Woche zuvor in dem von Hans Hollein entworfenen Gebäude im St. Pöltner Kulturbezirk eröffnet worden war. Dementsprechend nahmen auch Carl Aigner, Wilfried Seipel, Liese Prokop und Brigitte Böck (in Vertretung von Bundesministerin Elisabeth Gehrler) in ihren Begrüßungsworten Bezug auf das eben eröffnete Landesmuseum.

Den Reigen der Vorträge eröffnete Wilfried Seipel (Direktor KHM, Präsident Österreichischer Museumsbund) unter dem Thema „(Landes-)Museen im 21. Jahrhundert. Über das Authentische im Zeitalter der virtuellen Wirklichkeit“. In diesem Vortrag kam er nach langen Ausführungen über die antiken Musentempel und die Geschichte von kunsthistorischen Museen zu der Schlussfolgerung, dass die Wirkung, die ein authentisches Objekt auf den Betrachter ausübt, durch keine Art der Reproduktion ersetzt werden kann: „Das Museum ist und bleibt ein Ort des Authentischen.“

Nach der Mittagspause, in welcher ein erster (individueller) Besuch des angrenzenden Museums möglich war, besprach Architekt Hans Hollein ausführlich seine musealen Projekte, bevor er kurz auf das Konzept des Landesmuseums einging. Der Grundgedanke liegt einerseits in einer durch zahlreiche Fischbecken aufgelockerten Präsentation des Bereiches „Natur“ auf verschiedenen, in der Halle nahezu schwebenden Ebenen und andererseits in zwei mit dem Natur-Gebäude verbundenen großzügigen Hallen für die bildende Kunst, wo die Erwerbungen des Landes in wechselnden Ausstellungen präsentiert werden.

Kevin Mulcalahy (Louisiana State University und Budapest University of Economic Sciences and Public Administration) thematisierte in seinem Vortrag „Privatization or Cultural Darwinism: Perspectives on the American System of Cultural Patronage“ die Gefahren der Privatisierung, Steuerbefreiungen und die öffentliche Kulturpolitik in Amerika.

Anschließend referierte Hans Kollmann (Geschäftsführer NÖ Landesmuseum) ausgehend von der Organisation des NÖ Landesmuseums über „„Ausgliederung“ – Organisationsformen für das Museum des 21. Jahrhunderts“. Geführt wird das Landesmuseum in einer neuen Organisationsform, die zwei Funktionsbereiche umfasst: die Bestandsfunktion, wahrgenommen durch die Abteilung Kultur und Wissenschaft des Amtes der NÖ Landesregierung, und die Betriebsfunktion, wahrgenommen von der NÖ Museums Betriebsges. m. b. H. Beide Organisationsformen arbeiten partnerschaftlich zusam-

men und tragen Sorge für ein erfolgreiches Museum. Die Aufgaben des Sammelns, Bewahrens und Forschens werden durch die Bestandsfunktion wahrgenommen, die Aufgabe der Vermittlung liegt in den Händen der Betriebsfunktion. Seine These vom Erfolgsparameter Besucher musste in der anschließenden Diskussion relativiert werden, da die Besuchermotivation nicht nur von der Organisation und dem Angebot eines Museums, sondern auch von äußeren Umständen (z.B. 11. September) beeinflusst wird.

An der Podiumsdiskussion unter dem Motto „Das Museum des 21. Jahrhunderts – Musentempel oder Profitcenter?“ nahmen Christian Bauer (Geschäftsführer NÖ Landesmuseum), Günther Düriegl (Direktor Museen der Stadt Wien), Joram Harel (Direktor Kunsthau Wien), Georg Hanreich (Museumsberater i.R.) und Hannes Weinelt (Direktor Feuerwehrmuseum Groß-St. Florian) teil. Jeder der anwesenden Herren (die einzige vorgesehene Museumsleiterin, Susanne Leitner-Böchzelt, Leoben, fiel krankheitshalber aus) verteidigte – abgesehen von Georg Hanreich – die Führung seines Hauses als die beste Möglichkeit, ein Museum effektiv zu betreiben.

Abschließend konnten sich die Tagungsteilnehmer/innen, durch die fehlenden Kaffeepausen und den intensiven Nachmittag ohnehin schon erschöpft, zwar nicht alle an Brötchen, dafür aber umso mehr an den fachbetreuten Führungen durch das Landesmuseum delectieren.

Am Freitag, den 22. November, eröffnete Karl Brunner (Landeskundliche Abteilung NÖ Landesmuseum) den Vortragsreigen mit seinen Erklärungen, warum der landeskundliche Bereich schon flächenmäßig den geringsten Anteil am neuen Landesmuseum hat: Das Museum wurde bewusst „nur“ aus eigenen Beständen bestückt, und da das Land NÖ ohnehin über eine große Zahl an Spezial- und Heimatmuseen verfügt, wurde hier auf eine ausführliche landeskundliche Schau verzichtet. Das Konzept sieht statt dessen die Präsentation ständig wechselnder „Highlights“, also Leihgaben aus Niederösterreichischen Museen – dafür sind sechs Vitrinen vorgesehen –, in Kombination mit 3D-Filmen als eine Art Panoptikum, als „7 Tore in das Land“ vor.

Für Fritz F. Steininger sprang kurzfristig Bernd Lötsch (Direktor Naturhistorisches Museum) ein und referierte über „Naturmuseen in einer bedrohten Welt“, indem er – auch anhand von mitgebrachtem Dia- und Anschauungsmaterial – eindringlich die Wichtigkeit von Echtheit, Dreidimensionalität und Lebendigkeit betonte und folglich virtuelle Medien als dienende Hilfsmittel bezeichnete. Besonders hob er den gesellschaftlichen Stellenwert der wissenschaftlichen Forschung in Museen hervor, da aufgrund von in Museen getätigten Beobachtungen und Entdeckungen wichtige Ergebnisse für beispielsweise den Umweltschutz erzielt werden können.

Wolfgang Kos (designierter Direktor der Museen der Stadt Wien) sprach unter dem Titel „Generalismus als Atout: Warum kulturhistorische Stadt-

und Universalmuseen Status-Probleme haben und warum sie (andere) Fragen stellen sollten“ überaus komplex über den spezifischen Umgang mit Kunst und das Prinzip *pars pro toto* in den genannten Museen, die Notwendigkeit des Sammelns unter dem Aspekt einer radikalen Selektion und das Problem der Dauerausstellung. Er schloss mit einem Plädoyer für Sloterdijks Aussage über das Museum als Schule des Befremdens sowie für das (Original-)Objekt als größte Ressource der Museen überhaupt, um die Besucher/innen sinnlich involvieren zu können.

Peter Assmann (Direktor OÖ Landesmuseum) brachte einen Überblick über die Geschichte des OÖ Landesmuseums und seine affilierten Einrichtungen wie das Alfred Kubin-Haus in Wernstein oder den Summerauerhof in St. Florian. Anhand von letzterem Beispiel verdeutlicht er die gelungene Kooperation von Landesmuseum (wissenschaftliche Betreuung, Jahresprogramm, Öffentlichkeitsarbeit, Vermittlungsprogramm) und lokalen Kustoden und Förderverein.

Den Vormittagsabschluss machte Carl Aigner (Direktor NÖ Landesmuseum) ebenfalls mit einer Geschichte seines Hauses. Er betont v.a. die Ansprüche der Architektur, der Sammeltätigkeit und der modernen Medien an eine Museumsneueröffnung.

Der Nachmittag stand ganz im Zeichen der NÖ Museumslandschaft: Begonnen wurde mit zwei Beiträgen über das Freilichtmuseum Petronell Carnuntum. Franz Humer (Grabungs- und Projektleiter Archäologischer Park Carnuntum) sprach über „Lebendige Archäologie im Freilichtmuseum Petronell Carnuntum“, wo seit 1991 Grabungen und Nachuntersuchungen an den nach dem Zweiten Weltkrieg freigelegten Objekten durchgeführt werden. Den Besucher/inne/n wird die Möglichkeit geboten, sich im Grabungsgelände vor Ort über den Stand der Ausgrabungen zu informieren. Markus Wachter (Geschäftsführer Archäologischer Park Carnuntum) stellte „Marketing von kulturhistorischen Institutionen am Beispiel Carnuntum“ vor. Mit dem sogenannten AIDA-Konzept (Attraction, Interest, Desire, Action) soll den (potentiellen) Besucher/inne/n die Entscheidungsfindung erleichtert werden. Dafür ist die Herausarbeitung eines unverwechselbaren Profils ebenso notwendig wie die Schaffung von Mythen. Um der Konkurrenz von musealen Institutionen und Freizeitangeboten standhalten zu können, ist es unumgänglich, sich in den Besucher hineinzudenken und aus dieser Perspektive Angebote für den Individualbesucher und für Gruppen zu entwickeln; dazu zählen auch Veranstaltungszyklen und buchbare Angebote. Denn die beste und billigste Werbung sind zufriedene Besucher/innen. Neben den klassischen Werbeträgern bieten Kooperationen in Marketingverbänden, mit Sponsoren aus der Wirtschaft sowie regionale und überregionale Verkaufsstrukturen weitere Möglichkeiten der Vermarktung.

Günter Fuhrmann (Geschäftsführer Österreichische Bernsteinstraße) stellte die Bernsteinstraße als „Eine kulturhistorische Initiative in NÖ als Keimzelle einer europäischen Kulturstraße zwischen Adria und Ostsee“ vor: Aus dem 1997 gegründeten Museumsnetzwerk Weinviertel entwickelte sich eine österreichweite Kooperation mit mittlerweile 30 Mitglieder-Institutionen, die auf eine europäische Bernsteinstraße ausgebaut werden soll mit dem Ziel der Vernetzung der entlang dieser Strecke vorhandenen kulturtouristischen Angebote, deren gemeinsamer Vermarktung und Internetauftritt sowie Wanderausstellungen.

Christian Rapp präsentierte als Projektbetreuer das „Abenteuer Industrie“, den gemeinsamen Auftritt von etwa 30 Museen, die die Alltags- und Wirtschaftsgeschichte des Industrieviertels (Bereiche Bergbau, Eisen & Metall, Holz, Lebensmittel, Textiles, Alltag & Arbeit, Verkehr, Wasser & Energie) dokumentieren. Diese Kooperation hat (ebenfalls) den Zweck, diese Region südlich von Wien aufzuwerten und deren Stärken vermehrt ins Bewusstsein zu rufen, indem Industriekultur als Freizeitattraktion angeboten wird.

Es folgte eine Vorstellung des Stadtmuseums St. Pölten durch dessen Leiter Thomas Pulle. Diese 125 Jahre alte Institution erlebte eine wechselvolle Geschichte mit mehreren Umzügen, Schließungen und Wiedereröffnungen. Seit 1976 ist das Museum im Karmeliterhof untergebracht, wo jährlich zehn bis zwölf Sonderausstellungen stattfinden. Der Schwerpunkt des Hauses liegt neben der Stadtgeschichte aus der sogenannten Jugendstil-Galerie, wo Werke der St. Pöltner Jugendstilkünstler Ferdinand Andri, Ernst Stöhr, Charlotte Andri-Hampel und Hans Ofner präsentiert werden.

Diese Menge an Daten und Fakten lockerte Josef Lueger (Geschäftsführer Kulturpark Eisenstraße) mit seiner „Dokumentation Eisenstraße“ auf, indem er auf sein vorbereitetes Referat verzichtete und das Projekt als Schatzsuche nach in der Region (auf Dachböden oder in Gemeindearchiven) vorhandenen und zu hebenden Schätzen präsentierte. Diese soll 2003 auch konkret in einem sogenannten Schatzsucher-Camp durchgeführt werden, um die bereits recht umfangreiche Datenbank mit noch mehr Informationen füllen zu können.

Den Referatsabschluss bildete Severin Heinisch (Künstlerischer Leiter Karikaturmuseum) mit wiederum trockenen Geschichtsfakten über die Entstehung des Museums in Krems-Stein, das auf rund 550 m² Ausstellungsflächen für die Karikaturen vor allem von Manfred Deix und Ironimus (Gustav Peichl, der auch als Architekt firmierte) bietet, aber auch für wechselnde Sonderausstellungen.

Die Originalkarikaturen sowie Fotografien von Helmut Newton (Kunst.Halle.Krems) konnten anschließend unter fachkundiger Führung in der sogenannten Kunstmeile Krems (Stein) besichtigt werden. Den Höhe-

punkt des Tages bildete die erstmalige Verleihung des Österreichischen Museumsgütesiegels an 55 Museen aus allen Bundesländern im Rahmen eines großzügigen Empfanges des Landeshauptmannes von NÖ in der Dominikanerkirche Krems (WeinStadtmuseum). Im Burgenland erhielten das Ethnographische Museum Schloss Kittsee und das Dorfmuseum Mönchhof die Auszeichnung, die einerseits als Qualitätsüberprüfung im Rahmen einer freiwilligen Selbstkontrolle der Museen und andererseits als „Konsumenschutz“ für die Besucher/innen eingeführt wurde. Zusätzlich stellt das Gütesiegel eine vertrauensfördernde Maßnahme gegenüber potentiellen Leihgebern und Sponsoren dar. Die Verleihung des Österreichischen Museumsgütesiegels dient gleichzeitig als Ansporn, den erreichten Standard in Zukunft noch zu verbessern. Das Gütesiegel wird für jeweils 5 Jahre vergeben und kann unter www.icom-oesterreich.at beantragt werden.

Am Samstag, den 23. November widmete sich Pim Witteveen (Direktor Netherlands Museums Advisors Foundation) nach der ICOM-Österreich Jahreshauptversammlung ebenfalls dem Thema Museumsgütesiegel, speziell den niederländischen Verhältnissen. Diese sehen bei Erfüllung der entsprechenden Kriterien eine vollständige Registrierung, bei geringfügig mangelhaften Umständen eine vorläufige Registrierung und bei Nichterfüllung eben eine Ablehnung vor. Die Kriterien verlangen, grob umrissen, eine feste institutionelle und eine stabile finanzielle Basis, einen niedergeschriebenen Leitplan, eine Sammlung als Basis jeden Museums sowie deren entsprechende Dokumentation und fachgerechte Erhaltung, zumindest die Möglichkeit zur Forschung, grundlegende Infrastruktur für die Besucher/innen und schlussendlich qualifiziertes Personal. Das niederländische Museumsgütesiegel existiert seit fünf Jahren und umfasst derzeit rund 200 registrierte Museen.

Im Bundesland Kärnten hingegen haben insgesamt 16 Museen das 1998 ins Leben gerufene Kärntner Museumsgütesiegel erhalten, wie Hartmuth Prasch (Direktor Museum für Volkskultur Spittal/Drau) – zum wiederholten Male – berichtete. Die Problematik liegt darin – und das gilt ebenso für die Verbreitung des Österreichischen Museumsgütesiegels in manchen Bundesländern (A.d.A.) –, dass die vergebende Stelle die Durchführung des Gütesiegels nicht vehement genug betrieben hat bzw. keine betreuende Stelle vorhanden ist.

Der letzte Vortrag galt der Vorstellung der sogenannten Ö-Normregel ONR 41010 für Ausstellungsvitrinen durch Helmut Moser (Abteilungsleiter Bildungsministerium). Sollten allerdings alle vorgestellten Bedingungen betreffend Material (v.a. Holz, Metalle, Glas, Textilien), Beleuchtung, Klima, Sicherheit, Wartung, Reinigung und Betrieb jemals von der Empfehlung zur Vorschrift werden, können sich in Österreich wohl nur mehr eine Handvoll Museen die Herstellung bzw. den Ankauf von Vitrinen leisten.

Für die abschließende Diskussion zum Museumsgütesiegel war leider nicht mehr viel Zeit übrig. Die meisten Wortmeldungen lobten die Ein- und Durchführung, wobei klarerweise auch kleine Mängel (z.B. sprachliche Unklarheiten im Bewerbungsformular, fehlende vorläufige Verleihung etc.) zur Sprache kamen, die in Zukunft behoben werden sollen.

Anschließend fand die Vollversammlung des Österreichischen Museumsbundes statt, bei der Wilfried Seipl nach zehnjähriger Tätigkeit als Präsident auf eigenen Wunsch zurücktrat und Peter Assmann als sein Nachfolger gewählt wurde.

Veronika Plöckinger, Andreas Schmidt

Franz C. Lipp **(30.7.1913–30.5.2002)**

Eine große Trauergemeinde begleitete am 6. Juni 2002 Franz C. Lipp, o.Univ.-Prof. Hofrat und Museumsdirektor i.R., auf seinem Weg von der Sebastiankapelle zur letzten Ruhestätte am Friedhof in Bad Ischl in Oberösterreich. Der Kondukt lieferte noch einmal den Beweis für die hohe Wertschätzung, die der Verstorbene in der Öffentlichkeit besaß. Die Teilnehmer konnten es kaum glauben, dass das Leben jener Persönlichkeit, die zu Lebzeiten zu einem Begriff, ja zu einer Institution, wie es der Altlandeshauptmann Dr. Josef Ratzenböck anlässlich der Überreichung der Festschrift zum 85. Geburtstag im Oberösterreichischen Landesmuseum ausdrückte, geworden war, nun sein irdisches Ende gefunden haben sollte. In den Trauerreden wurde schlaglichtartig das großartige Lebenswerk noch einmal beleuchtet.

Beim stimmungsvollen Gedenkgottesdienst in der Ischler Stadtpfarrkirche, der dem Begräbnis vorausgegangen war, zeichnete zunächst Pfarrer Hammerl Franz C. Lipp als aufgeschlossenen, weltoffenen, kritischen und stets suchenden Menschen. Sein Interesse galt dem Volk und seinen kulturellen Äußerungen, jenem „vulgus in populo“, dem er mit Ehrfurcht und Liebe begegnete. Diese Zuneigung bildete die Grundstimmung in all seinen Bemühungen, die Eigenart regionaler Traditionen zu erfassen und zu deuten. Die akademische Ausbildung, sein philosophischer Intellekt schufen dabei jene nötige kritische Haltung und Distanz, die ihn vor jeder Anbiederung und vor Fehleinschätzungen bewahrten.

Bürgermeister Helmut Haas gedachte des großen Sohnes der Stadt Bad Ischl. Hier war Franz C. Lipp am 30. Juli 1913 zur Welt gekommen und hier empfing er bis zum Eintritt in das bischöfliche Gymnasium in Linz erste prägende Eindrücke. Es war das die Zeit des Umbruchs von der kaiserlichen Sommerresidenz zur republikanischen Sommerfrische mit all den Diskrepanzen

zwischen den Einheimischen und den „Fremden“, die den wachen und beobachtenden Geist beschäftigten. In den „Ischler Albumblättern“ ließ er diese Welt noch einmal erstehen. Obwohl ihn das Studium, der Krieg und später sein Beruf von Ischl fernhielten, der alte Salzmarkt an der Traun blieb doch durch all die Jahre seine Heimat. Dafür hatte er sich im elterlichen Haus in der Brennerstraße ein Refugium mit erlesenen Stücken heimischer Volkskunst, auf denen das Gemesen-Motiv dominierte, eingerichtet. Die Gemse zierte ja auch das alte Wappen Ischls. Für das Heimatbuch der Stadt, das 1966 zum Anlass des 500jährigen Marktjubiläums herausgegeben wurde, verfasste Franz C. Lipp jenen wichtigen Beitrag, in dem er die verschiedenen kulturellen Grundströme des Ischllandes herausstellte, die zusammen die Eigenart dieser Kulturlandschaft und ihrer Bewohner ausmachen. Er selbst nahm großen Anteil an der kulturellen Entwicklung der Stadt. Er förderte das Ischler Krippenspiel und verfaßte dazu die wissenschaftlichen Grundlagen. Er gründete den Ischler Heimatverein, aber auch alle übrigen Traditionsverbände, besonders die Armbrustschützen, die Volksmusikanten, die Trachtenvereine, die Vogelfänger, konnten auf seinen Rat und sein Wohlwollen bauen. Die beobachtende Teilnahme am Glöcklerlauf zählte zu seinen jährlichen Fixpunkten. Unauslöschlich wird sein Name jedoch mit der Errichtung des Stadtmuseums 1989 verbunden bleiben, was ihm die Stadt mit der Verleihung des Ehrenringes dankte.

Neben Ischl hatte er in den letzten Jahrzehnten in Altaussee eine zweite Heimat gefunden. Inspiriert vom Geist Erzherzog Johanns entstanden in dieser Periode seine großen Spätwerke. Dazu ist auch seine Arbeit über „Das Ausseer Gwand“ zu zählen. Diese Arbeit, die er 1992 im Zusammenhang mit der Bearbeitung und Neuaufstellung der Trachtensammlung im Kammerhofmuseum verfaßte, stellt nicht nur die Summe seiner intensiven Erforschung der lokalen Tracht dar, sondern sie spannt auch den Bogen zu den Anfängen seiner Beschäftigung mit der Tracht. Hier bekam er nochmals jene Originalstücke in die Hand, die, von Konrad Mautner gesammelt und später von seinem Freund Hans Gielge betreut, die Grundlage für das „Steirische Trachtenbuch“ von Viktor Geramb bildeten, der im Studenten Franz Lipp das Interesse und die Vorliebe für die Trachtenforschung geweckt hatte.

Den offiziellen Dank des Landes Oberösterreich stattete Landeskulturdirektor Mag. Manfred Mohr ab. In seiner umfassenden Würdigung hob er die großartigen Leistungen Lipps auf dem Sektor des OÖ. Museumswesens hervor. Dazu zählt die Errichtung und der Aufbau der volkskundlichen Abteilung am OÖ. Landesmuseum, für die er gewissermaßen im Alleingang eine einzigartige Sammlung bäuerlichen Kulturgutes erwerben konnte. Ihm ist auch der Umbau des Linzer Schlosses zum Museum für Landeskultur zu verdanken. Hier bot sich nun der nötige Raum, um neben der landeskundlichen auch die volkskund-

liche Sammlung entsprechend präsentieren zu können. Das trifft auch auf die Edgar Spiegel-Sammlung zu, die Lipp für das Landesmuseum übernehmen konnte. Die zahlreichen Kataloge zeugen von seiner regen, programmatischen Ausstellungstätigkeit, beginnend mit „Kunst im Ursprung“ bis zur großen Landesausstellung „Die Baiern in Oberösterreich“, die einen Höhepunkt während seiner Direktionszeit am Landesmuseum darstellt.

Sein Interesse galt aber ebenso den Heimatmuseen, von denen Lipp eine beachtliche Anzahl neu gründete beziehungsweise neu gestaltete. Beispielhaft seien hier nur das Schiffermuseum in Weyer-Kastenreith, das Webereimuseum in Haslach, das Sensenschmiedemuseum in Micheldorf, das Heimatmuseum in Hallstatt, die Volkskundeabteilung im Mathematischen Turm in Kremsmünster oder das bereits erwähnte Stadtmuseum Bad Ischl genannt.

Oberösterreich verdankt Lipp auch die Verwirklichung der Freilichtmuseums-idee. Anders als in den übrigen Bundesländern verfolgte Lipp ein Konzept der Urkundhöfe. Beginnend mit dem Rauchhaus in Mondsee, der Anzenau-Mühle in Goisern, dem Mittermayerhof in Pelmburg/Hellmonsödt, dem Stehrerhof in Neukirchen an der Vöckla bis hin zum Vierkanthof Sumerauer bei St. Florian gelang es Lipp in allen neun Kulturlandschaften je einen typischen Denkmalhof in situ zu erhalten. Um die Idee nachhaltig zu sichern, gründete Franz C. Lipp den Verband der OÖ. Freilichtmuseen, dessen Obmannstellvertreter am Grab nochmals die denkmalpflegerische und kulturpolitische Bedeutung dieser Museumshöfe würdigte.

Welch große Bedeutung Franz C. Lipp als Kulturpfleger hatte, spürte man aus den Worten von Anneliese Ratzenböck, die als Frau des Altlandeshauptmannes und als Obfrau der Oberösterreichischen Goldhaubenfrauen wie keine zweite das Wirken Lipps schätzen gelernt hatte. In Vertretung der vielen Heimatverbände des Landes würdigte sie seinen unermüdlichen Einsatz für die Bewahrung und Erneuerung der Volkskultur. Dieses Wirken basierte auf einer umfassenden wissenschaftlichen Kenntnis von „Art und Brauch im Land ob der Enns“, wie der Titel eines frühen Mappenwerkes lautet, in dem Lipp, ähnlich wie Max Kieslinger in dem Buch „Oberösterreichische Bauernherrlichkeit“, dessen Herausgabe übrigens Lipp zu danken ist, die Spezifika der Volkskultur Oberösterreichs festhält. Seine fünf Trachtenmappen bilden die wissenschaftliche Grundlage für die Trachtenerneuerung, die zu den nachhaltigsten Leistungen Lipps zählt. In seinem Beitrag über „Angewandte Volkskunde als Wissenschaft“ liefert er dazu ein viel diskutiertes theoretisches Konzept.

Zur Umsetzung dieses Konzeptes diente ihm das Heimatwerk, das er nach dem Vorbild seines Lehrers Viktor Geramb 1952 gründete und das er gemeinsam mit Dr. Helmut Huemer, einem Schüler Leopold Schmidts, zu einem florierenden wirtschaftlichen Unternehmen ausbaute. Der Geschäfts-

führer des Oberösterreichischen Heimatwerkes, Dr. Georg Kellner, erinnerte in seiner Gedenkadresse daran, dass Franz C. Lipp nach der Gründung des Verbandes der Europäischen Heimatwerke im Jahr 1972 zehn Jahre das Amt des Präsidenten bekleidete. Im Heimatwerk konnte Lipp seine Vorliebe für künstlerische Kreativität und handwerkliche Kunstfertigkeit verwirklichen, nachdem er bereits 1946 gemeinsam mit Wolfgang v. Wersin den „ÖÖ. Werkbund“ ins Leben gerufen hatte.

In Vertretung des Vereins für Volkskunde in Wien gedachte der Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde der akademischen Laufbahn und der engen Verbundenheit von Franz C. Lipp zu Wien. Wie Franz C. Lipp selbst in seinen Erinnerungen schreibt (ÖZV 1993, 261–276), war es nämlich das Österreichische Museum für Volkskunde in der Laudongasse, wo er erstmals mit dem Fach Volkskunde in Berührung kam. Es zog ihn jedoch nach Graz zu Viktor Geramb, der ihn überaus faszinierte. Die Dissertation zum Thema „Grundformen des Kulturlebens“ schrieb er allerdings bei dem Philosophen Ernst Mally. Bei allen seinen beruflichen und kulturellen Beschäftigungen bildete stets die Wissenschaft die Basis seiner Tätigkeit. Dieses Streben führte dazu, dass er sich 1967 mit seinem Buch über die „Oberösterreichischen Stuben“ am Institut für Volkskunde in Wien habilitierte und hier nun selbst als akademischer Lehrer eine begeisterte Hörerschaft um sich scharen konnte. Dieses Engagement fand 1973 mit der Ernennung zum außerordentlichen und 1990 zum ordentlichen Universitätsprofessor seine entsprechende Anerkennung.

Seine kollegiale Mitarbeit im Redaktionsteam der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde und als Ausschussmitglied ehrte der Verein für Volkskunde 1975 mit der Verleihung der Michael Haberlandt Medaille, 1978 mit der Herausgabe einer Festschrift zum 65. Geburtstag und 1993 mit einer Jubiläumsnummer der Zeitschrift zum 80. Geburtstag. Sie enthalten neben ausführlichen Würdigungen auch die Bibliographie von Franz C. Lipp, wobei erstaunlich ist, wie fruchtbar Franz Lipp zwischen diesen beiden Jubiläen war. In diese Zeit fallen seine großen Werke über Bemaltes Glas, die Oberösterreichischen Möbel und über die Goldhaube und das Kopftuch. Doch wie die vom Oberösterreichischen Landesmuseum zum 85. Geburtstag herausgegebene Festschrift zeigt, war Franz Lipp bis zuletzt schriftstellerisch tätig.

So ist es wirklich ein gewaltiges Lebenswerk, das Franz C. Lipp hinterlässt, ein Lebenswerk, das höchste Bewunderung abverlangt und das ihm in der Volkskunde (Europäische Ethnologie) einen Ehrenplatz einräumt.

Franz Grieshofer

Klára Csilléry (1923–2002)

Klára Csilléry wurde 1923 in Budapest geboren. Ihre Kindheit verbrachte sie in Dunapataj. Die Kindheitserlebnisse in diesem Dorf waren prägend und veranlaßten sie u.a. später zum Studium der Volkskunde. Zwischen 1942 und 1947 besuchte sie die Hochschule für Bildende Künste (Fach Zeichnen) und parallel dazu beendete sie eine Ausbildung an der Staatlichen Frauen-Gewerbeschule als Lehrerin für Handarbeit.

Ihre Forschungskarriere begann während eines Kurses, den die Abteilung des Teleki-Institutes für Landschafts- und Volksforschung 1943 zur Vorbereitung des volkskundlichen und geographischen Sammelns organisierte, dem dann eine tatsächliche Sammeltätigkeit in Transsylvanien folgte. Nach dieser Forschungsarbeit begann sie, unterstützt durch die Anweisungen ihres Lehrers Béla Újváry (und seiner Frau Adrienne Kerékgyártó) auch selbständig ethnographische Informationen zu sammeln (in Baranya 1946). Aufgrund dieser Vorarbeiten schrieb sie am Ende des 5. Jahrgangs 1947 ihre Facharbeit an der Fachhochschule für Bildende Künste unter dem Titel: „Schränke aus Sumony und Cserdi“ („Szökrönyök Sumonyból és Cserdiből“).

1947 bekam sie von László Vargha, dem damaligen Direktor des Ethnographischen Museums in Budapest, eine Einladung zur Betreuung der Möbelsammlung des Museums. Von ihm erhielt sie auch erste Instruktionen zu den kunstgeschichtlichen Bezügen der Möbel und weitere Anregungen zum Studium ihrer Strukturmerkmale. Zur Vervollständigung ihrer wissenschaftlichen Ausbildung belegte Klára Csilléry zur gleichen Zeit die Fächer Volkskunde und Kunstgeschichte an der Eötvös Lóránd Universität, die sie 1950 erfolgreich abschloß.

Csilléry betonte während ihrer Untersuchungen stets die Bedeutung der historischen Aspekte. Dabei dachte sie in einem europäischen – und manchmal sogar außereuropäischen – vergleichenden Kontext, innerhalb dessen sie sich für alle gesellschaftlichen Schichten interessierte, nicht nur für die Bauern im traditionellen Sinne. Wichtig war ihr auch die Bedeutung der Quellenkritik. Bereits früh verband sie die Möbelforschung mit dem Studium der volkstümlichen Holzindustrie und Herstellungstechnik. Ihre ersten bedeutenden Ergebnisse waren an diese Forschungen geknüpft: Es ist ihr gelungen in Szuhahuta, die Herstellung des *ácsolt láda* (eines gezimmerten Kastens), eines Möbelstückes in altertümlicher Struktur, wiederzuentdecken und live zu dokumentieren.

Abgesehen von den Möbeln interessierte sich Klára Csilléry grundsätzlich für die Wohnkultur und die Volkskultur im allgemeinen. In ihren Artikeln verschmolzen diese drei Themen immer wieder. Für das bessere Verstehen der Erscheinungen ging sie in der geschichtlichen Rekonstruktion

immer weiter zurück. Dies endete mit ihrer Doktorarbeit unter dem Titel „Die Anfänge der ungarischen Volkswohnkultur“, in der sie die ersten Phasen der Entwicklung im 13. und 14. Jahrhundert schilderte. Angesichts ihrer Forschungen und Ergebnisse wurde Csilléry 1970 zur Leiterin der Museologischen Abteilung des Freilichtsmuseums ernannt. Sie wurde 1987 pensioniert, blieb jedoch danach für den Unterricht aktiv. Sie hielt zahlreiche Vorträge an der Fachhochschule für Bildende Künste, an den Lehrstühlen für Folklore und für die Materielle Kultur.

Klára Csillérys Ergebnisse vertieften unsere Kenntnisse auf drei größeren Gebieten: auf jenem der Technologie, der Herstellungszentren und des Möbelverkaufs(-handels). Bei diesem letzteren Thema spielten die Untersuchungen über die Beziehungen zwischen den Herstellern und den Händlern eine wichtige Rolle. Das Wissen, das sie in Szuhahuta über die alten Techniken und Werkzeuge der Holzbearbeitung erwarb, veranlaßte sie zum Weiterdenken über ihre spezifischen Ausprägungen und überhaupt über ihre Geschichte und der möglichen Periodisierung. Immer wieder nahm sie auch die Hilfe der Sprachwissenschaft in Anspruch und untersuchte vor allem die Rolle und den betreffenden Wortschatz der finno-ugrischen und der türkischen sowie der slawischen Sprachen (Grund- und Lehnwörter), bzw. der deutschen und der französischen Sprache.

Sie beschäftigte sich intensiv mit den Zentren der ungarischen Möbelherstellung und versuchte, so viele wie möglich zu identifizieren. Weiterhin wollte sie die ihr eigenen Stilformen, aber auch die stattgefundenen Stiländerungen beschreiben. Csilléry schrieb über die Möbelparbeitung und -herstellung in Hódmezővásárhely, die Tischlerei in Komárom, die eine zentrale Rolle in Ungarn spielte, über die Möbelherstellung in Harta und über die Möbel der Palócen (einer ethnischen Gruppe in Nordungarn).

Was die Wohnkultur anbetrifft, interessierte sie sich in erster Linie für zwei Themen: einerseits für zentrale Möbelstücke, andererseits für die gesamten Wohnungseinrichtungen und die damit zusammenhängenden Wohnweisen. Sie definierte die Rolle der *ácsolt láda* unter den anderen Kastentypen. Aufgrund eines gezimmerten Bettes, das aus Kercaszomor in die Sammlung des Ethnographischen Museums gelangt war, wies sie auf die mittelalterlichen Wurzeln dieses Typs hin, wozu sie auch Parallelstücke auf mittelalterlichen Wand- und Tafelbildern benutzte. Auf ähnliche Weise ging sie der Frage nach der Entwicklung des Tisches nach, etwa am Beispiel des „Tafeltisches“, der einen Übergang von den Stuhltischen zu den Tischen allgemein darstellt.

Klára Csilléry verwies auch auf die europäische Verteilung und mögliche Diffusion der frühesten ungarischen Möbelstücke wie etwa die Standwiegen und die Bänke mit Gelenkrücklehnen.

Bereits früh in ihrer Forschungstätigkeit versuchte sie auch, die Geschichte der ungarischen Volkskunde zu rekonstruieren. Ähnliche Versuche gab es zu dieser Zeit sowohl in der ungarischen als auch in der europäischen Ethnologie noch keine.

Mit den Vorträgen der Konferenz des Ethnographischen Museums Budapest „Barock in der ungarischen Volkskunde“ wurde 1993 Klára Csillérys 70. Geburtstag begangen. Sie schrieb damals: „Ich habe natürlich weiterhin Pläne, da mir die vergangenen Jahre hauptsächlich die Lücken, meine unvollendeten Arbeiten und die unbeantworteten Fragen in Erinnerung rufen. Ich möchte also zunächst noch meine alten Schulden begleichen.“ Sie plante noch ein Buch über die Holzindustrie von Szuhahuta (Mátraalmás), deren mittelalterliche Merkmale bis vor kurzem bewahrt blieben und die sie noch in Funktion angetroffen hatte. Sie war sich jedoch auch ihrer Krankheit bewusst, bereitete sich auf die noch übriggebliebene Zeit vor und versuchte alles zu beenden, was sie noch als Aufgabe für sich sah.

Nicht zuletzt aufgrund ihrer hervorragenden Deutschkenntnisse unterhielt Klára Csilléry während ihrer gesamten Berufslaufbahn und darüber hinaus auch rege Kontakte zu und in Österreich und hier vor allem zum Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien und zu dessen „Fenster zum Osten“, dem Schloß Kittsee. Noch im April 2002 besuchte sie die Sonderausstellung der „Möbel aus Kroatien“ im dortigen Ethnographischen Museum und plante eine Rezension des Kataloges. Das Ethnographische Museum ist Frau Kollegin Csilléry aber vor allem für die Vermittlung einer ganzen Möbelstube aus Harta zu Dank verpflichtet. Der während der Direktion von Tamás Hoffmann erfolgte Ankauf wurde unter der fachkundigen Begleitung der ungarischen Spezialistin durchgeführt, die sowohl die Aufstellung des Möbelensembles besorgte, als auch die begleitende Publikation (Die Bauernmöbel von Harta [= Kittseer Schriften zur Volkskunde Heft 1] Kittsee 1982). Eine Abhandlung in der Festschrift Klaus Beitzl, über die „Schränke mit trapezförmigen Giebeln“ (Wien 1999) war der letzte ihrer Wiener Beiträge.

Für eine ganze Generation in Wien ausgebildeter Volkskundler wurde Klára Csilléry durch ihre kompetenten Beiträge bei den Tagungen der „Ethnographia Pannonica“ in den 1970er Jahren zum Begriff. Sie verstand es überhaupt, die jüngere Generation für ihr Fach- und Spezialgebiet zu begeistern, wenn sie ein Möbelstück bis in die kleinsten Bestandteile buchstäblich „zerlegte“, um deren Herkunft und Bedeutung zu erklären. Aufgrund ihrer Ausbildung und speziellen künstlerischen Begabung war sie auch eine der wenigen Vertreterinnen des Faches, die imstande war, ihre Forschungsgegenstände schon im Feld mit sicherer Hand zu skizzieren, eine Fertigkeit, die noch andere Schichten und Qualitäten von Dingen zutage fördert als die Photographie es vermag, und die leider nur selten anzutreffen ist.

Klára Csilléry war regelmäßiger und stets gern gesehener Gast in der Laudongasse und umgekehrt auch eine lebenswürdige Gastgeberin bei unseren Besuchen in Budapest. Wir werden die Gespräche und Begegnungen mit ihr vermissen.

György Balázs, Margot Schindler

Dunja Rihtman-Auguštin **(6. September 1926–4. November 2002)**

Am 4. November 2002 ist Prof. Dr. Dunja Rihtman-Auguštin, nach einer langen und schweren Krankheit, in Zagreb gestorben. Prof. Dr. Rihtman-Auguštin war nicht nur eine der bedeutsamsten Persönlichkeiten der kroatischen Volkskunde/Ethnologie, sondern auch eine in der breiteren Öffentlichkeit bekannte, wichtige und einflußreiche Autorin, die sich, speziell in den letzten Jahren, mit der politischen Anthropologie und der Kritik der zeitgenössischen kroatischen Gesellschaft beschäftigt hat.

Dunja Rihtman-Auguštin wurde im Jahre 1926 in Sušak (Rijeka, Kroatien) geboren. Sie hat am Zweiten Weltkrieg teilgenommen und als sechzehnjährige antifaschistische Aktivistin wurde sie zweimal verhaftet. Sie hat im Fach Ethnologie an der Universität Zagreb diplomiert und 1976 an der Universität Ljubljana (Slowenien) ihr Doktoratsstudium mit der Dissertation zum Thema „Wirtschaftliche Wertorientierungen und Entscheidungsmodelle im traditionellen gesellschaftlich-kulturellen System“ abgeschlossen. Zuerst war sie als Journalistin tätig, bis sie 1964 mit der wissenschaftlichen Arbeit im Wirtschaftsinstitut in Zagreb begann. Bald darauf kam sie an das heutige Zagreber Institut für Ethnologie und Folklore-Forschung (damals Institut für Volkskunst und später Institut für Folklore-Forschung), wo sie von 1972 bis 1986 Vorstand war. Es ist schwierig, ein so reiches Leben in wenigen Worten zu beschreiben: Mit ihrer grenzenlosen Energie hat Prof. Dr. Rihtman-Auguštin viele Projekte gleichzeitig geleitet, in denen sie immer wieder die neuesten Theorien einführte und kritisch überprüfte. Sie hat zahlreiche Beiträge und etwa zehn Bücher veröffentlicht; an vielen Konferenzen und Tagungen teilgenommen; einige große und wichtige internationale Tagungen selbst organisiert; am Postdiplom-Studium in Ethnologie an der Universität Zagreb regelmäßig unterrichtet; viele Magisterarbeiten und Dissertationen betreut; an den Universitäten Siena (Italien), Ljubljana (Slowenien), Warschau (Polen), Budapest (Ungarn), Krakau (Polen), Rom (Italien) und Basel (Schweiz) als Gastprofessorin unterrichtet ...

Als Wissenschaftlerin folgte Dunja Rihtman-Auguštin immer der Idee, dass es keine ewige Wahrheit oder monolithische wissenschaftliche Tradi-

tionen gibt. Deshalb hat sie keine „Schule“ gegründet und hinterlassen: Sie hat, ganz im Gegenteil, stets neue Theorien überprüft, kritisiert oder in ihre wissenschaftliche Arbeit eingebunden. Deshalb ist ihre wichtigste Hinterlassenschaft, die konstante Suche nach neuen Theorien, Denkmodellen und geistiger Beweglichkeit. Sie war die erste, die im Rahmen der kroatischen Ethnologie die strukturalistische Analyse anwandte und bereits in den 1960ern unter anthropologischer Perspektive forschte. Das erste Resultat dieser Forschung ist das Buch, „Struktur des traditionellen Denkens“ (*Struktura tradicijskog mišljenja*). In den 1980ern konfrontierte sie die damaligen jugoslawischen Ethnologen erneut mit einem innovativen Konzept: Als erste führte sie die Ethnizität und die zeitgenössischen Theorien der Ethnizität und Identität ein und gab einen der bedeutsamsten Sammelbände der kroatischen Ethnologie heraus: „Symbole der Identität“ (*Simboli identiteta*). Sie war auch Vorreiterin bei der Erforschung der Stadtkultur und des Alltags, wovon das Buch „Ethnologie unseres Alltags“ (*Etnologija naše svakodnevice*) zeugt. Sie beschäftigte sich u.a. mit dem „Banalen“ in der Volkskultur und veröffentlichte zahlreiche Beiträge zum Thema Todesanzeigen in Zeitungen. Obwohl sie Anfang der 1990er Jahre auch ein Buch über Weihnachten herausbrachte (*Knjiga o Božiću*; es gibt auch eine englische Version unter dem Titel *Christmas in Croatia*) hat sie sich in den letzten zehn Jahren in erster Linie den Themen Mentalität, Identität und Politik gewidmet. Ihre letzten zwei Bücher zeugen davon: „Die Strassen meiner Stadt“ (*Ulice moga grada*) und „Ethnologie und Ethnomythos“ (*Etnologija i etnomit*).

Für all diese Arbeiten wurde Prof. Dr. Dunja Rihtman-Auguštin entsprechend ausgezeichnet: Die wichtigsten Ehrungen waren der Preis für Wissenschaft der Republik Kroatien im Jahr 1988 und der Herderpreis im Jahr 1997. Doch noch bedeutender war und bleibt ihr Einfluß auf die Kollegenschaft und ihre ehemaligen Studenten, die sie stark geprägt hat, und für die sie die Tür zu vielen Themen, Forschungen und Theorien, die noch immer aktuell und wichtig sind, geöffnet hat. Aufgrund ihres kommunikativen Wesens hatte sie auch viele Freunde im Ausland. Mit der Wiener Volkskunde im Universitätsinstitut in der Hanuschgasse und dem Museum in der Laudongasse verbanden sie eine Reihe freundschaftlicher Kontakte. Der Verein für Volkskunde in Wien drückte seine Wertschätzung der bedeutenden Kollegin und Forscherin gegenüber 1997 durch die Ernennung zum Korrespondierenden Mitglied aus.

Sanja Kalapoš Gašparac

Literatur der Volkskunde

BÖNISCH-BREDNICH, Brigitte: *Auswandern: Destination Neuseeland. Eine ethnographische Migrationsstudie*. Berlin, Mana-Verlag, 2002, 494 Seiten, Abb.

Das Buch, eine volkswissenschaftliche Habilitationsschrift der Universität Göttingen, ist der Erzählforschung als Bewusstseinsforschung im Sinne Albrecht Lehmanns verpflichtet sowie jenen anglo-amerikanischen Kulturanthropologen, die sich mit globalen Migrationsprozessen befassen. Es beruht auf einer einjährigen Feldforschung vor Ort, genauer auf in der Regel 90-minütigen Interviews und teilnehmender Beobachtung, was »zu einem intensiven Verstehen und Nacherleben der Situation der Immigrierten« führte (25). Das merkt man dem Buch an: Es wird einfühlsam und plastisch ein lebendiges Bild jener Deutschen entworfen, die nach Neuseeland ausgewandert sind. Wir erfahren viel über die unterschiedlichen Motive der Emigration, über die Probleme im Umgang mit einer fremden Kultur und über das allmähliche Eingewöhnen dort. Darüber hinaus erfährt man einiges über die soziokulturellen Veränderungen innerhalb Neuseelands während der letzten Jahrzehnte und natürlich über die Neuseeländer selbst, über ihre Vorlieben, Abneigungen, Gewohnheiten usw. Und da Einzelschicksale immer auch auf ein Allgemeines verweisen, wird einem drittens vor Augen geführt, wie die mögliche Realisierung der von vielen Menschen erträumten, aber nur von wenigen gewagten Auswanderung in ein fremdes Land tatsächlich aussieht.

Das Buch gliedert sich in zwei Teile, nämlich 1. die Periodisierung deutscher Auswanderergruppen im Zeitraum 1936 bis 1996 sowie 2. das Erzählen über die Auswanderung bzw. das innere Erleben derselben. Im ersten Teil lassen sich, auch zeitlich voneinander abgegrenzt, zwei Gruppen von Emigranten unterscheiden, nämlich die frühen Auswanderer, die von äußeren Faktoren angetrieben sind, und die späteren, ab den 70er Jahren, die sich eher aus inneren Beweggründen dafür entscheiden, die BRD zu verlassen. Zunächst sind es politisch Verfolgte, die emigrieren, vorwiegend Juden; später sind es die desolaten Nachkriegsverhältnisse, und Ende der 50er, Anfang der 60er Jahre Anwerbungsprogramme der neuseeländischen Regierung, die vorwiegend junge Leute zur Auswanderung bewegen. In dieser Zeit werden allerdings bereits innere Motive deutlich, etwa die

Distanz zu einem Land, das als zu reglementiert empfunden wird, oder Abenteuerlust. Seit den 70er Jahren zeichnet sich deutlich die Tendenz ab, mit Hilfe der Emigration den individuellen Lebensentwurf zu optimieren und sie für Selbstverwirklichung zu nutzen, die gleichwohl auch durch politische, soziale, gesellschaftliche und kulturelle Faktoren mitbestimmt ist, etwa 68er-, Frauen-, Friedens- und Ökologiebewegung. Seit den 90er Jahren sind es darüber hinaus kapitalkräftige Deutsche, die sich Neuseeland als Ziel für die zweite Lebenshälfte und als „Traumland“ auswählen.

Im zweiten Teil des Buches, den Erzählungen über das Auswandern, geht es zunächst um das Fremdsein. Dazu zählen die anfänglich mangelnde Beherrschung der Sprache, Missverständnisse im Umgang mit Neuseeländern und gegenseitige Vorurteile, etwa politische Vorbehalte, weil Deutschland in beide Weltkriege verstrickt war und den Nationalsozialismus hervorgebracht hat, oder die Auffassung, die Deutschen seien rechthaberisch sowie taktlos und rüde im Umgang, während man umgekehrt die Neuseeländer für oberflächlich, unverbindlich und unzuverlässig hält. Das führt bereits zum Nationenvergleich – einem von Albrecht Lehmann erstmals beschriebenen Genre des alltäglichen bzw. autobiographischen Erzählens: Neuseeländer seien zwar weniger effizient am Arbeitsplatz, dafür aber freundlich, hilfsbereit und unbürokratisch, während man – vor allem in Anschluss an Besuchsreisen in die BRD – die Deutschen für bürokratisch, hektisch, aggressiv und unfreundlich hält. Der Ländervergleich hat vor allem deswegen eine so große Bedeutung, weil man sich durch die Subjektivierung der Auswanderungsmotive gleichsam objektiv bestätigen kann, dass die getroffene Entscheidung richtig war.

Im nächsten Kapitel geht es um „Vermissten, Organisieren, Neuentdecken“. Vermisst werden zum Beispiel der Jahreszeitenwechsel, eine winterliche Weihnacht und der „deutsche Wald“, aber natürlich auch die deutschen Freunde oder die Eltern sowie die Tatsache, dass man es nicht lernt, sich im Englischen so eloquent auszudrücken wie in der Muttersprache. Vermisst werden (bzw. wurden, weil sich in den letzten Jahren die Situation merklich verbessert hat) jedoch auch gewohnte Nahrungsmittel, etwa dunkles, deutsches Brot, bestimmte Käsesorten und vor allem deutscher Kaffee (was man aus der Sicht Ostösterreichs mit seiner entwickelten Kaffeehauskultur nur schwer nachvollziehen kann). Um diese Mängel zu beheben, wurden von Deutschen Geschäfte gegründet oder Netzwerke installiert, um fehlende Nahrungsmittel anzubieten oder an bestimmte Dinge wie etwa Federbetten heranzukommen. Gleichwohl verlieren diese Bedürfnisse mit der Zeit an Bedeutung, und man lernt einheimische Produkte oder Gewohnheiten schätzen, seien es Grillabende („Barbecue“) oder das reichhaltige Angebot an Fisch, Obst, Gemüse oder exotischen Zutaten. Zwar wird das

Organisieren vermisster Dinge oftmals beibehalten, aber vielfach eher aus Spaß an der Freude, weniger aufgrund echter Nachfrage.

Das letzte Kapitel befasst sich mit geschlechtsspezifischen Unterschieden in den Erzählungen über das Auswandern. Während Männer in der Regel vor allem entlang des beruflichen Werdeganges erzählen und man von ihrem Gefühlsleben bestenfalls zwischen den Zeilen etwas erfährt, erzählen die Frauen persönlicher, berichten von ihrer individuellen Entwicklung, vom Familienleben, von Problemen der Einsamkeit und des Heimwehs.

Dass ich das Buch für überzeugend halte, habe ich eingangs bereits betont. Was aus meiner Perspektive zu kurz kommt, sind bestimmte psychologische Aspekte, und zwar zum einen die Frage nach den Motiven Bönisch-Brednicks, sich gerade dieses Themas anzunehmen. Ich bin der Meinung, dass durch die Skizzierung der subjektiven Perspektive – die mit jeder wissenschaftlichen Arbeit, aber in Sonderheit mit Feldforschungen verbunden ist – dem Leser ein objektiverer Zugang zur Thematik eröffnet wird. Was damit gemeint ist, wird etwa deutlich, wenn die Autorin schreibt, dass ihr Material „eine gewisse Frauenlastigkeit aufweist“ (378), weil man viel über Essen und Nahrung erfährt, jedoch nichts über Sport. – Und wenn zum anderen Erzählforschung als Bewusstseinsforschung definiert wird, kann es durchaus sinnvoll sein, auch verschwiegenen oder unbewussten Motiven der Auswanderung nachzugehen, denn diese hat mitunter zu tun mit dem Ausweichen vor inneren Konflikten. Das wird eher noch für die von Bönisch-Brednich nicht interviewten Rückkehrer zutreffen, doch auch die endgültig Emigrierten kann man daraufhin untersuchen. So schreibt sie etwa, dass es „auch Gespräche (gegeben hat), die von Vermeidung, Verschweigen und der Behauptung einer ‚Einwanderung ohne Probleme‘ geprägt sind“ (451). Ein anderes Beispiel: Es wird immer wieder von einigen Interviewpartnern das schlechte Gewissen darüber betont, dass die Eltern zurückgelassen wurden. Das könnte zusammenhängen mit einer mangelnden Ablösung von ihnen, und dann hätte die Emigration auch mit der Flucht vor den Eltern zu tun.

Ich gebe aber gerne zu, dass man hinsichtlich der Berücksichtigung psychologischer Aspekte genauso der Meinung sein kann, dass sie in einer volkskundlich-sozialwissenschaftlichen Arbeit nicht notwendig sind. Letztlich ist das wohl eine Frage der persönlichen Gewichtung.

Bernd Rieken

RÖHRICH, Lutz: „und weil sie nicht gestorben sind ...“. *Anthropologie, Kulturgeschichte und Deutung von Märchen*. Köln, Weimar, Berlin, Böhlau Verlag, 2002, 447 Seiten, Abb.

Wer sich umfassend, seriös und tief schürfend mit dem Märchen befassen möchte, sollte zu diesem Buch von Lutz Röhrich greifen. Es behandelt die unterschiedlichsten Facetten des Märchens, bietet zum großen Teil überzeugende Deutungen und ist klar gegliedert. Der erste Teil ist überschrieben mit „Stationen des Lebens“ und handelt von der Kindheit im Märchen, von Liebe und Eros, Heirat und Ehe, Macht und Ohnmacht der Alten, Tod und Jenseitsfahrt. Im zweiten Teil werden „Figuren und Motive“ vorgestellt, nämlich: Das Bild der Frau, Der König und die Welt des Hofes, Tiererzählungen und ihr Menschenbild, Arm und Reich, Lachen, Grausamkeit, Erlösung. Im dritten Teil geht es um „Fallbeispiele“, und zwar um Schneewittchen, Rätselmärchen, Rumpelstilzchen, Der Vogel Gryf, Des Kaisers neue Kleider, Der Froschkönig. Der vierte Teil behandelt die Forschungsgeschichte, die schwierig zu beantwortende Frage nach dem Alter des Märchens und die Auseinandersetzung mit psychologischen Interpretationen.

Das Buch ist, wie Röhrich in seiner Einleitung schreibt, „auf mehreren Ebenen zu lesen: Es ist zugleich synchron wie diachron, mentalitätsgeschichtlich wie typologisch, psychologisch wie komparatistisch“ (S. 10). Greifen wir, um sein Anliegen verständlich zu machen, ein Beispiel heraus: Im Kapitel „Der König und die Welt des Hofes“ skizziert Röhrich zunächst den Tätigkeitsbereich des Regenten: Er ist unumschränkter Alleinherrscher mit absoluter Macht, die er des Öfteren missbraucht. Er lässt, wie in Dornröschen, alle Spindeln im Königreich verbrennen; mitunter verurteilt er eigene Angehörige, doch wie er tatsächlich regiert, worin seine realen Funktionen bestehen, darüber gibt es nur relativ vage Vorstellungen. Seine Konflikte liegen eher im familiären denn im politischen Bereich: Er ist kinderlos, hat Probleme mit seiner Mutter, wenn er eine Braut aus niederer Herkunft ehelichen möchte, doch seine Hauptaufgabe besteht darin, seine Tochter bzw. Töchter an den Mann zu bringen, womit er gleichzeitig ein Spiegelbild patriarchalischer Verhältnisse ist. Konkrete historische Verhältnisse werden zwar in der Regel nur selten deutlich, doch lassen sich mitunter einige diesbezügliche Vermutungen anstellen. Wenn etwa der König die Edlen des Reiches zu einem Turnier aufruft und dem Sieger die Tochter verspricht, erinnert das an die höfische Zeit des Mittelalters. In ähnlicher Weise kann das mittelalterliche Lehensverhältnis im Hintergrund stehen, wenn im Treuen Johannes der Vasall dem König absolut treu ergeben ist und umgekehrt dieser alle Opfer bringt, wenn der Diener in Not geraten ist. Doch vor allem spiegelt das Märchen die soziale Welt seiner Erzähler

wider: „Einfache Leute aus Unterschichten können sich unter einem König und überhaupt unter der Welt des Hofes nicht allzu viel vorstellen. In vielen Märchen ist der König nur eine Art Großbauer, oder allenfalls wird mit dem königlichen Schloss das Milieu eines Gutshofes geschildert“ (S. 141), wenn es etwa heißt, dass er abends seine Tiere abzählt, einen großen Hasenstall besitzt oder sich aufs Altenteil zurückzieht. Darüber hinaus verkörpert der König eine zeitlose Idee, denn er ist das Symbol eines hohen Wertes. „Noch in demokratischen Gesellschaften repräsentiert der König die Spitze von Qualität, was in sprachlichen Phänomenen wie Schützenkönig, Walzerkönig, Schönheitskönigin, Weinkönigin, Königinpastete“ und anderem mehr zum Ausdruck kommt (S. 144). Und indem er Macht und Einfluss repräsentiert, steht er symbolisch – weil im Märchen, im Sinne Max Lüthi, Inneres in äußere Vorgänge transformiert wird – für „innere Königsherrschaft (...). Das äußere Königtum ist also nur Abbild und Symbol eines höheren, wahren Zieles des menschlichen Lebens: Der über sich selbst verfügende Mensch“ (ebd.).

An dem Beispiel wird deutlich, dass Röhrich sich – im Gegensatz zur vorwiegend historischen Ausrichtung der gegenwärtigen Erzählforschung – um multiperspektivische Zugänge bemüht: Sozial- und kulturgeschichtliche Aspekte stehen gleichberechtigt neben anthropologischen und psychologischen, wobei auch immer wieder die Texte – als Texte – eingehend interpretiert werden. Das ist ein Zugang, den bereits Max Lüthi vor vielen Jahren forderte, als er Volkskunde, Literaturwissenschaft und Psychologie als diejenigen Disziplinen empfohlen hat, mit welchen man dem Märchen am ehesten gerecht wird.

Damit gelangen wir allerdings gleichzeitig an einen Punkt, der aus meiner Sicht dem Buch als Schwachstelle anzukreiden ist. Im letzten Kapitel, demjenigen über psychologische Deutungsmöglichkeiten, setzt sich Röhrich sehr kritisch und zurecht mit dogmatischen freudianischen und jungianischen Arbeiten zum Märchen auseinander, betont aber gleichzeitig, dass die volkskundliche Erzählforschung von der Psychologie zu lernen habe, weil sie Auskunft gibt auf die Frage, worin die Bedeutung der Volksprosa liegt und *warum* sie über Jahrhunderte bei vielen Völkern in gleicher oder ähnlicher Weise zu finden ist. Eine Antwort darauf finden wir in *diesem* Kapitel, da Röhrich fast ausschließlich mit Kritik an dogmatischen Deutungen befasst ist, eher nebenbei und nur an einer Stelle, nämlich im Kontext des Zerstückelungsmotivs. Oftmals kann eine Aufgabe, die dem Helden gestellt wird, nur gelöst werden, indem er die helfende Geliebte zerstückt und ihre Knochen als Leiter benutzt. Röhrich schreibt dazu völlig treffend: „Im Märchen wird bekanntlich alles sinnfällig gemacht, indem das innere Geschehen ins Konkrete oder Materielle übertragen wird: (...) Die Geliebte

zeigt hier dem Helden, dass sie auch unter Opfern ihm helfen will, dass sie imstande ist, seine Schwierigkeiten zu „überbrücken“. So wird sie – ganz im Konkreten – die „Leiter“ seines Erfolgs. Der Held sieht andererseits, dass er nur mit ihrer Hilfe das gemeinsame Ziel erlangen kann, und dass dieses Ziel von beiden Überwindung und vorübergehende Trennung verlangt“ (398). Das ist meines Erachtens eine überzeugende psychologische Interpretation, und auf derartige Deutungen trifft man im Buch immer wieder, aber es ist eine Zugangsweise, die vor allem Max Lüthi entwickelt hat, weswegen es angemessen gewesen wäre, zumindest im Kapitel über die Märchenforschung diesbezüglich auf Lüthi's Werk und seine Interpretationstechnik aufmerksam zu machen (er wird zwar erwähnt [S. 371], aber nur ganz knapp in Hinblick auf die Formbestimmung). – Überhaupt verfährt Röhrich des Öfteren recht großzügig mit Literaturangaben, denn diese fehlen mitunter ganz.

Und dennoch: Das Buch als Ganzes genommen ist ein überzeugender, gelungener Entwurf, wie bereits eingangs betont. Es eröffnet dem Märchenfreund neue Perspektiven, und es erfreut den Forscher, der an multiperspektivischen Zugängen interessiert ist. Darüber hinaus ist es allgemein verständlich verfasst und spannend zu lesen, was in der Wissenschaft keineswegs selbstverständlich ist.

Bernd Rieken

FLÓRIÁN, Mária: *Magyar parasztviseletek* (= Reihe: Jelenlevő Múlt). Budapest, [Verlag] Planétás Kiadó, 2001, 343 Seiten, 203 s/w-Abb.

Der Autorin und dem Verlag gebührt gleichermaßen Anerkennung dafür, dass dieses detaillierte, umfassende und reich illustrierte Buch über die ungarischen Bauertrachten erscheinen konnte. Seine Herausgabe holt ein seit nunmehr mindestens 50 Jahren bestehendes Versäumnis auf. Denn im Bild Ungarns, aus Eigen- wie aus Fremdsicht, spielt die bäuerliche Kultur eine wichtige Rolle – eine wichtigere als in Ländern mit schon früh ausgebildetem Bürgertum. Innerhalb der materiellen Kultur des ungarischen Bauerntums haben Textilien und Bekleidung quantitativ wie auch qualitativ eine herausragende Bedeutung. Man kann gleichsam von einer nationalen Besonderheit sprechen, vor allem wenn man Vergleiche mit westlicheren Ländern zieht. Viele ungarische Autoren, unter ihnen auch Mária Flórián, haben schon früher kleinere oder größere Analysen und Zusammenfassungen über Details der bäuerlichen Bekleidung geliefert. Auf Grundlage all dieser Publikationen war es endlich zur Jahrtausendwende möglich, ein Werk zu schaffen, das die Trachten im gesamten ungarischen Sprachraum behandelt. Zur Erarbeitung dieser Zusammenfassung war gerade Mária Flórián die

versierteste, wenn nicht gar einzige Persönlichkeit. Sie gilt als eine der besten ungarischen Fachleute auf dem Gebiet der Erforschung der historischen Volkstracht und verfügt auch über ein reiches Wissen über europäische und amerikanische Kleidung. Die vorliegende Arbeit ist im Vergleich zu von der Autorin früher erschienenen (z.B. Dissertation; weiters „Öltözkodés“ [Bekleidung], 4. Band des Handbuchs „Magyar Néprajz“ [Ungarische Ethnographie], Budapest 1997, S. 585–767) eine gründlichere, vielseitigere Annäherung an das Thema. Sie zeichnet sich sowohl durch Wissenschaftlichkeit als auch gute Lesbarkeit aus, nicht zuletzt aber besteht der beachtliche Wert dieser Arbeit in den reichen Illustrationen, die zur Vorstellung und zum Verständnis von Trachten nahezu unerlässlich sind.

Die Autorin erläutert in der Einleitung den Begriff der Volkstracht, bringt im ersten Abschnitt des Buches einen geschichtlichen Überblick und kommt auf die Charakteristika in der Tracht der Männer und Frauen zur Zeit des Feudalismus und des Kapitalismus zu sprechen. Dieses Thema gilt als ihr Spezialgebiet. Im zweiten Hauptteil stellt sie einzelne Trachtenstücke vor, unterteilt nach Elementen und Grundmaterial. Die drei klassischen Materialien der ungarischen Volkstracht sind: Leinen, Leder und Tuch; innerhalb letzterer Kategorie unterscheidet man zwischen dem groben, lodenartigen („szűr“) und dem dünnen Tuch. Das „finom matéria“, feines Material, bildet eine eigene Kategorie: die Gruppe jener Stücke, die aus gekauften Textilien (z.B. Baumwolle oder Seide) genäht wird. Das dritte große Kapitel stellt die Trachtenkultur nach geographischen Einheiten mit den ihnen eigenen gesellschaftlichen Strukturen vor. Der Reihe nach werden die einzelnen Trachtengruppen des gesamten mitteleuropäischen ungarischen Sprachraumes dargestellt. Die Autorin beginnt mit den bäuerlichen Trachten der Marktgemeinden des Alföld und den typischen archaischen Hirtenkleidern des Hortobágy, setzt dann mit den im Gebiet des heutigen Rumänien lebenden Siebenbürgern und mit den jenseits der Karpaten wohnenden moldauischen „csángó“ fort, gefolgt von den diesseits der Donau lebenden wichtigen Einheiten. Danach wird die Bekleidung der Ungarn, die im Gebiet der Slowakei leben, behandelt. Anschließend kommt die Autorin zurück zur Region des heutigen Ungarn, zu den Bewohnern der nördlicheren Regionen und den Leuten aus der Agrarstadt Mezőkövesd. Weiters werden die Trachten der Gegend des Süd-Alföld, worunter auch Gebiete im früheren Jugoslawien fallen, behandelt. Den Schluß bilden die jüngsten, in der Mitte des 20. Jahrhunderts um die Stadt Pest (östlicher Teil von Budapest) entstandenen Trachten. Mária Flórián hat mit ihrem guten Gefühl für Proportionen die umfassende Darstellung der bäuerlichen Trachten Ungarns damit hervorragend gelöst, dass sie die Annäherung an das Thema von drei Seiten im großen und ganzen mit gleicher Betonung und gleichem Umfang ausarbeitete. Gleichsam als An-

hang fügen sich die Themen „Ausziehen“, „Umziehen“ und über das steigende Desinteresse am Tragen von Trachten an das Ende des Buches.

Ein Teil der Abbildungen stellt auch für die ungarischen Fachleute eine Neuheit dar: Es sind dies die hervorragenden Graphiken der verstorbenen Magda Schöberl von allen wichtigeren Leinenkleidertypen der Textilien- und Trachtensammlung des Budapester Ethnographischen Museums. Die Künstlerin hat die Zeichnungen vor Jahrzehnten nach Anweisungen der ebenfalls schon verstorbenen Edit Fél, die die Sammlung am besten kannte, und nach der Illustration ihrer leider handschriftlich gebliebenen Objektkataloge angefertigt. Ein Teil der übrigen Abbildungen besteht aus Reproduktionen von Zeichnungen und Gemälden aus dem 19. Jahrhundert oder früher. Die meisten Abbildungen aber sind Trachtenfotos aus dem 20. Jahrhundert. Es ist bedauerlich, dass nur die beiden Umschlagbilder bunt sind, denn gerade für die Darstellung von Trachten wären möglichst viele farbige Abbildungen wünschenswert.

Seitens des Verlags Planétás Kiadó hat die verantwortliche Redakteurin Katalin Szabados, die die Reihe „Jelenlevő Múlt“ (Gegenwärtige Vergangenheit) betreut, hervorragende Arbeit geleistet. Der Großteil der schon erschienenen Bände beschäftigt sich mit Tanz und Musik, da es das Hauptziel der Reihe ist, den traditionspflegenden Vereinen als Wegweiser zu dienen. In diesem Sinne versteht sich das Buch über die bäuerliche Tracht auch als Bestätigung der Authentizität der Tanzkleidung. In Ungarn spielt die Pflege der Traditionen eine zunehmend bedeutendere Rolle und hat somit auch in der pädagogischen Ausbildung einen hohen Stellenwert. Die Publikation von Mária Flórián erschien im Rahmen eines Förderprogramms für Lehrbücher an höheren Schulen und ist „empfohlenes Lehrbuch in der Ausbildung der Pädagogen“.

Dem Verlagskonzept entsprechend, wurde das Buch nur in ungarischer Sprache herausgegeben, und bedauerlicherweise beinhaltet es auch keine fremdsprachliche Zusammenfassung.

Wer sich also auf Deutsch über die ungarischen Trachten informieren möchte, dem empfehle ich auch weiterhin das weniger umfangreiche, populärwissenschaftliche Buch von Alice Gáborján mit dem Titel „Magyar népviseletek“, das in Budapest in den Jahren 1969, 1974 und 1985 nicht nur in ungarischer, sondern auch in deutscher und englischer Sprache erschienen ist („Ungarische Volkstrachten“ bzw. „Hungarian Peasant Costumes“). Wissenschaftlichen Kriterien hingegen entspricht die mit zahlreichen Fußnoten versehene Arbeit von Mária Flórián, publiziert im Jahrgang 1976 des „Néprajzi értesítő“ (Jahrbuch des Ethnographischen Museums Budapest) mit umfangreichen Auszügen in deutscher und englischer Sprache.

Terézia Balogh-Horváth

Eingelangte Literatur: Winter 2002/2003

Verzeichnet finden sich hier volkskundliche Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt und in die Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde aufgenommen worden sind. Die Schriftleitung behält sich vor, in den kommenden Heften die zur Rezension eingesandten Veröffentlichungen zu besprechen.

Albrecht Thorsten, Schrank, Butze, Bett. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert am Beispiel der Lüneburger Heide. Herausgegeben vom Lüneburgischen Landschaftsverband. (= Veröffentlichungen des Landwirtschaftsmuseums Lüneburger Heide, 11). Petersberg, Michael Imhof Verlag, 2001, 384 Seiten, Abb. ISBN 3-935590-02-4.

Bader Ursula, Karl Wiesauer, Schmiedeeisen in Tirol. Die Kunst Eisen zu formen. (= Tiroler Kulturgüter). Innsbruck-Wien, Tyrolia-Verlag, 2002, 80 Seiten, Abb. ISBN 3-7022-2442-4.

Bauer Hans, Gerhard Egert, Julia Hecht, Christian Wolfsberger (Bearb.), Der Landkreis Kitzingen um 1860. Amtsärzte berichten aus den Landgerichten Dettelbach, Kitzingen, Volkach und Wiesentheid. Mit einem Beitrag von Klaus Reder. (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 89; Der Landkreis Kitzingen um 1860 (Teil 1)). Würzburg, 2001, 312 Seiten, Tab.

Becker Michael, Monika Gaurek, Führer durch das Salzburger Freilichtmuseum. Mit einem botanischen Anhang von Walter Strobl. (= Veröffentlichungen des Salzburger Freilichtmuseums, 6). Großgmain, Salzburger Freilichtmuseum, 2002, 184 Seiten, Abb. ISBN 3-9501601-0-8.

Bergmann Therese, Die Windmühle in Retz. Wien/Retz, Profildruck Buchverlag, 2002, 136 Seiten, Abb. ISBN 3-902067-03-9.

Birkner Othmar, Die bedrohte Stadt. Cholera in Wien. (= Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte, 35). Wien, Verein für Geschichte der Stadt Wien, 2002, 148 Seiten, Abb., Tabellen, Karten. ISBN 3-7005-4670-X.

Bitel Lisa M., Land of Women. Tales of Sex and Gender from Early Ireland. Ithaca and London, Cornell University Press, XVI, 307 Seiten, Abb. ISBN 8014-8544-4.

Bönisch-Brednich Brigitte, Auswandern. Destination Neuseeland. Eine ethnographische Migrationsstudie. (= Kultur & Wissenschaft). Berlin, Mana-Verlag, 2002, 494 Seiten, Abb. ISBN 3-934031-00-5.

Bottesch Martin, Franz Grieshofer, Wilfried Schabus (Hrsg.), Die Siebenbürgischen Landler. Eine Spurensicherung. Unter Mitarbeit von Monika Habersohn und Lore-Lotte Hassfurther. Band in zwei Teilen. Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 2002, 967 Seiten, Abb., Farbabb. a. Tafeln. ISBN 3-205-99415-9.

Browne Clare, Jennifer Wearden, Samplers. From the Victoria and Albert Museum. Photography by Christine Smith. London, The Board of Trustees of the Victoria and Albert Museum, 1999, 144 Seiten, Abb. ISBN 1-85177-290-1.

Chvojka Erhard, Geschichte der Großelternrollen vom 16. bis zum 20. Jahrhundert. (= Kulturstudien, 33). Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag, 2003, 378 Seiten, Farb. Abb. a. 12 Tafeln, 20 s/w Abb. auf Tafeln. ISBN 3-205-98465-X.

Cowgill J., M. de Neergaard, N. Griffiths, Knives and Scabbards. With contributions by F. O. Grew, A. G. Vince, T. Wilmott and P. Wilthew. (= Medieval Finds from Excavations in London, 1). Woodbridge, The Boydell Press, 2000, 169 Seiten, Abb. ISBN 0-85115-805-6.

Crowfoot Elisabeth, Frances Pritchard, Kay Staniland, Textiles and Clothing, c.1150–c.1450. Photography by Edwin Baker. Illustrations by Christina Unwin. (= Medieval Finds from Excavations in London, 4). London, Museum of London and Woodbridge, The Boydell Press, 2001, XII, 223 Seiten, Abb. ISBN 0-85115-840-4.

Daxelmüller Christoph u.a. (Hrsg.), Magie des Wissens. Athanasius Kircher 1602-1680. Universalgelehrter, Sammler, Visionär. Ausstellungskatalog. Dettelbach, Verlag J. H. Röhl, 2002, 216 Seiten, Abb. ISBN 3-89754-211-0.

Deutsche Kunst 1933–1945 in Braunschweig; Kunst im Nationalsozialismus. Vorträge zur Ausstellung (1998–2000). (= Braunschweiger Werkstücke, Reihe B, Band 20/Der ganzen Reihe Band 105). Braunschweig, Städtisches Museum Braunschweig, 2001, 236 Seiten, Abb. ISBN 3-927288-32-2.

Douthwaite Julia V., The Wild Girl Natural Man and the Monster. Dangerous Experiments in the Age of Enlightenment. Chicago and London, The University of Chicago Press, 2002, XIII, 314 Seiten, Abb. ISBN 0-226-16056-4.

Duden Barbara, Jürgen Schlumbohm, Patrice Veit (Hrsg.), Geschichte des Ungeborenen. Zur Erfahrungs- und Wissenschaftsgeschichte der Schwangerschaft, 17.–20. Jahrhundert. (= Veröffentlichungen des Max-

Planck-Instituts für Geschichte, 170). Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 2002, 328 Seiten, Abb., Tab. ISBN 3-525-35365-0.

Eichhorn Martin, Kulturgeschichte der „Kulturgeschichten“. Typologie einer Literaturgattung. (= Epistemata, Würzburger Wissenschaftliche Schriften, Reihe Literaturwissenschaft, Bd. 417). Würzburg, Königshausen & Neumann, 2002, 307 Seiten, Graph., Tab. ISBN 3-8260-2341-2.

Eickhoff Hajo (Hrsg.), Sitzen. Eine Betrachtung der bestuhlten Gesellschaft. 1. Auflage. Frankfurt a. M., Anabas, 1997, 192 Seiten, Abb. ISBN 3-87038-292-9.

Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Band 8, Lieferung 2: c/k–kirchweihung. Berlin/New York, Walter de Gruyter, 2003, Spalte 461–972.

Grew Francis, Margrethe de Neergaard, Shoes and Pattens. Illustrations by Susan Mitford. (= Medieval Finds from Excavations in London, 2). London, Museum of London and Woodbridge, The Boydell Press, 2002, X, 145 Seiten, Abb., Tab., Karte. ISBN 0-85115-838-2.

Haid Gerlinde, Josef Sulz (Hrsg.), Das Volkslied im Chor. Zur Funktionalität volkshaften Singens der Chöre in den Alpenländern. Unter Mitwirkung von Thomas Nußbaumer. (= Innsbrucker Hochschulschriften, Serie B: Musikalische Volkskunde, Band 2). Anif/Salzburg, Verlag Mueller-Speiser, 1997, 156 Seiten, Abb., Noten, 1 Musik-CD. ISBN 3-85145-049-3 (Mit Beiträgen von J. Sulz, W. Deutsch, H. Dengg, M. Balma u.a.).

Haid Gerlinde, Josef Sulz, Thomas Nußbaumer (Hrsg.), Der authentische Volksgesang in den Alpen. Überlegungen und Beispiele. (= Innsbrucker Hochschulschriften, Serie B: Musikalische Volkskunde, Band 1). Anif/Salzburg, Verlag Mueller-Speiser, 2000, 165 Seiten, Abb., Noten, 1 Musik-CD. ISBN 3-85145-050-7 (Mit Beiträgen von G. Haid, W. Deutsch, M. Walcher u.a.).

Hottenroth Hans-Hagen, Johanna Hottenroth, Die Radstädter Keramik Ofen-, Bau- und Kunstkeramik. Ein Kunsthandwerk mit Tradition durch fünf Jahrhunderte. Scheibbs, Eigenverlag H.H. Hottenroth, 2002, 216 Abb. ISBN 3-9501412-1-9.

Klusch Horst, Siebenbürgisch-sächsische Trachtenlandschaften. Hermannstadt, Selbstverlag des Demokratischen Forums der Deutschen in Rumänien. 2002, 178 Abb., Tab., Karte. ISBN-973-0-02595-9.

König Gudrun M., Gottfried Korff (Hrsg.), Volkskunde '00. Hochschulreform und Fachidentität. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde Tübingen, 9.–11. November 2000. (= Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 22). Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V., 2001, 208 Seiten, Abb. ISBN 3-932512-14-6 (Mit Beiträgen von Reinhard Johler, Carola Lipp, Utz Jeggle, Martin Scharfe, Gottfried Korff u.a.).

Köstlin Konrad, Peter Niedermüller, Herbert Nikitsch (Hrsg.), Die Wende als Wende? Orientierungen Europäischer Ethnologien nach 1989. (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 23). Wien, Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 2002, 165 Seiten. ISBN 3-902029-06-4 (Inhalt: **Konrad Köstlin**, „Wenden“ und Skalen. Zäsuren als Ordnung unserer Erinnerung. 9–26; **Peter Niedermüller**, Europäische Ethnologie. Deutungen, Optionen, Alternativen. 27–62; **Michał Buchowski**, Main Currents in Polish Anthropology. Continuity in Change Before and After 1989. 63–82; **Don Kalb**, From Locational Advantage to Extinction? Notes on the Anthropology of Europe in the Dutch Model. 83–93; **Jasna Čapo Žmegač**, Petrified Models and (Dis)Continuities. Croatian Ethnology in the 1990's. 94–109; **Violetta Zentai**, Loss or Overproduction of Culture? 110–121; **Christopher Hann**, Fieldword in East-Central Europe and Fieldwork among the Ethnowissenschaftler. 122–134; **Borut Brumen**, Struggle for Identity. Present Situation in Slovenian Ethnology and Cultural Anthropology. 135–149; **Reinhard Johler**, Wieviel Europa braucht die Europäische Ethnologie? Die Volkskunden in Europa und die „Wende“. 150–165).

Labouvie Eva, Andere Umstände. Eine Kulturgeschichte der Geburt. Köln/Wien/Weimar, Böhlau Verlag, 2000, 394 Seiten, Tab., 29 Abb. a. Tafeln. ISBN 3-412-10499-X.

Lackner Franz, Die Geschichte der Sargfabrik Julius Maschner & Söhne. Unternehmensgeschichte als Spiegel gesellschaftlicher Wandlungsprozesse seit dem 19. Jahrhundert. Ein kultur-, sozial- und wirtschaftshistorischer Beitrag zur Sepulkralkulturforschung. Diplomarbeit. Wien, 2000. 132 Bl., Abb.

Mai Willi (Gesammelt von), Sagen, Märchen und Schwänke aus Südtirol. Band 2: Bozen, Vinschgau und Etschtal. Herausgegeben mit Anmerkungen und Kommentar im Auftrag der Gesellschaft für Tiroler Volkskultur von Leander Petzold. Innsbruck/Wien, Tyrolia-Verlag, 2002, 550 Seiten, Abb. ISBN 3-7022-2228-6.

Mandl Lothar (Koord.), „Was läuft und kriecht denn da in Wald und Bach und Busch?“ Mauerbachs Fauna (1. Teil). Die Wirbeltiere (mit Ausnahme der Vögel). Mit Beiträgen von Susanne und Friedrich Reimoser, Helmut Kamauf, Lothar Mandl und Anton Mayer. (= Mauerbacher Beiträge, 10). Mauerbach, Im Selbstverlag der Marktgemeinde Mauerbach, 2002, 43 Seiten, Abb.

Musner Lutz, Gotthart Wunberg (Hrsg.), Kulturwissenschaften. Forschung – Praxis – Positionen. Wien, WUV-Univ.-Verl., 2002, 355 Seiten. ISBN 3-85114-681-6 (Mit Beiträgen von Aleida Assmann, Rolf Lindner, Elisabeth Bronfen, Konrad Köstlin, Thomas Macho, Horst Wenzel u.a.).

Noever Peter, Joachim Sartorius (Hrsg.), Dawai! Russian Art Now. Aus dem Laboratorium der freien Künste in Russland. Berlin, Postfuhrant, 10.1.–27.2.2002, Wien, MAK, 16.6.–22.9.2002. Ostfildern-Ruit, Hatje Cantz Publishers, 2001, 168 Seiten, Abb. ISBN 3-7757-1172-4.

Oberlercher Caroline, Museum. Umwegrentabilität und Wertschöpfung. (= Schriften des Museums für Volkskultur, Spittal/Drau, 1). Spittal/Drau, Bezirksheimatmuseum Spittal/Drau e.V., 2001, 159 Seiten, Abb., Graph., Tab. ISBN 3-90835-16-0.

Pascal Dominique, Collectible Pocket Knives. Paris, Flammarion, 2001, 381 Seiten, Abb. ISBN 2-08010-550-7.

Pils Susanne Claudine, Schreiben über Stadt. Das Wien der Johanna Theresia Harrach, 1639-1716. (= Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte, 36). Wien, Verein für Geschichte der Stadt Wien, 2002, 352 Seiten, Abb. ISBN 3-7005-4672-6.

Pömer Karl, Kotzengrob und bázwöach. Franz Stelzhamer – Leben und Werk. Ried i. L., Verlag Moserbauer, 2002, 223 Seiten, Abb. ISBN 3-902121-15-7.

Preußisches Wörterbuch. Deutsche Mundarten Ost- und Westpreußens. Band 1, Lieferung 5: Backeber – Beiert. Neumünster, Wachholtz Verlag, 2002, Spalte 513–640, Abb., Karten. ISBN 3-529-04611-6.

Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. 21. Band: Naulia – Østfold. 2., völlig neu bearbeitete und stark erweiterte Auflage. Berlin/New York, Walter de Gruyter, 2002, 644 Seiten, Abb., Planskizzen, Karten Abb. a. 36 Tafeln. ISBN 3-11-017272-0.

Rosner Willibald (Hrsg.), Recht und Gericht in Niederösterreich. Die Vorträge des 17. Symposions des Niederösterreichischen Instituts für Landeskunde Stift Ardagger, 30. Juni bis 4. Juli 1997. (= Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde, Band 31; Zugleich: NÖ Schriften 139 Wissenschaft). St. Pölten, Selbstverlag des NÖ Instituts für Landeskunde, 2002, 307 Seiten, Graph., Tab. ISBN 3-85006-133-7.

Scharfe Martin, Menschenwerk. Erkundungen über Kultur. Köln/Weimar/Wien, Böhlau, 2002, 387 Seiten, Abb. ISBN 3-412-14201-8.

Siikala Anna-Leena (Hrsg.), Myth and Mentality. Studies in Folklore and Popular Thought. (= Studia Fennica Folkloristica, 8). Helsinki, Finnish Literature Society, 2002, 317 Seiten, Graph. ISBN 951-746-371-5.

Söllner Anne (Bearb.), Der Landkreis Kitzingen um 1860. Amtsärzte berichten aus den Landgerichten Marktbreit und Marktsteft. Mit einem Beitrag von Klaus Reder. (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 90; Der Landkreis Kitzingen um 1860 (Teil 2)). Würzburg, 2001, 354 Seiten, Tab.

Sudetendeutsches Wörterbuch. Wörterbuch der deutschen Mundarten in Böhmen und Mähren-Schlesien. Band IV, Lieferung 1: F/V – fehlen. München, Oldenbourg, 2002, 80 Seiten. ISBN 3-486-56633-4.

Sulz Josef, Thomas Nußbaumer (Hrsg.), Religiöse Volksmusik in den Alpen. Musikalisch-volkskundliche und theologische Aspekte. (= Innsbrucker Hochschulschriften, Serie B: Musikalische Volkskunde, Band 4). Anif/Salzburg, Verlag Mueller-Speiser, 2002, 184 Seiten, Abb., Noten, 1 Musik-CD. ISBN 3-85145-080-9 (Mit Beiträgen von D.-R. Moser, J. Sulz, E. Lagnier u.a.).

Sulzenbacher Gudrun, Altes Handwerk und ländliches Leben. Mit Fotos von Augustin Ochsenreiter. Wissenschaftliche Beratung: Hans Griebmair vom Südtiroler Landesmuseum für Volkskunde. 1. Auflage. Wien/Bozen, Folio Verlag, 2002, 64 Seiten, Abb. ISBN 3-85256-208-2.

Terry Terence, Handmade Bags. London, A&C Black Publishers Limited, 2002, 127 Seiten, Abb. ISBN 0-7136-6262-X.

Thomas Nußbaumer, Josef Sulz (Hrsg.), Musik im Brauch der Alpenländer. Bausteine für eine musikalische Brauchforschung. (= Innsbrucker Hochschulschriften, Serie B: Musikalische Volkskunde, Band 3). Anif/Salzburg, Verlag Mueller-Speiser, 2001, 168 Seiten, Abb., Noten, 1 Musik-CD. ISBN 3-85145-056-6 (Mit Beiträgen von K. Köstlin, I. Schneider, D.-R. Moser, G. Haid u.a.).

Unterweger Gisela, Klasse und Kultur. Verhandelte Identitäten in der Schule. (= Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, 12). Zürich, Volkskundliches Seminar der Universität Zürich, 2002, 232 Seiten. ISBN 3-908784-01-8.

Weid Inge (Bearb.), Der Landkreis Würzburg um 1860. Amtsärzte berichten aus den Landgerichten Aub, Ochsenfurt und Würzburg. (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 90; Der Landkreis Würzburg um 1860). Würzburg, 2001, 263 Seiten, Abb., Tab.

Weiß Andrea (Red.), Ehrenamt und Leidenschaft. Vereine als gesellschaftliche Faktoren. (= Salzburger Beiträge zur Volkskunde, 12). Salzburg, Salzburger Landesinstitut für Volkskunde, 2002, 336 Seiten. ISBN 3-901681-04-3 (Mit Beiträgen von U. Kammerhofer-Aggermann, Rainer Alsheimer, Lucia Luidold, Herbert Nikitsch, Michaela Brodl, Michael John, Manfred Omahna u.a.).

Wieland Johanna u.a. (Hrsg.), Menschenkinder. Drei Lebensläufe, drei Welten: Geschichten von unserer Zukunft auf dem Planeten Erde. 1. Auflage. Hamburg, GEO im Verlag Gruner + Jahr, 2000, 216 Seiten, Abb. ISBN 3-570-19241-5.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Prof. Hiltraud Ast
Theresiengasse 19/5
A-1180 Wien

Dr. György Balázs
Ethnographisches Museum Budapest
Kossuth Lajos tér 12.
H-1055 Budapest

Dr. Terézia Balogh-Horváth
Ethnographisches Museum Budapest
Kossuth Lajos tér 12.
H-1055 Budapest

HR i.R. Hon.-Prof. Dr. Klaus Beitzl
Studio
Lerchengasse 23/2
A-1080 Wien

emer. Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Brückner
Bohlleitenweg 59
D-97082 Würzburg

Matthias Beitzl
Ethnographisches Museum Schloß Kittsee
A-2421 Kittsee

Romana Geyer
Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie
Attemsgasse 25
A-8010 Graz

HR Hon.-Prof. Dir. Dr. Franz Grieshofer
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
A-1080 Wien

Univ.-Prof. Dr. Gerlinde Haid
Institut für Volksmusikforschung
Universität für Musik und darstellende Kunst
Anton-von-Webern-Platz 1
A-1030 Wien

Univ.-Ass. Mag. Oliver Haid
Institut für Europäische Ethnologie/Volkskunde
Universität Innsbruck
Innrain 52
A-6020 Innsbruck

Dr. Andrea Hauser
Buchenstraße 49
D-28211 Bremen

Hermann F. Hummer
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
A-1080 Wien

Dr. Sanja Kalapoš-Gašparac
Institut für Volkskunde und Folkloreforschung
Kralja Zvonimira 17
HR-10000 Zagreb

Mag. Herbert Nikitsch
Institut für Europäische Ethnologie
der Universität Wien
Hanuschgasse 3/4
A-1010 Wien

Mag. Veronika Plöckinger
Ethnographisches Museum Schloss Kittsee
A-2421 Kittsee

Mag. Dr. Bernd Rieken
Webergasse 25/21
A-1200 Wien

HR Dr. Margot Schindler
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
A-1080 Wien

Andreas Schmidt
Ernst Wurth Heimatmuseum
A-2353 Guntramsdorf

Univ.-Prof. Dr. Herbert Zeman
Institut für Germanistik der Universität Wien
Dr. Karl Lueger Ring 1
A-1010 Wien

**Zum Forschungsvorhaben „Struktur und Dynamik
räumlicher und sozialer Prozesse in den Randzonen der
Städte Wien und Bratislava. Pilotprojekt zur Bildung
eines bilateralen wissenschaftlichen
Forschungsnetzwerks“**

Der Raum Wien – Bratislava gehört zu den bedeutenden zukunfts-trächtigen Regionen im neuen Europa, dem angesichts der bevorstehenden EU-Erweiterung seitens der Politik, der Wirtschaft, der Medien und der Wissenschaft immer mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Zukünftige Raumentwicklungsprozesse erfordern nicht nur Problemlösungen im Bereich von Wirtschaft, Arbeit, Bildung, Gesundheitswesen und Verkehr, sondern auch ein neues Verständnis für die sozialen und kulturellen Entwicklungen, für Gemeinsamkeiten und Unterschiede in Österreich und in den Nachbarländern. Hier können die Kultur- und Sozialwissenschaften zu einer qualitativ neuen Wahrnehmung der Kulturlandschaft zwischen Wien und Bratislava wesentlich beitragen. Eine fundierte Grundlagenforschung und die Vernetzung des Wissens sind wichtige Voraussetzungen für die Entwicklung neuer Visionen für diesen Raum.

Die Beiträge in diesem Heft wurden bei dem am 25. April 2002 in der Österreichischen Akademie der Wissenschaften stattgefundenen Symposium zur „Struktur und Dynamik des Wohnwesens in den Randzonen der Städte Wien und Bratislava“ vorgetragen. Dieses Symposium war als Höhepunkt der ersten Phase einer Kooperation zwischen dem Institut für Stadt- und Regionalforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und dem Institut für Ethnologie der Slowakischen Akademie der Wissenschaften konzipiert. Das Forschungsvorhaben „Struktur und Dynamik räumlicher und sozialer Prozesse in den Randzonen der Städte Wien und Bratislava“ wird von Vera Mayer (ÖAW) und Zuzana Beňušková (SAW) durchgeführt.

Die Initialzündung für das Projekt lieferte die COST-Action C10 „Outskirts of European Cities“, an der das Institut für Stadt- und

Regionalforschung der ÖAW, vertreten durch Univ.-Prof. Dr. Axel Borsdorf (Mitglied des Management Committees) und Mag. Dr. Vera Mayer (Expert), beteiligt ist. Dadurch konnten für die Erforschung mitteleuropäischer Städte neue Perspektiven eröffnet werden. Im Hinblick auf die derzeitigen Forschungsaufgaben beider Projektpartnerinnen erschienen die Fragen der Struktur und Dynamik des Wohnwesens in den Randzonen der Städte Wien und Bratislava als geeignete Leitbilder für eine grenzüberschreitende Kooperation. Als Randzonen bzw. Outskirts werden dabei nach der Arbeitsdefinition von COST die Randzonen der Städte bezeichnet, die sich außerhalb der dicht bebauten Kernstadt befinden. Zu den Randzonen gehören daher die äußeren Stadterweiterungsgebiete und das Umland – die suburbanen Zonen sowie die sich im Umland befindlichen kleineren urbanen Zentren.

Räumliche Verlagerungsprozesse städtischer Funktionen aus dem Stadtkern in das Stadtumland oder an den Stadtrand gehören zu den wichtigsten Siedlungsentwicklungen in Vergangenheit und Gegenwart in den meisten amerikanischen und europäischen Metropolen. In den Agglomerationen Wien und Bratislava verlaufen diese Prozesse mit unterschiedlicher Dynamik und befinden sich daher in unterschiedlichen Entwicklungsstadien. Die Analyse dieser Prozesse und ihrer Auswirkungen auf die Raum-, Siedlungs-, Wohn- und Sozialstruktur sind Ziele von Forschungsprojekten, die von den Projektpartnern im Rahmen ihrer Forschungsaufgaben in den jeweiligen Forschungsinstitutionen betreut werden. Aufgrund der beispielsweise unterschiedlichen historischen, sozialen, ökonomischen, politischen und kulturellen Entwicklungen der Randgebiete in den Agglomerationen Bratislava und Wien sowie der teils differenzierten Fachausrichtung der Projektpartner existieren dabei Unterschiede bezüglich der wissenschaftlichen Fragestellungen, Zielsetzungen und Forschungsansätze (siehe dazu: www.oeaw.ac.at/isr/mitarbeiter/mayer/forschungsprojekte). Wesentlich ist, daß im Gegensatz zu Wien, wo die Wohnsuburbanisierung bereits seit den sechziger Jahren sowohl innerhalb als auch außerhalb der administrativen Stadtgrenze stattfindet (d.h. in den äußeren Stadterweiterungsgebieten und im Wiener Umland), diese Prozesse in Bratislava immer noch am inneren Stadtrand (innerhalb der administrativen Stadtgrenze) ablaufen. Eine der wichtigen Fragen lautet daher, ob die Raumentwicklungsprozesse in der Agglomeration Bratislava analog zu denen in der Agglomeration

Wien, jedoch zeitlich verspätet, ablaufen, oder ob es sich um strukturell und qualitativ unterschiedliche Entwicklungen handelt. Sind die räumlichen Verlagerungsprozesse in Bratislava im Hinblick auf die Entwicklungen in Wien vorhersehbar, oder wird sich das Randgebiet der Agglomeration Bratislava nach eigenen Gesetzmäßigkeiten entwickeln?

Der Vergleich der Problemkonstellationen in den Randzonen von Bratislava und Wien sowie die Evaluierung der bisherigen wissenschaftlichen Erkenntnisse bildeten die Grundlage für die Vorbereitung eines gemeinsamen Projektes zu den Fragen der Struktur und Dynamik räumlicher und sozialer Prozesse in den Randzonen mitteleuropäischer Großstädte. Als Thema des geplanten Forschungsprojektes wurde die Problematik der Großsiedlungen gewählt, da diese Thematik nicht nur für den slowakischen Partner eine hohe Aktualität und gesellschaftspolitische Relevanz besitzt. Ein Forschungskonzept unter dem Titel „Bautechnische, architektonische und soziale Verbesserungen von Plattenbausiedlungen in Wien und Bratislava: Initiative zur Bildung eines bilateralen Kooperationsnetzwerks“ wurde über das EU-Programm Interreg III eingereicht und bereits bewilligt. Im Rahmen dieses Forschungsprojektes sollen die Grundlagenforschungen der Europäischen Ethnologen mit den Erfahrungen weiterer Akteure, die sich mit derselben Thematik beschäftigen, vernetzt werden. Neben den Sozial- und Kulturwissenschaften werden diverse Akteure aus dem Bereich des Wohnbauwesens wie auch Architekten, Raum- und Verkehrsplaner, Gemeindevertreter usw. zur Zusammenarbeit im Rahmen dieses Netzwerks eingeladen. Ein wichtiges Ziel im Hinblick auf die EU-Erweiterung besteht in der Lösung aktueller Fragen in den Randgebieten mitteleuropäischer Großstädte und in der Initiierung eines Know-how-Transfers im Bereich des Planens, Bauens und Wohnens.

Vera Mayer

Neuerscheinung

Körpergedächtnis. Unterwäsche einer sowjetischen Epoche

Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 2003. Erweiterte deutschsprachige Ausgabe der russischen Erstauflage St. Petersburg 2000. Übersetzung aus dem Russischen von Swetlana und Fabian Steinhauer. 171 Seiten, zahlr. Abb., Querformat 25,0 x 16,5, Kartoneinband mit Transparentumschlag, Wire-O-Bindung (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Band 82)
ISBN 3-900359-99-7

Katalog zu einer Ausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien in Zusammenarbeit mit dem Staatlichen Museum der Geschichte St. Petersburgs unter Beteiligung des Staatlichen Zentrums für zeitgenössische Kunst Nizhnij Nowgorod, 20. März bis 3. August 2003

Die Ausstellung „Körpergedächtnis“ versteht sich als Schritt zum Verständnis der authentischen Geschichte privaten Lebens in der ehemaligen UdSSR. Exemplifiziert wird sie an den Veränderungen der Unterwäsche in drei zeitlichen Abschnitten zwischen 1917 und 1991, die den gesellschaftspolitischen Entwicklungen im Land entsprechen. Der Periode der Ideale unmittelbar nach der Oktoberrevolution folgte in den 50er und 60er Jahren die Ernüchterung samt Rückzug ins Private und schließlich in der Zeit vor der Perestrojka, neben der ständigen Suche nach Mangelwaren, die Sehnsucht nach persönlichkeitsbestätigender Ästhetik. Die Arbeiten zeitgenössischer russischer Künstler und Künstlerinnen begleiten die einzelnen Kapitel mit diagnostisch-identifizierendem, oft auch sanft ironischem Blick.

Inhalt: Margot SCHINDLER, Gobelins des Lebens. Über die Wirkmacht kultureller Schnittmuster. 8–15; Ekaterina DEGOT, Abschied von der Vergangenheit. Einleitung. 16–17; Ekaterina DEGOT, Vom Genuß zum Genossen. Zu einer Ästhetik jenseits von Markt und Ware. 18–29; Julia DEMIDENKO, Eine kurze Geschichte der Unterwäsche in der Sowjetunion. 30–47; Irina SANDOMIRSKAJA, Anziehen – Ausziehen – Umziehen. Die Unterwäsche und die Inszenierung des Körpers. 48–57; Ekaterina DEGOT und Pawel PEPPERSTEIN, Dialog über die Scham. 58–66; Katalogteil: Individuum/Kollektiv 20er–40er Jahre. 67–92; Alltag/Scham 50er–60er Jahre. 93–116; Depression/Tagträume 70er–80er Jahre. 117–130. Künstlerpositionen. 131–161; Objektliste. 162–171.

Bestellungen:

Österreichisches Museum für Volkskunde, Laudongasse 15–19,
A-1080 Wien

Tel. +431/406 89 05, Fax +431/408 53 42

e-mail: office@volkskundemuseum.at

EURO 21,- (exkl. Versand)

EURO 14,- (für Mitglieder des Vereins für Volkskunde)

Am Rande der sozialistischen Großstadt: Reflexionen aus einem Betondschungel¹

Juraj Podoba

Bratislava, die Hauptstadt der Slowakei, versuchte, den Wohnbedarf in den sechziger und siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts, wie andere Großstädte auch, durch die Errichtung eines neuen suburbanen Stadtteils zu decken. Petržalka wurde in wenigen Jahren am rechten Donauufer aus dem Boden gestampft. Die Plattenbausiedlung war als Vorbild einer sozialistischen modernen Stadt konzipiert, konnte jedoch von Anfang an die in sie gesetzten Erwartungen nicht erfüllen. Der Autor des Beitrags analysiert die städtebaulichen Entscheidungen um die Errichtung von Petržalka, das Verhältnis des Stadtteils zum Rest der alten, gewachsenen Stadt und die Veränderungen, die sich seit den neuen politischen Bedingungen im Laufe des vergangenen Jahrzehnts ergeben haben.

Eines der Grundmerkmale der Modernisierungsprozesse ist die soziale und territoriale Mobilität, die in massive Migrationsbewegungen mündete. Als Folge zeitigte sie eine dynamische Entwicklung der Städte und städtischen Ballungsgebiete (Agglomerationen). Doch die durch die dramatische Wandlung der traditionellen Sozialstruktur, der Überbevölkerung, der Pauperisierung und sozialen Degradierung und auf der anderen Seite durch den sozialen Aufstieg und die Entstehung neuer Arbeitsmöglichkeiten hervorgerufenen Migrationen hatten weder überall einen identischen Verlauf noch identische Konsequenzen. Gegenüber der allgemeinen Charakteristik bei der Bildung neuer Siedlungsstrukturen in der Industriegesellschaft weist Ostmitteleuropa einige wichtige Spezifika auf. Die durch den Zerfall der ausgedehnten Monarchien hervorgerufene politisch-territoriale Fragmentierung bewirkte zwei der Siedlungscharakteristiken dieses Teils Europas eigene Phänomene. Das erste: Die ursprünglichen Metropolen der

¹ Dieser Artikel wurde durch das Projekt VEGA 2/7180/22 unterstützt.

großen Staatenkomplexe, die sich über einen längeren Zeitabschnitt fließend zu der heutigen Großstadtform entwickelt hatten, waren nun plötzlich die Zentren wesentlich kleinerer Staaten. Das zweite war die Entstehung neuer politisch-administrativer Zentren aus Städten von ursprünglich nur regionaler Bedeutung, die sich im Laufe von zwei bis drei Jahrzehnten zu ausgedehnten Ballungsgebieten mit mehreren hunderttausend Einwohnern wandelten. Eines dieser sich dynamisch entwickelnden und wandelnden urbanen Zentren ist auch die Hauptstadt der Slowakischen Republik, die Stadt Bratislava.

Ostmitteleuropa charakterisiert seit den späten dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts ein wichtiger Unterschied zu den westlicher gelegenen Ländern: Zwei totalitäre Regime ermöglichten es dem Staat, die Rolle des „Motors“ der Modernisierungsprozesse voll und ganz zu übernehmen. Diese Rolle war mit Zentralismus und administrativer Steuerung der Migrationsbewegungen aus den ruralen in die urbanen Siedlungen, aus marginalen Gebieten in die Industrie- und administrativen Verwaltungszentren verknüpft. Die Migration wurde politisch gesteuert und häufig durch politische und ideologische, mitunter ausgesprochen irrationale Gründe motiviert. Das politische Ziel der totalitären Regime war es, die gewachsene ethnische und soziale Struktur zu ändern, die natürlichen ökonomischen und sozialen Prozesse zu beschleunigen und diskontinuierliche Eingriffe durchzuführen. Während man in den vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts Bratislava in eine slowakische Stadt umwandeln wollte, bemühte sich das totalitäre Regime in den fünfziger und dann wiederum in den siebziger Jahren, die Sozial-, Berufs- und Bildungsstruktur der slowakischen Metropole gezielt zu formen und sie in eine Arbeiterstadt zu verwandeln.

Die ideologisch-politisch motivierten, beschleunigten, ungleichmäßigen und sozial nicht ausgewogenen Migrationsprozesse erzeugten wegen der wiederholten Migrationswellen von Zuwanderern in die Städte einen erhöhten Druck auf die Sicherung der Wohnbedürfnisse. Die Entstehung großräumiger Wohnkomplexe und suburbaner Strukturen hatte in der zentral und autoritär gesteuerten Gesellschaft einen ganz spezifischen Verlauf und spezielle Konsequenzen. Da die Staatsmacht den Migrantenstrom stärker aufgrund von ideologischen denn ökonomischen Kriterien regulierte bzw. lenkte und die Migrationen sich im Umfeld einer zentral geleiteten Wirtschaft vollzogen, wo der Immobilienmarkt fehlte und das private Wohnungseigentum

auf den Eigenheimbau in Selbsthilfe beschränkt war, gestaltete sich auch der Charakter der Besiedlung der einzelnen Viertel und Teile der Städte anders, als das im westlicheren Teil Mitteleuropas der Fall war. Alle diese Tatsachen bestimmten das Leben und die Wohnweise in den großräumigen Plattenbausiedlungen, die, praktisch überall im postkommunistischen Europa, die historischen Stadtkerne als neuzeitliche Mauern umgeben.

Als Konsequenz der durch die Zentralgewalt gesteuerten Migrationen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstand auch eines der neuen Wohnviertel Bratislavas – Petržalka. Der vorliegende Beitrag ist nur eine der möglichen Ansichten zur Wohnqualität seiner Einwohner. Er stützt sich weder auf die Ergebnisse einer ethnographischen Langzeitforschung, noch auf eine Erhebung unter den Bewohnern dieser ehemaligen sozialistischen Modellwohnsiedlung, die während der sog. Normalisierungszeit in den siebziger und in der ersten Hälfte der achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts errichtet wurde. Ich werde versuchen, ihre Entwicklung durch subjektive Reflexion – die Reflexion nur eines von Tausenden in dieser großen, aus Betonplattenhäusern bestehenden Vorstadt Bratislavas lebenden Einwohnern – zu illustrieren. Diese Überlegungen fußen auf meiner fast zwanzigjährigen teilnehmenden Beobachtung des Lebens in dieser drittgrößten slowakischen Stadt, die mit vielen negativen Vorurteilen und Stereotypen nicht nur unter den Einwohnern Bratislavas, sondern in der ganzen Slowakei behaftet ist.

Das Problem, wie man eine Vielzahl von Menschen an einem Ort unterbringen und ihnen gleichzeitig Standardqualität des Wohnens und Wohnumfelds zu akzeptablen Preisen bieten kann, ist ein Grundproblem der modernen Industriegesellschaften. An der Lösung dieser Probleme arbeiteten Generationen von sozialen Denkern, Unternehmern, Wissenschaftlern und Sozialreformern. Erst später hatte dieses Problem auch für Architekten und Städtebauer Priorität. Die städtebauliche und architektonisch-bauliche Form des Wohnens, für die bei uns heute der Terminus „Siedlung/Wohnsiedlung“ gebraucht wird, stammt vor allem aus theoretischen Konzeptionen und Visionen der architektonischen Avantgarde der zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts, wie z.B. das deutsche Bauhaus, die russischen Konstruktivisten, Le Corbusier in Frankreich, oder in der Tschechoslowakei beispielsweise die Gruppe PAS, die das System der industriell „erzeugten“ Wohnung konzipierte. Insbesondere Le Corbusier wurde eine

Art Prophet der strahlenden Städte im Grünen mit hohen Häusern und breiten Autostraßen. Für alle Avantgardearchitekten der Zwischenkriegszeit waren die Wohnsiedlungen die Versachlichung abstrakter ideologischer Prinzipien der Gleichheit (allen wird eine Standardwohnung geboten), der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft (Menschen werden nicht durch Mauern getrennt, sondern der offene Raum verbindet sie), der Wahrheit und Offenheit (die Häuser täuschen nichts vor, sondern lassen ihre Funktion erkennen, die dekorativen Elemente sind unterdrückt).

Doch die Verwirklichung dieser abstrakten Ideen brachte eine große Enttäuschung. Die Gleichheit versachlichte sich in vielen Wohnsiedlungen als Uniformität und Fadesse, die Gemeinschaft empfinden wir als Überbevölkerung, als Verlust von Privatsphäre und Intimität. Die Wahrheit der unifizierten Häuser ohne Dekor und die Offenheit des Bebauungssystems degradierte häufig zu einem rüpelhaften Primitivismus der „als ob“ hochentwickelten industriellen Bautechnologien und der rücksichtslosen Offenheit der Blicke auf das, was in der traditionellen Stadt im Inneren der Blöcke verborgen blieb.

Die seit dem Ende der vierziger Jahre des 20. Jahrhunderts in ganz Europa und andernorts errichteten Wohnsiedlungen wurden dank ihrer Unterschiede von der Traditionsstadt urbanistisch und baulich zu einer speziellen Wohnform. Auch unsere Wohnsiedlungen unterscheiden sich in ihrem architektonischen und urbanistischen Konzept nicht wesentlich voneinander. Aber die Umstände ihrer Entstehung bewirkten, dass die Problematik unserer Wohnsiedlungen von der typischen Wohnsiedlung in Westeuropa relativ unterschiedlich ist, und zwar vor allem hinsichtlich zweier Aspekte. Die „Wohnsiedlungsepoche“ begann bei uns gegenüber Westeuropa verspätet und dauerte wesentlich länger. Die Zeit der Errichtung solcher Siedlungen setzte dort schon bald nach dem Krieg ein, erreichte Anfang der sechziger Jahre ihren Höhepunkt, und die siebziger Jahre bedeuteten ihre Beendigung, hervorgerufen durch die starke Kritik. Bei uns begann man Wohnsiedlungen Ende der fünfziger Jahre zu bauen, die siebziger Jahre waren der Höhepunkt des „Plattenbaufiebers“, und das Ende des Beton-„Hausbaus“ wurde erst durch den Zerfall des Systems des komplexen Wohnungsbaus nach 1989 eingeleitet. Unsere Wohnsiedlungen sind also noch relativ „jung“. Noch immer leben darin die ersten Bewohner. Als Folge der längeren Dauer der „Plat-

tenbauepoche“ ist der Anteil des Wohnens in Plattenbauten in der Slowakei deutlich höher. Etwa ein Drittel unserer Haushalte lebt in Wohnsiedlungen. Gleichzeitig sind aber unsere Wohnsiedlungen nicht als Sozialwohnungen entstanden und wurden bislang auch nicht zu solchen. In den Plattenbauten wohnen daher fast alle sozialen Schichten.

Die Geschichte unserer Wohnsiedlungen ist eigentlich eine Geschichte der Entwicklung der Ansichten zu ihren Mängeln. Schon die ersten größeren Siedlungsanlagen in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre brachten eine Ernüchterung, keine schönen Visionen mehr von der strahlenden, ganz in Grün eingetauchten Stadt. Erste Kritikpunkte waren die Mängel der Häuser und Wohnungen infolge der unbewältigten und verpfuschten Technologie der „industrialisierten“ Bauweise und auch die schlechte Ausstattung der neuen Wohnkomplexe mit Schulen, Geschäften, gastronomischen und kulturellen Einrichtungen, Sportstätten u.ä.

Die Misere der tschechoslowakischen Wohnsiedlungen wurde durch die gesellschaftliche Überbewertung der Raumpläne von Architekten und Städtebauern, die der ganzen Gesellschaft Jahrzehnte lang ihre Visionen über die Zukunft der bebauten Gebiete diktierten, hervorgerufen. Sie konnten sich auf die in den Magistraten der Städte und in den staatlichen Verwaltungsämtern sitzenden Büro- und Technokraten stützen. Dank dem Monopol für die Produktion von Raumplänen konnten die slowakischen Raumplaner Jahrzehnte lang ihre einseitigen Konzepte durchsetzen, in denen kein Platz für kreative Ansätze und freie Wahlmöglichkeit war. Das Abgehen von der so verstandenen Auffassung von modernen Wohnensembles ist somit eher eine bürgerbezogene, politische und ökonomische Angelegenheit als ein fachliches architektonisches oder urbanistisches Problem. Die Wohnbauten in den postkommunistischen Ländern sind in Wahrheit „Rohbauten“, die auf ihre Fertigstellung warten.

Bratislava war bis zum Ende des 19. Jahrhunderts eine Stadt mit einer kaum veränderten historischen Struktur, mittelalterliche Parzellierung und Straßennetz waren nahezu unversehrt erhalten. Bis dahin wuchs die Stadt nicht durch radikales Ersetzen des Alten durch Neues, sondern durch Adaptierung des Bestehenden und allmähliches (additives) Wachstum. In der Zeit nach dem Abriss der Stadtmauern (zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts) erfolgte der Ausbau der Verbindungslinien zu den nahen Orten, die der Stadt einverleibt wurden, ohne daß diese jedoch funktionell bzw. architektonisch verändert wurde.

Nach der Gründung der ČSR erlebt Bratislava einen rasanten Aufschwung. Die nächste Entwicklungsperiode beginnt nach 1945. Raumpläne (1948, 1954) und Ergebnisse der Nachkriegsentwicklung bestätigen, dass die Förderung der Industrie Priorität hat. Nach 1968 bedingt die neue politisch-administrative Rolle Bratislavas umfangreichen Neubau. Das geschieht in zwei nach Zweck und Form unterschiedlichen Ebenen. Einerseits wachsen teure und atypische Gebäude der Behörden und staatlichen Institutionen empor, die auch eine repräsentative Aufgabe erfüllen. Das Bestreben nach neuen Dominanten setzt sich durch – ihr Aufbau ist begleitet von der Assanierung wertvoller historischer Gebäude und ganzer Baukomplexe. Der zweite Weg im Ausbau Bratislavas führt zur Entstehung großräumiger Plattenbauwohnviertel. Seinen Höhepunkt erreicht dieser Bautyp in Petržalka, dem größten Komplex von Plattenwohnhäusern in der ehemaligen Slowakischen Sozialistischen Republik und in der heutigen Slowakei.

Petržalka entwickelte sich über viele Jahrhunderte eigenständig, wenngleich in unmittelbarer Anbindung an die Urbanstruktur Bratislavas. Diese entwickelte sich allerdings asymmetrisch, vor allem im Raum am rechten Donauufer waren andere, weniger günstige Bedingungen für die Entstehung einer Siedlungsstruktur vorhanden. Das Areal war von mehreren aktiven und toten Flussarmen durchpflügt, Einsenkungen bildeten sumpfige, schwer zugängliche Bereiche. Ein beträchtlicher Teil des Gebietes war mehrmals im Jahr überschwemmt. Auch die nahe Staatsgrenze bildete eine starke Barriere.

Trotz der komplizierten natürlichen Bedingungen hat die Besiedlung am rechten Donauufer eine lange Geschichte. Auf diesem Gebiet entstanden zwei von deutschen und kroatischen Kolonisten gegründete Orte – Flezyndorf und Engerau. Die Bewohner waren vorwiegend Bauern, ein Teil arbeitete als Fuhrleute und Handwerker. Schon seit dem 19. Jahrhundert wurde dieses Gebiet zu einem Ort der Unterhaltung und Erholung für die Bewohner der Stadt am anderen Flussufer. Ein wichtiger Entwicklungsimpuls war für Petržalka die Errichtung der Eisenbahnbrücke (1892) und der Eisenbahn. Zuerst entstanden neue Arbeiterviertel für die Arbeiter der Bratislavaer Werke, dann (nach 1900) begann die Industrialisierung des Gebietes. Die Einwohnerzahl Petržalkas stieg von 904 im Jahr 1890 auf 2947 im Jahr 1910. 1914 wurde die elektrische Bahnstrecke errichtet, die Bratislava und Petržalka mit Wien verband. 1919 wurde es mit seinem

Hinterland an die ČSR angeschlossen. In der Zwischenkriegszeit wuchs die Zahl seiner Einwohner weiter und schon 1930 erreichte sie 14.164. Ein wesentlicher Teil arbeitete in der Bratislavaer oder der örtlichen Industrie. Auch die Obst- und Gemüseproduktion für die Bratislavaer Märkte war eine zusätzliche Einnahmequelle. Aufgrund des Wiener Schiedsspruches von 1938 wurde Petržalka mit seinem Hinterland dem Großdeutschen Reich angegliedert. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges 1945 fiel es wiederum an die Tschechoslowakei, 1946 wurde es Bratislava eingemeindet. 1950 hatte Petržalka 15.966 Einwohner und bis 1970 sank die Zahl auf 13.899.

Das Wachstum Bratislavas in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg erforderte immer neue Flächen für die Bautätigkeit. Vor allem die Konzeption großer Wohnblöcke, die in der Stadtentwicklung verwirklicht wurde, benötigte besonders großräumige kompakte Gebiete. Am linken Uferteil der Stadt wurden nach und nach die geeigneten Flächen für den konzentrierten Wohnungsbau ausgeschöpft. Deshalb begann sich das Augenmerk vor allem in der Mitte der sechziger Jahre immer intensiver auf den rechten Uferteil der Stadt – auf Petržalka – zu richten.

Nach den ersten Ideen, schöpferischen Einfällen, urbanistischen Zielen und Projekten sollte Petržalka eine moderne Stadt werden, eine Ergänzung Bratislavas am rechten Donauufer. 1966 wurde ein internationaler Wettbewerb für die „Ideen- und urbanistische Studie des Südbezirks der Stadt Bratislava“ ausgeschrieben. Die Wettbewerbsbedingungen sahen die Gestaltung eines urbanistischen Gebildes vor, in dem Fragen des Wohnens, der Arbeit und der Dienstleistungen komplex gelöst sein sollten und das für 100.000 Einwohner konzipiert war. Dieser internationale Wettbewerb fand eine ungewöhnliche Resonanz, was auch die 84 Wettbewerbsentwürfe, eingereicht von Architekten aus 19 Ländern, beweisen. Aber die internationale Jury gelangte zu dem Schluss, dass kein Entwurf die qualitativen Parameter und Forderungen der Wettbewerbsbedingungen in einem solchen Maße erfüllte, um ihm den ersten oder zweiten Preis zuerkennen zu können. Dass kein Entwurf als eindeutig günstigster angenommen wurde, spiegelte sich auch in der allgemeinen Formung der Urbanstruktur wider. Die Vorbereitung des Realisierungsprojekts war durch den Wettbewerb nicht klar abgegrenzt, sie wurde unter ökonomischen, technologischen, politischen und anderen Zwängen durchgeführt.

In Petržalka wurde in sehr kurzer Zeit eine besondere urbane Struktur geschaffen. Diese Besonderheiten zeigten sich u.a. in der räumlichen Anordnung ihrer grundlegenden Funktionselemente, in den Beziehungen zu den übrigen Teilen Bratislavas, in den demographischen Strukturen und Prozessen, im Verkehrssystem und in der Lebensqualität seiner Bewohner. Hinsichtlich der räumlichen Verteilung und funktionellen Anordnung gilt Petržalka als Typ einer Zonenstadt, angelegt entlang der Nordsüd-Grundachse, die von einer Nebenachse geschnitten wird. Vier-, sechs-, acht- und zwölfgeschossige Plattenblöcke bilden die Wohnhäuser. Der überwiegende Teil der projektierten Grundausrüstung, ein Teil der höheren Folgeeinrichtungen, das Grundskelett des Kommunikationssystems und der technischen Infrastruktur sind errichtet worden. Eines der Grundprobleme des Stadtteils Petržalka aus raumplanerischer Sicht ist das Fehlen einer zentralen Achse, des Funktionsrückgrats des ganzen Raumes.

Bemerkenswerte Züge weist Petržalka im Bereich Struktur und Dynamik seiner Bewohner aus, charakterisiert durch den gewaltigen Anstieg seiner Einwohnerzahl um fast 115.000 im Laufe von annähernd 20 Jahren (1970–1990). 1991 lebten hier 128.317 Menschen. Petržalka stellt das größte Wohngebiet Bratislavas und die drittgrößte Stadt auf dem Territorium der Slowakischen Republik dar. Da die Migration einen wesentlichen Teil des Bevölkerungszuwachses bildet, hat die Altersstruktur der Bevölkerung besondere Merkmale. Der Anteil der Einwohner im erwerbsfähigen Alter ist hoch (59,3%), und dasselbe gilt auch von der Altersgruppe der Kinder (34,9%). Sehr niedrig ist der Anteil an Pensionisten (5,8%). Die Nationalitätenstruktur hat sich eindeutig zugunsten der slowakischen Bevölkerung verschoben (92,1%).

Die Bevölkerung Petržalkas ist ökonomisch gesehen von den Aktivitätsmöglichkeiten, die in den anderen Teilen Bratislavas gelegen sind, abhängig. Im Grunde gilt dasselbe vom Bildungsprozess der Kinder und Jugendlichen, auch wenn es hier einige Mittelschulen (Gymnasien) gibt. Im Gebiet Petržalkas befindet sich die Wirtschaftsuniversität, die die Ausbildung für Studenten aus der ganzen Slowakei sichert.

Der Ausbau Petržalkas stellte einen gewaltigen Eingriff in die natürliche Umwelt in einem ausgedehnten Raum dar und zerstörte viele kostbare Werte. Charakteristisch für die Wohnsiedlung ist das Fehlen von weitläufigen städtischen Grünanlagen. Im gesamten Raum zeigt sich die Unterschätzung künstlerisch-ästhetischer Belange.

Petržalka besteht aus fünf Hauptteilen: Ovsište, Háje, Lúky, Dvory und Malé Centrum. Ein Teil entstand am Assanierungsort der ursprünglichen Siedlungen (Ovsište, Starý Háj, Petržalka), ein Teil – wie auch der Name sagt – auf ursprünglich landwirtschaftlichem Boden, in Gärten, an Stelle von Waldbestand. Aufbau und Inbetriebnahme der einzelnen Teile der Wohnsiedlung gingen in mehreren Phasen vor sich. Da die Möglichkeit der Wahl des Ortes und der Beschaffenheit einer Wohnung im Sozialismus limitiert war – auf eine Wohnungszuteilung musste man Jahre, ja Jahrzehnte warten –, entsprach diesen Phasen auch die Altersstruktur der Zuzügler. Die einzelnen Teile wurden in Generationsgruppen besiedelt, ähnlich bilden auch ihre Kinder solche. Damit ist die Altersschichtung der Plattenhausbewohner nach einzelnen Teilen Petržalkas abgestuft. Eine gewisse Ausnahme bildet nur das Viertel mit dem poetischen Namen „Lúky“ (Wiesen), wo den Bewohnern der assanierten ursprünglichen Häuser Ersatzwohnungen zugeteilt wurden. In diesem Viertel sind seit der Beendigung der Aufbauarbeiten Mitte der achtziger Jahre auch Rentner und überhaupt ältere Leute zu sehen. Die Altersstruktur beginnt sich erst durch die Entwicklung des Immobilienmarktes und die Übernahme der Wohnungen in das private Eigentum seit der Mitte der neunziger Jahre schrittweise zu wandeln.

Im Unterschied zu den neubesiedelten Wohnkomplexen und Vierteln in den Ländern mit Privateigentum, einem entwickelten Immobilienmarkt und einer vermögensgeschichteten Gesellschaft waren die neuen Gemeinschaften der Plattenwohnhäuser in einem maximal möglichen Maße sozial heterogen. Die Mieter eines Hauses konnten einen sozialen Mix aus Akademikern und hochgebildeten Spezialisten, über staatliche Beamte, Techniker, qualifizierte und unqualifizierte Arbeiter bis hin zu Asozialen darstellen. Ein Höchstmaß an sozialer Heterogenität war vor allem in Häusern mit staatlichen Wohnungen zu verzeichnen, wo ein hoher Prozentsatz an sozial schwachen oder gar sozial bedürftigen Familien, Roma, Soldaten und Polizisten, staatlichen Angestellten und ursprünglichen Bewohnern des alten Petržalka vertreten war. Gleichzeitig jedoch erwarben hier Menschen mit einflussreicher Stellung im Partei- und Staatsapparat, hochgestellte Manager und Technokraten im staatlichen Unternehmensbereich und ihre Verwandten bzw. Menschen, die sich eine staatliche Wohnung zu beschaffen wussten, die preisgünstigen Objekte. In den genossenschaftlichen Wohnungen war das Sozialgefüge

meist ausgeglichener, die Mittelschicht am häufigsten vertreten. Diese Tatsache änderte sich auch nach 1989 infolge der sehr niedrigen Gehälter der hochqualifizierten, gebildeten Angestellten im staatlichen Bereich und auch infolge des rasanten Preisanstiegs bei Immobilien seit Anfang der neunziger Jahre nicht wesentlich. Das bewirkte zwei Erscheinungen, die nicht nur für Petržalka, sondern für die meisten Plattenbausiedlungen überhaupt in der Slowakei kennzeichnend waren. Dank des hohen Anteils an gebildeten Menschen und, allgemeiner gesagt, von „Menschen mit einem geordneten Lebensstil“ kam es in Petržalka zu keiner solchen sozialen Degradierung, wie wir sie in manchen modernen Satellitenstädten der westeuropäischen urbanen Zentren vorfinden, die meist von den niederen Sozialschichten und Zuwanderern aus dem Ausland bewohnt sind. Doch die soziale Heterogenität der sozialistischen Wohnsiedlung potenzierte die Negativa, primär gegeben durch die mangelnde Qualität (Nichtqualität) der urbanistischen und architektonischen Lösungen und der schlechten Ausstattung. Bei den Einwohnern von Petržalka fehlt die positive Identifikation mit der Umwelt, es fehlen primäre soziale Gruppen mit eigenen Wert- und Normativsystemen, das soziale Umfeld ist durch ein geringes Maß und eine geringe Wirksamkeit der sozialen Kontrolle charakterisiert. Der Einwohner Petržalkas verwirklicht so seine sozialen Beziehungen und Bindungen, die zwischenmenschlichen und emotionalen Kontakte nicht vorwiegend in seinem Wohnumfeld, sondern weit mehr in anderen, entfernteren Teilen der Wohnsiedlung oder wahrscheinlich in einem ganz anderen Teil Bratislavas.

Nach einem der preisgekrönten Projekte in dem Architektenwettbewerb von 1967 sollte diese neue moderne Stadt ein „Venedig an der Donau“ sein. Ich will jetzt nicht wieder die Diskussion darüber eröffnen, warum die Realität so anders ist. Ich konzentriere mich nur auf einige charakteristische Phänomene, die den Aufbau dieses Betonsatelliten von Bratislava begleiteten und auf einige charakteristische Züge des Lebens in diesem sogenannten „größten Schlafzimmer der Slowakei“.

Ernest Gellner charakterisierte den Kommunismus als ein politisches System der unglaublichen Erfolge und der unglaublichen Fehlleistungen. Besonders die architektonische Entwicklung in der Slowakei in der Nachkriegszeit drückt den tiefen Konflikt zwischen der technischen und der kulturellen Seite des kommunistischen Entwick-

lungsmodells aus. Aber im Fall Petržalkas ist der Sinn von Gellners Definition nicht ganz klar. Zweifellos war die Errichtung von Tausenden neuer Wohnungen unter den Bedingungen des kommunistischen Regimes ein realer Modernisierungserfolg der Slowakei. Nach dem bekannten Poeten und kommunistischen Ideologen Milan Lajčiak sollte Petržalka die Grundlage der sozialistischen Umgestaltung Bratislavas werden. Später, in den achtziger Jahren, änderte er seine Haltung und gab zu, dass „... wir uns für Petržalka langsam aber sicher schämen ...“. Es wurde nämlich zu keiner Stadt am rechten Ufer, sondern nur ein großes, monofunktionelles und hässliches Anhängsel von Bratislava. Sehr bald nach seiner Fertigstellung tauchten die verschiedensten abwertenden Beinamen auf wie „Betondschungel“, „Bronx“, „größtes Nachtlager“ u.a. Petržalka wurde zum Symbol der sozialen Pathologie und niedrigen Lebensqualität, der niedrigen Wohnqualität und Wohnkultur. Später, während der erstarkenden Kritik der Perestrojka-Zeit, wurde es zur Zielscheibe der kritischen Architekten und Intellektuellen, Bürgerinitiativen und der Umweltschutzbewegung.

Ein interessantes Phänomen in der Wahrnehmung der eigenen Situation durch die Bewohner von Petržalka ist das deklarierte Provisorium ihrer Lebenslage, die Zeitweiligkeit der Art der Befriedigung ihrer Wohnbedürfnisse. Während der ersten Phase beteuerten viele Zuzügler den provisorischen Charakter der Lösung ihrer Wohnsituation. Die meisten von ihnen wohnen noch immer dort. Das Provisorium wurde zur stabilen Lösung.

Ein zweiter weitverbreiteter Mythos, der in den Medien präsent ist, ist die Wahrnehmung dieses großräumigen Wohnkomplexes als „Schlafzimmer“ oder „Herberge“. Zweifellos für Einzelne, junge Paare ohne Verpflichtungen oder betuchte Bürger, die Hütten und Wochenendhäuser besitzen oder die freien Tage mit Besuchen der Eltern oder Verwandten auf dem Land verbinden, ist Petržalka tatsächlich nur eine Herberge. Aber für die meisten Bewohner wurde es ihr reales Zuhause. Nur ein Beispiel zur Illustration: Irgendwann in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre erzählte mir eine Bekannte, sie ist Lehrerin an einer der Grundschulen von Petržalka, schockiert von einem ihrer Schüler. Bis zum zehnten Lebensjahr war dieser Junge nie in der „Stadt“ gewesen, d.h. auf der anderen Seite der Donau. Die Bildung solcher Mythen wurde durch die Tatsache gefördert, dass es mit Ausnahme der Plattenbauten und später Schulen, Kindergärten und -krippen – auch das von geringerer Qualität als in der „Stadt“ –

dort wirklich „nichts“ gab. Mitunter habe ich den Eindruck, als schämten sich die Einwohner von Petržalka dafür, dass die Betonsiedlung wohl oder übel ihr Zuhause wurde, aus dem es kein Entweichen gibt, und wollen sich das nicht offen eingestehen. Aber viele wollen eigentlich nicht mehr von hier weggehen. Schließlich, wohin auch? Die Wohnungen im zentralen Teil der Stadt sind knapp und ihre Preise übersteigen weit das Preisniveau der Einfamilienhäuser in der Umgebung von Bratislava, die für den Normalbürger der Slowakei im Grunde auch unerschwinglich sind. Und eine winzige Plattenbauwohnung gegen eine ähnliche in einem anderen Bratislavaer Wohngebiet zu tauschen, ist letztlich auch keine Lösung.

Während der ersten Jahre meines Lebens in Petržalka vermochte ich, wo immer ich auch in der „Stadt“ war, auf den ersten Blick meine Nachbarn, Bewohner dieser Wohnsiedlung zu identifizieren. Und zwar durch zwei Merkmale: Sie waren gewöhnlich wärmer gekleidet als andere Bürger – in „Petržka“ pfeift der Wind – und sie hatten gewöhnlich schmutzige, schlammige Schuhe. Ihre Siedlung, eingeschlossen zwischen Donau und Staatsgrenze, war voller Schlamm, im Sommer Staub. Und voller kleiner Kinder, die zwischen den Resten von Baumaterial, zerschlagenen Platten und Eisenkonstruktionen und Abfällen spielten. Der Mangel an Folgeeinrichtungen, Dienstleistungen und Arbeitsplätzen führte dazu, dass sich während des ersten Jahrzehnts beinahe alle Aktivitäten der Einwohner von Petržalka mit Ausnahme des Wohnens am anderen Donauufer abspielten: Das berufliche Leben, gesellschaftliche und kulturelle Aktivitäten, Erholung und Unterhaltung, der Besuch der Mittelschulen, aber bei vielen auch der Grundschulen und Kindergärten. Seine Bewohner hatten gegenüber ihren Mitbürgern vom linken Ufer nur einen Vorteil: den Park – Sad Janka Král’a, die Seen, die Donau mit den Auwäldern, die attraktive Bedingungen für Erholung und Sport boten. Während der kommunistischen Zeit war das der einzige Grund für die Einwohner von Bratislava, um Petržalka zu besuchen.

Die politischen Veränderungen brachten die ökonomische Wende und eine dramatische Veränderung der Sozialstruktur der Bevölkerung der postkommunistischen Slowakei mit sich. Wie hat diese Veränderung das Leben in diesem „Betonschungel“ beeinflusst?

Mit Ausnahme einer kleinen Gruppe bessergestellter – man kann sagen, neureicher – Bewohner der Plattenvorstädte, die in die Dörfer und Kleinstädte des Bratislavaer Ballungsgebietes abwanderten, ha-

ben die politischen, ökonomischen und sozialen Veränderungen das soziale Gefüge Petržalkas nicht wesentlich beeinflusst. Die heterogene Sozialstruktur blieb auch weiterhin bestehen. Infolge des extremen Preisanstiegs haben beispielsweise hochqualifizierte staatliche Angestellte mit gewöhnlich niedrigen Einkünften keine Möglichkeit umzusiedeln. Das Auto ist zu einem sichtbaren sozialen Prestigesymbol geworden – die Straßen Petržalkas sind mit Autos überfüllt. Ein weniger sichtbares Statussymbol sind die teuren Wohnungsumbauten, häufig massive Investitionen in die ursprünglich provisorischen Wohnungen. Die Marktwirtschaft ermöglicht finanzkräftigen Bürgern die Ausstattung ihrer Wohnungen mit bis vor kurzem noch unzugänglichen Luxusgegenständen, Unterhaltungselektronik u.a. Seit Ende der achtziger Jahre verbessert sich das Wohnumfeld und auch die Infrastruktur – heute kann ich die Einwohner von Petržalka schon nicht mehr an den schmutzigen Schuhen identifizieren. Aber diese reale Verbesserung ist von der Zerstörung der Auwälder in ihrem Hinterland begleitet. Kinder werden durch Hunde ersetzt: Hier ist landesweit prozentuell wohl das größte Vorkommen dieser Lieblinge in unterschiedlichsten Größen und Rassen – begreiflicherweise auch ihrer Exkremente, ebenfalls der unterschiedlichsten...

In Petržalka aufgewachsene Kinder sind zu Teenagern und Jugendlichen geworden. Diese Wohnsiedlung ist die schlimmste Drogenszene in der Slowakei. Sie bewahrte sich ihren schlechten Ruf einer Brutstätte der Sozialpathologie. Trotz fehlender positiver Trends haben sich dennoch zwei Dinge gebessert. Petržalka ist ein Konsumparadies geworden. Während der zweiten Hälfte der neunziger Jahre wurden hier viele Supermärkte und Einkaufszentren errichtet. Täglich, doch vor allem an den Wochenenden, pilgern Tausende Menschen aus der „Stadt“, aber auch vom Land und aus entfernteren, nicht nur slowakischen, sondern z.B. auch österreichischen Städten zu Delvita, Billa, Miva, Danubia, Tesco, Terno oder zum Aupark. Auf der anderen Seite wurden während der neunziger Jahre dank einiger Enthusiasten, die sich meist in der Alternativszene der achtziger Jahre profiliert hatten, die Kulturzentren von Petržalka zu Zentren der alternativen Kultur, vor allem guter Musik. Hier spielt man Jazz, Blues, Rock, World Music, Folk und Folklore. Für viele Menschen aus Bratislava und aus der näheren bzw. fernen Umgebung, die diese Musikgattungen (und weniger Konsumkulturformen) lieb gewonnen haben, wurde Petržalka zu einem Mekka der Kultur.

In der Slowakei der späten achtziger Jahre, wo die politische, regimegegnerische Opposition durch Bürgerinitiativen und die Umweltschutzbewegung abgelöst wurde, war die Kritik am totalitären Regime mit der Kritik an der Umweltzerstörung und der niedrigen Lebensqualität verbunden. Gerade Petržalka diente als Symbol für diese Kritik – und die Kritiker. Aber die reale politische Entwicklung der neunziger Jahre folgte nicht diesen Linien. Sehr bald nach der Samtenen Revolution suchte sich der politische Diskurs und der mit ihm verbundene politische Machtkampf andere Themen und Probleme. Offenbar kann man allgemein konstatieren, dass es nicht einfach sein wird, das negative Erbe des kommunistischen Entwicklungsmodells, symbolisiert durch Petržalka, zu beseitigen. Es scheint, dass die sich wandelnden Gesellschaften weder genügend Potential noch genügend Willen haben, konstruktiv in solche urbanen Siedlungsstrukturen einzugreifen und ihre wirksame und komplexe Humanisierung zu versuchen.

Juraj Podoba, *At the Edge of the Socialist Metropolis: Reflections from a Concrete Jungle*

Bratislava, the capital of Slovakia, tried like other larger cities to address its housing needs in the 1960s and 1970s by constructing a new district outside the city center. The Petržalka district was built in only a few years where nothing had stood previously, on the right bank of the Danube. This housing development of prefabricated, high-rise apartments was conceived as a model of a modern socialist city, but from the outset, the development proved unable to fulfil the expectations placed in it. The author of this essay analyses the city planning decisions that surrounded the creation of Petržalka, the relationship this new part of the city has had to the older urban core of Bratislava, and the changes that have occurred during the last decade and under new political conditions.

Literatur

Beňušková, Z.: Etnologický výskum súčasných obytných sídlisk na Slovensku (Na príklade bratislavskej Petržalky) [Ethnologische Erforschung der heutigen Wohnsiedlungen in der Slowakei (Am Beispiel des Bratislavaer Stadtteils Petržalka)]. In: *Journal of Urban Ethnology* 5 (2001), S. 55–63.

Blažek, B.: Sídliště. Zrcadlo nastavené dobe [Die Wohnsiedlung. Ein Spiegel der Zeit]. In: *Umění řemesla* 4 (1998), S. 40–48.

Budaj, J. (ed): Bratislava/nahlas [Bratislava/laut]. SZOPK, Bratislava, 1987.

Lukeš, Z.: Co turisté neznají. Drsný půvab pražské periferie [Was Touristen nicht wissen. Der rauhe Reiz der Prager Peripherie]. In: Umění a řemesla 4 (1998), S. 35–39.

Maier, K., J. G. Gebert: Sídliště, díl první. Strašidla, mýty a realita [Wohnsiedlungen, Teil Eins. Schreckgespenster, Mythen und Realität]. In: Umění a řemesla 4 (1998), S. 2–6.

Šimko, D., J. Mládek: Petržalka – životné prostredie a jeho humanizácia [Petržalka – Lebensraum und seine Humanisierung]. In: Slovenský národopis 41/2 (1993), S. 201–215.

Švácha, R., L. Lábus, D. Kraus, M. Vorlová: Sídliště – díl druhý. Strážlivě i emocionálně [Wohnsiedlungen, Teil Zwei. Nüchtern und emotional]. In: Umění a řemesla 4 (1998), S. 49–52.

Ratica, D.: Psychologische Aspekte der Adaptation in der Umwelt einer Wohnsiedlung. In: Luther, D., P. Salner (Hg.): Ethnokulturelle Prozesse in den Großstädten Mitteleuropas. NÚ SAV, Bratislava, 1992, S. 57–65.

Neuerscheinung

Mónika Lackner, Péter Granasztói

Cifraszűr/Hirtenmantel

Vom alltäglichen Kleidungsstück zum nationalen Symbol
Katalog zur Jahresausstellung 2003 des Ethnographischen Museums
Budapest im Ethnographischen Museum Schloss Kittsee vom
30. März bis 2. November 2003.

Wien/Kittsee, Österreichisches Museum für Volkskunde/Ethnographi-
sches Museum Schloß Kittsee, 2003, 48 Seiten, zahlr. Abb.

ISBN 3-902381-00-0

Inhalt:

Der Cifraszűr – das repräsentative Kleidungsstück der Hirten und
Bauern. 5–16; Abbildungsteil. 17–25; Der Cifraszűr als nationales
Symbol. 26–30; Darstellung des Cifraszűr in der Malerei und Grafik
des 19. Jahrhunderts. 31–34; Literaturverzeichnis. 35; Objektkatalog.
36–47; Karte von Ungarn. 48.

Bestellungen:

Ethnographisches Museum Schloss Kittsee, A-2421 Kittsee

Tel. 0043/2143/2304, Fax: 0043/2143/2025

e-mail: office@schloss-kittsee.at

EURO 9,90 (exkl. Versand)

EURO 6,60 (exkl. Versand) für Mitglieder des Ethnographischen
Museums Schloss Kittsee

Lebensqualität in der Wohnsiedlung Petržalka in Bratislava

Zuzana Beňušková

Ausgangspunkt dieses Beitrags ist der Blick auf das Wohngebiet Petržalka in Bratislava, das mit seiner Einwohnerzahl nach Bratislava selbst und nach Košice die drittgrößte Stadt der Slowakei sein könnte und das einen schlechten Ruf genießt. Die Einwohner fühlten sich langfristig in ihrer Meinung bestärkt, dass sie in einem minderwertigeren Milieu leben als die Bewohner anderer Stadtteile von Bratislava. In knapp 30 Jahren ist hier jedoch eine neue Generation herangewachsen, für die Petržalka ihr Zuhause bedeutet. Der Beitrag erhellt die Determinanten, die die Beziehungen zur Wohnsiedlung in den letzten Jahren positiv oder negativ formierten und benennt die Forschungsbereiche, in denen die Ethnologie zur Kenntnis eines heutigen Stadtmilieus beitragen kann.

Die Randzonen der Großstädte haben in den zurückliegenden Jahrzehnten bedeutsame Veränderungen erfahren. Die ehemaligen Industriezonen und Randgemeinden wurden Teil der Großstädte und Wohnhinterland mit einer beträchtlichen Einwohnerzahl. Die autochthonen Bewohner der in das Gemeindegebiet der Städte eingliederten Gemeinden wurden damit Nachbarn von Zuwanderern aus verschiedenen Teilen der Stadt, vom Land, von In- und auch Ausländern. So entstanden ganz spezifische Konfigurationen von Kulturen, Lebensstilen und Lokalkoloriten, die Ethnologen einen großen Freiraum für Forschungsaktivitäten bieten. Die Bedeutung solcher Forschungen verschiebt die Interessen der Ethnologie aus dem Bereich des Kulturerbes in jenen ganz aktueller praktischer Bedürfnisse der heutigen Welt. Die qualitativen Forschungsmethoden der Ethnologie mit ihrer Analyse der Mikrowelten bilden einen Gegenpol zu den technokratischen Zugängen zum heutigen Stadtmilieu. Nicht zufällig konstatieren J. Burdack und G. Herfert: „Es besteht hier vor allem ein

Forschungsdefizit an Fallstudien mit vergleichenden Untersuchungen, die nationale gegenüber internationalen Trends herausarbeiten und deren Ursachen analysieren.“¹

Dieser Beitrag² will auf Aspekte hinweisen, mit denen die Ethnologie zum Wissen über die Wohnsiedlung und ihre Bewohner beitragen kann. Ausgangspunkt ist der Blick auf das Wohngebiet Petržalka am rechten Donauufer in Bratislava, das mit seiner Einwohnerzahl selbst die drittgrößte Stadt der Slowakei sein könnte. Es ist und ist auch wieder nicht die Peripherie von Bratislava. Obwohl nur etwa 1 km vom Stadtzentrum entfernt, ordnen es seine städtebaulichen Parameter den Randzonen der Stadt zu. Hier ist die Berührungszone des Dreiländerecks Slowakei – Österreich – Ungarn. Im 20. Jahrhundert war Petržalka (dt. Engerau) die größte Gemeinde der Slowakei. Während des Zweiten Weltkrieges war das Gebiet noch nicht Teil von Bratislava, auch nicht der Slowakei – dieses Donauufer gehörte zum Deutschen Reich. Den Massenumzug in die neue Wohnsiedlung in Petržalka in den siebziger Jahren empfanden die gebürtigen Bratislavaer geradezu als einen Auszug aus ihrer Stadt.³

Für die Wohnsiedlung Petržalka sind gegenüber anderen Wohngebieten somit mindestens drei Charakteristika typisch: 1. die Größe – 130 000 Einwohner, 2. die Lage – nahe dem Zentrum von Bratislava, nahe der Natur, nahe der Staatsgrenze, 3. Einwohner aus der ganzen Slowakei leben hier. Seit ihrer Entstehung in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts genießt die Wohnsiedlung in der Öffentlichkeit einen schlechten Ruf, teils der Realität entsprechend, teils durch Vorurteile bedingt: Anonymität, Kriminalität, Indifferenz des Milieus, höhere Scheidungsrate, Kaninchenstall, Bronx, Drogenneue oder Dschungel. Die Einwohner wurden langfristig in der Meinung bestärkt, dass sie in einem minderwertigeren Milieu leben als die Bewohner anderer Stadtteile von Bratislava.

1 Burdack, Joachim, Günter Herfert: Neue Entwicklungen an der Peripherie europäischer Großstädte. In: *Europa Regional* 6 (1998), 2, S. 26–43.

2 Die Studie wurde im Rahmen des Grantprojekts VEGA, Nr. 2/1050/21 erarbeitet und auf einem Symposium im Rahmen des Projekts Aktion Österreich-Slowakei „Randgebiete mitteleuropäischer Städte – Struktur und Dynamik räumlicher und sozialer Prozesse in den Städten Wien und Bratislava“ in Wien vorgetragen.

3 Eine analoge Situation beschreibt Claudia Peschel-Wacha: „Lebensbezirk Donaustadt“. Zur Imagebildung eines Wiener Gemeindebezirks. In: Bockhorn, Olaf, Gunter Dimt, Edith Hörandner (Hg.): *Urbane Welten*. Wien 1999, S. 143–160.

In knapp 30 Jahren ist hier jedoch eine neue Generation herangewachsen. Für diese Menschen bedeutet Petržalka das Zuhause, zu dem sie eine Gefühlsbeziehung haben, sie kennen kein anderes. Das Milieu der Siedlung formte sie und sie formen das Milieu. Wir beurteilen die Qualität eines Milieus (auch die Qualität der Menschen?) häufig nach den grauen Häusern mit den beschmierten Mauern, den darbenden Grünanlagen und der Menge abgestellter Autos. Doch die Bewohner haben sich an die visuellen Eindrücke gewöhnt und gelernt, ihre Wahrnehmung zu unterdrücken. Sie bewerten andere Qualitäten ihres Wohngebiets.

Aus öffentlichen Meinungsforschungen, die auch meine eigenen Erfahrungen aus Erhebungen bestätigt haben, ergeben sich für Petržalka vor allem folgende positive Bewertungen: Nähe zum Stadtzentrum und zur Staatsgrenze, begehrte Naherholungsgebiete, gute zwischenmenschliche Beziehungen unter der mittleren und jüngeren Generation (Nachbarkreise sind zum Teil auch Bekannten- und Freundeskreise). Auf die Bewertung des Milieus üben das Territorium der Wohnsiedlung, also der Ort, wo man wohnt, die Größe des Hauses, die Zusammensetzung der Hausbewohner, großen Einfluss aus. Petržalka ist in sich differenziert, und nicht alle Teile werden gleich bewertet.

Der Einzelne identifiziert sich mit dem Teil, wo er wohnt, aber nicht mit dem Ganzen. Das traditionelle System der Attraktivität des Raums in Richtung vom Stadtkern zu den Rändern hin funktioniert hier gerade umgekehrt. Am begehrtesten sind die Randzonen und am wenigsten attraktiv ist die Mitte. Die ganze Wohnanlage (Hochhäuser) steht isoliert in einem unbesiedelten Raum. Das Rathaus befindet sich in einem Hochhaus im Zentrum. Es ist von frequentierten Straßen umringt und seine Umgebung stellt keinen besonders bevorzugten Wohnraum dar. Die größten Kulturzentren stehen ebenfalls an Straßen, aber Plätze bzw. Parkanlagen können bei ihnen nicht entstehen. Diese findet man schon eher in den Vierteln, wo der Alltagsbetrieb pulsiert – hier gibt es Geschäfte und Schulen, man kann auf einer Bank sitzen, sich mit Freunden, Bekannten treffen u.a.m. All das erzeugt ein Gefühl der Eingliederung in den sozialen und materiellen Raum, ein Gefühl von Zuhause. Im Nebenviertel hat man ein solches Gefühl schon nicht mehr. Positiv auf die Identifizierung mit dem Raum können auch Objekte wirken, die von Menschen aus anderen Teilen der Stadt oder Bratislava besucht werden und auch als Orien-

tierungszeichen dienen, z.B. „Ich wohne bei Billa, ... am See, ... beim Tesco“. Die Nähe wichtiger Objekte steigert häufig die Bewertung des Wohnviertels, auch wenn es oft sehr relative Werte sind. Die Randteile bieten den Bewohnern ein Erholungshinterland, einige auch die Nähe zum Zentrum Bratislavas, also die Nähe zu einer Umweltalternative (Blick auf die Burg, Grünanlagen, Wasserflächen). Der Wohnort ist somit ein wichtiges Element der Identifikation des Menschen mit seiner Umwelt und der Bewertung ihrer Qualitäten.

In das Leben der Einwohner von Petržalka traten vor zwei Jahren die Einkaufszentren, die dicht neben der Wohnanlage errichtet wurden. Diese sog. ephemeren Bauten mit minimaler architektonischer Gestaltung wurden zum meistbesuchten Ort Petržalkas auch durch die Bewohner anderer Viertel Bratislavas und von außerhalb der Stadt. Die Menschen verbringen hier sogar Teile des Wochenendes. Diese Einkaufsmärkte griffen auch in das Leben entfernterer Gebiete ein. Sie gefährden kleine Gewerbetreibende, die nach 1989 in den Eingangsbereichen der Wohnhäuser Geschäfte gegründet haben, womit sie damals auch zur Schaffung einer familiäreren Atmosphäre im Wohngebiet beigetragen hatten. Die Popularität der Einkaufszentren überschattete die ablehnenden Stimmen der Einwohner anliegender Häuser. Paradoxerweise ist der Einkaufsmarkt, der von den Wohnhäusern etwa 100 m entfernt steht, die ganze Nacht über geöffnet. Vox populi ist in Petržalka allgemein schwächer als die Interessen der Investoren. Und der Investor respektiert nicht die Bedürfnisse von Teilen der Wohnsiedlung nach nächtlicher Ruhe, sondern er will aus allem möglichst viel herausholen. Der Widerstand der Bewohner richtete sich vor allem gegen Tankstellen und Großgaragen. Als die Bürger nach vergeblichen Protesten verstummten, konstatierten die städtischen Beamten, dass schließlich auch die protestierenden Einwohner begriffen hätten, dass der Bau nutzbringend sei. Die verlorenen Schlachten um die Umweltqualität aber bestärken finanzkräftigere Einwohner in dem Gedanken, Petržalka zu verlassen. Die Wohnsiedlung verliert so die Schicht jener Menschen, an denen ihr gelegen ist. In Bratislava ist es leider bislang noch nicht üblich, wie etwa in Wien, dass an einem Bauwerk eine Tafel mit dem Namen des Bürgermeisters, der sich um diesen Bau verdient gemacht hat, angebracht wird.

Das Miteinanderleben von Menschen aus sozial unterschiedlichen Schichten mit unterschiedlicher Finanzkraft in einem Haus bringt

Probleme mit sich, die sich auch am Aussehen der Häuser und ihrer Umgebung niederschlagen. Diejenigen, die in der Vergangenheit die Wohnungen nahezu umsonst bekamen und nie viel in sie investierten, haben in der Regel eine schlechtere Beziehung zum gemeinsamen Eigentum als jene, die die Wohnungen für teures Geld erwerben mußten. Auch die Erneuerung der Häuser wird oft durch Einzelne erschwert, die es ablehnen, sich finanziell daran zu beteiligen. Nicht nur die Einwohner, sondern auch die Behörden sind in diesen Fällen häufig machtlos, oder die Lösungen dauern sehr lange.

Generations- und Kommunikationsaspekte bilden ein eigenes Kapitel der Erforschung der Sozialkultur der Wohnsiedlung und sind wiederum in sich differenziert. Gelegenheit für Mütter von Kleinkindern, einander kennenzulernen, sind Kinderspielplätze, die Bänke und Kindergärten. Höfe dienen als Spielplätze für Kinder und Jugendliche, meist in Gruppen, und haben feste Regeln für die Benützung. Die Kindergruppen sind durch Alter, Wohngebiet, besuchte Schulen und Interessen unterschiedlich. Während die Kinder unter den Fenstern, ja auch in den Toreinfahrten der Wohnhäuser, allgemein toleriert werden, ist die heranreifende Jugend in einer wesentlich schwierigeren Situation. Gruppen, die dort herumstehen oder lärmend debattieren, werden nur mit Unwillen, oft auch mit Angst von jenen Einwohnern, deren Kinder der Gruppe nicht angehören, akzeptiert oder sogar durch bauliche Veränderungen aus den geschützten Nischen unter den Fenstern vertrieben. Ein Zusammenschluß von Erwachsenen ohne Kinder in den Erholungsräumen außerhalb der Häuser ist die Ausnahme. Nur wenige Menschen im Pensionsalter leben in Petržalka, sie können als „unsichtbare Generation“ bezeichnet werden.

Eine analoge soziale Kommunikation wie zwischen den Müttern mit Kleinkindern besteht auch zwischen Hundebesitzern. Hunde regnen nicht nur zwischen ihren Besitzern zu Gesprächen an, sondern auch zwischen den Hundebefürwortern und -gegnern in der Siedlung. Allen Verfügungen zum Trotz räumt fast niemand den Hundekot weg, es wird aber auch niemand deswegen belangt. Wenn nach einer längeren Zeit der Schnee taut, sieht die Anlage katastrophal aus. Die Grünflächen sind minimal gepflegt, und die Maßnahmen der Firmen im Rahmen der kommunalen Erhaltung der Rasen und Bäume werden von der Öffentlichkeit kritisch aufgenommen.

Der sozialen Kommunikation dienen kulturell-gesellschaftliche Veranstaltungen. Es gibt nur wenige Kulturzentren. Eines davon –

genannt Zrkadlový haj (Spiegelhain) – überragt durch seine Qualität den üblichen Rahmen in der Siedlung. Der Stadtteil organisiert Veranstaltungen mit einer Tendenz, zur lokalen Tradition zu werden und zur Festigung der Identität beizutragen, etwa die Petržalka-Tage, Maskenbälle, Sportveranstaltungen wie Ruderregatten oder Fußballspiele. Kulturell-gesellschaftliche Veranstaltungen finden auch auf anderen Organisationsebenen statt – in Schulen, Kindergärten, Vereinen, ja auch in der Selbstverwaltung eines Hauses, die aber eher eine Ausnahme bildet. Das Freizeitangebot am Donauufer ergänzen kulturelle, Messe- und Handelseinrichtungen von gesamtstädtischer Bedeutung (Theater Arena, Unterhaltungs- und Geschäftszentrum Aupark, Ausstellungsanlage Incheba).

Eine gewisse Rolle spielen auch unpersönliche Kommunikationsformen im Wohngebiet wie etwa Anzeigetafeln, Reklameflächen und Massenmedien wie Lokalzeitung und Fernsehen. Sie helfen, sich zu orientieren, sie vermitteln Informationen, Meinungen zu aktuellen Problemen, sie zeigen einen bestimmten Teil des Lebens in der Siedlung auf. Das gelingt vor allem der Zeitung. Das Lokalfernsehen von Petržalka ist von sehr schlechter Qualität. So wie viele Siedlungen, entstand Petržalka auf dem Boden einer Stammgemeinde. Von ihr sind nur Torsi und ein Viertel mit Einfamilienhäusern und Gärten am Westrand übrig geblieben. Die alten Häuser werden zu Firmensitzen umgebaut. Ein Teil der ursprünglichen Einwohner lebt in Plattenbauten, stellt aber nur einen geringen Prozentsatz der Siedlungsbewohner. Sie haben wenig Einfluss auf die Gestaltung der Beziehungen der Bewohner zur Wohnsiedlung. Im alten Teil von Petržalka gibt es einen einzigen Friedhof. Die meisten Siedlungsbewohner werden aber in anderen Teilen Bratislavas beerdigt. Über die Gräber der Vorfahren entsteht somit keine Identität zu Petržalka, dazu ist die Siedlung auch noch zu jung.

Die Dynamik der Entwicklung ist markant, auch in kürzeren Zeitintervallen. Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs sind zu den negativen Charakteristika der Siedlung weitere allgemein-gesellschaftliche Entwicklungstendenzen hinzugekommen: Individualismus, Besitzdifferenzierung, Anstieg der Kriminalität und Drogensucht, Arbeitslosigkeit, Abbau der Vorschuleinrichtungen, Privatisierung, kommerzielle Nutzung von öffentlichen Freiräumen usw. Auf der anderen Seite ist in den letzten Monaten ein gewisser Bruch in der Bewertung der Wohnsiedlung durch ihre Einwohner zu beobachten.

Häufig kann man die Feststellung hören: „Aber in unserem Teil ist es ganz gut.“ Die Beziehung der jungen Generation zu ihrer Wohnumgebung illustriert die Erzählung einer bekannten slowakischen Moderatorin. Sie stammt aus der Mittelslowakei, aus dem Dorf Tisovec, und wohnte in Petržalka. Im Zuge ihrer erfolgreichen Karriere baute sie sich ein Haus in einem attraktiveren Viertel der Stadt, wo ihre Tochter auch einen Hund und eine Katze haben kann. Als sie ihr neues Haus als Zuhause bezeichnete, hielt die Tochter ihr vor: „Aber Mutti, was sagst du da. Du bist in Tisovec und ich in Petržalka zuhause.“

*

Die Ethnologie kann somit zu Kenntnissen über die Wohnsiedlung in folgenden Forschungsbereichen beitragen:

- Beziehung des autochthonen und des neuen Teils der Wohnsiedlung und ihrer Bewohner zueinander
- Generations- und Familienunterschiede in der Lebensweise der Bewohner
- Funktionieren des sozialen Lebens im Rahmen der kleineren territorialen Einheit der Wohnsiedlung
- Nachbarliche Beziehungen im Haus, auf der Straße, im Block
- Freizeit
- Interessens-, konfessionelle Vereinigungen
- Beziehung zur Umwelt
- Kulturell-gesellschaftliche Veranstaltungen und die Bedeutung ihres Potentials für die Formung der lokalen Identität
- Migration aus der und in die Siedlung (Arbeit, Familie, Erholung, Verkehrsarten u.a.).

Bestens bewährt hat sich die Kombination von qualitativen Methoden (Beobachtung, Gespräche) mit quantitativen (Umfragen, Statistiken). Die Verbindung der ethnologischen Aspekte und Forschungsmethoden mit soziologischen erweist sich bei der Suche nach Spezifika der Lebensweise im heutigen Stadtmilieu als optimal. Für die Urbanethnologie eröffnet sich mit der Untersuchung der heutigen Prozesse und Erscheinungen ein Raum, in dem sie mit den verwandten Disziplinen produktiv zusammenarbeiten und der breiteren Öffentlichkeit einen möglichst objektiven Einblick in unser Alltagsleben geben kann.

Die aktuellen Veränderungen in den verschiedenen Stadtvierteltypen verschwimmen und verschwinden nur allzu leicht. Greifen wir sie erst in ein paar Jahren auf, sind sie schwerer zu fassen und bringen

womöglich auch ungenauere Befunde. Die lebhaften Reaktionen der Öffentlichkeit und der Vertreter der Stadtinstitutionen auf die ersten Ergebnisse dieser Forschungen bestätigen jedenfalls die Orientierung der Ethnologen auf die Stadtforschung in der Gegenwart.

Zuzana Beňušková, The Quality of Life in the Bratislava Petržalka Housing Development

The starting point of this essay is a consideration of the Petržalka residential district of Bratislava that, given the size of its population, could be considered the third largest city in Slovakia after Bratislava itself and Košice. Petržalka has a bad reputation. Its longer-term residents feel themselves justified in their belief that they live in a district that is inferior to other Bratislava districts. After 30 years, however, a new generation has grown up, and for them Petržalka is home. The essay seeks to illuminate which aspects either positively or negatively influence the relationship of residents to this district, and draws attention to the research areas in which ethnology can contribute to the understanding of a particular city milieu.

Weitere Literatur

Čukan, Jaroslav: Vzt'ah Nitranov z Radošinskej doliny k rodisku. In: *Etnologické rozpravy* 7, 2000, S. 81–90.

Feglová, Viera, Peter Salner: Bratislava und Petržalka zwei Gestalten einer Stadt. In: *Acta Ethnographica Hungarica* 42, 1997, 1–2, S. 167–174.

Ratica, Dušan: Psychologische Aspekte der Adaptation in der Umwelt einer Wohnsiedlung. In: *Ethnokulturelle Prozesse in den Großstädten Mitteleuropas*. Bratislava 1992, S. 57–65.

Metamorphosen einer Kulturlandschaft

Bau- und Wohnformen im südlichen Umland von Wien

Vera Mayer

Der Großraum Wien war in den vergangenen Jahrzehnten durch einen bedeutenden Strukturwandel im Stadt-Land-Verbund gekennzeichnet. Die Suburbanisierung – d.h. räumliche Verlagerungsprozesse städtischer Funktionen aus dem Stadtkern an den Stadtrand – gehörte dabei zu den prägenden Stadtentwicklungstendenzen. Weitere Begriffe wie Ballungsgebiet, Peripherie, periurbaner Raum, Zwischenstadt u.a. charakterisieren die neuen funktionalen und physiognomischen Raumeinheiten. Der Beitrag referiert über Begriffsbestimmungen und Untersuchungsstand der Stadtentwicklungsforschung, um sich dann im Detail mit dem südlichen Umland von Wien zu beschäftigen. Der Einfluß neuer Lebensstile, Wohnansprüche und demographischer Entwicklungen findet ebenso Berücksichtigung wie die wechselnden architektonischen Konzepte.

1. Einführung

Der Strukturwandel im Stadt-Land-Verbund ist im Großraum Wien durch die Prozesse der Gentrification und Suburbanisierung gekennzeichnet. Räumliche Verlagerungsprozesse städtischer Funktionen aus dem Stadtkern an den Stadtrand – Suburbanisierung – gehören dabei zu den wichtigsten Stadtentwicklungstendenzen der Nachkriegszeit in den meisten amerikanischen und europäischen Metropolen. Die räumlichen, baulichen, demographischen und wirtschaftlichen Entwicklungen in den Randzonen der Stadt sind dabei im Zusammenhang mit denen in der Kernstadt zu verstehen. So deutet der Vergleich der Bevölkerungsentwicklung in der Stadt Wien und im Wiener Umland auf die seit den sechziger Jahren starke Suburbanisierungstendenzen hin. Während die Bevölkerungszahl im Wiener Umland seit den sechziger Jahren kontinuierlich angestiegen ist (zwi-

schen 1991 und 2001 um 9,1%-Punkte), hat die Stadt Wien 1981 ihren Bevölkerungstiefstand mit -5,5%-Punkten, im Vergleich zur Volkszählung 1971, erreicht. Seit den achtziger Jahren ist die Bevölkerungszahl in Wien leicht angestiegen (zwischen 1991 und 2002 um 1,5%-Punkte). Während die Bevölkerungszahlen in Wien Mitte und Wien West weiterhin rückgängig sind, verläuft die Bevölkerungsentwicklung im Nordosten der Stadt Wien äußerst dynamisch. Nach einem Bevölkerungsrückgang zwischen 1961 und 1991 ist zwischen 1991 und 2001 im Nordosten die Bevölkerung um 17,7 %-Punkte angewachsen. In absoluten Zahlen weist der Nordosten der Stadt die höchsten Bevölkerungszahlen auf. Dies ist auf die umfangreiche Wohnbautätigkeit in den Entwicklungsachsen zwischen Floridsdorf und Stadlau zurückzuführen. Auch die südliche Entwicklungsachse Wiens verzeichnet seit den achtziger Jahren leichte Bevölkerungszuwächse. Insgesamt sind in den Stadterweiterungsgebieten an der Nordost- und Südachse der Stadt Wien durch die Neubautätigkeit zwischen 1961 und 1981 rund 85.000 neue Wohnungen entstanden.

Das Jahr 1962 bedeutete dabei einen Meilenstein in der Geschichte des sozialen Wohnungsbaus der Stadt Wien. Anfang Oktober wurde nämlich der erste städtische Fertigteilbau im Rohbau vollendet. Von dieser fortschrittlichen, rationalen und funktionalen Bauweise versprach man sich ein Eindämmen der quantitativen und qualitativen Wohnungsnot. Als eine erhoffte Steuerungsmaßnahme gegen die Wohnsuburbanisierung und das Zweitwohnungswesen zeigten die Einführung der Montagebauweise und die intensive Bautätigkeit allerdings wenig Erfolg. Die in den sechziger und siebziger Jahren einsetzende Stadtflucht wird auch in Wien als die Reaktion der Menschen auf die „Unwirtlichkeit der Städte“, die Umweltbelastung, das Verkehrschaos und den Lärm, auf die Stadt als Ort der Aggression interpretiert (Push-Faktoren). Weitere Gründe für die Wohnsuburbanisierung sind der Wohlstand der kaufkräftigen Mittelschicht mit ihren erhöhten qualitativen und quantitativen Wohnraum- und Flächenansprüchen, die gestiegene Mobilität, neue Kommunikationstechnologien und nicht zuletzt die niedrigeren Grundstückspreise im Umland (Pull-Faktoren).¹

Die Gründe für die Industrieverlagerung lagen in der Krise der fordistischen Massenproduktion und in der darauf folgenden Dein-

1 Burdack, J., G. Herfert: Neue Entwicklungen an der Peripherie europäischer Großstädte. Ein Überblick. In: Europa Regional 6 (1982), Heft 2, S. 26-44.

dustrialisierung von großen Städten. Nach Burdack/Herfert² entstehen mit den neuen flexiblen Produktionsstrukturen neue Standortmuster. Der betriebliche Strukturwandel fördert flächenintensive, eingeschobige Fabrikanlagen und, infolge einer Zunahme des LKW-Transports, schnelle und gute Verkehrsanbindungen. Die Entstehung neuer kleiner oder mittelgroßer Industrie- und Handelsunternehmen im Umland ist für die postfordistische Ära charakteristisch.³ Die Verlagerung von Handel und Dienstleistungen und das Entstehen großer Einkaufszentren im Umland kann als Folge der beiden oben genannten Entwicklungen sowie als Konsequenz von Globalisierung und Firmenfusionen interpretiert werden.

Mit der Neubewertung von Freizeit ergeben sich weiters geradezu ideale Voraussetzungen für die kommerzielle Nutzung von Freizeitbedürfnissen. Für die Freizeitindustrie sind die Randgebiete großer Städte die idealen Standorte für Großeinrichtungen, die auf hohe Besucherzahlen aus einem großen Einzugsbereich zielen (Multiplex-Kinos, Freizeitparks, Veranstaltungshallen). Es entstehen aber auch kleinere Einrichtungen wie z.B. Spielhallen, Tennis- und Golfplätze, Fitness-Center und Sonnenstudios.

Derartige periphere Standorte treten in Konkurrenz zu den traditionellen Einrichtungen, woraus eine Schwächung gewachsener Siedlungsstrukturen resultiert. Die traditionellen räumlichen, wirtschaftlichen und sozialen Beziehungen und Abhängigkeiten zwischen Stadt und Land verlieren ihre Gültigkeit. Häußermann und Siebel⁴ meinen: „Das uns von alten Bildern vertraute Gegenüber von freier Landschaft und aufgetürmter Stadt löst sich auf. Beides verschwindet im Brei der Agglomeration.“

1.1 Begriffsbestimmung

Die Entwicklungen in den Randzonen der Städte haben heute bereits eine Qualität angenommen, die mit dem Begriff „Suburbanisierung“ nur unzutreffend bezeichnet werden kann, da dieser in der Wortbedeutung ein gravitatives Gefälle zwischen dem Kernraum der Innenstadt und den Ergänzungsräumen der suburbanen Zone suggeriert.

2 Burdack/Herfert: Neue Entwicklungen (wie Anm. 1).

3 Burdack/Herfert: Neue Entwicklungen (wie Anm. 1).

4 Häußermann, H. u. W. Siebel: Neue Urbanität. Frankfurt am Main 1987, S. 105–106.

Mit der gewachsenen Mobilität der Bevölkerung und der Verlagerung von ursprünglich auf den Kernraum konzentrierten Versorgungseinrichtungen und Arbeitsstätten sind neue Raumsysteme entstanden, die mit gravitativen Kern-Rand-Modellen (Zentrale-Orte-Modell, Modell der Stadtregion, Modell der Regionalstadt) nur noch unvollständig abgebildet werden können. Die neue postfordistische Metropole entwickelt sich zu einem polyzentrischen Gebilde, das aus einem Geflecht ungleich entwickelter Siedlungsgebiete und neuer Standorte, die im idealen Fall untereinander durch Autobahnen und Schnellbahnen verbunden sind, besteht.

Eine Vielzahl an Begriffen versucht dabei, die neuen funktionalen und physiognomischen Raumeinheiten am Stadtrand zu charakterisieren. Neben der Suburbanisierung sind es Begriffe wie Ballungsgebiet, Verdichtungsgebiet, Stadtregion, Agglomeration, Peripherie, Stadtumland, Stadtrand, „Outskirts“, periurbaner Raum, Zwischenstadt, „urban sprawl“, „Outer City“, „Edge City“ und nicht zuletzt der Ausdruck Speckgürtel. Die inhaltlichen Füllungen und Abgrenzungen der Begriffe bleiben dabei oft unscharf und eine unkritische Übernahme der für amerikanische Entwicklungen geschaffenen Terminologie wird als problematisch angesehen.⁵ Diese Vielfalt der Begriffe ist auch ein Hinweis auf die räumlich und qualitativ unterschiedlichen Stadien dieser Prozesse in Nordamerika und Europa. Die vielfältigen Bezeichnungen sind weiters ein Hinweis darauf, daß die Kulturlandschaften in den städtischen Randgebieten in ihrer Komplexität sehr schwer erfaßbar sind, unter anderem auch deswegen, weil sie sich in einem permanenten, intensiven Umwandlungsprozeß befinden.

Eine COST-Aktion (C 10), die dieses Phänomen interdisziplinär und international untersucht, bezeichnet die Randzonen der Städte wertneutral als „Outskirts“. Im folgenden wird der Begriff „Randgebiete“ verwendet, der ausschließlich auf die Lage, nicht aber auf funktionale Verflechtungen zu den Kernstädten abzielt. Als Randzonen bzw. Outskirts werden nach dieser Arbeitsdefinition räumliche Bereiche der Städte bezeichnet, die sich außerhalb der dicht bebauten Kernstadt befinden. Zu den Randzonen gehören daher die äußeren Stadterweiterungsgebiete (Teile des 10., 11., 20. bis 23. Bezirks) und das Umland von Wien – die suburbanen Zonen sowie die sich im Umland befindlichen kleineren urbanen Zentren. Dieser Beitrag setzt sich mit den Entwicklungen im südlichen Wiener Umland auseinander.

5 Burdack/Herfert: Neue Entwicklungen (wie Anm. 1).

In Anlehnung an Häußermann/Siebel⁶ wird hypothetisch für die Charakterisierung der Randgebiete Wiens davon ausgegangen, daß eine „handhabbare Definition“ schwierig ist, da die hier ablaufenden Prozesse widersprüchlich und widerständig sind, weil sie das Produkt gesellschaftlicher Prozesse und sozialer Bewegungen in einem bestimmten Raum und einer bestimmten Zeit sind, die ihre eigenen Gesetzmäßigkeiten besitzen. Es ist weiters zu berücksichtigen, daß das Umland von Wien keine wirtschaftliche, politische, soziale und kulturelle Einheit darstellt, sondern es gerade umgekehrt ist. Auch das Stadtumland hat sich ausdifferenziert, es entstehen viele lokale Lebensräume und Lebenswelten, die nebeneinander aber nicht miteinander existieren. Dabei sind auch die Entwicklungen innerhalb einer Stadtregion von unterschiedlicher Intensität und Qualität. Die Randgebiete zeichnen sich durch eine Vielschichtigkeit und Gegensätzlichkeit, durch ein gewisses Chaos und durch die Vermischung verschiedenster Funktionen sowie des Traditionellen und des Innovativen aus. Diese Attribute sind im Fall der optisch und ästhetisch erfassbaren Phänomene, wie der Kulturlandschaft und des Wohnbaus, besonders auffallend. Für die Bau- und Wohnformen ist typisch, daß sich hier städtische und ländliche Formen vermischen.

1.2 Forschungsstand

Für die Wahrnehmung der Randgebiete war charakteristisch, daß das Stadtumland als ein vom Stadtkern abhängiger Raumkörper angesehen wurde. Das Umland als ein Anhängsel der Stadt, ein Ausweichort für Industrie, Handel und Wohnen, ein Freizeit-Ausweichquartier für die geplagten Städter. Dieser Raum hat aber auch gleichzeitig von dieser Nähe profitiert, sei es als Zulieferer von Lebensmitteln und frischem Gemüse in die Stadt, durch die Entstehung neuer Arbeitsplätze, durch den lukrativen Verkauf von Grundstücken oder durch einen sozioökonomischen Aufstieg.

Die einseitige Perspektive aus der Sicht der Stadt prägte auch das Bild der Wissenschaft. Die Forschungsansätze hießen dann Stadt-Land-Gegensatz (Dichothomie) und später Stadt-Land-Kontinuum.

6 Häußermann, H., W. Siebel: Urbanität (= Beiträge zur Stadtforschung, Stadtentwicklung und Stadtgestaltung, 38). Hg. vom Magistrat der Stadt Wien, MA 18. Wien 1992, S. 105.

In der Sachkultur etwa wurden Stadt-Land-Modelle ausgearbeitet, die auf die Übernahme städtischer Muster (kulturelle Phänomene, Bau- und Wohnformen, Trachten) im ländlichen Raum hindeuten. In den Kulturwissenschaften hat die Diffusionsforschung der städtischen, bürgerlichen Kultur die Rolle des Innovators eingeräumt und die ländliche Kultur, aufgrund der Übernahme diverser bürgerlicher Kulturmuster, lediglich als eine rezipierende Kultur verstanden. Die Tatsache, daß das Umland eine eigene Identität besitzt und als Träger von Innovationen gelten könnte, wurde selten diskutiert. Lediglich im Rahmen des Regulationsansatzes wird die großstädtische Peripherie als „dynamischer Ort“ bezeichnet.⁷ Dieser Raum hat aber auch nie versucht, sich als ein eigenständiger Raumkörper zu deklarieren, zu stark unterschiedlich waren und sind hier die Interessen einzelner Umlandgemeinden.

Das Thema der Stadtrandgebiete erlebt gerade eine Konjunktur. Der neueste Forschungsansatz geht in Richtung neuer Strukturen und der Dynamik urban-periurbaner und ländlicher Räume (urban-periurbaner-ruraler Verbund). Die verstärkte Wahrnehmung der Kulturlandschaft im Umland von Städten und ihrer Veränderungen hängt mit der in den neunziger Jahren verstärkten Sensibilisierung für die Umweltproblematik sowie für die Fragen der nachhaltigen Entwicklung zusammen. Als Gegentrend zu den Globalisierungstendenzen und teils infolge der EU-Regionalpolitik entwickeln die Umlandgemeinden gemeinsam mit der Kernstadt langsam ein neues regionales Selbstbewußtsein. Die Hegemonie der großen Zentren gibt es nicht mehr. Neue Impulse können heute überall entstehen, auch in der Peripherie.

2. Die Metamorphosen der Kulturlandschaft im südlichen Wiener Umland

Die Kulturlandschaft, ein Zusammenwirken von menschlichen Tätigkeiten, kulturellen Formen und naturhaften Bedingungen, ist einem kontinuierlichen Wandel unterworfen. Um diesen Wandel zu verstehen, müssen wir über die sichtbaren Veränderungen von physischen Strukturen wie Klima und Natur oder räumlich-baulichen Gegebenheiten (Flächen, Siedlungen, Häuser, Wege, Straßen, Eisen-

⁷ Burdack/Herfert: Neue Entwicklungen (wie Anm. 1).

bahn, Wasser) hinaus vor allem auch technologische und wirtschaftliche Entwicklungen sowie unsichtbare, dynamische Prozesse (die Menschen und ihre Handlungen, Ideologien und Konflikte) berücksichtigen.

Die Siedlungsexpansion für Industrie-, Einkaufs-, Wohn- und Erholungszwecke in den letzten Jahrzehnten führte, neben vielen positiven Effekten (u.a. das Wirtschaftswachstum und die Erhöhung der Wohnqualität der Bevölkerung), vor allem im südlichen Wiener Umland – einer Kulturlandschaft mit traditionellen kleinstädtischen und dörflichen Strukturen – zu negativen Begleiterscheinungen wie etwa einem anwachsenden motorisierten Individual- und Güterverkehr, einem dramatischen Anstieg des Flächenverbrauchs und einer Zersiedelung der Landschaft. Eine zunehmende Polarisierung zwischen den Wohnvororten und den Einkaufs- bzw. Industrievororten macht sich hier bemerkbar. Im Fall des Wiener Umlandes wird in der Öffentlichkeit vielfach argumentiert, daß es durch die Suburbanisierung der Umlandgemeinden zunehmend zu einer Verdrängung beziehungsweise Zerstörung traditioneller kleinstädtischer und ländlicher Siedlungsstrukturen kommt. Einige der wiennahen Gemeinden befürchten, durch das Auspendeln der Arbeitskräfte, den Kaufkraftabfluß und die Abwanderung von jungen Menschen infolge der hohen Wohnungs- und Grundstückspreise von der Metropole absorbiert zu werden. Dabei verlaufen die Entwicklungen je nach Gebiet und Gemeinde unterschiedlich.

Das Ziel der städtischen Expansion zu Wohnzwecken in den sechziger Jahren waren im südlichen Wiener Umland zunächst die landschaftlich reizvollen Gegenden des Wienerwalds und dessen östliche Abhänge zum Wiener Becken. Hier befinden sich traditionelle Weinbau- und Sommerfrischeorte wie Perchtoldsdorf, Gießhübl, Brunn am Gebirge, Maria Enzersdorf, Mödling, Gumpoldskirchen, Baden, Bad Vöslau u.a. In den Hanglagen dieser Orte finden sich neben den Weingärten Villen und Einfamilienhäuser, die heute zu den exklusivsten und teuersten am Immobilienmarkt zählen. Die räumliche, bauliche und soziale Entwicklung der Gemeinde Perchtoldsdorf ist ein gutes Beispiel für diese Eroberung der Landschaft. Als Standort von Industriebetrieben konnte und wollte diese Marktgemeinde nie eine große Bedeutung erringen. Vielmehr hat es Perchtoldsdorf verstanden, sich bereits zwischen 1860 und 1918 als begehrter Sommerfrischeort für die Wiener und als einer der beliebtesten Wohnorte im

Nahbereich von Wien zu etablieren. Die Reblauskatastrophe in den Jahren 1887 bis 1897 förderte diese Entwicklung. Die Weinanbaufläche in Perchtoldsdorf ging von 1880 bis 1912 um rund 38% zurück – die brachliegenden Weingärten wurden an Wohninteressenten verkauft. Aus dieser Zeit stammt auch das repräsentative Villenviertel am Abhang der Heide. Bis heute haben sich viele Grundstücke in Perchtoldsdorf die schmale, lange Form der ehemaligen bäuerlichen Anwesen bewahrt.

Die Nähe zu Wien war auch in der Zwischenkriegszeit ein Anreiz, sich ein Einfamilienhaus in Perchtoldsdorf zu errichten, ebenso wie die seit 1883 bestehende Bahnverbindung von Liesing nach Kaltenleutgeben und die Inbetriebnahme der Dampftramway von Hietzing nach Perchtoldsdorf im gleichen Jahr. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Bewahrung dieser „Wohnidylle“ zur obersten Maxime der Kommunalpolitik. In den sechziger und siebziger Jahren wuchs die Marktgemeinde noch einmal erheblich. Es entstanden große Raster-siedlungen mit Einfamilienhäusern. Heute sind die Grundstücksreserven von Gemeinden wie Perchtoldsdorf beinahe erschöpft, sodaß hier innere Verdichtung forciert wird.

Der Weinbau hat früher das Wirtschafts- und das Sozialgefüge und die Lebensformen der Bewohner wesentlich beeinflusst, heute ist das in weit geringerem Ausmaß der Fall. Dennoch ist Perchtoldsdorf aber weiterhin ein Sitz von relativ vielen Weinbauerbetrieben und ein beliebter Heurigenort für die Wiener. Im Jahr 1999 gab es in Perchtoldsdorf 97 Weinbaubetriebe und eine Weingartenfläche von 157 Hektar. Die Weinbauer wirken auch heute noch durch ihre traditionellen Bezüge als identitätsstiftender Faktor in der Gemeinde. In Perchtoldsdorf beginnt die sogenannte Thermenregion, ein Weinbaugebiet, das die Weinbaugemeinden in den Bezirken Mödling, Baden und Wiener Neustadt und knapp 3.000 Hektar Weingärten umfaßt.

Im Flachland östlich der Südbahn verlief die Entwicklung der ehemaligen Bauern- und Weinbauerorte unterschiedlich. Sie ist durch eine rasante Entwicklung von Handel und Industrie gekennzeichnet. Die Verkehrswege haben für die Raumentwicklung der ganzen Region eine große Bedeutung. Fast parallel zur Südbahn und Autobahn verläuft hier die alte Triester Straße (die heutige B 17). Ein wichtiges Denkmal des frühindustriellen Zeitalters ist der Wiener Neustädter Kanal, ursprünglich geplant als ein Wasserkanal zwischen Wien und Triest. Angesichts des Ausbaus der Südbahn wurde zwischen 1797

und 1803 nur eine kürzere und kostengünstigere Variante, von Guntramsdorf ausgehend, in der Gesamtlänge von 56 km fertiggestellt. Am Kanal wurden mehrere Fabriken, z.B. die Papierfabrik Guntramsdorf und Biedermannsdorf errichtet. Mit dem Bau der Südbahn verlor diese Verkehrsverbindung allerdings an Bedeutung. Der Bau der Bahn und die damit steigende Mobilität war im 19. Jahrhundert der bedeutendste Faktor für die Erschließung dieses Gebietes. Im Jahr 1839 wurde die Strecke Wien-Gloggnitz eröffnet, 1842 bis 1857 erfolgte der Ausbau der Trasse Wien-Mürzzuschlag-Graz-Laibach-Triest. Die Errichtung der A2, der Südautobahn – mit dem Bau wurde 1959 begonnen – und des Flughafens Schwechat trugen zu den dynamischen Entwicklungen in der Nachkriegszeit bei.

Der dynamische sozioökonomische Wandel und der Aufstieg der Gemeinden Vösendorf, Brunn am Gebirge, Wiener-Neudorf, Guntramsdorf, Biedermannsdorf, Traiskirchen u.a. begann erst nach dem Zweiten Weltkrieg. Der Rückgang der landwirtschaftlichen Produktion seit den sechziger Jahren war ein Anlaß, die nicht mehr für Ackerbau genützten landwirtschaftlichen Flächen in Bauland umzuwidmen. In den sechziger und siebziger Jahren erfaßte die Euphorie des modernen Bauens nicht nur die Stadt Wien, sondern auch die Gemeinden im Umland der Bundeshauptstadt. Zwischen der A 2 und der Bundesstraße B 17 (der ehemaligen Triester Straße) entstanden neue Handels- und Industriezonen, wie z.B. die SCS in Vösendorf sowie das Industriezentrum in Brunn am Gebirge. Ein weiteres Industriezentrum NÖ-Süd (auf dem Gelände der 1945 zerstörten „Ostmark-Werke“) wurde auf dem Gemeindegebiet von Wiener Neudorf, Guntramsdorf, Biedermannsdorf und Laxenburg errichtet und wird heute weiter ausgebaut. In Maria Enzersdorf-Südstadt wurde das große Bundessportzentrum-Süd errichtet.

Entlang der B 17 und der Südbahn entstanden in den sechziger und siebziger Jahren neue Wohnsiedlungen, meist Rastersiedlungen mit Einfamilienhäusern in offener Bauweise. Auf dem Gemeindegebiet von Maria Enzersdorf wurde zwischen 1960 und 1976 die sogenannte Südstadt errichtet – mit diversen Wohnformen von Hochhäusern bis zu Atriumshäusern. Die Gemeinde Wiener Neudorf errichtete neben der B 17 die Hochhäuser auf dem sogenannten Reisenbauerring – so, als ob sich die Gemeinde Wiener Neudorf nach einem städtischen Gepräge sehnen würde. Damals galt wohl das Städtische als fortschrittlich, das Ländliche als zurückgeblieben.

Die Bautätigkeit entlang der B 17 – zwischen Vösendorf und Guntramsdorf – setzt sich nun auf der zu den Weinbergen hin situierten Westseite weiterhin fort. Neue Industrie-, Handels- und Dienstleistungsunternehmen sowie Freizeiteinrichtungen siedeln sich an. Die Neubauten breiten sich hier aus, bis sie die hügelige Landschaft mit Weinbergen, unterhalb des Naturschutzgebietes Eichkogel, erreicht haben. Ende der siebziger Jahre, in einer Zeit, als das Umweltbewußtsein noch kein Begriff war, wurden diese Flächen als Bauland gewidmet. Hier sind heute natürlich die Konflikte zwischen den Umweltschützern, diversen Bürgerinitiativen und Verantwortlichen, d.h. den Gemeinden, vorprogrammiert. Bisher setzten sich die Grundstückseigentümer und Betreiber durch, und es werden weitere Baugründe zum Kauf angeboten. Die Blockaden der Anrainer der Bundesstraße B 17 blieben erfolglos. Erst vor einem Jahr hat am Ortsrand von Guntramsdorf ein berühmter Wiener Architekt direkt neben einem Badeteich das Bauen in der Landschaft geübt. In der Nachbarschaft dieses Bürohauses entstand inzwischen ein großes Billa-Geschäft. Hier sind meiner Meinung nach die Architekten und die Raumplaner direkt aufgefordert, ihre Vorstellungen und Visionen über die Gestaltung dieser Landschaft zum Ausdruck zu bringen und den Verantwortlichen zu zeigen, wie eine sinnvolle Nutzung bzw. Nichtnutzung hätte aussehen können.

Aufgrund der steigenden Grundstückspreise verschiebt sich die Bautätigkeit immer weiter in die äußeren Gebiete des Umlandes, wo die Grundstücke noch billiger sind als in der unmittelbaren Nähe der Großstadt. Aber auch im Norden der Agglomeration, wo sich die Bauaktivitäten in Grenzen hielten, ist seit den neunziger Jahren eine rege Bautätigkeit (Wohnhäuser, Baumärkte, diverse Handelsketten) zu verzeichnen.

Durch diese Entwicklungen veränderte sich die sozioökonomische Struktur der Gemeinden wesentlich. Die Gemeinde Maria Enzersdorf z.B. war früher Weinbau- und Wallfahrtsort, im Jahr 1992 wurden jedoch bereits 62% Beschäftigte im Dienstleistungssektor registriert. Eine rasante Entwicklung, von einem Bauerndorf zu einem bedeutenden Industrie-, Handels-, Freizeit- und Wohnort hat die Gemeinde Brunn am Gebirge zu verzeichnen. Eines der letzten großen Bauvorhaben im Ort ist der Bau des Businessparks Wien-Süd CAMPUS 21 mit Feuchtbiotopen und einem großen Fitneß-Zentrum in Brunn am Gebirge. Geworben wird zunächst mit den günstigen Verkehrsanbin-

dungen des Campus 21. Nur 12 km vom Stephansdom entfernt, mit eigener Autobahnanbindung an die A 21, liegt der Businesspark direkt am künftigen „Europakreuz“, der Schnittstelle von A 2, A 21 und geplanter B 301. Ein Campus-Shuttle pendelt zwischen dem Businesspark und den nahen U- und S-Bahnstationen. Wenn auch nicht alle Büros bereits besetzt sind, so ist doch offensichtlich, daß die Beschäftigten hier zu einem hohen Prozentsatz aus Wien stammen. Dies ist ein Hinweis auf die Verselbständigung des Umlandes. Es entsteht eine neue Siedlungs-, Bau- und Sozialstruktur der städtischen Randzonen, die auch neu zu definieren ist.

3. Bau- und Wohnstruktur im südlichen Wiener Umland

3.1 Historische Hausformen

Im Wiener Umland handelt es sich um ursprünglich dörfliche Strukturen, die Siedlungen sind mehrheitlich Straßen- und Angerdörfer mit einer geschlossenen Bebauung, mit den für den Osten Österreichs typischen Formen bäuerlicher Gehöfte wie dem Streckhof, Hakenhof oder den Dreiseithöfen. Im 19. Jahrhundert wurde bei den bäuerlichen Gehöften der Wandel von den Giebelhäusern zu den Breitfassadenhäusern vollzogen. Die Weinbauerhäuser besitzen oft ein Stockwerk. In den kleinstädtischen Ortszentren befinden sich die zweistöckigen Bürgerhäuser der Renaissance und des Barocks, ergänzt um die Bauten des Historismus.

3.2 Das Einfamilienhaus im Grünen kontra mehrgeschoßiger Wohnbau

Das Einfamilienhaus ist die dominierende Bauform in den Umlandgemeinden. Im Wiener Raum wußte bereits in der Renaissance der Adel, und seit dem Biedermeier auch das Bürgertum, den Aufenthalt auf dem Land und die frische Luft – als Inbegriff des gesunden Lebens im Gegensatz zur „kranken und schmutzigen Großstadt“ – zu schätzen. Durch den Bau der Bahn und durch die romantisch-ästhetisierende Bewunderung der Natur und des „reinen ländlichen Lebens“ wurden das Landleben und die Sommerfrische für jede großbürgerliche Familie, die etwas auf sich hielt, zu einem gesellschaft-

lichen Muß. Das Phänomen der Sommerfrische wurden von Schriftstellern, Musikern, Schauspielern und Intellektuellen richtiggehend gepflegt. Im Zeitalter des Historismus wurden die landschaftlich reizvollsten Gegenden des Wienerwaldes und die Hanglagen der Weinbauorte intensiv bebaut. Géza Hajos (1982) macht in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam, daß „trotz der Behauptung vieler Traditionalisten, daß sich die alten Häuser angeblich gut in die Landschaft einpassen würden, wurden zur Zeit der Begründung der modernen Denkmalpflege um 1900 die gründerzeitlichen Villen eindeutig als Elemente der Verhüttelung der Landschaft verstanden“. Gleichzeitig sind aber für Hájos⁸ die zahlreichen kleinen Villen der Wiener Berge auch ein Zeichen eines Selbständigkeitsdranges und der Flucht aus der erdrückenden Lebenswirklichkeit der Großstadt; das heutige Dilemma – mehrgeschoßiger Genossenschaftsbau versus Einfamilienhaus im Grünen – fand im Historismus seine Entsprechung im Antagonismus von Villa versus Mietskaserne bzw. großstädtisches Zinshaus. Für das kulturgeschichtlich kodierte Einfamilienhaus existieren zahlreiche historische Vorbilder.⁹

Die ganze Nation kann dabei in zwei Gruppen, in Befürworter und Gegner des Einfamilienhauses, eingeteilt werden. Angesichts der Zersiedelung stellen die Gegner die Frage, ob ein Einfamilienhaus überhaupt noch moralisch und der nächsten Generation gegenüber zu verantworten sei. Die Befürworter stellen die Gegenfrage, ob überhaupt jemand das moralische Recht besäße, der Mittelschicht, die zum Nutznießer des Wohnens in den städtischen Randzonen in den Nachkriegsjahren geworden ist, das erträumte und hart erarbeitete Einfamilienhaus zu verbieten? Wo liegt also das Problem? Das Problem liegt, wie fast immer, in uns. Die Mittelschicht hat einen hohen materiellen Wohlstand erreicht, eine hohe Lebens- und Wohnqualität. Sie kann ihre Wohnträume verwirklichen. Seitens der Bauwirtschaft wird um diese potentiellen Kunden intensiv geworben wie noch nie zuvor. Wir werden überhäuft mit sogenannten Wohnleitbildern, in-

8 Hájos, G.: Die „Verhüttelung“ der Landschaft: Beiträge zum Problem Villa und Einfamilienhaus seit dem 18. Jahrhundert. In: Eggert, K., G. Hajós, M. Schwarz, P. Werkner (Hg.): Landhaus und Villa in Niederösterreich 1840–1914. Hg. von der Österreichischen Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege. Wien–Köln–Graz 1982, S. 9–56.

9 Mayer, V.: Wohnpräferenzen von Jugendlichen in Wien. Ein Beitrag zur Kultur- und Sozialgeographie des Wohnens (= ISR-Forschungsbericht 27). Wien, Verlag der ÖAW, 2002.

strumentalisierten Botschaften in Form von Prospekten, Wohnzeitschriften, Fernsehwerbung usw., die uns diktieren, wie wir zu leben und zu wohnen haben. Es wird mit unseren Sehnsüchten und Wünschen gearbeitet.¹⁰ Diese Träume können laut Werbung leicht erfüllt werden: „Erfüllen Sie sich den Traum vom eigenen Haus ... schon ab EUR 123.471, 108 m² mit Grund ...“, versteht sich. Da wir bereits so umweltbewußt sind, handelt es sich selbstverständlich um Doppelhäuser bzw. Reihenhäuser, als einer Alternative zum Einfamilienhaus. Leistbares Wohnen, d.h. Kostenminimierung ist der Werbeslogan der Fertigteilhausfirmen: „Sinnvolle Bebauung mit Einfamilien-, Doppel- und Reihenhäusern, die die Kosten für Ihr Eigenheim erheblich reduzieren kann.“ Und „eine leichte Erreichbarkeit der City mit dem Auto“ wird selbstverständlich auch garantiert. Für die naturliebende Freizeitgesellschaft werden vermehrt Wohnhäuser mit einem Feuchtbiotop (Schwimmteich) angeboten. „Wohnen wie im Urlaub“ wird uns in diesen Seeparks bzw. Residenzen versprochen. Die Bungalows heißen jetzt Einfamilienvillen, man wohnt im Landhausstil oder ganz präzise im französischen Landhausstil, falls die Häuser Mansardendächer haben. Es fällt natürlich vielen schwer, diesen Verlockungen, die unsere Wohnträume erfüllen können, zu widerstehen.¹¹

Welche sind die Alternativen zum Einfamilienhaus im Wiener Umland? Im Süden von Wien plante ursprünglich 1957 Roland Rainer eine „Stadt der Zukunft“ für 10.000 Einwohner als Beitrag zur Entwicklung der sogenannten Bandstadt (einer Siedlungskette zwischen Wien und Wiener Neustadt). Das von Rainer entworfene Atriumhaus stellt eine wirtschaftlich und städtebaulich für die große Masse realisierbare Hausform dar und erfüllt den Wunsch der Bevölkerung nach einem Einfamilienhaus. Realisiert wurde in der Südstadt aber schließlich zwischen 1960 und 1976 ein Konzept mit mehrgeschoßigen Scheibenhäusern in Kombination mit dem verdichteten Flachbau.

Der mehrgeschoßige Wohnbau (ausgenommen die Arbeiterhäuser wie z.B. die der Wienerberger Ziegelerbeiter, die Arbeiterhäuser in Guntramsdorf aus der Zwischenkriegszeit) gehört gewiß nicht zur baulichen Tradition des Wiener Umlandes. Ein verstärkter Einzug des mehrgeschoßigen Wohnhauses in das Wiener Umland wird erst in den

10 Mayer: Wohnpräferenzen (wie Anm. 9).

11 Mayer: Wohnpräferenzen (wie Anm. 9).

fünfziger Jahren verzeichnet. Es handelte sich zunächst um die aus dem Wiener Gemeindebau der fünfziger Jahre bekannten Häusertypen. In den sechziger und siebziger Jahren war das Auftreten des mehrgeschoßigen Wohnhauses im Wiener Umland nicht mehr zu bremsen. Eine Bauperiode, in der man sowohl in der Stadt als auch im Umland ohne Rücksicht auf die vorhandene Bausubstanz und Siedlungsstrukturen in die Höhe baute. Heute sind die Randgebiete nicht mehr nur durch das Einfamilienhaus geprägt, es werden immer mehr Siedlungsanlagen mit mehrgeschoßigen Wohnhausanlagen errichtet. Die städtischen Bau- und Wohnformen breiten sich am Rand der Umlandsiedlungen aus. Aufgrund der steigenden Grundstückspreise verschiebt sich die Bautätigkeit immer weiter in die äußeren Gebiete des Umlandes, wo die Grundstücke billiger sind als in unmittelbarer Nähe zur Großstadt.

3.3 Wo bleiben die Architekten?

Den Architekten bieten die Randgebiete eine außerordentliche Gestaltungsfreiheit. Hier kann der Architekt Ideen verwirklichen, die im engen städtischen Raum kaum möglich wären. Es gibt viele Facetten des neuen Bauens im Umland von Wien, viele Architekten und Projekte wurden in diversen Veröffentlichungen gewürdigt.¹² Wenn es um Konzepte und Wohnformen geht, heißen die Schlagworte: das Einfamilienhaus, das Reihnhaus, der verdichtete Flachbau und die Gruppenwohnprojekte. Was die Bautechnologien betrifft, stehen das kostengünstige Bauen und kostensparende Systeme, etwa die Modulbauweise, im Vordergrund. Ziel ist die Leistbarkeit der neuen Häuser, die sich sowohl formal als auch in Bezug auf ihre Konstruktion an optimalen ökologischen und baubiologischen Kriterien orientieren. Bei den energetischen Konzepten geht es um die erhöhte Energieeffizienz und erneuerbare Energieträger (solare Niedrigenergiebauweise und das Passivhaus).

Standen die architektonischen Konzepte aus den achtziger Jahren unter dem Einfluß der Baubiologie und des kritischen Regionalismus, so handelt es sich bei den Bauwerken aus den neunziger Jahren um

12 Zschokke, V.: Orte: Architektur in Niederösterreich, 1986–1997. Birkhäuser 1997; ISWB – InfoService wohnen bauen – Wohnbauforschung: <http://www.iswb.at/index.htm>; NÖ schön erhalten – schöner gestalten.

eine Neuinterpretation der Zwischenkriegszeitmoderne, die Idee der Nützlichkeit und die Verbesserung stehen im Vordergrund. Nach der postmodernen Rückbesinnung auf die Tradition in den achtziger Jahren kommt wieder die Technologie, Form und Funktion, eine internationale bzw. globalisierte Architektur, die nach einem harmonischen Gleichgewicht zwischen dem Haus und der Landschaft, räumlicher Großzügigkeit sowie Weite, Transparenz und Klarheit sucht. Die regionale Kodierung steht nicht mehr zur Diskussion, vielmehr Energieersparnis, Umweltverträglichkeit und bessere Bauqualität, eine Architektur, die überall in vergleichbaren Landschaften errichtet werden kann. Garten und Schwimmbad weisen auf die Bedeutung der Freizeit hin. Es gibt aber weiterhin wenig visionäre Haus- und Wohnformen. Das zeitgenössische Bauen in den Randgebieten der Städte ist nicht in der Lage, die neue Identität dieser Gebiete zu prägen und zu fördern.

4. Ausblick

Durch die neuen Lebensstile, Wohnansprüche und demographischen Entwicklungen sowie teilweise Verlagerung des Arbeitens in den Wohnbereich wird das Interesse für das Wohnen in den Randgebieten der Städte weiterhin ansteigen. Das Einfamilienhaus bleibt weiterhin die dominierende Wohnform in den Randgebieten, in den stark urbanisierten Gebieten wird sich das mehrgeschoßige Wohnhaus durchsetzen. In den Randgebieten geht es aber nicht nur um neue Wohnungen, sondern um die wachsenden Industrie-, Einkaufs- und Büroflächen. So vertritt Sieverts¹³ die These, daß „trotz der weltweiten Verbreitung der Zwischenstadt alle Kulturen den Gestaltungsaufgaben hier ratlos und ohne Konzept gegenüber stehen. Diese Aufgabe ist mit den herkömmlichen Mitteln des Städtebaus und der Architektur nicht mehr lösbar, es müßten neue Wege beschritten werden, die aber noch unklar sind“.

Im Einvernehmen mit Sieverts heißt es: Einer der neuen Wege könnte der Weg zu einem neuen regionalen Bewußtsein sein. Die Entwicklung und Probleme der Stadt und des Umlandes kann man nicht mehr trennen. Es muß ein lebendiges regionales Bewußtsein in

¹³ Sieverts, T.: Zwischenstadt. Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land. Braunschweig, Wiesbaden 1999, S. 23.

Form einer Zusammenarbeit entstehen. Für diese Zusammenarbeit ist es aber wichtig, das städtische Umland als einen Raumkörper mit einer eigenständigen Identität zu begreifen. Wir müssen lernen, das Umland nicht nur aus der Perspektive der Stadt zu sehen. Wir müssen fragen, welche sind die Werte, die die Städter in den Randgebieten anziehen, wie kann die Stadt von der Peripherie lernen? Es müssen verborgene Zusammenhänge sichtbar gemacht werden. Dabei geht es nicht nur um die ökonomisch-funktionalen Qualitäten. Die Lebens- und Wohnqualität sowie die intakte Kulturlandschaft spielen schließlich auch für die Beurteilung des Wirtschaftsstandortes eine wichtige Rolle.

Die Antwort auf Sieverts These lautet: Die Probleme des Umlandes erfordern ein komplexes Denken und das auf mehreren Ebenen: auf der Ebene des Hauses, des Bauensembles, des Ortes, der Region, des Siedlungsraumes (wobei der letztere auch grenzüberschreitend sein kann bzw. muß). Ein komplexes Denken erfordert weiters eine Vernetzung des Wissens. Diese Problematik muß in einem breiten Verbund von „Raum – Wohnen – Arbeiten – Freizeit – Mobilität und Verkehr – Konsum – Gesellschaft und Soziales – Politik und Ideologie – Wirtschaft und Technologie sowie Ökologie“ behandelt werden. Ein transdisziplinärer Ansatz ist unumgänglich.

Eine der zentralen Fragen lautet dann: Ist eine Steuerung der Bau- und Wohnformen im suburbanen Raum notwendig und möglich, und welche sind dann die wichtigsten Steuerungsmaßnahmen? Als Möglichkeiten für die Entlastung des stark suburbanisierten Raumes stehen bisher folgende Regulierungsmaßnahmen zur Diskussion: Eines der möglichen Steuerungsinstrumente ist die Dezentalisierungsstrategie im Umland von Wien, wie sie im „Siedlungspolitischen Konzept Ostregion“ vorgestellt wurde. Es wäre daher wichtig, die Frage nach der Realisierung dieser Strategie zu stellen. Eine weitere Möglichkeit, um die Stadtflucht zu reduzieren, lge in der Erhöhung der Attraktivität der städtischen Wohnformen und in leistbaren Wohnungen in der Stadt, z.B. die Erhöhung der Wohnqualität in den Stadtrandsiedlungen durch Infrastrukturverbesserung (urbanistischer und architektonischer Ansatz) und durch die Identittsfrderung (soziokultureller Ansatz). Der Soziale Wohnbau und seine Siedlungs- und Bauformen müssen neu definiert werden, die Tendenz zum Eigentum sollte mehr gefördert werden. Schließlich müssen neue Bau- und Wohnformen für den suburbanen Raum entwickelt werden, die

den Lebensstilen unserer Informations- und Freizeitgesellschaft entsprechen und im Einklang mit der nachhaltigen Entwicklung stehen.

Vera Mayer, *The Metamorphosis of a Culture Landscape. Architectural and Residential Forms in the Southern Vienna Suburbs*

In the last decades, Greater Vienna has seen significant structural change in the relationship of urban to rural space. Suburbanization, that is, the spatial shift of city functions out of the center and to the edge of the city, has been one of the most significant tendencies in this change. Terms such as conurbation, periphery, periurban space, or intermediate city have been used to characterize the new functions and features of spatial units. The essay provides terminology as well as a description of the state of research in city and regional planning, and then turns to a more detailed examination of the southern Vienna surroundings. Changing ideas about architecture are included in this consideration, as are the influences of new lifestyles, new residential demands, and demographic developments.



Abb. 1: Perchtoldsdorf. Blick vom Kirchenturm Richtung Wienergasse und Wien.
Stadt und Umland sind bereits zusammengewachsen
(Foto: Vera Mayer, 2002)



Abb. 2: Perchtoldsdorf. Traditionelle Weinhauerhäuser im Ortskern
(Foto: Vera Mayer, 2002)



Abb. 3: Vösendorf. Blick vom Acker in Vösendorf auf die Stadt Wien.
Die scharfe Grenze zwischen Stadt und Land wird immer rarer
(Foto: Vera Mayer, 2001)



Abb. 4: Guntramsdorf. Ein typisches Bild am Ortsrand vieler Umlandgemeinden
(Foto: Vera Mayer, 2001)



Abb. 5: Wiener Neudorf. Städtische Wohnformen breiten sich im Umland aus
(Foto: Vera Mayer, 2001)

Mitteilungen

Über die Notwendigkeit einer Differenzierung städtischer Wahrnehmung

Manfred Omahna

Um sich als Stadt zu präsentieren, ist es notwendig, ein unverwechselbares Bild der Stadt mitsamt ihren kulturellen Einrichtungen und innerstädtischen Ästhetisierungsmaßnahmen zu entwerfen. Im Zentrum der Aufmerksamkeit steht die Innenstadt, die City, die als Kombination historischer Baustruktur, ästhetisierter Gestaltungselemente und Ideologie der New Economy präsentiert wird. In additiver Verbindung dazu stehen die Hochhäuser der globalen Ökonomie, wie beispielsweise jene in Frankfurt am Main, mit ihren Büros, Restaurants und Shopping Malls im öffentlichen Diskurs als Ausdruck für Fortschritt und Freiheit des Marktes. Das städtebauliche Angebot im Zentrum der Stadt avanciert zum Markenzeichen und steht symbolisch für die gesamte Stadt: Die Skyline für Frankfurt am Main, der Stephansdom für Wien, die Landungsbrücken für Hamburg, das Brandenburger Tor für Berlin usw. Die kulturelle Produktion der Menschen, ihre Beziehung zu Gebäuden, ihre Strategien der Aneignung städtischer Orte und Räume, aber auch die Strategien der Ausgrenzung werden durch das Symbol als Bild der Stadt in den Hintergrund gedrängt. Die City wird als saubere/sichere Einkaufs- bzw. Erlebnisstadt funktionalisiert. Die je eigenen Beziehungen der Menschen zum Stadtraum erhalten somit eine Art ideologisches Faktum, die „uns eine rein transitive Situation des Objektes einredet. Wir glauben, in einer praktischen Welt der Verwendung, der Funktionen und der totalen Domestikation des Objektes zu leben, und sind in Wirklichkeit, durch die Objekte, auch in einer Welt des Sinns, der Vernunftgründe und der Alibis: Die Funktion bringt das Zeichen hervor, aber dieses Zeichen wird in das Schauspiel einer Funktion zurückverwandelt“.¹ In Anbetracht der jüngsten Ereignisse in New York erhält die Forderung von Marc Augé, dass wir neu lernen müssen, den Raum zu denken,² traurige – weil nicht ernst genommene – Aktualität.

1 Barthes, Roland: Das semiologische Abenteuer. Frankfurt am Main 1988, S. 197.

2 Vgl. Augé, Marc: Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. Frankfurt am Main 1994, S. 46.

Schon Roland Barthes forderte Ähnliches, indem er auf den Konflikt zwischen Bedeutung und berechnender Vernunft verweist, „die alle Elemente einer Stadt einheitlich in der Planung erfassen will, wo es doch immer deutlicher auf der Hand liegt, dass eine Stadt ein Gewebe bildet, nicht aus gleichen Elementen, deren Funktionen sich inventarisieren lassen (...)“.³ Es geht also um die Forderung, den Versuch zu unternehmen, unterschiedliche Bedeutungsfelder bzw. unterschiedliche Diskursformen im Sinne einer Sprache städtischen Raumes sichtbar zu machen. Dazu soll hier ein kleiner Beitrag geleistet werden. Ich möchte einige Diskursebenen anführen, die für die Bedeutungsfindung im Sinne einer Sprache der Stadt relevant erscheinen.

Die Hochhäuser eines Stadtzentrums, wie zum Beispiel in Frankfurt am Main, erweisen sich als höchst differente sozialräumliche Gebilde, berücksichtigt man all jene Menschen, die – aus welchem Grund auch immer – das Gebäude benutzen. Die Macht über den Raum – nehmen wir als Beispiel den Main Tower (Generalmieter ist die Landesbank Hessen-Thüringen) – äußert sich in signifikanter Weise im angeeigneten physischen Raum, aber auch im Verhältnis zwischen den Benützern des Gebäudes (zum Beispiel im Verhältnis zwischen einem Vorstandsmitglied und einem Bediensteten einer Leihfirma, der als Raumpfleger eingesetzt wird). Die Positionen der Mitglieder des Verwaltungsrates der Bank manifestieren sich in den von ihnen eingenommenen Bereichen des 56 Geschoße umfassenden Gebäudes.⁴ Die Macht über den herrschenden Diskurs, über die Bedeutung des Gebäudes ist abhängig vom Kapitalbesitz der Akteure in seinen verschiedenen Varianten. In erster Linie wird das 200 Meter hohe Gebäude im öffentlichen Diskurs über die darin eingemieteten Firmen und deren ökonomischen Erfolg präsentiert. Der Wunsch nach Fortentwicklung, Streben nach „Höherem“ soll dabei zur Identitätsbildung der (nicht nur) in Frankfurt lebenden Menschen beitragen, wie ein Eintrag in das Gästebuch vermuten lässt: „Ich finde es echt super, dass es den Main Tower gibt und dass man auch in Frankfurt die Möglichkeit hat, alles von oben zu sehen. Für mich war es ein unbeschreibliches Erlebnis und ein Tag, den ich nie vergessen werde. Ich werde auf jeden Fall noch mal hochfahren, ich finde es nämlich total geil da oben.“⁵ Der öffentliche Diskurs wird von jenen forciert, die die Macht über den Stadtraum des so genannten Stadtteils „Mainhattan“ beanspruchen. Stadtpolitiker, Bankiers, Vorstandsmitglieder „schätzen die Ausstrahlung

3 Barthes: Das semiologische Abenteuer (wie Anm. 1), S. 202.

4 Vgl. Bourdieu, Pierre: Ortseffekte. In: Kirchberger, Volker, Albrecht Göschel (Hg.): Kultur in der Stadt. Stadtsoziologische Analysen zur Kultur. Opladen 1998, S. 19.

5 <http://www.maintower.helaba.de> (06.02.2002).

der Wolkenkratzer als Wohlstandsmetaphern und wetteifern wie einst die Geschlechter im Mittelalter darum, wer den höchsten Turm besitzt. Damals wie heute ist die Skyline nicht zuletzt Selbstdarstellung in der Senkrechten⁶. Hier wird der herrschende Diskurs, die Herstellung von Bedeutung als Streben nach einer Art universeller Semiotik, universeller Weltwirtschaft und universeller Gesellschaftsordnung deutlich.

In Verbindung mit diesem öffentlichen Diskurs, der eine „positive“ Identität schaffen will, steht der Diskurs über die technische Ausstattung des Gebäudes. Das Motto für das „intelligente Gebäude“ Main Tower lautet: absolute Offenheit gegenüber Neuem.⁷ Damit wird versucht, den Häusern Leben einzuhauchen, wie einer Maschine oder einem Computer, der oben- und unten auch noch lernfähig sein kann. Dass die Sinnggebung immer kulturelles Produkt ist, wird mit der Zuschreibung technischer Funktionen abstrahiert. Manfred Tafuri meint sogar, dass Wolkenkratzer heute als lebendige Größen eigenen Rechts gelten. Demnach können Gebäude wie Wolkenkratzer auch als krank bezeichnet werden, und zwar dann, wenn ein defektes Belüftungssystem abgestandene, bakterienhaltige Luft zirkulieren lässt.⁸ Es sind die Planer und Planerinnen, die intelligent sind und die technische Ausstattung der Häuser entwerfen, nicht die Gebäude. Dennoch werden derartige Synonyme auf die Gegenstände übertragen und es entstehen Ausdrücke wie „intelligente Elektronik“, „intelligente Fassade“ und in der Folge „intelligente Häuser“. Der Raum als Ort, wo Macht sich behauptet, tritt hier in ihrer subtilsten Form als symbolische Gewalt zutage.⁹ Zutrittsberechtigungs-systeme zu bestimmten Räumen oder Abschnitten eines Hochhauses, ausgeklügelte Aufzugssysteme¹⁰, raffinierte Kühl- und Heiztechniken, hauseigene Blockheizkraftwerke gehören zu den Standardeinrichtungen und werden als Teile eines Organismus dargestellt. Die Erweiterung und Einbindung in komplexe computergesteuerte Gesamtsysteme ist nur mehr ein weiterer Schritt. Das Haus organisiert, teilt ein und wird dadurch scheinbar als Äquivalent des Menschen erklärbar. Computeranschlüsse in den Gästezimmern des Marriott-Hotels verweisen auf die zunehmende „Automatisierung“ der Häuser.

6 <http://www.frankfurt.wolkenkratzer.at> (05.06.1999).

7 Vgl. <http://www.maintower.helaba.de> (06.02.2002).

8 Vgl. Dupre, Judith: Wolkenkratzer – Die Geschichte der berühmtesten und wichtigsten Wolkenkratzer der Welt. New York 1996, S. 55.

9 Vgl. Bourdieu: Ortseffekte (wie Anm. 4), S. 21.

10 In den insgesamt 2,5 km langen Aufzugsschächten des Main Towers stehen insgesamt 23 Personenaufzüge, 2 Parkhausaufzüge, 3 Lastenaufzüge sowie Küchen- und Müllaufzüge zur Verfügung. Vgl. <http://www.maintower.helaba.de/> (06.02.2002).

Die Fähigkeit, den Raum zu beherrschen, hängt vom Kapitalbesitz ab und äußert sich zum einen in der Aneignung seltener Güter und zum anderen in der Möglichkeit, den Diskurs zu beherrschen. „Das Kapital erlaubt es, unerwünschte Personen oder Sachen auf Distanz zu halten und zugleich sich den erwünschten Personen und Sachen zu nähern.“¹¹ Um unterschiedliche Bedeutungsrelationen sichtbar zu machen – das möchte ich besonders hervorheben – muss über den bisher beschriebenen Bereich des öffentlichen Diskurses hinausgegangen werden: „Man muss versuchen, Mikrostrukturen zu dissoziieren.“¹² Die individuelle Lebenssituation der Menschen, die in den Hochhäusern arbeiten, ist in weiten Teilen bestimmt von den Arbeitsverhältnissen, den Beziehungen untereinander, den sozialen Abhängigkeiten usw. Die Symbolik der Wolkenkratzer erhält so eine weitere Bedeutungsebene, die jedoch durch den öffentlichen Diskurs ausgeblendet wird. Die Folgen neoliberaler Wirtschaftspolitik werden besonders in den Arbeitsbedingungen deutlich. Hier treten beispielsweise städtische Verbindungslinien zwischen Hochhaus, Arbeitsumfeld und Wohnort der Benutzer des Hochhauses in den Vordergrund. Leiharbeiter einer Reinigungsfirma sind beispielsweise den „flexibilisierten“ Widersprüchen des Sozialstaates ausgesetzt und werden somit von den gesellschaftlich begehrtesten Gütern auf Distanz gehalten. „Der Mangel an Kapital verstärkt die Erfahrung der Begrenztheit.“¹³ Der Verwaltungssitz globaler Ökonomie im Frankfurter „Mainhattan“ verweist als Bedeutungslinie auch auf einen Ort der Produktion realer Benachteiligungen und somit auf die Situation unterer Schichten, die sich untereinander in Konkurrenz auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt, oder sich an der Schwelle zwischen Arbeit und Arbeitslosigkeit befinden. Die Sprache des Raumes manifestiert sich vor allem auch im Charakter spätmoderner Ökonomie. Hier spiegelt sich die Meinung, dass Sozialleistungen zu hoch seien, dass die Menschen keine oder zu wenig Leistung erbringen würden, oder dass zu viele Trittbrettfahrer das soziale Netz ausnützen würden.¹⁴ Somit sind auch jene Menschen in die Bedeutungsfindung einzubinden, die von den Unternehmen wegen anscheinend notwendiger Rationalisierungsmaßnahmen freigesetzt werden. Steigender Konkurrenzdruck, Schnelllebigkeit innerhalb der Branchen der „Global Players“, Ausgrenzung und Flexibilisierung sind Ausdruck individueller Lebensverhältnisse städtischer Zentren. Individuelle Benachteiligungen er-

11 Bourdieu: Ortseffekte (wie Anm. 4), S. 22.

12 Barthes: Das semiologische Abenteuer (wie Anm. 1), S. 206.

13 Bourdieu: Ortseffekte (wie Anm. 4), S. 23.

14 Vgl. Moser, Johannes: Herr Rossi sucht sein Glück. Einige Überlegungen zur Beschäftigung in Dienstleistungsbranchen der urbanen Ökonomie. In: Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur, 2/01, Jg. 16, S. 51.

langen gegenüber herrschenden Diskursen kaum Darstellungsmöglichkeiten. Mario Erdheim spricht dabei von einem „Vernichtungsprozess“, der einerseits in der Vorbereitung bestimmter Diskurse (zum Beispiel im Journalismus oder aber auch im akademischen Bereich) und andererseits in der Ausarbeitung innerhalb des jeweiligen Milieus ansetzt.¹⁵ Nur die relationale Beziehung differenter Wahrnehmungsformen macht den Raum verstehbar. Denn die Stadt ist, um mit Roland Barthes zu sprechen, ein Diskurs, und dieser Diskurs ist wirklich eine Sprache.

15 Vgl. Erdheim, Mario, Maya Nadig: Die Zerstörung der wissenschaftlichen Erfahrung durch das akademische Milieu – Ethnopschoanalytische Überlegungen zur Aggressivität in der Wissenschaft. In: Erdheim, Mario: Psychoanalyse und Unbewusstheit in den Kulturen. Frankfurt am Main 1989, S. 100.

Neuerscheinung

Franz Grieshofer, Gerd Kaminski (Hg.)

Hilf Himmel! Götter und Heilige in China und Europa

Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde und Österreichische Gesellschaft für Chinaforschung, 2002, 209 Seiten, Abb., Format 15,0 x 21,0 cm, Hardcover

(= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Band 81 und Berichte des Ludwig Boltzmann Institutes für China- und Südostasienforschung, Nr. 42)

ISBN: 3-900359-98-9

Der Heilige Antonius hilft, Verlorenes wiederzufinden, der Heilige Florian schützt Häuser vor Feuersbrunst, die Heilige Barbara steht den Bergleuten bei – den zahlreichen Heiligen der katholischen Kirche werden differenzierte Funktionen zugeschrieben, die jedoch ein Grundmotiv haben: Schutz und Hilfe in Notsituationen zu gewähren. Auch die verschiedenen Göttergestalten in China haben ihre Aufgabengebiete und Zuständigkeiten und werden angerufen, wenn ihr Beistand vonnöten ist. Kulturelle Parallelen und Unterschiede der Volksfrömmigkeit rücken die Ausstellung „Hilf Himmel!“ im Österreichischen Museum für Volkskunde (26. Oktober 2002 bis 3. März 2003) und das gleichnamige Begleitbuch ins Zentrum der Betrachtung und fragen nach Herkunft, Bedeutung, Form und Stellenwert der Götter- und Heiligenverehrung in Zentralasien und Europa.

Inhalt:

Gerd KAMINSKI, Himmelfahrt mit Huhn und Hund: die chinesischen Heiligen, 5–114; Shi QINGCHUN, Der heutige Daoismus auf dem chinesischen Festland, 115–124; Helmut LUKAS, Pacchira CHINDARITHA, Verwirrende Vielfalt – Die Religionen der Nicht-Han-Ethnien Südchinas, 125–152; Franz GRIESHOFER, Christlicher Kosmos, 153–166; Kathrin PALLESTRANG, Vom Wesen der Heiligen – Schlaglichter auf ihre Bedeutung und Verehrung vom Frühchristentum bis in die Gegenwart, 167–190; Dietmar ASSMANN, Maria – „Himmelskönigin“ und „Mutter der Barmherzigkeit“, 191–209.

Bestellungen:

Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19, A-1080 Wien
Tel +431/406 89 05, Fax +431/408 53 42
E-mail: office@volkskundemuseum.at

EURO 21,00 (exkl. Versand)

EURO 14,00 (exkl. Versand) für Mitglieder des Vereins für Volkskunde

Chronik der Volkskunde

Bericht zum 35. Internationalen Hafnerei-Symposium des Arbeitskreises für Keramikforschung in Velten vom 23. September bis 28. September 2002

Zum Hafnerei-Symposium des Jahres 2002 luden Dr. Werner Endres vom Arbeitskreis für Keramikforschung und Frau Monika Dittmar vom Ofen- und Keramikmuseum Velten nach Brandenburg ein. Etwa 60 Experten und Freunde des keramischen Gewerbes aus sechs europäischen Ländern folgten der Einladung in den „Wilden Osten Deutschlands“, so die Museumsleiterin Frau M. Dittmar in ihrer Eröffnungsansprache, um in den historischen Räumen einer Ofenfabrik ihre Forschungen zum Themenkreis „Keramik als Gebrauchs- und Handelsware“ vorzustellen und auszutauschen. Die ehemals weithin bekannte „Ofenstadt Velten“ bot ein stimmungsvolles Ambiente, die kulturhistorischen Aspekte der keramischen Ware unter dem Motto „Kiepe – Pferdefuhrwerk – Eisenbahnwaggon“ in 22 Referaten zu beleuchten. Besichtigungen Berliner und Brandenburgischer Museen, der Besuch in der HB-Werkstätte Marwitz und bei dem jungen brandenburgischen high-tech-orientierten Keramikunternehmen HiPer Ceramics sowie Fahrten zu verschiedenen Sehenswürdigkeiten Brandenburgs rundeten das Tagungsprogramm ab.

Zum Auftakt der Vorträge hieß Frau Monika Dittmar die Teilnehmer im Museum willkommen, welches sich seit seiner Wiedereröffnung 1995 in den oberen Etagen der ehemaligen Kachelofenfabrik A. Schmidt, Lehmann & Co. befindet. Ein Blick auf die wechselvolle Geschichte des 1905 gegründeten Ofen- und Keramikmuseums, heute nach mehreren Jahrzehnten wieder im Besitz der Stadt Velten und unterstützt von einem Förderverein, stellte die ganz der Keramik verpflichtete Tagungsortlichkeit vor.

Daraufhin begrüßten auch Dr. Werner Endres mit ersten organisatorischen Mitteilungen und Herr Heiko Manthey als Bürgermeister der Stadt Velten die anwesenden Tagungsgäste. Grußworte des Landrates für den Kreis Oberhavel übermittelte im Laufe des Vormittags auch Herr Ebner vom Mittelstandsverband Oberhavel e.V., wobei er die Gelegenheit nutzte, ein Bild der wirtschaftlichen Strukturen im Dienstleistungs- und Industriesektor des Landes Brandenburg zu skizzieren. Außerdem richtete am Mittwoch Karl-Louis Lehmann, Bundesinnungsmeister der Bundestöpfer- und Kera-

mikerinnung, einen Appell an die anwesenden Tagungsteilnehmer, die Zusammenarbeit mit den gegenwärtig tätigen Töpfern aufzunehmen, um schon heute die kulturgeschichtlichen Zusammenhänge aufzuzeichnen.

Mit dem ersten Vortrag führte Eberhard Kirsch, Mitarbeiter des Märkischen Museums Berlin, in die handwerklich gefertigte Gebrauchskeramik der Region ein. Bei der angesprochenen Haushaltskeramik des 16. bis 19. Jahrhunderts handelte es sich zumeist um malhornverzierte Irdenware, wobei der Übergang von der Grauware im 15./16. Jahrhundert fließend geschah. Die wenigen Fundkomplexe aus der Renaissance lassen keinen Überblick zu den historischen Töpferorten zu, diese können vielmehr mithilfe der Ortslexika Brandenburgs für die spätere Zeit erschlossen werden. Seit dem 17. Jahrhundert ergänzten Importware aus Bunzlau, dem Westerwald und Sachsen, aber auch die Arnstädter Fayence das regionale Angebot. Anschließend stellte Frau Monika Dittmar die Industrialisierung einer keramischen Branche vor, indem sie am Beispiel Veltens die Geschichte der Kachelofenproduktion schilderte. Der Titel des Vortrages „Pferdewagen mit Millionen Kacheln aus Velten für die Millionenstadt Berlin“ machte den wirtschaftlichen Höhepunkt um 1905 besonders anschaulich, als 36 Kachelofenfabriken am Ort den kalkhaltigen Veltener Kachelton nutzten, um 100.000 komplette Kachelöfen pro Jahr auszuliefern. Einen anderen Zweig keramischer Ware aus der Ofenstadt Velten zeigte die Verfasserin mit ihrem Beitrag zu den Steingutfabriken Velten-Vordamm auf. Der engagierten Kommunalpolitik um 1910 war es zu verdanken, dass ein prosperierendes Unternehmen der Steingutindustrie mit einem Zweigwerk in Velten expandierte. Die hier engagierten Künstlerinnen und Künstler gaben während der Weimarer Zeit der Gebrauchsware in Steingut ein modernes Erscheinungsbild.

Nachdem die ersten drei Vorträge auf unterschiedliche Art in die Geschichte der Keramik Brandenburgs eingeführt hatten, beschäftigte sich die Mehrzahl der folgenden Beiträge mit dem Geschirrhandel, wobei dies meist nur ein untergeordneter Aspekt eines keramischen Leitthemas bleiben konnte. Eine andeutungsweise Ordnung der Referate als geschichtliche Abfolge machte wirtschafts- und sozialgeschichtliche Zusammenhänge innerhalb der Kulturgeschichte der Keramik transparent. Wie schon bei den vergangenen Hafnerei-Symposien zeigte sich angesichts der außerordentlichen Vielfalt der Beiträge die Schwierigkeit, eine Gruppierung nach inhaltlichen Gesichtspunkten vorzunehmen. Denn nach wie vor blieben die Veranstalter der guten Tradition treu, auch anderen Themen Raum zu lassen. Dies war umso mehr zu begrüßen, als aktuelle Phänomene im Museumswesen der Keramik angesprochen werden konnten. So berichtete Antonius Jürgens, Bonn, mit der Schlagzeile „Historisch und modern unter einem Dach“ von

der Eingliederung des Keramikmuseums der Stadt Frechen in das Keramion, das bislang als ein prominentes Zentrum moderner Keramik bekannt war. Naturgemäß bedeutete diese Auslagerung der städtischen Keramiksammlung im Frühjahr 2002, die als Folge des wirtschaftlichen Rückganges der keramischen Industrie Frechens zu sehen ist, einen schweren Einschnitt für die Präsentation der historischen Keramik. Die Neuaufstellung mit nunmehr erheblich reduzierten Beständen veranlaßte Jürgens zu einem eindringlichen Aufruf zur Erhaltung der historischen Keramikbestände innerhalb der Stadt Frechen. Demgegenüber konnte Ralph Mennicken, Raeren, über eine erfreuliche Entwicklung des Töpfereimuseums Raeren informieren: Das 1963 in der historischen Wasserburg Raerens gegründete Keramikmuseum präsentiert sich seit dem 30. März diesen Jahres mit einem modernen Museums-konzept, das bei den Besuchern allgemein Anklang findet. Allein die Verweildauer der Museumsgäste hat sich mit der differenzierten Aufbereitung der speziellen Information dieses Heimat- und Keramikmuseums mehr als verdoppelt.

Gewissermaßen Außenseiter waren auch die Beiträge von Ilse Schütz, Hamburg, Ernst Fehr, Köniz bei Bern, und Uwe Mämpel, Lemwerder bei Bremen. Während Ilse Schütz über die Herstellung von Großgefäßen für die Weinbevorratung in Spanien sprach, widmete sich Ernst Fehr einer Wandplatte von Abraham Marti aus dem Jahr 1770. Mit den ihm eigenen systematischen, dabei sehr praxisnahen Untersuchungsmethoden machte er den Unterschied zwischen Engobeware und Fayence anhand dieses Scherbenfundes aus dem Fundkomplex von Bärswil deutlich.

Eine detailliert recherchierte Studie zur Verbandstätigkeit deutscher Töpfer vor dem Ersten Weltkrieg legte Uwe Mämpel vor. Er zeichnete die wechselvolle Geschichte der Töpfer- und Keramarbeiterbewegung nach, die im 19. Jahrhundert häufig planlose Streiks und Polizeimaßnahmen erlebte. Aufgrund seiner umfangreichen Quellenauswertung konnte Mämpel nachweisen, dass vor allem in den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die gewerkschaftlichen Bewegungen zu ihren organisatorischen und satzungsmäßigen Grundlagen fanden, wobei sich zugleich ihre Mitgliederstruktur von den Handwerksgesellen hin zu den Keramarbeitern wandelte.

Dem kurzfristig angemeldeten Vortrag Volker von Seckendorfs, Flensburg, war es zu verdanken, dass das Thema der Handelswege keramischer Ware im Mittelalter mithilfe mineralogischer Untersuchungen eine naturwissenschaftlich fundierte Aussage erhielt. Von Seckendorf bezog sich dabei auf Fundstellen im Kaufleute- und Handwerkerviertel Lübecks, wo gelbe Irdenware mit einem fein gemagerten, hart gebrannten, weißen Scherben zutage getreten war. Die geochemischen Untersuchungen zu dieser „Lübecker Gelben Irdenware“, die bislang als Importprodukte aus Nieder-

sachsen, der Pingsdorfer oder Marburger Gegend angesprochen wurde, legten eine Herkunft der Tone aus Norddeutschland nahe. Allerdings sind die mergelhaltigen Tonvorkommen im norddeutschen Raum derart ähnlich, dass eine genaue Lokalisierung nicht möglich ist. Vermutlich ist die gezeigte gelbe Irdenware im Lübecker Raum hergestellt worden; zulässig ist aber lediglich jene Aussage, die einen Import aus weiter entfernt liegenden Regionen wie dem Rheinland ausschließt. Ebenfalls dem Thema der mittelalterlichen Handelswege widmete sich Marion Roehmer, Norden. Sie zeichnete anhand verschiedener, vor 1500 zu datierender Fundkomplexe die Fernhandelswege des rheinischen und südniedersächsischen Steinzeuges nach Norddeutschland und in den gesamten Ostseeraum auf. Dabei zeigte sich einmal mehr, wie gut die Haupthandelswege, nämlich die Binnenwasserstraßen des Rheins und der Weser, organisiert und wie stabil die Handelsbeziehungen innerhalb des Netzes der Hansestädte gestaltet waren. Ihre intensive Bearbeitung der mittelalterlichen Handelsbeziehungen stand im Kontext des Anfang 2002 erschienenen Handbuchs zur mittelalterlichen Keramik, herausgegeben von Kurt Schietzel und Hartwig Lüdtkke, welches sie im Rahmen ihres Vortrages vorstellen konnte.

Ludwig Baron von Döry kam mit seinem Überblick zu den Ofenkacheln der Spätrenaissance zu einem ähnlichen Ergebnis, denn die verschiedenen Typen von Ofenkacheln ließen sich im nördlichen Verbreitungsgebiet vor allem in den Hansestädten nachweisen. Zwei weitere Beiträge bewegten sich im Zeitraum des 16. Jahrhunderts: Hans-Georg Stephan, Göttingen, nahm ein Aktenkonvolut der Jahre 1595 bis 1598, betreffend die Heiligenstädter Töpfer und ihre Werraware zum Anlaß, einen Streit der Handwerker mit dem Stadtrat von Heiligenstadt zu beleuchten. Die ortsansässigen Töpfer forderten eine Innungs- und Handwerksordnung, aber auch einen gesicherten Status innerhalb des Gemeinwesens, was jedoch abgelehnt wurde. Hohe Abgaben und Einschränkungen bei ihrer Werkstattführung beeinträchtigten schließlich empfindlich das Exportgeschäft der Werraware aus Heiligenstadt. Zum Handel mit italienischer Majolika referierte Silvia Glaser, Nürnberg. Sie griff den Fall der Nürnberger Patrizierfamilie Imhof auf, die im 16. Jahrhundert die jüngst entwickelte, zart in Blauweiß-Dekoren gemalte Majolika aus Venedig entdeckte und dort mit ihrem Wappen dekorierte Gefäße bestellte. Anschaulich skizzierte sie die Bedingungen des Handels zwischen Venedig, Augsburg und Nürnberg, der bis in das 17. Jahrhundert allein über die Alpen abgewickelt wurde.

Einen differenzierten Einblick in die Handelspolitik der Höchster Porzellanmanufaktur gewährte Patricia Stahl, Frankfurt. Das 1746 gegründete, kurfürstlich privilegierte Unternehmen produzierte zunächst für den Kurfürsten von Mainz als Hauptabnehmer und die privilegierten Adelsfamilien,

wobei ihre schlechte Zahlungsmoral zu hoher Verschuldung führte. Mit zahlreichen zeitgenössischen Dokumenten konnte die Referentin den weiteren Absatz über Händler und Kommissionäre illustrieren, die ein weit gestreutes Handelsnetz mit Niederlagen in Nürnberg, Würzburg, Hannover, Koblenz und Paris unterhielten. Belege zum Direktverkauf ab Fabrik und zu Lotterien, die die Zahlungsschwäche ausgleichen sollten, ergänzten das Bild einer Porzellanmanufaktur, die nur selten mit einem geregelten Absatz ihrer Produkte schwarze Zahlen schreiben konnte.

In die Zeit der Industrialisierung leiteten die Vorträge von Christine Dippold, Nürnberg, und Irmgard Endres, Regensburg, über. Im Zuge der Recherche zu ihrer Dissertation über die Wächtersbacher Steingutfabrik war C. Dippold auf die Reiseberichte des Jacob Ruppel gestoßen, der in den Jahren 1834 bis 1872 als einziger Handelsreisender der Firma die Steingutware auf beschwerlichen und häufig wenig erfolgreichen Reisen feilbot. Nachdem die einfache weiße Ware zunächst in die umliegenden Ortschaften verhandelt wurde, suchte man schon 1835/36 die Messen in Kassel auf, um bald darauf die Zahl der Lieferadressen steigern zu können. Signifikant für die Ausweitung von Produktion und Handel keramischer Ware während des 19. Jahrhunderts sind die repräsentativen Trinkgefäße nach Entwürfen des Architekten und Steinmetz Ludwig Foltz. Nicht nur der „Kölner Dombecher“, den Villeroy & Boch ebenso wie mehrere andere Kerambetriebe produzierte, sondern auch zahlreiche weitere Bierkrüge, Pokale und Prunkgeschirre, zu denen Ludwig Foltz den Entwurf erstellte, erfreuten sich über mehrere Jahrzehnte hoher Popularität und dementsprechend guter Absatzchancen.

Ein Exportprodukt der besonderen Art stellte Eva Cserey, Budapest, vor, wobei ihr Referat stellvertretend von Baron von Döry verlesen wurde. Für den Bau der Ungarischen Akademie der Wissenschaften in Budapest lieferte die Firma Ernst March in Berlin sechs Terrakottastatuen. Unter den Dokumenten aus der Bauphase des 1865 eröffneten Gebäudes konnte Cserey die Bestellung der sechs Terrakotten, die Frachtbriefe und Abrechnungen ausfindig machen.

Den Vertriebsstrategien und Absatzzahlen der Obernzeller Schmelztiegelfabrikanten gingen Rudolf Hammel, Obernzell, und Antje Rottländer, Bad Frankenhausen, nach. Auf der Basis der von Hammel vorgelegten Abhandlung zur Graphitkeramik in Obernzell, ihrer Rohstoffgewinnung und Verarbeitung vertiefte A. Rottländer den Aspekt der Geschäftsbeziehungen. Dabei konnte sie ein Bestell- und Auftragsbuch auswerten, das ein führender technischer Mitarbeiter im Zeitraum von 1880 bis 1914 systematisch geführt hatte. Wiewohl das Büchlein aufgrund des Betriebsgeheimnisses keine Masse- und Glasur Rezepte verrät, stellt es eine außergewöhnliche Quelle zur

Produktpalette der Technischen Keramik aus Obernzell und zu den weltweiten Handelsbeziehungen dar.

Einem besonderen Phänomen innerhalb des modernen Handels mit keramischer Ware widmete sich Sally Schöne, Düsseldorf. Sie untersuchte die Produktpräsentation, die Verkaufsstrategien und Werbemaßnahmen der deutschen Porzellanindustrie auf der Weltausstellung in Paris 1900. Als Schaufenster der nationalen Industrie inszeniert, verblüffen noch heute die Ausstellungsstände der Porzellanmanufaktur Meißen und der KPM mit ihren imposanten Licht- und Farbspielen, der aufwändigen Architektur und der Fülle der prunkvollen Porzellane.

Wiederum auf das Gebiet der schlichten Gebrauchsware führte der Beitrag Konrad Spindlers, Innsbruck, der Bunzlauer Gebrauchskeramik für Schloß Ritzen bei Saalfelden im Land Salzburg nachwies. Beim Umbau zum Heimatmuseum des Pinzgau förderten baubegleitende Grabungen Bunzlauer Braungeschirr hervor. Die vorgefundenen Töpfe und Schüsseln gaben Anlaß, einen Querschnitt zur Wirtschafts- und Vorratskeramik aus Bunzlau zu geben.

Den Bogen in die Gegenwart schlugen die Referate von Horst Klusch, Hermannstadt in Rumänien, und Artur Sudau, Diessen am Ammersee. Beide berichteten von der Entwicklung und Bedeutung der Töpfermärkte in ihren jeweiligen Heimatorten. Es lassen sich interessante Parallelen ziehen, etwa bezüglich der Einsetzung einer Jury, der angelegten Qualitätsmaßstäbe und der Rückkopplung mit der zeitgenössischen Künstlerkeramik, zumal der Diessener Töpfermarkt von dem Hermannstädter Töpfermarkt inspiriert wurde.

Zwei Veranstaltungstage mit dicht gedrängtem Exkursionsprogramm führten unter anderem zur Burg Spandau, Berlin, wo die Grabungsfunde der Zitadelle von sachkundiger Seite erläutert wurden, aber auch zu den Klosterkirchen von Chorin und Zinna. Die Besichtigung des Ziegeleiparks Miltenberg war am Abend zuvor mit einem Diavortrag des Technikhistorikers Christoph Lebek vorbereitet worden und fand mit einem Abendessen im dortigen Ringofen einen würdigen Abschluss. Besonderes Interesse fand auch die Fahrt nach Rheinsberg, wo nicht nur das Schloss mit einer umfangreichen Ausstellung anlässlich des 200. Todestages von Prinz Heinrich von Preußen und das kürzlich eröffnete Keramikmuseum Rheinsberg, sondern auch die Betriebe der Carstens-Keramik zu besichtigen waren.

In der Aussprache zu den organisatorischen Belangen des Arbeitskreises für Keramikforschung konnte Werner Endres von der Drucklegung des Tagungsbandes zum 34. Hafnerei-Symposium in Bozen berichten, der in der Folge „Nearchos“ (Publikationen des Instituts für Ur- und Frühgeschichte sowie Mittelalter- und Neuzeitarchäologie der Leopold-Franzens-Universi-

tät Innsbruck) von Konrad Spindler zum nächsten Symposiumstermin herausgegeben wird. Wenn auch diese „Hausreihe“ ein einfaches Publikationsforum bietet, ist zukünftig eine Vereinheitlichung der Tagungsbände angedacht. Darüber hinaus konnte Endres das nächste Internationale Hafnerei-Symposium in Schloss Kittsee, im Osten Österreichs, für 2003 in Aussicht stellen, das Claudia Peschel-Wacha für das Österreichische Museum für Volkskunde, Wien, gemeinsam mit dem Ethnographischen Museum in Kittsee dankenswerterweise in die Wege leiten wird.

Zum Schluss überbrachte Werner Endres im Namen aller Teilnehmer am 35. Internationalen Hafnerei-Symposium den Dank an Monika Dittmar und alle ihre Mitarbeiterinnen im Ofen- und Keramikmuseum Velten. In Erinnerung bleiben die gute Organisation, der freundliche Empfang in Velten und die harmonischen, vielseitigen Exkursionen.

Katharina Schütter

Die Volkskunde „zu Markte tragen“

Freiberufler und ihr Verhältnis zur akademischen Fachdisziplin –
Fachtagung der Sektion der Freiberufler in der Deutschen
Gesellschaft für Volkskunde (DGV) und des Lehrstuhls für
Volkskunde an der Universität Würzburg, 1. Februar 2003

Im Fokus der Würzburger Tagung stand die immer größer werdende Gruppe freiberuflicher und selbständiger, also nicht universitär abgesicherter KulturwissenschaftlerInnen. Sie müssen ihre Profession im Spannungsfeld von akademischer Disziplin und „freiem Markt“ organisieren – das bringt Probleme mit sich und eröffnet Möglichkeiten.

Außer Programm sorgte Christoph Daxelmüller für einen fulminanten Auftakt. Er bot einen Einstieg in die Materie, zugleich einen kulturpolitischen Rundgang durch die „Universitätsstadt Würzburg“ (wie Reisende schon am Bahnhof per Durchsage willkommen geheißen werden). Beklagenswert sei die „derzeitige Abwesenheit“ von Geld und Fantasie auf dem Sektor Kultur. Als Universitätsprofessor fühlt Daxelmüller sich als Bestatter – wenn er für nichtzahlende Auftraggeber Themen an StudentInnen vergeben soll. Die KulturarbeiterInnen, etwa im Museumsbereich, sollten ihrerseits bald begreifen, dass es nicht (mehr) darum gehe, was der Konsument muss, sondern darum, was er will.

Jochen Ramming, der zusammen mit Dagmar Stonus die Tagung organisiert hat (die beiden betreiben in Würzburg das Kulturbüro „FranKonzept“

www.frankonzept.de <<http://www.frankonzept.de>>), führte weiter in das Thema ein und erzählte dazu die Geschichte der FreiberuflerInnen in der DGV. Diese hat in den letzten Jahren sukzessive ein Bewusstsein für ihre freiberuflichen Mitglieder entwickelt und erkannt, dass zur Verantwortung für das Fach an sich ein Interesse für AbsolventInnen gehört. Ähnliches ist ja beim Österreichischen Fachverband für Volkskunde zu beobachten. Die DGV publiziert beispielsweise einen Berufsleitfaden und hat eine Verbleibstudie in Auftrag gegeben. Dennoch: Initiativen dort haben die Tendenz zu versickern. Ein Ausweg soll Selbstorganisation im BfK, im Bundesverband freiberuflicher Kulturwissenschaftler e.V. (www.B-f-K.de <<http://www.B-f-K.de>>) sein. Zu dessen Zielen zählen adäquate Präsentation nach außen und Werbung nach innen, u.a. um die Wertigkeit (berufs-)praktischer Themen in den Kulturwissenschaften klar zu machen. Als größtes Hindernis der Vernetzung nannte Ramming Konkurrenzdenken (anstelle von Kooperation), auch das populäre Bild der Volkskunde bereitet nach wie vor Probleme.

Nach dem Co-Veranstalter ergriff Wolfgang Fritzsche (Gustavsburg), Vorsitzender des eben erwähnten BfK und selbstverständlich selbständig (Archivrecherche Hausforschung Baudokumentation www.a-h-b.de <<http://www.a-h-b.de>>), das Wort. Er begann seinen Erfahrungsbericht über freiberufliches Arbeiten mit erhellenden Reflexionen zum Thema „wissenschaftliche Standards“ auf Basis einer Internetrecherche zu diesem dubiosen Gegenstand. Fritzsche sprach Problemfelder wie Preisdumping, mangelnde Professionalität und fehlendes Selbstbewusstsein an, um schließlich die Ziele des Bundesverbandes freiberuflicher Kulturwissenschaftler zu erläutern. Mit Richtlinien zu Honoraren etwa versucht der Verband, erstens einen Rahmen für freiberufliches Arbeiten zu schaffen und Argumentationshilfe beim Verhandeln mit Auftraggebern zu liefern. Längerfristig soll mit Maßnahmen wie diesen die Ausbildung von Selbstdefinition und -bewusstsein unterstützt werden. Warum nicht vom „niedergelassenen Kulturwissenschaftler“ sprechen?

Gert Dressel und ich boten anhand unserer eigenen Projektlaufbahn und der Geschichte des Arbeitsbereichs Historische Anthropologie am Interuniversitären Institut für Interdisziplinäre Forschung und Fortbildung Wien (IFF) (www.iff.ac.at/kwa/arbeitsbereiche.php <<http://www.iff.ac.at/kwa/arbeitsbereiche.php>>) einen Einblick in die Situation freiberuflich kulturwissenschaftlich Arbeitender in Österreich. Der Historiker Dirk Reder (Köln) und der Volkskundler Peter Hörz (Reutlingen) stellten ihre kulturwissenschaftlichen Unternehmen vor. Während Reder mit zwei Partnern und einem Team von freien MitarbeiterInnen Firmengeschichten anbietet (www.geschichtsbuero.de <<http://www.geschichtsbuero.de>>), berät Hörz Firmen und Konzerne in Sachen Zielgruppenkompetenz sowie bei interkulturellen

Agenden und versteht das als „angewandte europäische Ethnologie“. Schon seit Mitte der 1980er Jahre ist Norbert Fischer in Hamburg freiberuflich tätig. Er beschrieb seine Karriere als ‚Dazwischen‘ – zwischen vielen unterschiedlichen Bereichen, zwischen unterschiedlichen Auftraggebern, zwischen den akademischen Anforderungen und jenen der sogenannten breiteren Öffentlichkeit. Eigentlich ist Fischer weniger dazwischen als mittendrin. Er plädierte dafür, die Position zwischen Universität und Öffentlichkeit wahrzunehmen, sie einzunehmen und als Chance zu nutzen und zeigte an konkreten Beispielen wie sich's von Wechselwirkungen verschiedener Felder und Ebenen profitieren lässt. Wichtig sei, so ein praktischer Tipp, erarbeitete Ressourcen mehrfach zu verwerten; das bedinge unter anderem, eine Sprache zu entwickeln, die für mehrere Zielgruppen tauglich ist und dennoch den eigenen (ja, wissenschaftlichen) Anforderungen gerecht wird.

Danach präsentierte Bernd Oeljeschläger (Wildeshausen, Mitbegründer der Firma Culturcon <<http://www.culturcon.de>>) die Geschichte eines Kleinmuseums als ‚Selbstläufer‘, mit den typischen und allgemeinen Problemen eines solchen Projekts. Daran schloss er Vorschläge, die den Stand derartiger Institutionen verbessern könnten sowie – und das ist zentral – die freiberufliche KulturwissenschaftlerInnen in die Kleinmuseumslandschaft einbringen könnten. Der Kulturberater ging so weit, Kinos und Tankstellen mit ihren vielfältigen und mitunter – aber nur auf den ersten Blick – weithergeholten Angeboten als Vorbilder anzuführen. „Und wie überall kommt es halt immer drauf an.“ Mit diesem Schlusssatz des Referierenden ging man in die letzte Diskussionsrunde.

Im Fazit zur Veranstaltung zeigten sich alle zufrieden – gut sei, dass man sich hier nicht bejammert, sondern erfasst habe, dass die eigene Positionierung schwierig aber nichts desto weniger wichtig ist. Noch immer gilt weitgehend: Mit Kultur Geld verdienen zu wollen wird weithin als etwas Unmoralisches angesehen; auf praktischer Ebene lautet das Problem: Die Honorierung von FreiberuflerInnen ist in öffentlichen Haushalten nicht vorgesehen. Neben den objektiv vorhandenen Schwierigkeiten für kulturwissenschaftliche Arbeit in Zeiten der Sparsamkeit (Kulturelles fällt unter „nice to have“, schön, aber überflüssig) sind da aber auch Unwissenheit und Skepsis bezüglich der Arbeitsmöglichkeiten als FreiberuflerIn – auf allen Linien. Mehrfach wurden hier die ausbildenden Institute verantwortlich gemacht; die Unis fragen nicht, wohin Studierende wollen, und fragen nicht, wo sie nach dem Studium bleiben. Als wichtig ganz allgemein und als Basis für weiteres wurde erachtet, moralische Skrupel zu überwinden, sich von Kritik an einer „Verbetriebswirtschaftlichung“ der Volkskunde nicht ins Bockshorn jagen zu lassen. Hilfreich ist, wahr- und ernst zu nehmen, dass auch der universitäre Betrieb ein Markt ist (auf dem es nicht moralischer

zugeht als anderswo). Darüber hinaus wäre sinnvoll, Gemeinsamkeiten zu entdecken und sich von dort ausgehend stark zu machen: z. B. weg zu kommen vom Denken in disziplinären Logiken und sich statt dessen den geteilten Erfahrungen der FreiberuflerInnen in einem breiten kulturwissenschaftlichen Bereich zuzuwenden. Darüber hinaus wurde kritisiert, dass Freiberuflichkeit als Begriff zu eng gefasst werde, Grauzonen, Übergänge zwischen Arbeitsverhältnissen, Anstellungen auf Zeit etc. nicht einschlieÙe.

Die Fachtagung (die Veröffentlichung der Beiträge ist in Planung) war hoffentlich ein Auftakt für weitere Veranstaltungen – möglicherweise mit größerer Beteiligung aus Österreich? Vielleicht kann dann auch Genderspezifisches im Titel Ausdruck finden und diesbezügliches Problembewusstsein insgesamt stärker präsent sein.

Nikola Langreiter

Literatur der Volkskunde

BOŠKOVIĆ-STULLI, Maja, Ljiljana MARKS: *Usmene priče iz Župe i Rijeka Dubrovačke (Mündliche Erzählungen aus Župa und Rijeka Dubrovačka)*. Zagreb MMII. (= Ex libris, Hrvatska književna baština/Das kroatische Literatur-Erbe). Band 1 als Sonderdruck in Buchform, S. 441–523).

Es ist erstaunlich, mit welcher Kraft meine Agramer Kollegin, Frau Maja Bošković-Stulli (M. Matičetov in: Enzyklopädie des Märchens, Bd. II, Lieferung 3/4, Sp. 634–636;) nach vielen Jahrzehnten gemeinsamen Suchens nach dem so unglaublich reichen und vielgestaltigen Leben der Volkskulturen Südost-Europas trotz so bitteren Lebenserfahrungen (vgl. L. Kretzenbacher, in: Südost-Forschungen, Bd. 58, München 1999, S. 631 f.) immer wieder imstande ist, wertvolles, meist ursprünglich bewahrtes und nicht stilisiertes Erzählgut vorzulegen; hier zusammen mit sieben Photographien von weiblichen und männlichen Erzählern in den Erzählpausen an ihrem Arbeitsplatz. Es sind geglückte Aufnahmen für das Bild- und Tonarchiv und seinen reichen handschriftlichen Sammlungen im Institut für Ethnologie und Folkloristik in Zagreb/Agram. Dem gehörte Frau Bošković-Stulli von seinen Anfängen an als besonders tätiges Mitglied und als Vorbild für die Mitarbeiterinnen und Kollegen an. Das wurde auch mit dem Hamburg-Wiener Herderpreis und dem G. Pitré-Preis zu Palermo gebührend bedankt.

Die Besonderheit der oft nur knapp andeutenden 72 mündlichen Erzählungen aus dem Dörflichen der nördlichen wie der südlichen Nähe der auch von mir oft allein oder mit Grazer, Kieler und Münchener Studenten besuchten Stadt, die bis in die napoleonische Zeit ein Stadt-Staat gewesen war, lebte bis um die Mitte des 20. Jahrhunderts mit eigenartig verbleibender ländlicher, durch lange Jahrhunderte schriftunkundiger Bevölkerung fort. Dies sei auch nach der „Öffnung“ in Richtung volkskundlicher Aufnahmen ihres Erzählgutes angemerkt. Dieses Erzählgut erscheint hier nun nach Antti Aarne-Stith Thompson, *The Types of the Folktales*, 1961, fachkundig erschlossen. Das Sonderdruck-Buch spart nicht mit ausreichenden Hinweisen und erschließt sich auch durch ein gesondertes Verzeichnis mit Literaturangaben zur Fülle kroatischer wissenschaftlicher Untersuchungen der Erzählforscher bis in die späten neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts.

Einen Wunsch darf sich auch ein Rezensent erlauben. Er betrifft die Frage nach dem auf den Seiten 512 und 517 vorkommenden kleinen, koboldarti-

gen *tintilin* mit seinem roten Käppchen und ebensolchem Wams. Wer ist das? Die Erzählnummern 70 und 71 wissen nur sehr wenig über ihn. Ist er ein ungetauft überlebendes Kind? Keines meiner hier auf einem südsteirischen Dorfe mir in meiner Handbibliothek zugänglichen Lexika, ob serbisch, bosnisch, slawo-makedonisch oder bulgarisch, kennt also bei den Orthodoxen diesen Namen *tintilin*. Auch nicht mein slowenisch-deutscher „Slovar“ von M. Pleteršnik, Ljubljana 1895 und auch nicht das slowenisch-deutsche Wörterbuch des volkskundlich sehr interessierten France Tomšič, Ljubljana 1958. Es ist mir in meinem hohen Alter im 91. Lebensjahre derzeit nicht möglich, mich in Agram oder in Laibach in den Wörterbuchkanzleien der Wissenschaftsakademien umzusehen. Doch wissen wir aus Maria Luggau im kärntischen Lesachtale, gegen Osttirol hin, viel von den Herzens- und Gewissensnöten der traurigen Mütter im Falle von togeborenen oder bald nach der Geburt ungetauft verstorbenen Kindern. Diese bringen die Mütter ab dem frühen 16. bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts, nach Überlieferung der zahlreich vorhandenen Mirakelbücher, von weit her, zumal auch aus Friaul, zu den Serviten nach Maria Luggau. Die meist verzweifelten Mütter glaubten, daß ihre toten Kinder, wenn sie unglücklicherweise ungetauft verstorben waren, für den Augenblick der Taufe durch einen Servitenprieester – dem diese Praxis kirchlicherseits übrigens auch damals verboten war – zum Leben erwachen und mithin für das Jenseits gerettet würden (vgl. Gugitz, G.: Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch, Bd. 4: Kärnten und Steiermark. Wien 1956, S. 48–51). Hier ist im kirchlichen Schriftgut kein Name solch eines ungetauft überlebenden Kindes genannt. Für mich klingt *tintilin* eher romanisch, vielleicht italienisch. Doch fand ich *tintilin* bisher nirgends, auch nicht im zweibändigen Dizionario von E. Bidoli und G. Cosciani, Turin 1957. Es könnte sein, daß die kroatische Bezeichnung *tintilin* in den ländlichen Dörfern um die Stadt Dubrovnik/Ragusa ein trans-adriatisches Mundarterbe aus Italien ist.

Leopold Kretzenbacher

KORFF, Gottfried: *Museumsdinge. Deponieren – exponieren*. Hg. von EBERSPÄCHER, Martina, Gudrun Marlene KÖNIG, Bernhard TSCHOFEN. Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag, 2002, 394 Seiten, s/w-Abb.

„Endlich ist es da“, heißt es euphorisch in museologisch interessierten Kreisen über das Buch „von, mit, über und für Gottfried Korff“, den Tübinger Kulturwissenschaftler, der seit mehr als 25 Jahren mit seinen theoretischen Überlegungen zu Museen und Ausstellungen, aber auch sei-

nen praktischen Umsetzungsversuchen die Museums- und Ausstellungslandschaft in Deutschland und darüber hinaus mitprägt. Korffs kritische Kommentare sind ein notwendiges Korrektiv und ein unverzichtbarer Anstoß zur Reflexion der zeitgenössischen Museums- und Ausstellungsszene. Das nun vorliegende Buch – eine Festschrift, die keine sein will – bietet eine kompakte Auswahl und Kompilation bislang verstreut publizierter Aufsätze aus den Jahren 1980 bis 2000.

Der zweideutige Titel „Museumsdinge. Deponieren – exponieren“ ist programmatisch. Im Mittelpunkt von Korffs Museumsverständnis stehen nicht – wie etwa bei Sabine Offe – die Öffentlichkeiten, an die sich das Museum richtet, sondern die gesammelten und ausgestellten Dinge: Sie machen die Eigenart der Institution Museum aus und unterscheiden es von anderen Speichern des Gedächtnisses. Die musealisierten Objekte will Korff als „Zeichen, als Signale im System historischer und aktueller Wirklichkeitskonstrukte“ (S. 130) verstanden wissen und nicht etwa als „Beeindruckungsdinge“. Was Museumsdinge ausmacht, ist ihre „Erinnerungsveranlassungsleistung“, ist Korff überzeugt: So ist das Museum kein Mausoleum und nicht nur Kompensation für die Verlust- und Beschleunigungserfahrungen der Moderne (Hermann Lübbe), sondern eine ambivalente Sinnstiftungs- und Deutungsagentur, die gleichzeitig zur Konstruktion von Identitäten und Alteritäten beiträgt, materielle Nähe und historische Ferne sinnlich erleben lässt. Konsequenterweise sind daher Sammeln und Ausstellen in Korffs Museumsdefinition gleichermaßen zentral. Da aber Musealisierung ein gesellschaftlicher Trend ist, „der die Institution, nach der er benannt ist, hinter sich gelassen hat“, thematisiert der Band nicht allein Fragen nach den historischen und sozialen Bedingungen des Deponierens und Exponierens, sondern auch allgemeine Aspekte des sich transformierenden „Zeitphänomen[s] Musealisierung“ (Wolfgang Zacharias). Korff erweist sich als ein interdisziplinärer Denker und Pionier der historischen Sichtung der Mensch-Ding-Beziehungen.

Die in dem Band versammelten Texte wurden von den HerausgeberInnen in vier Abschnitte gegliedert. Ein erster thematischer Block widmet sich der Geschichte, den Fragen und Formen des Ausstellens, ein zweiter den Konzepten und Theorien der Museumsdinge. Das Buch, das eine wichtige Dokumentation der Diskussion rund um die Museums- und Ausstellungsszene darstellt, lässt allerdings nicht allein Gottfried Korff zu Wort kommen. Im dritten Teil kommentieren eingeladene AutorInnen elf von Korff zwischen 1975 und 2000 kuratierte oder begleitete historische Ausstellungen, womit das diskursive Feld der Verhandlungen über historische Repräsentation(sformen) skizziert wird. Diese Beiträge erweitern den Dokumentationscharakter des Buches, der sowohl einen gewichtigen Teil der akademischen

Biographie Korffs als auch das Museums- und Ausstellungswesen und somit letztlich die Disziplin Volkskunde/Europäische Ethnologie umfasst, und verorten Korffs Tätigkeit in einem Netzwerk, in einem Spannungsfeld zwischen Theorie und Praxis, zwischen Deutungsangebot und Reaktion. Die vierte und abschließende Einheit verweist auf eine weitere Facette der Korffschen „Intervention“ in das Museums- und Ausstellungsfeld: seine Kritik an der musealen Praxis. Wie er schon die Tätigkeit des Museums im Spannungsbogen zwischen deponieren und exponieren, d.h. im Verhandeln zwischen Gegenwart und Vergangenheit ansiedelt, ist für ihn die gegenwartsbezogene Perspektive Ausgangspunkt für historische Ausstellungen, die „nicht ein Geschichtsbild auf Hochglanz und im Fixativ anbieten [dürfen], sondern [...] tatsächlich ein Forum sein [sollen], wo der Diskurs über die Vergangenheit sich am Gegenständlichen entwickelt – im Lichte des gegenwärtigen geschichtswissenschaftlichen Erkenntnisstandes und gegenwärtiger Fragestellungen“ (S. 123). Korffs Kritik beschränkt sich freilich nicht auf Ausstellungsmacher; er stellt auch Defizite in den historisch-anthropologischen Wissenschaften fest, die sich bisher des Themas „Museums- und Ausstellungshistoriographie nur in rudimentärer Form“ (S. 24) angenommen haben.

Diese Belebung eines reflexiv-kritischen Diskurses zwischen AkteurInnen der Expositionspraxis und KulturwissenschaftlerInnen hoffen die HerausgeberInnen initiiert respektive vorangetrieben zu haben. Der Band macht jedenfalls nachvollziehbar, wie sich das Denken des Museumstheoretikers und -praktikers entwickelt hat, und weist Korff als einen selbstkritischen Denker aus, der auch eigene Standpunkte revidiert (vgl. z.B. S. 137), weshalb ein Vor- oder Nachwort von ihm wünschenswert gewesen wäre. Insgesamt ist der Band „Museumsdinge. Deponieren – exponieren“ eine große Verbeugung vor der Person, dem Lehrer und dem Gelehrten Gottfried Korff.

Monika Sommer

GRABNER, Elfriede: *Mater Gratiarum. Marianische Kultbilder in der Volksfrömmigkeit des Ostalpenraumes*. Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag, 2002, 158 Seiten, 69 Abb., davon 32 in Farbe als Tafel-Block.

Das Buch ist Leopold Kretzenbacher im Jahr seines 90. Geburtstages gewidmet und von der Intention, Ausstattung und Machart ganz seinen Zusammenfassungen gelehrter Einzelbeiträge aus dem Felde der christlichen Ikonographie und ihren Beziehungen zur sogenannten Volksfrömmigkeit nachgebildet. Die Autorin, selbst schon Professorin im Ruhestand, sagt damit

Dank ihrem prägenden akademischen Lehrer und einstigen Vorgänger als Kustos am Grazer Volkskunde-Museum. Es ist ein legitimes publizistisches Verfahren, eigene wissenschaftliche Arbeiten, die an verschiedenen Orten zu unterschiedlichen Zeiten für ganz divergente Anlässe im wahrsten Sinne des Wortes „verstreut“ erschienen sind, neu zu bearbeiten und in ein größeres Ganzes als tragende Pfeiler zur Demonstration einer umfassenderen Idee einzubauen. Kretzenbacher hat dafür den Begriff des „Volksbarock“ benutzt, und auch Elfriede Grabner ist ihm darin schon mit ihrem Buch von 1997 „Verborgene Volksfrömmigkeit“ über die „Frühen und volksbarocken Christusapokryphen in Wort- und Bildzeugnissen“ gefolgt.

Nun also liegt eine Art Pedant dazu vor mit exemplarischen Studien zu Themen lebendig gebliebener Mariologie. Dank an den Verlag, der ein solches Vorhaben sehr opulent auf einen Markt bringt, der in Österreich dafür offenbar noch aufnahmefähig ist. Wir älteren Volkskundler registrieren das mit Genugtuung, wären aber auch dankbar gewesen, wenn noch die jüngere interdisziplinäre Fachliteratur hätte zumindest genannt werden können. Das „Marienlexikon“ (1988–1994) ist zwar hin und wieder benutzt, die zweibändige Neubearbeitung des „Handbuchs der Marienkunde“ (1996/97) nicht mehr registriert, das kulturgeschichtliche Standardwerk des Bielefelder Historikers Klaus Schreiner „Maria, Jungfrau, Mutter, Herrscherin“, München 1994 ebenso unbekannt geblieben wie die zwei Jahre zuvor in Luzern stattgefundene internationale Tagung „Marienverehrung im Kontext der Sozialgeschichte“ vom 10. bis 18. Jahrhundert, unter dem Titel „Maria in der Welt“ publiziert Zürich 1993.

Elfriede Grabner geht es um das „Sinngefüge abendländischer Sakralkultur“. Das Buch umkreist es in sieben Kapiteln zur marianischen Ikonographie, veranschaulicht an Beispielen aus dem „Ostalpenraum“, ihrer Frömmigkeitsgeschichtlichen Herkunft und regionalen Verbreitung, so dass sieben Facetten der Gnadenmutter erkennbar werden: 1. Die Metaphorik einer „Braut des Heiligen Geistes“, 2. „Maria Steinwurf“ als Beispiel eines verbreiteten „verletzten Kultbildes“, 3. Die „Mutter der schönen Liebe“, wie sie einst in Graz verehrt worden ist, 4. Die Karmel- oder Skapulier-Madonna, 5. Das Augustinergnadenbild „Maria vom guten Rat“, 6. Marienemblem in Rattersdorf im Burgenland, 7. Die Verbildlichung von Wunderbarkeit in Mariazell.

1980 hat der Kretzenbacher-Schüler Helmut Sperber bei Pustet in Regensburg unter den Auspizien seines Lehrers den Versuch unternommen, „Unsere liebe Frau. 800 Jahre Madonnenbild und Marienverehrung zwischen Lech und Salzach“ überblicksmäßig darzustellen, also ein klar gegliedertes und darum höchst informatives Kompendium zur Marienikonographie vor Ort in Oberbayern zu erstellen. Es war dies durch die Breite der

Erfassung von 32 Bildtypen der Region und ihrer Urbilder (aus buchstäblich allen Himmelsrichtungen) eine hilfreiche Handreichung für Fachleute wie Laien. Elfriede Grabner hingegen bietet ausgewählte Studien mit notwendigerweise umfangreicherer Bebilderung im einzelnen Falle und also Tiefenlotungen zum geistigen Hintergrund und Herkommen, zur Verbreitung im Untersuchungsfeld oder zu den konkreten Auswirkungen am Gnadenort. Sie lässt auch ausführlich ihre literarischen Quellen im Original zu Wort kommen, was ansprechend kursiv hervorgehoben wird. Die belegenden und weiterführenden Anmerkungen folgen (Gott sei Dank) nicht ganz am Schluss des Buches, sondern nach jedem Beitrag. Die Zuordnung der vielen wichtigen Farbbilder kann leider nur im fortlaufenden Text geschehen, weil auf den Block der beiden Farbbogen verwiesen werden muss (herstellungsmäßig heutigentags beim Offsetdruck eine minimale Kosteneinsparung, nur zwei Bogen viermal durch die Maschine laufen zu lassen, dafür aber die Zusammentragung arrangieren zu müssen: typische Kalkulatorenspielchen).

Zur Sache. Die ersten drei Studien werden zusammengehalten durch den gemeinsamen mariologischen Gedanken vom „Sitz der Weisheit“. Die „Sponsa Spiritus Sancti“, die Braut des Heiligen Geistes gilt als menschliche Figuration der Weisheit. Alte Universitätssiegel, z.B. Würzburg und München, tragen darum nicht selten ein thronendes Marienbild. Als Ehrentitel Mariens ist er bis in päpstliche Verlautbarungen unserer Tage gültig geblieben, so belegt es die Autorin, die bildliche Entsprechungen in Kupferstichen des 18. Jahrhunderts dazustellen, vor allem aber der damit verknüpften Ikonographie des Heiligen Geistes als Jüngling nachgeht, die im bayerischen Schwaben auch heute noch bekannt ist, zumal deren Miterfinderin, die erst in allerjüngster Zeit heilig gesprochene Kreszentia Höß von Kaufbeuren († 1744) diese unkanonische und darum bald von Rom verbotene Darstellung nur in ihrem Umkreis durchsetzen konnte. Dazu wäre neben dem Schongauer Deckengemälde (Abb. 9) nicht bloß auf Altdorf (mit „t“ im Ostallgäu, vgl. Ch. Hecht, *Katholische Bildertheologie im Zeitalter von Gegenreformation und Barock*. Berlin 1997, Abb. 43), sondern auch auf weitere Entsprechungen in Großaitingen bei Augsburg und in der Damenstiftskirche München zu verweisen und auf weitere kleine Andachtsbilder. Sie stammen zwar nicht direkt vom Mindelheimer Altargemälde (Abb. 10) ab, dessen Deutung durch Grabner als Maria diese Belege nicht wahrscheinlicher machen, wie auch das Münchner Hochaltarblatt der Dreifaltigkeitskirche (Abb. 6) nahelegt, deren Errichtung bekanntlich mit den Visionärinnen Kreszentia in Kaufbeuren und Maria Anna Lindmayr in München zusammenhängt (vgl. B. Hubensteiner, *Vom Geist des Barock*. München 1967, S. 196–202). Dazu müßten einmal sämtliche bayerischen und schwäbischen Heilig-Geist-Jünglinge systematisch zusammengetragen werden.

Die Autorin schließt hieran nicht schon das übernächste Kapitel über die Grazer „Mutter der Schönen Liebe“, sondern reiht zunächst „Maria Steinwurf“, wie der Typus in Österreich heißt, hier ein, weil dieses Piemontesische Gnadenbild aus Re an der Schweizer Grenze im Gemälde selbst schriftlich so bezeichnet ist wie die soeben traktierte Sophia/Sapientia: „Sitz der Weisheit“, obgleich es sich ursprünglich um eine thronende Maria lactans handelt. Kretzenbacher hat über den Typus schon ausführlich gehandelt, wenngleich als einem Prototypus blutender Gnadenbilder. Elfriede Grabner verweist nun mit farbigem Bildmaterial auf die unterschiedlichen Filiationen und Sekundärgnadenbilder hin, u.a. auf jenes aus Klattau in Böhmen (Abb. 18), von dem es wiederum in Schwaben aus dem 18. Jahrhundert mindestens drei Ableger gibt, die man hier noch anfügen könnte. Sperber hat für Oberbayern drei weitere benannt. Die Verbindung zum Sitz der Weisheit stellt Grabner mit Hinweis auf das im folgenden Kapitel dann nochmals ausführlicher behandelte Grazer Bild her, welche Argumentation über die Beschriftungstradition des Logos „im Schoß der Mutter“ läuft, der die Autorin nachgeht.

Was bleibt da noch an Neuem übrig für das Kapitel III? Die Geschichte eines abgekommenen Gnadenbildes der Kapuziner von St. Anton auf der Stiegen, in deren Kloster am Paulustor sich seit 1913 das Grazer Volkskundemuseum befindet. Die „Mater pulchrae dilectionis“ ist „eine synonyme Aussage für Braut des Heiligen Geistes“ (S. 59), hier eine Eleusa von großer Ähnlichkeit mit dem bekannteren Maria-Hilf-Bild (Abb. 20), heute dort eine „Pariser“ Immaculata mit Strahlenhänden (Farbabb. 23), von der nicht näher gehandelt wird (aber siehe soeben im Bayer. Jahrbuch 2003 ausführliche Herleitungen). Man hätte in diesem Zusammenhang wenigstens einen Hinweis auf die außerordentliche Verbreitung und Filiationen des Wessobrunner Gnadenbildes der „Unbefleckten Mutter der Schönen Liebe“ erwartet, die durch die berühmten Stukkateure des Ortes in ganz Süddeutschland verbreitet worden ist (vgl. das Kapitel bei Gerhard P. Woeckel, *Pietas Bavarica*, Weissenhorn 1992, S. 266–335 mit 53 z.T. farb. Abb.; desgleichen siehe zu dem davon abhängigen Wiener/Landshuter Gnadenbild der „Muttergottes mit dem geneigten Haupt“ den grandiosen Katalog „Maria allerorten“, Landshut 1999, der auch für das Gesamtthema nicht unerwähnt bleiben darf).

Das Kapitel IV über die Karmelmadonna befasst sich mit der legendären Skapulierübergabe Mariens an Simon Stock und die nachfolgenden Bruderschafts- und Armenseelenzettel bis auf den heutigen Tag. Ikonographisch lässt sich leicht aus jeder thronenden, aber bisweilen auch stehenden Madonna als vollplastischer Figur eine solche machen, in dem man Mutter und Kind ein Bruderschaftsskapulier an die Finger hängt, wie in Abb. 36 zu

sehen. Mich persönlich hätte im Zusammenhang der vorliegenden ikonographischen Studien interessiert, wie es sich dabei mit dem eigentlichen Ordens-Gnadenbild der Karmeliten als „Skapuliermadonna“ verhält, also der „Maria della Bruna“, das Lukasbild aus dem Karmel in Neapel, ein erweiterter Eleusa-Typ (für Wien siehe Aurenhammer S. 98 ff., Maria aller Orten, S. 233, Marienlexikon siehe v. Neapel), der als „Maria-Hilf vom Berge Karmel“ u.a. in Franken Bruderschaftsmadonna war im Gegensatz zur ebenfalls in Franken verehrten kapuzinischen Maria-Hilf von Passau, natürlich für die konkurrierende Ordensklientel.

Für „La madre del buon consiglio“, das Gnadenbild von Genazzano in den Sabinerbergen östlich von Rom, das die Augustiner im 18. Jahrhundert durch eine Medienkampagne überall in Mitteleuropa bekannt machten, hat Elfriede Grabner im 5. Kapitel die Verbreitung in den österreichischen Ländern vornehmlich nach Gugitz aufgelistet (S. 94–100). Auch der Kult Marias vom guten Rat ist eine Frucht systematischer Bruderschaftsgründungen. Ausgesprochene Sekundäragnadenbilder besitzen spezifische Erkennungszeichen, zumindest in Süddeutschland ist das beim Münchner Bild durch seinen von keinem geringeren als François de Cuvilliés stammenden Rokorahmen so (siehe Katalog „Maria aller Orten“, S. 136, 139, und weitere 460 ff., vor allem aber wiederum Woeckel, S. 447–462, ausgehend von der Münchner Augustinerkirche).

Marianische Emblematik als „Programm“ am Beispiel der burgenländischen Augustiner-Wallfahrt Rattersdorf heißt das vorletzte Kapitel und bietet eine Einführung in das schier unendlich weite Feld der geistlichen Bilderverrätselungen, die den Zeitgenossen der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts jedoch vom Prinzip her geläufig waren durch die Anrufungen der Lauretanischen Litanei in Ehrentiteln Mariens. Embleme heute noch als „allegorische Kunstform“ zu bezeichnen, ist nicht sehr geschickt. Embleme stellen eine genau geregelte Text-Bild-Gattung dar, in die man am besten durch den umfassenden Artikel des Germanisten Wolfgang Harms in der Theologischen Realenzyklopädie IX, 1982, S. 552–558 eingeführt wird und durch die Kunsthistoriker William S. Heckscher und Karl-August Wirth siehe v. „Emblem, Emblembuch“ im Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte V, 1967, Sp. 85–228 umfassend (bis zum Erscheinungsjahr 1959) informiert wird. Was aber die marianische Emblematik angeht, so sollte unbedingt die nur mit ihrem Buch über das Stift Vorau zitierte österreichische Kennerin der Materie Grete Lesky nochmals besonders genannt werden, weil sie einen solchen marianischen Kosmos aus 306 (!) Emblemen der Mitte des 17. Jahrhunderts an der Holzdecke einer Kirche entschlüsselt hat: „Die Sinnbilder der Marienkirche zu Hergiswald“, in: Geschichte und Beschreibung der Wallfahrt Hergiswald, Luzern 1964/65, S. 101–177 (inkl. Register).

Das Abschlusskapitel „Krankheit und Heilung am marianischen Gnadenort“ heißt im Untertitel ausdrücklich „Zur therapeutischen Bedeutung des steirischen Wallfahrtsortes Mariazell“. Hier benutzt also die anerkanntermaßen der älteren Volksmedizinforschung verpflichtete Autorin die mediale Bildpropaganda der Mirakelberichte in Wunderaltardarstellungen und graphischer Publizistik als Quellen zur Identifikation pathologischer Befunde. Die Bilder werden sozusagen medizinhistorisches Anschauungsmaterial für Krankheitssituationen in der Vergangenheit. Wissenschaftsgeschichtlich hat die Votivgabenforschung mit diesen Erkenntnisabsichten zunächst anhand antiker Realienfunde vor hundert Jahren begonnen. Mirakelberichte als Texte und Sammlungen dieser literarischen Gattung haben Volkskundler und Germanisten seit den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts immer wieder beschäftigt, wobei in unserer Disziplin zunächst der Quellenwert für die Kultstatistik im Vordergrund stand. Dann erst erfuhr die Deutung ihrer bildlichen Form, der Votive, durch Lenz Kriss-Rettenbeck die heute gültige kommunikationstheoretische Fundierung. Seitdem sind es vorrangig Historiker, die mit dem „cultural“ und dem „linguistic turn“ in den Geisteswissenschaften die Funktion des Berichtens von Mirakeln als geschichtliche Erkenntnisquelle ernst nehmen. Sie interessiert nicht so sehr die Tatsächlichkeit des erzählten Geschehens oder angeblich magische Gehalte als vielmehr ihr Sinn und Zweck im Kontext, das heißt die historische Bewusstseinsaktualität und mentale Prägung der damit verbundenen Diskurse. Vor fünfzehn Jahren hat das der soziologisch geschulte Romanist Peter-Michael Spangenberg (als Doktorand von Gumbrecht und Luhmann) für altfranzösische Überlieferungen versucht: „Maria ist immer und überall. Die Alltagswelt des spätmittelalterlichen Mirakels“ (Frankfurt am Main 1987). Das sei hier nur angefügt, um damit zu sagen: Die Autorin bietet uns einen durchaus gewichtigen Aspekt des Phänomens, aber eben nur einen, den man darüber hinaus in Zukunft noch ausweiten müsste auf das Problem der Bildvermittlung, für die inzwischen eine moderne Kunstwissenschaft das analytische Instrumentarium zu entwickeln beginnt (z.B. „Das Bild als Autorität“).

Wolfgang Brückner

CORSO, Raffaele: *La vita sessuale nelle credenze, pratiche e tradizione popolari italiane*. Edizione italiana a cura di Giovanni Battista BRONZINI (= Biblioteca di „Lares“, Nuova Serie Vol. LIV). Firenze, Olschki, 2001, 328 Seiten, 19 + 22 Abb., Glossar.

Manche Bücher haben so ihre eigene Geschichte. Ursprünglich in italienischer Sprache verfasst, erschien das anzuzeigende Werk erstmals im Jahr

1914 in deutscher Übersetzung unter dem Titel „Das Geschlechtsleben in Sitte, Brauch, Glauben und Gewohnheitsrecht des italienischen Volkes“ als Bd. VII der von dem Wiener Ethnologen Friedrich Salomo Krauss (1873–1938) herausgegebenen Beiwerke zu dessen Jahrbüchern mit dem Titel „Anthropophyteia. Folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral“. Sein Verfasser ist Raffaele Corso (1883–1965), eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der italienischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Corso hatte eigentlich Rechtswissenschaft studiert und mit einer Arbeit über italienische Rechtssprichwörter promoviert, wandte sich dann aber nahezu ganz der Volkskunde und Ethnographie zu. Übersetzt hatte Corsos italienisches Manuskript seinerzeit Johannes Kostial, im Titelblatt nur als Prof. J. K. ausgewiesen, in Wahrheit ein äußerst sprachbegabter Student, der in den Krauss'schen Jahrbüchern zahlreiche Aufsätze zur istrischen, Friauler und slowakischen Volkskunde veröffentlichte und den das Buch auch, wenigstens in einer Fußnote, mit vollem Namen nennt (S. 37). Möglicherweise war Corso auf ihn aufmerksam geworden, weil Kostial über Sprichwörter und Erzählungen aus Friaul gearbeitet hatte.

Zu einer Ausgabe im italienischen Original kam es zunächst nicht. Erst die Erben Corsos haben eine Edition in der Originalsprache angeregt, die nunmehr, 87 Jahre nach der Erstpublikation, vorliegt. Offenbar ging das Corso'sche Manuskript verloren, so dass Grundlage der nunmehrigen Edition die deutsche Ausgabe von 1914 war, die durch Rocco Berardi in die italienische Sprache rückübertragen werden musste. Dazu hin sind die originalen Fotos und das unbedingt zum Verständnis notwendige, 38 Seiten umfassende Glossar zu den umgangssprachlichen Ausdrücken beigegeben sowie erstmals eine Bibliographie zum Glossar, die in der deutschen Ausgabe fehlte und die eigens für diese Edition zusammengestellt wurde. Die Gesamtedition lag in den Händen von Giovanni Battista Bronzini (Bari).

Im Vorwort von Lutz Röhrich werden die Bedeutung von Corso und seines Beitrages zu einer erotischen Volkskunde herausgestellt, deren Themen damals, vor dem Ersten Weltkrieg, quasi in der Luft lagen. Man denke etwa an Wedekinds „Frühlingserwachen“ von 1891, an seine „Büchse der Pandora“ von 1893/94 oder auch an Otto Weiningers auflagenstarkes Buch „Geschlecht und Charakter“, erstmals 1903 aufgelegt. Erinnert werden darf aber auch an den Münchner Journalisten Georg Queri (1879–1919), dessen Bücher „Bauernerotik und Bauernfeme in Oberbayern“ (1911) und „Kraftbayrisch“ (1912) ganz ähnlich aufgebaut sind, ganz abgesehen davon, dass Queri die selben Schwierigkeiten mit der Zensur hatte wie Krauss. Queri hatte übrigens in den Krauss'schen „Anthropophyteia“ (Bd. IV, 1907, S. 260–

279) einen Artikel „Erotik beim Haberfeldtreiben in Oberbayern“ publiziert.¹

So begegnen wir im ersten Teil des Buches (*Pratiche e credenze*) zunächst dem ehelichen Leben in seiner ganzen Bandbreite, also dem Brauchtum um Verlobung und Hochzeit, Schwangerschaft und Geburt bis zur Witwenschaft. Dazu konnte Corso neben eigenen Erhebungen aus einer reichhaltigen italienischen Literatur schöpfen, etwa aus Angelo de Gubernatis zweibändigem Werk über italienische Hochzeitsbräuche im indo-europäischen Vergleich (1878).² Sein Verdienst ist zunächst die Sammlung des Materials in den verschiedenen italienischen Dialekten, das bislang (im Jahre 1914) allenfalls in der medizinischen Literatur behandelt worden war, nicht aber von der Volkskunde. Besonders gilt dies für die volkstümlichen Umschreibungen sexueller Termini. Im 3. Abschnitt des ersten Teils werden ganz verschiedene Sujets behandelt, darunter ein Kapitel über erotische Tätowierungen, das heute aktueller denn je ist.

Der zweite, nicht minder starke Teil gilt den volkstümlichen Liedern, Sprichwörtern und Redensarten erotischen Inhalts, die umfangreich kommentiert werden. Dabei fällt besonders die sprachliche Vielfalt in den verschiedenen Regionen Italiens auf: Villotte in Friaul, Strambotti in Venedig, Sizilien und Kalabrien, Mutos auf Sardinien und Villanelle in Neapel.

Auch wenn seit Beginn der Erhebungen Corsos fast hundert Jahre vergangen sind, so hat das Buch auch weiterhin seine Bedeutung. Nicht nur ist es ein Zeugnis der Wissenschaftsgeschichte, sondern auch eine materialreiche Studie zu einem immer noch wenig beachteten Forschungsfeld. Dank gilt dem Herausgeber, dass er es in eine so ansprechende Form gebracht hat.

Herbert Schempf

1 Über Queri informiert neuerdings eine umfangreiche Studie von Michael Stephan, die aus Anlass einer Ausstellung über Queri im Staatsarchiv München erschienen ist; Michael Stephan: *Georg Queri 1879–1919*. Journalist, Schriftsteller und Volkskundler aus Oberbayern. München 2002.

2 Neuere Brauchsammlungen bei Herbert Schempf: Zum Aussagewert der Titelsammlung in der Retrospektive. Überlegungen zur Rechtlichen Volkskunde in Europa am Beispiel Italiens, in: Rainer Alsheimer u.a.: *Wissenschaftlicher Diskurs und elektronische Datenverarbeitung*. Bremen 2000, S. 171–180.

METZGER, Wolfgang: *Handel und Handwerk des Mittelalters im Spiegel der Buchmalerei*. Graz, Akademische Druck- und Verlagsanstalt, 2002, 168 Seiten mit 8 Abb. und 55 Tafeln.

Das vorliegende Buch, Teil einer Reihe mit dem vielversprechenden Titel „Lebensbilder des Mittelalters“, enthält vier einleitende Kapitel (Buchmalerei; Handwerk; Handel und Verkehr; Bild und Wirklichkeit), einen qualitativ hochwertigen Bildteil mit Kurzkomentaren sowie eine abschließende Bibliographie.

In „Buchmalerei“ gibt der Autor einen allgemein gehaltenen kurzen Überblick: Er zeigt die Entfaltung und Höhepunkte dieser Kunst, umreißt den Inhalt der Darstellungen und weist auf die Zentren der Herstellung hin (anfänglich Klöster, im weiteren Verlauf zunehmend große Städte wie z.B. Paris, Bologna und Prag). Weiters geht er auf die verwendeten Materialien ein, beginnend beim Papyrus über das Pergament bis hin zum Papier. Auch über die Herstellung von Büchern und die daran beteiligten Handwerke wird man informiert. Der zweite Teil, „Handwerk“, behandelt dessen Entwicklung, ebenfalls in Klöstern und Städten, seine bruderschaftliche und zünftische Organisation sowie neue Techniken und soll offensichtlich das Basiswissen für den umfangreichen Bildteil vermitteln – allerdings ist er mit neun Seiten denn doch etwas zu knapp geraten. Das gilt auch für den dritten Abschnitt über „Handel und Verkehr“ – wohl ebenfalls als Einstieg zum besseren Verständnis der Bildtafeln gedacht –, in dem man einiges über Märkte, Läden und Geschäfte, über Händler und Kaufleute sowie die mittelalterliche Geldwirtschaft nachlesen kann. Und im letzten kurzen Textteil – „Bild und Wirklichkeit“ – betont der Verfasser, dass bildliche Darstellungen und Realität nicht immer deckungsgleich sein müssen: Phantasie, Überhöhung, Übernahme von Vorbildern (etwa aus der Antike) sollten bei der Interpretation von Buchmalerei immer mitgedacht und beachtet werden. Sodann verweist er auf verschiedene Produkte und spezielle Werkzeuge, die schlussendlich zum Symbol für ein gesamtes Handwerk (z.B. für Schneider, Fleischer oder Maurer) wurden. Allerdings erfolgte die Darstellung von Handel, Handwerk und Alltag zumeist in einem sakralen Umfeld, oftmals als Randillustration; erst im 15. Jahrhundert drängten fallweise die Alltagszenen das eigentliche religiöse Bildthema in den Hintergrund. Insgesamt, so resümiert der Autor, dürften diese Malereien damals wohl eher das „Schmuckbedürfnis“ des Lesers befriedigt haben (wobei nicht darauf eingegangen wird, wer in jener Zeit wirklich Bücher besaß, geschweige denn sie lesen konnte); heute können sie, so W. Metzger, dem interessierten Laien, der nur schwer Zugang zu schriftlichen Dokumenten und Urkunden findet, einen doch recht guten Einblick in das mittelalterliche Leben bieten.

Den umfangreichsten Teil des Buches bilden sodann die 55 Bildtafeln, die aus verschiedenen Ländern stammen, weitgehend chronologisch (vom 12. bis zum beginnenden 16. Jahrhundert) geordnet und von jener Qualität sind, die man von diesem Verlag aus vielen Publikationen gewohnt ist. Leider sind die begleitenden und auf eine Seite beschränkten Kommentare ein wenig zu vereinfachend und teilweise fälschlich verallgemeinernd ausgefallen: So war etwa – wie im Textteil zu Tafel 16 („Brötchenbacken“) erläutert – der Verzehr von Weißbrot zu Ende des 14. Jahrhunderts keineswegs allgemein, also europaweit üblich (siehe dazu: Sandgruber, Roman: *Die Anfänge der Konsumgesellschaft*. Wien 1982, S. 143). Korrekt ist die Aussage nur dann, wenn man sie auf das Herkunftsland des Bildes, nämlich Italien, bezieht. Ähnliches gilt auch für den Begleittext zu Tafel 23 („Bankiers“), in welchem der Autor schreibt, dass sich der mittelalterliche Bankier als christlicher Geschäftsmann fühlte. Möglicherweise mag das für Italien, woher die Abbildung kommt, zutreffen haben; für Deutschland und Österreich kann eine solche Aussage jedenfalls nicht, zumindest nicht generell gemacht werden (vgl. etwa: Daxelmüller, Christoph: *Jüdische Kultur in Franken*. Würzburg 1988, S. 67, 75).

Wer ein wissenschaftlichen Zwecken genügendes Werk erwartet hat, wird jedenfalls enttäuscht sein (wozu auch das äußerst karge Literaturverzeichnis beiträgt), den Band aber wegen seiner Abbildungen dennoch mit gewissem Gewinn zur Hand nehmen. Insgesamt aber ist dieses „Bilderbuch“ mit Textteil für an der Welt des Mittelalters interessierte Laien bestimmt – ob diese „Rechnung“ des Verlages angesichts eines Buchhandelspreises von 49 Euro aufgehen wird?

Elisabeth Bockhorn

GRIESEBNER, Andrea, Martin SCHEUTZ, Herwig WEIGL (Hg.): *Justiz und Gerechtigkeit. Historische Beiträge (16.–19. Jahrhundert)*. In Kooperation mit dem Institut für die Erforschung der Frühen Neuzeit, Wien (= Wiener Schriften zur Geschichte der Neuzeit, Bd. 1), Innsbruck/Wien/München/Bozen, Studien-Verlag, 2002, 490 Seiten.

Der Band soll nach den Wunschvorstellungen der Herausgeber über die historische Forschung hinaus eine Brücke zu anderen Disziplinen schlagen, den Rechtswissenschaften, der Ethnologie oder auch der Soziologie. Doch zunächst beschäftigt man sich mit dem Begriff Justiz, der auf der institutionellen normativen Ebene anzusetzen ist, ohne auf die vom „Recht“ passiv Betroffenen einzugehen. „Gerechtigkeit“ hingegen hat mit subjektiv erleb-

ten Lebenszusammenhängen zu tun, vor allem wie diese „Gerechtigkeit“ erlebt und praktiziert wird – und genau diese weiten historischen Bezugsfelder sind es, die mehrere Fachdisziplinen beschäftigen; religiöse, naturrechtliche, widerstandsrechtliche Fragen werden hier primär angesprochen, es geht um eine den menschlichen Maßen angepasste Ordnung, sozial ausgeglichene Lebenschancen und Ressourcen, die der Öffentlichkeit bedurften, weil sie sonst nicht verwirklicht werden konnten. Dass bekanntlich Recht mit Gerechtigkeit nicht identisch ist, zeigen problematische Machtverhältnisse bis hin zu kriegeerischen Auseinandersetzungen, z.B. die Bauernkriege, sozial bedingte Unruhen usw. Die vorliegenden, von Historikern aufgearbeiteten Fallbeispiele (im Folgenden wird punktuell auf einige österreichische kurz eingegangen) illustrieren deutlich rechtsbezogene Verhältnisse, die aus der Sicht ihrer Zeit und vor allem quellenkritisch zu betrachten sind. Ein Unbehagen an einer „Rechtlichen Volkskunde“, das auch in diesem Band mehrfach pointiert angesprochen wird (siehe z.B. S. 58), lässt sich seit Eberhard Künßberg feststellen, der sämtliche, nicht in die Rechtsgeschichte einzuordnenden Themen, mit denen also Rechtshistoriker nichts anzufangen wussten, einer eigenen Disziplin zuordnen wollte – und da bot sich ihm die Volkskunde an. Leopold Schmidt hat die Aufgaben dieser Rechtlichen Volkskunde klar umschrieben: Es geht um gewohnheitsrechtliche Erscheinungen, die durch Rechtsgebärden und Rechtswahrzeichen, Rechtssymbolik unterstrichen wurden, deren glaubens- und brauchmäßige Überlieferung und die Verwurzelung von Rechtshandlungen im Gemeinschaftsleben ihren Ausdruck fanden. Den Begriff und die Forschungsgeschichte dieser Rechtlichen Volkskunde hat zuletzt Herbert Schempff im Grundriß der Volkskunde (3. Auflage, 2001, S. 423 ff.) umfassend behandelt und mit ausgewählten Beispielen kommentiert; dem ist nichts hinzuzufügen – ich beziehe mich im folgenden mehrfach auf seine Formulierungen und zusammenfassenden Hinweise. Thematische Schwerpunkte dieser Rechtlichen Volkskunde waren einerseits Sammelleistungen im Bereich der Volksdichtung, wobei Rechtsbegebenheiten, vor allem sagenhafte Erzählungen und Berichte, Legenden, Rätsel, Schwänke, Fabeln, Sprichwörter, Flurnamen etc. im Mittelpunkt standen, andererseits wurden aber auch Rechtsrealien und deren zeichenhafte Bedeutungen analysiert. Es geht insgesamt um die Behandlung der rechtlichen Elemente in der Volkskultur (Sitte, Brauch, Wallfahrt, Kinderspiel, rechtliche Überzeugungen und Bedeutungen in Bereichen des Hausfriedens, der Nachbarschaft, von dörflichen Gemeinschaften, verschiedenen sozialen Gruppen usw.), besonders um Ordnungen traditioneller Art, die mit verschiedenen herrschaftsrechtlichen Verpflichtungen konfrontiert sind. Dass es neben einer historisch-rechtlich gewachsenen Norm naturrechtlich entwickelte Konstanten gibt, etwa die Rechtsvorstellungen sozia-

ler Gruppen sowie verschiedener Lebens- und Verwaltungsgemeinschaften usw., bleibt dabei unbestritten. Eine verbindliche Definition von Rechtlicher Volkskunde wie auch anderer Fachbereiche existiert bis heute nicht, kann es ja nicht geben, da dieses Gebiet vielfach, vor allem was die Kenntnisnahme neuer Quellen betrifft, sich in Entwicklung befindet, Nachholbedarf hat. Rechtliche Volkskunde befasst sich schwerpunktmäßig mit den Strukturen des Zusammenlebens, aber auch mit dem Leben hinter vorgegebenen Ordnungen, sie war und ist jedoch eine bedeutende, allerdings schwer fassbare Größe der Volkskultur. Bekanntlich wurden „naturrechtlich grundgelegte“ Erscheinungen der Volkskultur vom Recht aufgenommen und umgekehrt. Rechtsvolkskundliche Themenstellungen sind selbstverständlich auch in der Gegenwartsvolkskunde geläufig, insbesondere Rechtsanschauungen in den Bereichen Arbeitswelt und Vereinswesen, abgesehen von traditionellen rechtsvolkskundlichen Problemfeldern, die bis heute begegnen.

Fragen wir nun danach, ob dieser Band mit unterschiedlichen Aufsätzen Anregungen, Hinweise und Überlegungen auch für rechtsvolkskundliche Sichtweisen anspricht, so bietet er doch einiges, abgesehen von interessanten Rechtsfällen. Klaus Graf etwa berichtet in seinem Beitrag „Justiz und Erinnerung in der Frühen Neuzeit“ von Nachschöpfungen und Fälschungen rechtsarchäologischer Denkmale im 19. und 20. Jahrhundert, vor allem im Bereich historischer Folterwerkzeuge; dem ist zuzustimmen. Er meint, dass das mit kritiklos tradierten Fiktionen romantischer Art zu tun habe, mit sagenhaften Berichten, sogenannten Rechtssagen, die primär als literarische Produkte ihrer Zeit anzusprechen sind. Auch die als Tötungsinstrumente beschriebenen „Eisernen Jungfrauen“ seien in Wirklichkeit Produkte einer bewusst inszenierten Schauerromantik, die in sagenhaften Berichten zum nicht hinterfragten „Wissensgut“ erklärt wurden, ohne dass die originalen Quellen kritisch geprüft oder der diesbezüglich aktuelle Forschungsstand von Nachbarwissenschaften daraufhin befragt worden wären. Das bedeutet also, es sind Defizite einer älteren rechtsvolkskundlichen Sichtweise genauer zu benennen; damit sei an und für sich nichts gegen Rechtssagen gesagt, sie vermitteln bekanntlich volkstümliches Rechtsverständnis, Rechtsvorstellungen und Rechtsgefühle und versuchen sie in der Regel „naturrechtlich“ zu interpretieren. In diesem Artikel wird auch das heute oft strapazierte Thema Erinnerungskultur angesprochen. In diesem Zusammenhang ist etwa an die Aufrichtung und Erhaltung von Schandmalen zu denken, womit zu gegebenem Anlass einerseits Erinnerungen an religiös Andersdenkende tradiert werden sollten (z.B. Wiedertäuferkäfige am Turm der Lambertikirche in Münster, Erinnerung an das Wiener Pogrom von 1420/21), andererseits war man mitunter bestrebt, sich selbst für Fehlhaltungen nachträglich zu rechtfertigen und hat Erinnerungen an Unangenehmes radikal getilgt

(Vernichtung von Hexenprozeß-Archivalien und Relikten früherer Strafpraxis). Karl-Sigismund Kramer hat bekanntlich den Ausdruck „boshafte Gedächtnis“ geprägt und darauf hingewiesen, dass das „Volksgedächtnis“ an Normverstöße und Missetaten oft sehr lange erinnerte, und Graf argumentiert nun, dass etwa auch steinerne Plastiken aus dem Mittelalter, die da und dort im Stadtbild auffielen und deren Sinn man nicht deuten konnte, öfter mit schandfigürlichen Interpretationen versehen wurden. Archivalische Kriminalquellen und Kriminalliteratur sind bekanntlich, was die Rekonstruktion der Geschehnisse anlangt, oft nicht objektiv und deshalb zukünftig so weit als möglich quellenkritisch zu untersuchen. Auf Rudolf Schendas Arbeiten sei in diesem Zusammenhang besonders hingewiesen. Insgesamt, so der Autor, sind hier die Resultate und die Rezeption der modernen volkskundlichen bzw. literaturwissenschaftlichen Erzählforschung gefragt, mit der Kenntnis solcher Formen von „Erinnerungskultur“ wären zukünftige Zugänge zu Themen der früheren Rechtlichen Volkskunde und Rechtsarchäologie eher zweckmäßig, obzwar letztere schon immer fächerübergreifende Konzepte (Zeichen/Symbolik usw.) beinhaltete.

Ein Beispiel für rechtliches Denken eines diesbezüglich gebildeten Zeitgenossen, der den Bauern der Region um Zell am See, Salzburg, zugetan war, bietet das Gefängnistagebuch des Pflegers, also landesfürstlichen Beamten Kaspar Vogl, das er während seiner Haft knapp vor seiner Hinrichtung in Salzburg 1606 verfasste. Diese außergewöhnliche handschriftliche Quelle, ein von Martin Scheutz und Harald Tersch bearbeitetes Selbstzeugnis des Angeklagten, hatte ein mit den bäuerlichen Untertanen des Salzburger Erzbischofs kooperierender „Mann aus dem Volk“ zum Zweck seiner eigenen Verteidigung geschrieben, dessen Vermittlerrolle vom erzbischöflichen Gericht in Salzburg jedoch nicht anerkannt und der in Folge der Staatsräson nach Unterzeichnung seines Todesurteils durch den Fürsterzbischof Wolf Dietrich von Raitenau in aller Stille enthauptet wurde. In diesem Zusammenhang ist wie im vorherigen Artikel von „Erinnerungskulturen“ die Rede, hier geht es um obrigkeitlich bestimmte „Erinnerungskulturen“, die auf die immer wieder seit 1525 aufflackernden Bauernkriege und -unruhen hin- und über bloß strafrechtlich bezogenes „Brauchtum“ hinauswiesen; an dieser Stelle wären die sehr eindrucksvollen und ausführlichen Belege auf S. 119 f. zu zitieren.

Erinnerung wird vor allem an tradierten Gedächtnisorten präsent gehalten, und die Geschichten, die man da erzählte, sind oft aus „zweiter Hand“, der lokalen Erinnerungsliteratur, übernommen und werden bis heute tradiert. So auch im Beitrag von Manfred Zollinger, der den Fall des kaiserlichen Kammerherrn Ferdinand Leopold Graf von Hallweil beschreibt, der am 10. August 1696 in der Nähe von Gablitz im Wienerwald ermordet

wurde; der mutmaßliche Täter, der portugiesische Botschafter am Wiener Hof selbst oder ein von ihm Gedungener, soll, so hieß es, die Tat vollbracht haben, weil der Botschafter beim Grafen eine beträchtliche Spielschuld hatte. Er wurde verdächtigt, es drohte eine kollektive Sanktion gegen ihn, der mit dem Mord den Gemeinschaftsfrieden gebrochen und den sozialen Zusammenhalt gefährdet hatte; es stand eine schwere Verletzung der Immunität des portugiesischen Gesandtschaftsgebäudes in Wien unmittelbar bevor, die aktive gesellschaftliche Rolle der „Straße“ – alle Anschuldigungen, so sagte man, würden nur vom unvernünftigen Wiener Pöbel herrühren – tendierte zur kollektiven Gewaltanwendung. Schließlich floh der Verdächtige nach Portugal, der Wiener Hof war damit vom Problem der Strafverfolgung befreit. Dem wahren Übel, der Spielerleidenschaft, wurde 1696 mit einem kaiserlichen Patent begegnet, das in Form einer Anlassgesetzgebung ein Verbot bestimmter Spiele aussprach. Am Tatort des Mordes war zum Totengedenken für den Grafen eine hölzerne Pyramide errichtet worden, ein Ereignisdenkmal, das dem Memorialcharakter Ausdruck gab. Um 1730 hatte man das Denkmal renoviert und mit einer schuldzuschreibenden Inschrift versehen, damit war es ein Gedächtnisort geworden, wodurch die Mord- und Trauergeschichte im Gegensatz zu dem vom Wiener Hof auferlegten Vergessen öffentlich in Erinnerung gehalten wurde. Vor allem die Druckmedien, das „schriftliche Gedächtnis“, und die Fama nahmen sich des Falles an und betrieben die mediale Proskription des einst Flüchtigen, der sich, wie man sagte, dem Gericht Gottes nicht werde entziehen können.

Weitere Beiträge gehen ein auf Gerechtigkeitsbegriffe, Rechtsverfahren und die Rechtspraxis. So etwa im Beitrag von Arthur Stögmann, der sich mit der klerikalen Autorität eines Pfarrers in Großkrut (Niederösterreich) und seiner Kirchengemeinschaft 1647/48 auseinandersetzt, wobei der sozial geprägte „Gerechtigkeitsbegriff“ seiner Gemeinde in fundamentalem Widerspruch zum theologisch geprägten des Pfarrers stand, dessen obrigkeitlich definierte Katholizität lokal nicht angenommen, sondern auf starken Widerstand gestoßen war und nicht in das bestehende „kulturelle System des Dorfes“ integriert werden konnte. Daraus ist zu folgern, dass bei der Behandlung rechtlich relevanter Tatbestände lokale soziale Strukturen wie Familie und Nachbarschaft, das Verhältnis der Nachbarn zueinander, interne „Hierarchien“ und die praktizierte gegenseitige Sozialkontrolle Fakten und bei der Beurteilung solcher Geschehnisse zweifelsohne zu berücksichtigen sind.

Mit sozial minderprivilegierten Schichten, vor allem Verarmten und Bettlern, hatte die Jurisdiktion des patrimonialen Gerichtes des Wiener Bürgerspitals zu tun. Auch in diesem Herrschaftsbereich, den Thomas Just

quellenmäßig ausführlich behandelt, stießen Interessensgegensätze von Verwaltung und Rechtspraxis hart aufeinander; Streit zu schlichten zwischen den dem Bürgerspital zugehörigen Untertanen erwies sich vor allem dann als schwierig, wenn sie gemeinsam gegen Ansprüche der Herrschaft und deren Disziplinierungsversuche auftraten.

Einen Blick in den Alltag der Zucht- und Arbeitshäuser, in denen Freiheits-, aber auch Korrekationsstrafen zur Durchführung gelangten, vermittelt der Artikel von G. Ammerer und A. F. Weiß, worin aufklärerische Aspekte und speziell eine allmählich humanere Entwicklung in den österreichischen Gefangenenhäusern thematisiert werden; Buße und Besserung als wichtigste Strafzwecke entgegen früheren Konzepten der bloßen Verbrechensvergeltung setzten sich freilich erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch. Das fortschrittliche Anstaltsleben war seit diesem Zeitraum mittels Hausordnungen bis in Einzelheiten des täglichen Ablaufes von Arbeit und religiösen Übungen und einer auf Resozialisierung bedachten Behandlung der Häftlinge genauestens geregelt.

Die Abklärung von Gerechtigkeitsvorstellungen wird in gesellschaftlichen Systemen allgemein zu den sozialen Grundproblemen der Gesellschaft gezählt, und Margareth Lanzinger stellt zu Recht fest, dass dieser Themenkomplex bislang in mikrohistorischen Themenstellungen kaum behandelt wurde. Grundlagen sozialer Ordnungen und eines sozialen Zusammenhalts sind in ihren jeweils kontextbezogenen Ausführungen zu finden. Am Beispiel der Südtiroler Marktgemeinde Innichen wird dies zu Beginn des 19. Jahrhunderts besonders deutlich. Es geht um angemessene Rechtsansprüche einzelner Gemeindemitglieder, die für die Allgemeinheit Verpflichtungen übernommen hatten, also um einen Ausgleich von Nutzen und Lasten; diesen rechtlich bedingten Vorstellungen kam damit eine ordnende Ausgleichsfunktion zu. Dies betraf die Haltung von Zuchtstieren, wofür Mahd- und Weiderechte einen Ausgleich schufen, weiters die Einquartierungen und die medizinische Betreuung von Soldaten, wofür man denen, die diese Belastungen trugen, eine erhöhte Waldnutzung von Seite der Agrargemeinde zugestand. Sozial gestaffelt waren überdies Tarife für Abgaben bei Bürgeraufnahmen, für die Bezahlung des Nachtwächters, der Hirten, der Brunnenwassernutzung, wobei Konsens über eine Ungleichbehandlung der Nutzungsnehmer unter Umständen mittels Los durchaus akzeptiert wurde.

Bei der Betrachtung der Gerichtspraxis in Stadt bei St. Ruprecht an der Raab (Oststeiermark) zwischen 1822 und 1848 fällt auf, wie sehr man hier an einer humanisierten Strafgerichtspraxis interessiert war, die als Folge aufklärerischer Ideen verpflichtend erschien; Edith Kohl stellte diese Entwicklung vor: polizeiliche Verfehlungen wurden weitgehend milde beur-

teilt, ein möglichst niedriger Strafraumen fand Anwendung, anstehende Rechtsfälle hat man in der Regel unbürokratisch erledigt, humane Aspekte des Gemeinwohls in sozialer wie ökonomischer Hinsicht bestimmten die gerichtlichen Entscheide, wonach die Bezirksobrigkeit nicht nur die Agenden der Rechtspflege, sondern auch die einer modern anmutenden Sozialfürsorge wahrnahm und so eine Balance zwischen Recht und Gerechtigkeit zu halten bestrebt war.

Alles in allem bringen gewichtige Sammelbände wie der vorliegende so wie auch andernorts in letzter Zeit veröffentlichte Beiträge in verschiedenen kleineren Publikationen zahlreiche Nachweise für eine historische Volkskulturforschung, die vom „bunten Bild des Lebens“ sehr unterschiedlicher Gemeinschaften zeugen; sei es, dass wie im vorliegenden Band z.B. von „Straßenexzessen“ die Rede ist, dem mit Lärmen verbundenen lauten Umherziehen der Burschen im Dorf, das als Ausdruck männlicher Jugendkultur galt, aber auch nächtliche Ruhestörung war, die nicht allgemein und selbstverständlich akzeptiert wurde (S. 394). Da lesen wir von Verhandlungen des patrimonialen Gerichts des Wiener Bürgerspitals, in dem von den Schwierigkeiten des alltäglichen Zusammenlebens die Rede ist, von wirtschaftlichen Übervorteilungen, Falschspielen, allgemeinem Neid und Mißgunst, dem häufigen Gebrauch von Schimpfwörtern, abergläubischen Praktiken einer Rechtsfindung mittels Losentscheid durch eine Zigeunerin (S. 279 f.), weiters der Praxis des Fluchens. Wir hören von Hausfriedensbrüchen, dem Handel mit Beichtzetteln zur Zeit der Gegenreformation usw. Wir erfahren mehrfach von der Anwendung der Ehrenstrafen und verschiedenem Rechtsgerät, z.B. dem Maß „tätzstäbel“ (S. 277), der konkreten Strafverbüßung im Gefängnis, dem Kotter (S. 273) und anderen Geräten, die von der Rechtsarchäologie dokumentiert werden. In einer Reihe von Artikeln unseres Bandes wird übrigens davon berichtet, dass Unzuchtdelikte sehr häufig vor Gericht kamen, diese unterlagen einer sehr rigorosen Bestrafung, wobei allerdings die Normanwendung abhängig vom sozialen Stand der männlichen und weiblichen Angeklagten erfolgte. Diesen Tatsachen schenkte man bei der bloß rechtsarchäologischen Beschreibung von Strafrechtsgeräten bisher mitunter zu wenig Beachtung, aber je mehr Belege mit Hintergrundinformationen bekannt werden, desto deutlicher können Abläufe rekonstruiert werden.

Durch die vermehrte Bekanntgabe archivalischer Belege lassen sich zukünftig Rechtsfälle und -realien, besonders deren gesellschaftliche Relevanz für die alte Gesellschaft nun vielfach klarer erkennen und verständlicher deuten, vor allem was den Ehrbegriff der Betroffenen anbelangt. Es ist daher sehr zu begrüßen, wenn Archivkörper, z.B. die „Grundstubenprotokolle“ des Wiener Bürgerspitals oder die „Gemeinde-Abhaltungs-Proto-

kolle“ der Gemeindeversammlung von Innichen, systematisch durchgearbeitet werden, um die Hintergründe vieler Entscheidungen für das Zusammenleben in und das Funktionieren von regionalen Gemeinschaften zu durchleuchten (vgl. S. 272, 373 ff.)

Wie man sieht, sind alle vorgeführten Quellen insgesamt wichtige Zeugnisse von Lebensverhältnissen sehr unterschiedlicher Art, die Auskunft geben können von Vorstellungen, wie diese in Konflikten erfahren und verarbeitet wurden; erinnert sei hier etwa auch an das bekannte vorbildliche Werk von Regina Schulte, *Das Dorf im Verhör*. Brandstifter, Kindsmörderinnen und Wilderer vor den Schranken des bürgerlichen Gerichts Oberbayern 1848–1910 (Reinbek bei Hamburg 1989), wo ebenfalls der Blick hinter Gerichtsverfahren Ursachen und Wirkungen gesellschaftlicher Differenzen aufdeckt, Ereigniswahrheit konkret und Rechtswirklichkeit erfahrbar wird.

Der vorliegende Sammelband gewährt aufgrund zahlreicher historischer Belege vielerlei Einsichtsmöglichkeiten in die Thematik Recht, Rechtspraxis und Gerechtigkeit; letztere steht nach Meinung von Betroffenen über dem gesetzten Recht und der geübten Rechtspraxis. Das sieht man u.a. auch im aktuellen Fall des von Jägern getöteten Wilderers Pius Walder aus Kalkstein in Osttirol. Hier besteht ein Konflikt zwischen dem vermeintlichen Recht des Einzelnen und dem gesellschaftlich consensual definierten Recht, der offiziellen Rechtsordnung; genauer gesagt wird hier eine persönliche „Rechtsordnung“ verabsolutiert und die von der Öffentlichkeit zu beachtende und von ihr zu garantierende praktische Rechtsordnung negiert.

Hermann Steininger

GRASS, Nikolaus: *Wissenschaftsgeschichte in Lebensläufen*. Hg. von CARLEN, Louis, Hans Constantin FAUSSNER. Hildesheim, Weidmannsche Verlagsbuchhandlung, 2001, 504 Seiten.

Nikolaus Grass (1913–1999), korrespondierendes Mitglied des Vereins für Volkskunde, hat nicht nur ein reiches wissenschaftliches Lebenswerk hinterlassen. Aus seiner Feder stammen auch eine große Zahl biographischer Arbeiten, die aus ganz verschiedenen Anlässen heraus verfasst wurden, als Geburtstagsgruß, zu Jubiläen oder als Nachruf, für Lexika und Festschriften oder, wie beispielsweise die Festrede „Beziehungen der Geschichtswissenschaft wie der historischen Jurisprudenz zwischen der Steiermark und Tirol“, zu seiner eigenen Ehrenpromotion in Graz im Jahr 1979.

Insgesamt zählt seine Bibliographie an die hundert solcher biographischer Arbeiten, wovon 51 von Louis Carlen und Hans Constantin Faußner

für den anzuzeigenden Band ausgewählt wurden. Auch so ist der Band noch über 500 Seiten stark, und der Leser findet, wie bei Grass üblich, in den von ihm verfassten Anmerkungen viele weiterführende Hinweise.

Die zum Teil sehr ausführlichen Lebensläufe sind nach sieben wissenschaftlichen Disziplinen untergliedert, die ihr Autor in besonderem Maße beherrschte und pflegte: Deutsche und Österreichische Rechtsgeschichte, Kirchliche Rechtsgeschichte, Kirchengeschichte, Allgemeine Geschichte, Bürgerliches und Öffentliches Recht, Landes- und Volkskunde sowie schließlich zwei naturwissenschaftliche bzw. medizingeschichtliche Lebensbilder, das eine über den Tiroler Kartographen Peter Anich, das andere über den aus Donauwörth stammenden Claudius Martin Scherer (1751–1834), nachmaliger Professor für Humanmedizin in Innsbruck, ab 1809 Professor für das neue Lehrfach Landwirtschaftslehre in Graz.

Es sind aber nicht nur Tiroler Gelehrte, deren Leben und Schaffen Grass in der ihm eigenen Art nachzeichnet. Darunter ist beispielsweise auch Richard Weiss, der früh verstorbene Ordinarius für Volkskunde in Zürich, den Grass wegen seiner Arbeiten über das Alpwesen besonders schätzte, die sich ja mit den seinen berührten, oder der Münsteraner Georg Schreiber, dessen Geschichte des Weins Grass später mit viel Mühe aus dem Nachlass herausgab (Deutsche Weingeschichte, Köln 1980).

Es ist nicht der Platz, aller 51 Persönlichkeiten zu gedenken, denen Grass Zeilen der Würdigung und Anerkennung zugedacht hat. Aber der Leser dieser Zeitschrift wird sich vielleicht an Anton Dörner erinnern, dessen Sammlung Tiroler Umgangsspiele viel beachtet wurde und in dem Grass den Begründer der Rechtlichen Volkskunde Tirols sieht. Oder an Hans Hohenegg, ehemaliger Bibliothekar an der Innsbrucker Universitätsbibliothek, vielfältiger Autor bis ins hohe Alter, leidenschaftlicher Sammler und nicht zuletzt Grass' Schwager. Aber auch an den Staatsrechtslehrer Adolf Merkl, der großen Anteil an der ersten Bundesverfassung hatte und nach dem Anschluss Österreichs nach Tübingen 'emigrierte', wo offenbar der Einfluss der Partei weniger stark war oder durch gute Freunde wie Hans Erich Feine verhindert werden konnte. Und natürlich seine Tiroler Landsleute wie Leo Santifaller, Otto Stolz oder Hermann Wopfner, dessen monumentales Bergbauernbuch (Innsbruck 1995–1997) Grass mit unendlicher Geduld zum Druck brachte und so der Nachwelt zugänglich machte.¹

So ist das Buch eigentlich ein Kompendium zur Wissenschaftsgeschichte besonders Österreichs, und es ist eine Hommage an Nikolaus Grass, dem die österreichische Wissenschaft so viel Grundlegendes und Richtungsweisendes verdankt. Vor Jahren schon hatte Grass ein Buch über die Schwa-

¹ Dazu Herbert Schempf in ÖZV 103 (2000), S. 369–374.

zer Bergknappen angekündigt. Über das Schicksal dieses Unternehmens ist nichts bekannt. Aber vielleicht gelingt es den verdienstvollen Herausgebern, noch manchen Fund zu heben. Er wäre, wie auch das vorliegende Buch, ein Gewinn.

Herbert Schempf

NUSSBAUMER, Thomas, Josef SULZ (Hg.): *Musik im Brauch der Alpenländer. Bausteine für eine musikalische Brauchforschung* (= Innsbrucker Hochschulschriften, Serie B: Musikalische Volkskunde, Bd. 3). Anif/Salzburg, Verlag Mueller Speiser, 2001, 170 Seiten, Abb., CD mit Musikbeispielen.

Der vorliegende Sammelband vereint die Referate einer Tagung, die 1996 in Innsbruck stattfand und sich mit Musik in alpenländischen Bräuchen beschäftigte. Veranstaltet vom dort ansässigen Institut für Musikalische Volkskunde des Mozarteums und dem Wiener Institut für Volksmusikforschung ging es in diesem Symposium, so die beiden Innsbrucker Herausgeber im Vorwort, um „Impulse und Bausteine für eine musikalische Brauchforschung und eine Geschichte der Musik in den Alpenbräuchen“.

Besagte „Bausteine“ waren bzw. sind die unterschiedlichen regionalen Fallstudien, die Aufnahme in das Buch gefunden haben: zum Sternsingen in Haslach (im Schwarzwälder Kinzigtal) und in Heiligenblut (Dietz-Rüdiger Moser); zu historischen Musiknachrichten zu Tiroler Bräuchen (Gerlinde Haid); zum vorweihnachtlichen Anklöpfeln im Brixental und Raum Kitzbühel (Thomas Nußbaumer); zur Musik in Trentiner Bräuchen am Beispiel von Tratomarzo und San Antonio (Renato Morelli); zu einem Hochzeitslied – La Bonasera ai sposc – im ladinischen Fassatal (Fabio Chiocchetti); zu Trommeltänzen in Basel und im Kanton Schwyz (Brigitte Bachmann-Geiser) sowie abschließend zum Maisingen (Chant de Mai) in Vercors an den Ausläufern der französischen Westalpen (Jacques Chapand).

Notenbeispiele, Liedtexte und Photos sind Teil der durchwegs analytischen Beiträge, in denen auf die jeweilige Entwicklung von Brauch und Musik eingegangen und auf Wandel sowie gegenwärtige Funktionen verwiesen wird. Es ist an dieser Stelle nicht möglich, auf alle Aufsätze einzugehen; auf drei soll jedoch hingewiesen werden, um die thematische und methodische Vielfalt anzudeuten: So arbeitet Brigitte Bachmann-Geiser am Beispiel der Trommeltänze zur Basler Fasnacht und in Schwyz die Beziehungen zwischen Schweizer Militär- und Volksmusik heraus; Gerlinde Haid weist in ihrer – der historischen Volkskunde verpflichteten – Arbeit für Tirol u.a. nach, dass zum einen „eine rein funktionale Abgrenzung des Volksmu-

sikbereiches für frühere Zeiten nicht gültig ist, da bis zur Entwicklung des Konzertwesens alles Gebrauchsmusik war“, dass zum anderen Frühformen des Folklorismus bis ins 16. Jahrhundert zurückreichen; Renato Morelli zeigt faktenreich, wie der Trentiner „Tratomarzo“ (ein Masken- und Fastnachtsbrauch der wehrfähigen Burschen zu Ende Februar, Anfang März) mit seinen ironisch-rügenden Liedern mancherorts zur Touristenattraktion wurde, anderswo aber „zu einer sorgfältig gepflegten Ausdrucksform lokaler und regionaler Kulturidentität“.

Diese „lokale und regionale Kulturidentität“ spielt bei Bräuchen heute generell eine – auch von der sogenannten „Pflege“ erkannte – Rolle, die in den anderen Beiträgen meist ebenfalls angesprochen wird, insbesondere aber in den einleitenden Referaten von Konrad Köstlin („Die Modernität der Volksmusik“) und Ingo Schneider („Über die gegenwärtige Konjunktur der Bräuche“). Letzterer ortet besagte Konjunktur vor allem bei öffentlichen Großbräuchen und stellt nicht nur eine Tendenz zu Historisierung (durch nachweisbare oder konstruierte „Tradition“) und zu organisatorisch-pflegerischer Folklorisierung fest, sondern auch ein Zurücktreten sozialer Kontrollfunktionen und vermeintlicher (von der Wissenschaft längst widerlegter) „kultischer Motive“. Da wird man jedoch differenzieren müssen: Sie mögen zwar für die Brauchträger an Bedeutung verloren haben, doch spielen sie in der medialen Berichterstattung immer noch eine unübersehbare Rolle; man denke nur an das prosperierende Halloween-Treiben und den unvermeidlichen Verweis auf seine „uralten keltischen Wurzeln“. Unbestritten ist jedenfalls der Stellenwert von Bräuchen für die Erfüllung regionaler Identitätsansprüche, die, wie Konrad Köstlin ausführt, auch von der boomenden, als authentisch-zeitlos begriffenen Volksmusik befriedigt werden, die ihre Konturen erst vor dem „Horizont der Moderne“ gewinnt und Vorstellungen von Heimat und regionaler Identität fördert, heute aber kaum ausgrenzend, sondern zunehmend integrativ wirkt. Dem wird man aus der Sicht aufgeklärter Musikanten und eines ebensolchen Publikums beipflichten; zu befürchten ist allerdings, dass die von Köstlin erwähnten „Ewig-Gestrigen“ (für die der Begriff „Heimat“ noch immer nicht mit den von Hermann Bausinger konstatierten offenen Horizonten verbunden ist) solches Verständnis von Volksmusik nicht nur nicht teilen, sondern auch diesen anregenden Aufsatz nicht verstehen werden.

Beigegeben ist eine CD mit 31 weitgehend bei den entsprechenden Anlässen aufgenommenen Tonbeispielen; sie stellt eine qualitätsvolle Ergänzung des Textteils dar. Da, wie Thomas Nußbaumer und Josef Sulz einleitend feststellen, „die Komplexität und vor allem die Vielfalt der Funktionalität und Gestalt von Musik, Tanz, Lärmen und Rufen in Bräuchen des alpinen Raumes [...] im Rahmen [...] des vorliegenden Berichtes in ihrer

Gesamtheit natürlich nicht annähernd faßbar [sind]“, bleibt zu hoffen, dass er – dieser Bericht – nicht die letzte Annäherung an das facettenreiche Thema bleiben wird.

Olaf Bockhorn

SCHUMACHER, Beatrice: *Ferien. Interpretationen und Popularisierung eines Bedürfnisses. Schweiz 1890–1950*. Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag, 2002, 418 Seiten.

Auf dem sonnig gelben Umschlag des dicken Bandes öffnet eine sportliche junge Frau mit Kopftuch ihren Anorak und gibt den Blick auf eine sonnige Winterlandschaft frei – „Innere Kraft ... durch Winterferien“. Unter diesem Plakat stehen knallrot, groß und fett der Titel „Ferien“ und dezenter der Untertitel. Der Werbetext auf der Buchrückseite verspricht Historisierung und intellektuelle Reflexion des Phänomens Ferien, kündigt an, dass hier der Frage nachgegangen wird, wie Ferien zum Bedürfnis „aller“ (?) geworden sind. Der Horizont wird als weit bezeichnet, die Untersuchung als exemplarisch. Die Schweiz als gewähltes Untersuchungsgebiet wird als in Zeiten radikaler politischer und wirtschaftlicher Umbrüche verhältnismäßig stabil charakterisiert. Auch auf die Herangehensweise der Autorin gibt bereits dieser Text erste Hinweise – es gehe ihr um einen erweiterten „sozialgeschichtliche[n] Zugang“, wichtig seien kulturwissenschaftliche Ansätze (vor allem zu Popularisierung und Konsum, in der Arbeit werden etwa Ueli Gyr, Wolfgang Kaschuba oder Kaspar Maase herangezogen) und darüber hinaus integriere Beatrice Schumacher Perspektiven der Genderforschung (sie bezieht sich unter anderem auf Karin Hausen, Regina Wecker, Ulla Wikander). Und nicht zuletzt sei sie „durch diskursanalytische Methoden im Anschluss an Foucault“ inspiriert (im Literaturverzeichnis vertreten ist die „Archäologie des Wissens“, vermittelt vor allem durch die US-amerikanische Philosophin und Sozialwissenschaftlerin Nancy Fraser, wie die Historikerin schreibt).

In der Einleitung werden „Ferien“ (in der Schweiz der übliche Terminus für Urlaub) als Thema eingeordnet, die Autorin liefert dabei auch einen Überblick zu historischer Freizeitforschung inklusive Kritik. Sie hat Vorbehalte gegenüber den gängigen Modellen, lehnt deren implizite Fortschrittslogik ab und insbesondere die häufig elitäre, kulturkritische Sicht. Im Gegensatz zu den meisten vorliegenden Arbeiten, will sie „das Selbst-evidente des Untersuchungsgegenstandes ‚Ferien‘“ (S. 13) überwinden und Ferien „als solche“ (S. 15) thematisieren. Neben einer Liste von eigenen

Aufsätzen zum Thema, ist Hasso Spode häufig zitiert; prinzipiell orientiert sich Schumacher vorzugsweise an französischer und britischer historischer Tourismus- und Freizeitforschung. Ein Teil des – vielfach eingestreuten englischen – Vokabulars kommt, so scheint es, aus dem Bereich der Cultural Studies.

Auf die Einleitung folgt ein erster – allgemeiner – Teil unter dem Titel „Kraftstationen“. Unterschiedliche Diskurse über die Ferien und deren Durchsetzungskraft werden analysiert – es geht beispielsweise um die Ferien als „großer Sonntag“ und um deren eigentlichen Ausgangspunkt, die Erholungspause. Beatrice Schumacher stellt vor allem die Wirkmächtigkeit naturwissenschaftlicher Argumentationen heraus, eine Vielzahl von medizinisch-hygienischen Schriften popularisierten diese im 19. Jahrhundert. Als einflussreichste AkteurInnen – auf diskursiver Ebene – erscheinen VertreterInnen der Bürgerlichkeit mitsamt ihren Idealen der sinnvollen Freizeitgestaltung, ihrer tendenziellen Stadtfeindlichkeit, ihren Distinktionsbedürfnissen nach oben und unten. Interessant finde ich hier besonders jene Passagen, die gängige Bilder mit Realitäten in Bezug setzen und die aufgegriffenen zeitgenössischen Diskurse kontextualisieren: Wenn etwa die Vorstellung von männlichen, kontinuierlich am selben Ort arbeitenden Vollerwerbstätigen mit der enormen Arbeitsplatzfluktuation und der Wohnmobilität um 1900 verknüpft wird (S. 65).

Im zweiten Teil werden drei Fallstudien präsentiert. Die, auch zeitlich, erste befasst sich mit dem Ferienwesen der Schweizer Eisenbahner (1895–1932), genauer: mit Ferienkonzepten und -einrichtungen für das schweizerische Bahnpersonal. 1898 gründete die Ferienheimgenossenschaft der Bahn die erste „Erholungsstation Schweizerischer Eisenbahner“ in Grubisbalm an der Rigi, dem folgten ein Haus im Tessin, nahe Brissago (am südlichsten Punkt der Schweiz) und schließlich mit einem Hotel im Kanton Waadt eine auch für den Wintersport geeignete Destination. Die Autorin geht in der Analyse entlang jener Motive vor, die in der Bewerbung der Häuser jeweils zentral betont worden waren; sie bietet damit Einblicke in die Anfänge dieser sehr gruppenspezifischen Ferienform. Die Grubisbalm konzipierte man bewusst als Kontrapunkt zu den Kurhäusern für Gutsituiertere. Bei aller propagierter ‚Reduktion auf das Wesentliche‘ blieb sie dennoch nur den Bessergestellten unter den Eisenbahnern zugänglich. Sozusagen diskursiv stand die „kräftige Bürgerkost“ im Zentrum, sie wurde ganz den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen der Zeit (Thermodynamik, physiologische Körpermodelle) entsprechend abgehandelt und wohl auch serviert. Beim zweiten „Haus Brenscino“ waren hingegen gehobene Architektur und Ausstattung im Blickpunkt – ein first class Hotel für „alle“, lautete hier die Philosophie. Die Autorin setzt sich ausführlich mit der Rolle von einzelnen

Persönlichkeiten auseinander – Gründer, Funktionäre, Geschäftsführer, Gewerkschafter etc. Die Diskurse rund um die Ferienheime werden mehrfach kontextualisiert: mit (arbeits-)rechtlichen Bestimmungen, Einkommensveränderungen, gewerkschaftlichen Aktivitäten (z.B. den Diskussionen dort um soziale Differenzen innerhalb der Gruppe der Bahnbediensteten und das Image der Ferienheime als Beamten-Hochburgen, um Interessenkonflikte usw.) und in allgemeinere zeitgenössisch-öffentliche Diskurse (über Hygiene, Körper, Arbeitskraft) eingeordnet. Darüber hinaus ergeben sich – bei konzentriertem Lesen – Einblicke in die komplizierte Organisationsstruktur der Interessensverbände des Eisenbahnpersonals in der Schweiz. Schumacher präsentiert viele Interna bis hin zu persönlichen Konkurrenzen, sie referiert die wechselnde Verbandspolitik, berichtet über die Schwierigkeiten bei der Identitätsfindung, über das Lavieren zwischen den Konzepten Arbeiterferienheim, Kurhaus und gehobenem Hotel, über die anhaltenden Probleme, eine Zielgruppe zu definieren. Deutlich wird auch der betriebswirtschaftliche Umgang mit Krisen, mit sinkender Auslastung und gesamtwirtschaftlichen Flauten – das mutet ebenfalls reichlich detailliert an, macht aber bewusst, dass die Bedeutung von Ferien untrennbar mit Ökonomischem verbunden ist.

Die zweite Fallstudie umfasst einen Ausschnitt (1935–1948) zur Unternehmensgeschichte der (heute noch existierenden) Firma „Hotelplan“. Im Mittelpunkt stehen hier die Ferienbotschaften ihres Gründers, Gottlieb Duttweiler, zugleich Chef der ersten Lebensmittelkette der Schweiz (Migros). 1935 stieg dieser mit der Gründung der Feriengenossenschaft (die TeilhaberInnen sind auch das Publikum) in das Reisegeschäft ein. Nun setzt die Historikerin die Akzente ihrer Untersuchung vor allem auf wirtschafts-, tourismus- und konsumgeschichtliche Kontexte. Kern von Duttweilers Konzept „Ferien für jedermann“ ist das Prinzip Bewegung, mit dem er sich allgemein gegen die Wirtschaftskrise wendet und speziell gegen die Krise der Tourismus- und Hotelbranche. In Zeiten des Mangels plädiert er dafür, den Blick auf Fülle zu richten; ihm wird alles zur legitimen Ferienbeschäftigung, das Modell rationaler Gestaltung von Erholung wird verabschiedet. Zur Bewerbung seiner Ideen ist jedes Mittel recht, der Unternehmer nimmt „bei unterschiedlichsten gesellschaftlichen Kräften und Ideologien Anleihen“, um sie dann in „unorthodoxer Weise“ (S. 279) selbst einzusetzen.

Die dritte Untersuchung dreht sich um die ersten Jahre (1937–1944) der „Schweizer Reisekasse“, mit deren Hilfe Fremdenverkehrsverband und Gewerkschaftsbund versuchten, eine nationale Ferienorganisation für alle Schweizer Arbeitnehmer zu schaffen. Die Autorin zeigt hier noch dezidierter als in den beiden vorigen Beispielen die Ferien als Politikum – national und international (und vor dem Hintergrund der faschistischen Organisationen in Deutschland und Italien).

„Aus der Geschichte des nationalen Fremdenverkehrs ergibt sich kein leichter Zugang zur Ferienpraxis der lokalen Bevölkerung“ (S. 13), schreibt Beatrice Schumacher, um dann selbst „– der individuellen Praxis in gewisser Weise gegenübergestellt – eine Anzahl Vorstellungs-Hersteller und ihre Interpretationsangebote, ihre Versuche, ein Bedürfnis nach Ferien für eine bestimmte gesellschaftliche Gruppe und/oder auch für die sogenannte Allgemeinheit zu artikulieren und es dabei gleichzeitig kulturell zu bestimmen“ (S. 21), ins Zentrum zu stellen. Die Textproduzenten gehören professionellen und meist auch gesellschaftlichen Eliten an, „durch deren Texte“ fragt Schumacher „nach dem Ferien praktizierenden Publikum“ (S. 22). Die soziale Konstruktion von Ferien wird fassbar, trotzdem: Mir fehlt die – sozusagen – andere Seite der AkteurInnen, eben jenes Publikum, das durch die Lektüre die Texte (und Bilder, alle Botschaften) erst (in ihrem Sinn) komplettiert. Dessen Praxis, das stört mich, wird primär quantitativ gefasst, mittels Daten zu Unternehmenserfolg, Statistiken über verkaufte Fahrkarten, Nächtigungszahlen etc. Nur sehr vereinzelt kommen (Texte produzierende) Touristen, vor allen Dingen Gewerkschafter, Ärzte u.ä., zu Wort. Im Unterschied zu den „Ferienpopularisierern“, den Text- und Urlaubsproduzenten, ‚leben‘ die RezipientInnen, die, wie gesagt, die Produkte ja erst fertigstellen, nicht. Außer auf Bildmaterial zum Ferienleben – darauf komme ich zurück – kommen sie eigentlich kaum vor. Über Ferienpraxis ist nicht viel zu erfahren, über die Erwartungen an Praktiken von Seiten der Ferienmacher schon.

Die Genderperspektive zieht sich nicht als selbstverständliche Perspektive durch die gesamte Arbeit, sie wird zwar hin und wieder eingenommen, kommt in den Fallstudien aber eher nur in Bildanalysen zum Tragen. Die Bilder scheinen manchmal ein wenig überinterpretiert. Knüpfen Plakate zum Wintertourismus im Winter 1940/41 an militärisches Schifahren an und propagieren die schifahrerische Ertüchtigung aller eindeutig als Basis nationaler Selbstverteidigung, so ist nur zwei Jahre später ein „gutmütiger Opa“ (S. 347) auf Schiern Werbeträger – was die Autorin als Abbild einer veränderten gesellschaftlichen Grundstimmung bzw. der Familie als dem „neuen Paradigma“ (?) (S. 361) interpretiert. Oder auf anderer Ebene: Was als „ans Clowneske grenzende Pose und Kostümierung einer Person mit gestreifter Pluderhose“ (S. 375) beschrieben wird, könnte auch einfach ein vom Wind verblasener Rock sein, den Schwierigkeiten der Autorin, das Geschlecht der betreffenden Person zu bestimmen, muss ich mich auch nicht anschließen.

Die Arbeit endet mit einem Essay, in dem die drei Fallstudien miteinander verknüpft und Ideen aus dem den Beispielen vorangestellten Text wieder aufgegriffen werden. Ausgehend vom Titelbild einer bürgerlichen Frauenzeitschrift von 1942 – es zeigt einen kleinen Buben in einer übergroßen

Strickbadehose, unterwegs mit Sonnenschirm und -hut und Kofferchen – geht Beatrice Schumacher stärker auf das Thema Orte ein. Unter Zuhilfenahme des Konzepts, touristische Zonen als liminale Zonen aufzufassen, beschreibt Schumacher die Ferien als Dazwischen-Sein, Verwandlung, Austausch, Befreiung von Normen und Karneval.

Während Einleitung, Teil 1 und der Schluss meine Erwartungen erfüllten – davon hätte ich sogar gern mehr gelesen –, war für den dicken Mittelteil (S. 155–369) mitunter einiges an Motivation nötig. Der poppige Umschlag und der Klappentext weckten – bei mir jedenfalls – bestimmte Vorstellungen, in denen die detaillierte sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Darstellung dreier Schweizer Ferienanbieter, mitsamt ihren Verwaltungsstrukturen, Modi der Entscheidungsfindung und personellen Querelen, nicht enthalten war. Vielleicht hätte mir das Buch noch besser gefallen, wenn ich die Lektüre ohne Cover und Klappentext begonnen hätte. Anders gesagt: Auf den eigentlichen Schwerpunkt des Bandes hätte im Untertitel oder im Kurztext hingewiesen werden können.

Nikola Langreiter

HEISS, Hans: *Der Weg des „Elephanten“. Geschichte eines großen Gasthofs seit 1551*. Bozen/Wien, Folio Verlag, 2002, 208 Seiten, Abb.

Mit dieser Arbeit über die Geschichte des berühmten Südtiroler Gasthofs betreibt der Autor *anthropology at home* im wahrsten Sinn des Wortes, denn mit dem „Weg des ‚Elephanten‘“ beschreibt Hans Heiss nicht zuletzt auch die Geschichte seines Elternhauses und seiner Familie.¹ Der Historiker, Sohn und Bruder bewegt sich gut im Spannungsfeld von bestehender Nähe und angebrachter Distanz; der Versuch einen „lakonischen Ton anzuschlagen“ (S. 9), ist gelungen. Wenn es sich da tatsächlich um einen Effekt der Patenschaft von Sam Lightnin’ Hopkins, Percy Mayfield und Albert King handelt, dann sollten sie diesbezüglich öfter bemüht werden. Montage ist die bevorzugte Darstellungstechnik, die reich bebilderten Texte sind allgemein verständlich, dabei nicht unwissenschaftlich. Heiss betont, sich auf Wesentliches beschränkt zu haben – trotzdem wird der ‚Normalität‘ ebenso Raum gegeben wie glanzvollen Momenten, Krisen und Brüchen.

Der Wissenschaftler nähert sich der Geschichte aus der Perspektive der Inhaberbefamilien. Dieser Zugang ist der historisch engen Verflechtung von

¹ Er widmet das Buch seiner Mutter, die mehr als 50 Jahre lang Wirtin des „Elephanten“ war und kurz vor Erscheinen des Bandes verstarb.

Betrieb und Familie, wie sie in dieser Branche und im betreffenden Großraum bis heute üblich ist, adäquat. Zudem fühlt Heiss sich einem mikrohistorischen Ansatz verpflichtet: Der ‚Mikrokosmos‘ des Unternehmens ‚Elephant‘ wird in die Kontexte von ‚großer‘ Geschichte, der Kulturgeschichte des Reisens und des Tourismus, des Bürgertums, der Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte gestellt und mit Aspekten der Landes- und Stadtgeschichte verknüpft. Dafür greift Heiss auf vielfältige Quellen zu: klassische Archivalien wie Verfachbücher, Protokolle usw., auch Inventare, Kaufverträge, Heiratskontrakte oder Testamente. Zu diesem Material kommen reichhaltige hauseigene Bestände wie Pläne und Grundrisse aus verschiedenen Zeiten, Gästebücher, Auszüge aus dem Rechnungswesen des Betriebes und private Briefe der Besitzerfamilien sowie eine Hauschronik, 1883 vom Urgroßvater des Autors begonnen und von den Nachkommen fortgeführt. Objekte – etwa Zinngeschirr von 1800 oder eine Konfektschale aus 1890 – ergänzen die papierene Ebene.¹

Der Ort des Geschehens wird wichtig genommen; so beginnt die Geschichte mit einer Standortbestimmung. Brixen wird als kleine, aber lange Zeit wichtige Stadt beschrieben, als Bischofssitz, nahe dem frequentierten Brennerpass, ehemals gar Tiroler Landesmitte. Das Haus, am nördlichen Stadtrand gelegen, inmitten anderer Serviceeinrichtungen für Reisende – Wirtshäuser, Schmiede, Wagner und Sattler. Mit dieser Verortung wird die Bedeutung von Transit und Gastgewerbe im Alpenraum der frühen Neuzeit allgemeiner angeschnitten. Rund um 1500 entstand die Gaststätte „Elephant“, 1551 wurde sie erstmals als solche erwähnt. In eben jenem Jahr nämlich war ein Elefant samt Gefolge durch Brixen gezogen und hatte zwei Wochen dort stationiert.² Der Wirt Andre Posch nutzte den großen Eindruck, den das exotische Tier hinterlassen hatte, benannte seine Herberge neu und ließ die Reiseszene als Fresko auf einer Hausmauer verewigen.

Neben Zeit und Raum nehmen also die handelnden Personen großen Stellenwert ein, sie werden als AkteurInnen mit individuellen Interessen, Vorlieben, Fähigkeiten und Fehlern beschrieben. Die (teils illustren) Gäste dienen als Indizien für den Stand des Reisegeschäfts, geben Aufschluss über Veränderungen im Reiseverhalten und Anhaltspunkte für Ruf und Ansehen des Hauses in der jeweiligen Zeit. Bald galt der „Elephant“ als erste Adresse an der Brennerroute, als geeignete Absteige für auf *grand tour* befindliche

1 Im Vorwort regt der Autor an, das Hausarchiv des „Elephanten“ umfassender zu bearbeiten.

2 Der Elefant war ein Geschenk Johanns III. von Portugal an seinen Neffen Erzherzog Maximilian von Österreich. Der Elefant erreichte im Mai 1552 lebend Wien, starb jedoch im Dezember des folgenden Jahres. Seine Überreste (ein Stuhl aus Fußknochen) sind im Stift Kremsmünster zu besichtigen.

Sprosse europäischen Adels. Bis 1773 wechselte das Haus sehr oft seine BesitzerInnen, seither wurde das Haus nie mehr veräußert.

Einige der Wirtinnen und Wirte greift Hans Heiss als Schlüsselfiguren mit tragender Rolle für die Prosperität des Betriebes heraus. Das Unternehmen bildete lange Zeit – auch das ist typisch für das regionale Gastgewerbe – eine Mischwirtschaft aus Landwirtschaft, Immobilienhandel, Handwerken und Postdienst. Dazu nahmen und – das gilt bis heute – nehmen Wirte sehr oft politische Ämter ein. Der überwiegende Teil der Wirtinnen, beobachtet der Historiker, hatte großen Einfluss auf Familie und Betriebsgeschehen. So kommen die Ehefrauen der „Elephanter“, ganz anders als Frauen und insbesondere Gattinnen im Gros der Unternehmensgeschichten, nicht zu kurz. Insbesondere in politischen Umbruchszeiten, Kriegswirren oder heiklen Phasen (wie am Übergang vom vortouristischen Gastgewerbe zum Tourismus oder in den wiederkehrend schwierigen Zeiten der Betriebsübergabe von einer Generation zur nächsten) scheinen die Hausfrauen mächtig und einflussreich. Mitunter – am ausführlichsten dargestellt wird die Geschichte von Therese Steger-Mayr (19. Jahrhundert) – entschieden sich die Frauen, als Witwen das Haus (im konkreten Fall ein inzwischen zum stattlichen Betrieb angewachsener Gasthof, dazu noch Landwirtschaft und Post) bewusst ohne ‚männlichen Beistand‘ zu führen. Die Wirte hingegen wiederverheirateten sich im Fall der Witwenschaft durchwegs schleunigst; Therese Steger z.B. war die zweite Frau des Friedrich Mayr (der selbst nur 37 Jahre wurde). Wohlüberlegte Heiratspolitik erstreckte sich auch auf die Kinder: Hochzeiten gehorchten meist den Notwendigkeiten des Geschäfts, romantische Ideale – darauf lassen die Quellen deutlich schließen – hatten selten Platz.

Die Geschichten sind manchmal sehr tragisch, wenn etwa der 17jährige Sohn aus erster Ehe nach dem Tod des Vaters sein Zuhause verliert. Der Vater hatte ihn im Testament als Nachfolger berücksichtigt, was jedoch im Widerspruch zum Ehevertrag mit der zweiten Ehefrau stand, die folglich ihre Rechte und die ihrer Kinder aus der Ehe mit dem Wirt gerichtlich durchsetzte: Der Stiefsohn wurde zwar finanziell abgesichert, aber dennoch des Hauses verwiesen. Immer wieder greift Hans Heiss Mythen und Gerüchte auf, die zeigen, dass erfolgreiche UnternehmerInnen eine besondere Stellung in örtlichen Sozialgefügen haben, aber auch besonders scharf beobachtet werden und ständiger Kritik ausgesetzt sind.

Vielfach jonglierten die Wirtsleute geschickt mit Finanzen, manche Generationen waren extrem risikofreudig; solcherart und auf solide gewachsener materieller Basis wurden Krisen – wie die Katastrophenjahre der 1880er oder so mancher Börsenkrach – relativ unbeschadet überstanden. Meist wussten die Wirtsleute des „Elephanten“, sich politischen und ökonomischen Verhältnissen anzupassen und mit Veränderungen erfolgreich umzu-

gehen. Beispielsweise wird der Wandel aufgrund des einsetzenden Tourismus (ab den 1870er Jahren) nachvollziehbar gemacht, der jahrhundertealte Straßengasthof erhielt zusehends das Flair eines Kurhotels; zahlreiche illustrieren Abbildungen die massiven Veränderungen. So sehr sich Gebäudebestand, Interieur und Angebot modernisierten, die Unternehmensführung ist bis weit ins 20. Jahrhundert paternalistisch geblieben, vor allem was das Personalwesen anbelangt.¹

Je näher die ProtagonistInnen an den Autor heranrücken, desto weniger werden die innerfamiliären Machtverhältnisse bzw. Strategien der Durchsetzung und Absicherung quellenmäßig belegt, desto narrativer und persönlicher geraten die Einschätzungen. Vielleicht hat es auch mit der Quellenlage zu tun, dass „familiäre Krisen“ (S. 99) vom ausgehenden 19. Jahrhundert an breiter geschildert werden. Manchmal fallen die Analysen recht hart aus: „Die familiären Verhältnisse und die eigene Schwäche hatten Franz zum ‚verbitterten Pessimisten‘ [so dessen Bruder in der Hauschronik, NL] gemacht, unfähig die Chancen zu nutzen und dem elterlichen Schatten zu entkommen“ (S. 113), wie der Autor an einer Stelle das Binnenklima der Wirtsfamilie und die Folgen fasst.

Der Text macht deutlich, dass durch alle Zeiten hindurch der „Strudel der Geschichte“ (S. 113) die handelnden Personen niemals völlig mitreißt, sie agieren in und mit den Strukturen und Möglichkeiten. Anhand der Ereignisse und Entwicklungen im „Elefanten“ nach 1945 zeigt sich so die jüngere Geschichte des Tourismus in Südtirol allgemeiner – mit massiven Modernisierungsmaßnahmen in hektischen Aufbaujahren, Willkommen heißen eines weniger zahlungskräftigen Publikums, wiederholten finanziellen Schwierigkeiten infolge konjunktureller Schwankungen etc. Wie die Familie Heiss haben viele Wirtsleute ihre Landwirtschaften sukzessive rückgebaut und schließlich ganz aufgegeben; und typisch sind die beschriebenen Vor- und Nachteile eines Familienbetriebs im Hotel- und Gastgewerbe heute. Ein wenig eigen mutet an, wenn der Autor von seinem Ausstieg aus der ihm zugeordneten Position des Betriebsnachfolgers in der dritten Person erzählt; vom Studium der Betriebswirtschaft hatte er auf Geschichte und Germanistik umgesattelt: „Obwohl Hans Heiss gern im Hotel mitgearbeitet und sich durchaus geschickt angestellt hatte, zog es ihn weg vom ‚Elefanten‘. [...] Der endgültige Ausstieg aus dem Hotel zog sich lange hin: Bis 1982 arbeitete Hans noch an der Rezeption und im Restaurant, danach wechselte er auch beruflich das Metier und machte seinen Weg als Archivar und Historiker.“ (S. 177) Ein Glück für uns!

Nikola Langreiter

¹ Heiss würdigt langjährige MitarbeiterInnen – sie werden wohl zum Teil zur LeserInnenschaft dieses Buches gehören.

STEINBÖCK, Michaela: *Blickfang Heimat. Die Entwicklung des Heimatbegriffs anhand österreichischer Fremdenverkehrsplakate des 20. Jahrhunderts* (= Grazer Beiträge zur Europäischen Ethnologie, Bd. 10). Frankfurt am Main u.a., Peter Lang, 2002, 158 Seiten, s/w-Abb.

Auf einer volkskundlichen/europäisch ethnologischen Diplomarbeit basiert Michaela Steinböcks Abhandlung zur österreichischen Tourismuswerbung im Medium Plakat. Zeitlich geht es vor allem um Material aus dem 20. Jahrhundert, das mit einem Fokus auf Konstruktion und Kommunikation von ‚Heimat‘ analysiert wird. Insbesondere der „Entwicklung des Heimatbegriffs“ soll anhand von Fremdenverkehrsplakaten nachgespürt werden. Im ersten Teil legt Steinböck den volkskundlichen Forschungsstand zum Thema Werbung dar, unternimmt einen kulturgeschichtlichen Streifzug zu Plakat und Werbung und erarbeitet sich den Terminus Heimat – dazu wird etymologisch hergeleitet und knapp die historische Entwicklung umrissen. Das Problembewusstsein konzentriert sich auf den Heimatbegriff, ähnlich schwierige Vokabeln wie „Gemeinschaft“ hingegen werden umstandslos verwendet. Theoretisch/methodisch bezieht sich die Volkskundlerin auf eine psychoanalytisch orientierte Semiotik, nennt Namen wie Clifford Geertz, Roland Barthes oder Umberto Eco.

Der empirische Teil ist chronologisch gegliedert und zeigt – vom ausgehenden 19. Jahrhundert, der Ära bis zum Ende des Ersten Weltkriegs, der Zwischenkriegszeit, des Nationalsozialismus, der Nachkriegszeit bis 1960 sowie den 70er, 80er und 90er Jahren des 20. Jahrhunderts – Tendenzen in touristischer Plakatwerbung auf. Zum Teil werden diesen Zeitabschnitten besondere Entwicklungen oder Innovationen zugeordnet; der Zwischenkriegszeit etwa „erwachendes Heimatgefühl“ (S. 66).

Theoretischer und empirischer Teil sind nicht nur formal getrennt, sie fallen auch inhaltlich auseinander. Ansprüche, die der theoretische Abschnitt nahe legt, werden in der Materialbearbeitung nicht konsequent verfolgt. Die angekündigte Einbettung der Symbole für Heimatverständnis in „die jeweilige gesellschaftliche Situation“ (S. 8) beispielsweise bleibt sehr oberflächlich. Insgesamt hätte umfassenderes Kontextualisieren der Quellen wohl zur Erkenntnissteigerung beigetragen. Konflikte um Werbemaßnahmen z.B. hätten zeigen können, dass Heimatbilder, so wie WerberInnen sie gerne *in Szene setzen*, nicht allgemein und unumstritten sind. Ergänzend zur Analyse der Plakate hat Michaela Steinböck eine Befragung zum Thema Heimat durchgeführt, die in der Arbeit allerdings nur als Aneinanderreihung von Zitaten (anstelle eines Vorworts) aufscheint. Prominenter sind im Text Interviews mit Werbefachleuten vertreten; besonders ein Agenturbesitzer wird häufig zitiert, seine Interpretationen von Werbeplakaten und -kampagnen werden oft direkt übernommen.

Ein genaues Lektorat hätte auf Widersprüche aufmerksam machen können und sollen. Die Autorin, um ein Beispiel zu nennen, kritisiert frühe Forschungsarbeiten zum Thema Werbung, weil davon ausgegangen worden war, dass Werbung „einen tendenziell wehrlosen Empfänger [manipuliere]“ (S. 12). Kurz vorher verkündet sie selbst: „Ohne uns wehren zu können, ist unsere Vorstellung von Heimat geprägt.“ (S. 9) Auch die Sprache sorgt mitunter für Komik. Bezogen auf eine Werbekampagne für Urlaub auf dem Bauernhof um 1980 kommentiert die Verfasserin: „Und je weitgreifender die Technisierung, je drückender der zivilisatorische Stress des Alltags, umso befreiender wirkt das Bergerlebnis in seiner körperlichen wie seelischen Komponente. Hier hackt die Fremdenverkehrswerbung ein.“ (S. 98 f.)

Plakate, die als Interpretationsbeispiele herangezogen werden, das ist positiv zu vermerken, finden sich als Abbildungen im Anhang. Manche Bildbeschreibung freilich hätte weniger umständlich ausfallen können, wären die Abbildungen in den Text integriert worden.

Nikola Langreiter

GIRTLE, Roland: *Echte Bauern. Der Zauber einer alten Kultur. Mit einem Beitrag des Vollwertbäckers Hans Gradwohl*. Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag/Edition Böhlissimo, 2002. 265 Seiten, s/w-Bildteil.

Kaum zu glauben, aber wahr: Es gibt ein Buch, mit dem Titel „Echte Bauern“. Und dieses Buch ist nicht etwa um die Wende zum 20. Jahrhundert, nicht in der Zwischenkriegszeit und auch nicht in den Fünfzigern erschienen, sondern vielmehr anno 2002! Und – eh klar – ein Titel wie dieser lässt die ethnographische *community* aufhorchen, denn sowohl mit Konstruktionen der *Echtheit* als forscherschem Leitgestirn als auch mit *den Bauern* als Gegenständen volkskundlichen Erkenntnisinteresses hat das Fach einschlägige Erfahrungen gemacht. Erfahrungen von so nachhaltiger Wirksamkeit, dass einige von uns schon angesichts des Titels ein (mitunter auch ritualisiertes) Unbehagen empfinden mögen. *Bauern* und dazu auch noch *echte* – dergleichen Lasten hatten wir uns doch gerade erst nach langen K(r)ämpfen entledigt ...

Nun, vielleicht sollten wir in Rechnung stellen, dass Roland Girtler kein Volkskundler, sondern prominenter Wiener Fachvertreter der Soziologie ist und insofern nicht per se mit unseren fachhistorischen Ballaststoffen in Verbindung gebracht werden kann. Gleichwohl darf unterstellt werden, dass der Titel nicht einfach ein Produkt kulturwissenschaftlicher Unschuld vom

Lande, sondern bewusst gewählt ist und seine provokativen Implikationen wohl kalkuliert worden sind. Allerdings: Der markige Obertitel ist durchaus nicht nur als Blickfang gedacht, der sodann durch den Inhalt gebrochen oder zumindest relativiert und ausbalanciert würde. Nein, Girtler meint den Titel nicht in Distanz gebietenden Anführungszeichen, versteht das gebrauchte Idiom nicht als diskussionswürdigen und hinterfragbaren Begriff, sondern ungefähr so, wie ihn die Alten sunen. Und dementsprechend signalisiert der Untertitel auch ganz eindeutig, worum es in diesem Buch geht: Eben um den *Zauber einer alten Kultur* und damit um die Andacht zum Ausgestorbenen beziehungsweise Aussterbenden. Erzählt wird – wie so oft in unserem Fach und in dessen Umfeld – eine Verlustgeschichte. Eine Verlustgeschichte, die dort ansetzt, wo der auf dem Land aufgewachsene Autor selbst in seiner Kindheit noch „echtes Bauerntum mit all seiner Buntheit, Härte, Arbeit und Disziplin“ erfahren hat (S. 10). Und weil Girtlers Kindheit in die vierziger und fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts fällt, gerät der damalige agrarökonomische Status quo zum *Authentiometer*, mit dem all das gemessen wird, was seither auf dem Sektor der Landwirtschaft an wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Entwicklungen stattgefunden hat. Spätestens also nach Ende von des Autors Kindheit haben Landwirtschaft und Bauern ihre Unschuld verloren und hat der schleichende Verfall der bäuerlichen Kultur eingesetzt. Girtlers Idealbild ist demnach ein Familienbetrieb – besser noch: das „ganze Haus“ –, in dem alle zu arbeiten und sich mit den Unbilden der Natur auseinander zu setzen wissen, ein Betrieb, der autark ist und in dem die Menschen „ihre besondere Würde“ haben (ebda.). Ein solches Idealbild – Wilhelm Heinrich Riehl lässt grüßen – bildet zugleich Ausgangs- und Fluchtpunkt für einen 200 Seiten langen Abgesang auf eine als echt definierte bäuerliche Kultur, wie sie in Österreich bis in die fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts noch teilweise Bestand gehabt hat. Ergänzt wird dieser Text durch Hans Gradwohls Text über „Brot und Getreide in einer alten Bauernkultur“ sowie durch einige kurze Beiträge von Studierenden, welche mit Girtler gemeinsam Feldforschungen durchgeführt haben.

In seinem Text schlägt Girtler einen großen Bogen von seinen Jugenderinnerungen über historische und kulturphilosophische Betrachtungen – Bauernrebellion, Bauernbefreiung, mexikanische Zapatisten-Aufstände, interkulturelle Analogien in bäuerlichen Kulturen – bis hin zu Blys gewagter These (Bly 1993, S. 40), wonach die „Vaterlose Gesellschaft“ (Alexander Mitscherlich) zu den Studentenprotesten von 1968 geführt habe (S. 69–70). Und wenngleich Girtler Blys Thesen dann immerhin für „etwas überzogen“ (S. 70) hält, so wird doch vor diesem theoretischen Hintergrund dargelegt, dass *echte* Bauernkinder – die Arbeit des Vaters vor Augen – niemals gegen diesen rebelliert hätten. Und weil in der alten, bäuerlich-echten Gesellschaft

alles besser sein muss als in unseren Tagen und Breiten, sind am Ende nicht nur die erzeugten Lebensmittel und die Beziehungen zu Gott und Natur besser, sondern auch die Familien und das Vieh ...

Möchte man sich angesichts dergleichen kulturpessimistischen Prädispositionen die Lektüre von Girtlers Buch nicht vergällen lassen, so tut man gut daran, sich an die heroische Überhöhung der alten Bauern ebenso zu gewöhnen wie an den exzessiven und unkritischen Gebrauch des Begriffs „echt“, der sich nicht nur auf die Bauern selbst, sondern auf alle materiellen und immateriellen Ausdrücke des bäuerlichen Lebens, bis hin zum Misthaufen, beziehen kann. Hat man diese Hürde einmal überwunden, so eröffnet sich ein Lesebuch über präindustriell-agrarisch geprägte Kulturen beziehungsweise deren ungleichzeitige Relikte in der Gegenwart. Gegliedert in Themenbereiche wie Arbeit/Ökonomie und Soziales, Wohnkultur, Freizeit und Fest, Produktionsmittel und Arbeitsabläufe malt Girtler Detailansichten vom agrarischen Leben vor der Industrialisierung der Landwirtschaft, die immer wieder mit sozialphilosophischen und (agrar-)politisch-kritischen Betrachtungen in Korrespondenz gesetzt werden. Häufig springt Girtler bei seinen Beschreibungen zwischen historischen und zeitgenössischen Kulturformen der in Siebenbürgen ansässigen „Landler“, also den Nachfahren der im 17. Jahrhundert aus Österreich ausgewiesenen protestantischen Bauern, hin und her. Diese werden von Girtler als letzte legitime Erben der in Westeuropa ausgestorbenen Bauern verstanden und in ihren Alltagsroutinen, Erwerbsstrategien und Wertemustern kenntnisreich beschrieben und mit allerhand Beobachtungen und Zitaten aus der Feldforschung unterlegt. Dabei beschreitet Girtler einen Weg, den auch die alte Volkskunde gern gegangen ist, als sie in (Süd-)Osteuropa die durch Auswanderung dorthin gelangten und im Kontext nichtdeutschsprachiger Gesellschaften konservierten alten deutschen Kulturformen wieder zu finden versucht hat.

Bäuerliches Leben, wie es Girtler als *echt* versteht, war (bzw. ist in Siebenbürgen) ein hartes Leben, und dies räumt der Autor auch durchaus ein – etwa, wenn es um die Lebenswelt der Dienstboten, die Rangordnung am Tisch derselben oder um das von Knechten und Mägden zu bewältigende Arbeitsaufkommen geht (z.B. S. 62–67). „Allerdings“, so erfährt man, „hatte die alte Zeit mit ihren Dienstboten trotz aller Härte auch ihren Zauber“ (S. 66). Allerdings wird die Frage, wer seinerzeit auf Grund welcher Bewusstseinslagen diesen Zauber wahrgenommen hat, ebenso wenig thematisiert wie die, wer sich heute auf Grund welcher Befindlichkeiten von der alten Bauernkultur bezaubern lässt. Sicher jedoch ist, dass Girtler von dem beeindruckt ist, was er im Blick auf die Gesellschaft erkannt hat: „Die alte bäuerliche Arbeit war eine gemeinschaftliche, bei der die Bauersleute und Dienstboten miteinander eng verbunden waren.“ (S. 67) Der gar

distanzlose Rückgriff auf die „Gemeinschaft“, die Girtler nicht nur im Kontext mit den Dienstboten und der Familie als dem *ganzen Haus*, sondern auch in bezug auf „die Nachbarschaft“ im siebenbürgisch-landlerischen Dorfleben (S. 95–11) gebraucht, birgt jedoch gewisse Tücken. Denn – wie uns Bausinger hat wissen lassen – verstellt die Apriorisierung eines Prinzips der Gemeinschaft den Blick auf die sozialen Realitäten und deren Analyse, weil schlussendlich alles als *Gemeinschaft* gesehen wird und gesehen werden soll (Bausinger 1987, S. 90–91).

Immer wieder vermittelt das Buch den Eindruck, als blinde Girtler, in Konsequenz auf die bei ihm immer wieder anklingende, in vielerlei Hinsicht berechnete und nachvollziehbare Kritik an gegenwärtigen Verhältnissen in Landwirtschaft und ländlichem Raum (BSE-Krise, Massentierhaltung, Tiertransporte, Landflucht usw.), allzu gerne den ungemütlichen Teil der historisch-sozialen Realitäten aus. So lässt sich etwa das *ganze Haus* (Mehrgenerationenfamilie und Gesinde) wohl eher als nüchterne „Rechts-, Verwaltungs- und Produktionseinheit (denn) als reale soziale Gemeinschaft“ sehen (Bausinger 1987, S. 89). Das Bild von der einstigen Harmonie zwischen den Generationen ist nicht ohne Kratzer (Schwägler 1970), und den Belegen für ein freundliches Miteinander zwischen Herren und Knechten stehen Berichte gegenüber, wonach man kranke Dienstboten auch winters nicht ins Haus aufgenommen, sondern in der Scheune liegen hat lassen. Dem heute gezeichneten Bild von guter Dorfgemeinschaft und Nachbarschaft (S. 95–111) wiederum könnte man den alten Marx anheim stellen, der Mitte des 19. Jahrhunderts, also in einer Zeit, in der die bäuerliche Welt auch nach Girtler noch in Ordnung hätte sein müssen, über französische Parzellenbauern schrieb: „Jede einzelne Bauernfamilie genügt beinahe sich selbst, produziert unmittelbar selbst den größten Teil ihres Konsums und gewinnt so ihr Lebensmaterial mehr im Austausch mit der Natur, als im Verkehr mit der Gesellschaft. Die Parzelle, der Bauer und die Familie; daneben ein anderer Bauer und eine andre Familie. Ein Schock davon macht ein Dorf, und ein Schock von Dörfern macht ein Departement (Marx, 1973, S. 198).

Dass Girtler unter dem Eindruck gegenwärtiger Problemerkahrungen in (Land-)Wirtschaft und Gesellschaft schreibt, ist nachvollziehbar und macht gerade im sozial- bzw. kulturwissenschaftlichen Kontext Sinn. Girtler spart nicht mit Kritik an Globalisierungsfolgen, an nationaler wie europäischer Agrarpolitik und beklagt freilich auch, dass sich die bäuerlichen Ländler-Gemeinden in Siebenbürgen seit 1989 in Auflösung befinden. Damit allerdings leistet das Buch nicht mehr und nicht weniger, als Denkmal zu sein für das, was war bzw. gerade noch ein bisschen ist. Die benannten Probleme zu lösen oder auch nur Wegweiser zu deren Lösung aufzustellen, dürfte Girtlers Anliegen nicht gewesen sein; es sei denn, der Autor wollte ernsthaft

die Rückkehr in eine von Familienbetrieben geprägte agrarische Subsistenzwirtschaft anempfehlen ...

Weil Girtler auch die Biobauern nicht als *echte* Bauern durchgehen lassen will – auch sie sind ja Spezialisten und auf den Markt hin orientiert (S. 36) –, bleibt am Ende der Eindruck, dass mit „Echte Bauern“ vor allem ein Erinnerungsbuch vorgelegt worden ist, an dem sich jene zu laben vermögen, die an den Folgen der Modernisierung in Wirtschaft und Gesellschaft emotional leiden. Indem aber nur erzählt und erinnert, nicht aber diskutiert wird, was ist und was werden soll, vergibt Girtler die Chance, auf gangbare Wege in eine ressourcenschonende Landwirtschaft und in einen sozial und kulturell lebenswerten ländlichen Raum hinzuweisen.

Peter F. N. Hörz

Literatur

Bausinger, Hermann: Volkskunde. Von der Altertumswissenschaft zur Kulturanalyse. Tübingen 1987 (zuerst Berlin/Darmstadt/Wien 1971).

Bly, Robert: Eisenhans. Ein Buch über Männer. München 1993.

Marx, Karl: Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. In: MEW Bd. 8. Berlin 1973, S. 111–207.

Schwägler, Georg: Soziologie der Familie. Ursprung und Entwicklung (= Heidelberger Sociologica 9). Tübingen 1979.

KÄLBLE, Hartmut, Martin KIRSCH, Alexander SCHMIDT-GERNIG (Hg.): *Transnationale Öffentlichkeiten und Identitäten im 20. Jahrhundert*. Frankfurt am Main/New York, Campus Verlag, 2002, 448 Seiten, Abb.

Der vorliegende Band ist interdisziplinär angelegt und geht auf eine Konferenz im Herbst 2000 an der Humboldt Universität zu Berlin zurück, die im Rahmen der DFG-Forschergruppe „Historisch-sozialwissenschaftlicher Gesellschaftsvergleich“ in Kooperation mit dem Zentrum für Vergleichende Geschichte Europas organisiert worden war. Die Autoren stammen aus den unterschiedlichsten Gebieten – Soziologie, Wirtschafts- und Politikwissenschaften, Geschichte, Kulturwissenschaften und Europäische Ethnologie – und versuchen, jeweils geprägt durch ihren ganz eigenen disziplinären Blick auf das Phänomen, die neuesten Entwicklungen im 20. Jahrhundert darzustellen.

Bei den vorwiegend auf Europa und die westlichen Staaten fokussierenden Analysen gehen die Autoren davon aus, dass soziale, wirtschaftliche und politische Veränderungen hauptsächlich durch das Infragestellen des Nationalstaates und die Machtzunahme von supranationalen, internationalen bzw.

transnationalen Strukturen entstehen. Um die Frage, inwiefern Gesellschaften auf diese Veränderung reagieren und damit umgehen, zu diskutieren und vielleicht auch teilweise zu beantworten, wird der Begriff der „Transnationalität“ benutzt. In der Einleitung findet sich eine ausführliche Beschreibung der Geschichte und Verwendung dieses Begriffs, der auch auf den gemeinsamen Ansatz der Autoren in diesem Band verweist. Was dabei für die Geschichtswissenschaft formuliert wird, gilt auch für andere Fächer, nämlich dass „eine transnationale Geschichte [...] sich [...] in erster Linie von der starken Fokussierung auf Territorialität und damit vom Modell einer homogenen, territorial verankerten Gesamtgesellschaft lösen und stärker auf Bewegungen zwischen den Gesellschaften und damit auf ‚Ströme‘ (flows) und ‚Netzwerke‘ (networks) konzentrieren [muss].“ Mit diesem Postulat wird zugleich das Programm für den Band deutlich.

Es liegt nicht im Interesse der Aufsätze, weltweite wirtschaftliche Verflechtungen deutlich zu machen oder transnationale Politik zu beschreiben, vielmehr zielen – dem Titel folgend – die Forschungsinteressen darauf, transnationale Öffentlichkeiten und Identitäten zu untersuchen. Diese zwei als Grundkategorien verstandenen Bereiche werden in den einzelnen Aufsätzen unterschiedlich gewichtet. Identität wird hier ausschließlich verhandelt als „kollektive Identität“, auch wenn der Begriff nicht von allen Autoren als taugliches analytisches Instrument bewertet wird. So unterschiedliche Dinge wie die Identitäten der Überseechinesen, das europäische Selbstverständnis, feministisches Denken im zentraleuropäischen Kontext oder Ansichten einer zukünftigen „Weltgesellschaft“ beziehen sich jedoch alle auf kollektive und nicht auf individuelle Identitätsprozesse. Ausgehend von der Annahme, dass nationale Identität im 19. Jahrhundert eine dominante Rolle gespielt hat, werden in den versammelten Beiträgen für das 20. Jahrhundert die stärker netzwerkartig organisierten Identifizierungen und Orientierungen hervorgehoben, um die Entwicklungen der Zeit fassen zu können. Die Öffentlichkeit und vor allem das Entstehen von transnationalen Öffentlichkeiten werden verstanden als der Bereich, in dem sich eben jene kollektiven Identitäten äußern. Die öffentliche Artikulation und Argumentation bestimmter Identitäten drückt einen politischen Willen aus, der durch die Interpretation von Öffentlichkeiten sichtbar wird – und so werden Identitäten und Öffentlichkeiten in den Aufsätzen immer wieder miteinander verbunden. Dabei finden die Autoren unterschiedliche oder abweichende Antworten auf die oben benannte Frage – das Buch stellt also auch einen durchaus kontroversen Beitrag zum Thema Transnationalität dar, mit Fallstudien aus unterschiedlichen geographischen Regionen, mit unterschiedlichem disziplinären Blick und unterschiedlichen Antworten auf vergleichbare Fragestellungen.

Der Tagungsband ist in drei Kapitel unterteilt, wobei sich das erste dem Spannungsfeld zwischen Nation, Europa und der Welt widmet. Das Verhältnis von Gesellschaft und Gemeinschaft und die Frage, wie sich eine politische Öffentlichkeit aus dem nationalstaatlichen Kontext herauslöst und supranational oder transnational erweitert, wird mit einem deutlichen Schwerpunkt auf Europa behandelt. Im zweiten Kapitel, „Transnationale Migrationen, soziale Bewegungen und Transfers“, geht es vor allem um die „flows“ und den Austausch von Menschen und Wissen. Wie sich diese „flows“ auf Identitäten und Öffentlichkeiten auswirken, wird anschaulich mit Beispielen verdeutlicht. Das dritte und letzte Kapitel zu transnationalen Nichtregierungsorganisationen und Expertennetzwerken beleuchtet dann die neuen Strategien von Institutionen und Individuen, die sich außerhalb der Organe von Welt- oder Europaorganisationen befinden. Gerade an diesen Beiträgen lässt sich sehr schön erkennen, dass Transnationalität nicht nur Strukturen, Institutionen und Organisationen erfordert, sondern auch transnationale Akteure, die gewisse Normen und Praktiken durchzusetzen versuchen. Das facettenreiche und spannende Feld der neueren Entwicklungen um Transnationalität ist ja nach wie vor eines der Minderheiten – und die Diskussion darüber fängt gerade erst an.

Katerina Kratzmann

GRIESEBNER, Andrea, Christina LUTTER (Hg.): *Die Macht der Kategorien. Perspektiven historischer Geschlechterforschung* (= Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit 2/2002, Heft 2). Innsbruck/Wien 2002, 160 Seiten.

Nach zwei Jahrgängen zu je zwei Heften ist es an der Zeit, auf ein ambitioniertes neues Zeitschriftenprojekt auf dem Gebiet der historischen Kulturwissenschaften hinzuweisen: die am Institut für Geschichte der Universität Wien angesiedelte „Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit“. Ein breites Board unter der Leitung des geschäftsführenden Herausgebers Wolfgang Schmale steht hinter dieser Halbjahresschrift, um deren regelmäßige Rubriken „Berichte“, „Rezensionen“ und – eine beachtenswerte Innovation – „Neu gelesen“ sich jeweils zuständige Redakteurinnen und Redakteure kümmern, während wechselnde Herausgeberinnen und Herausgeber für die auf die Heftthemen zugeschnittenen Beiträge und ein regelmäßiges „Forum“ verantwortlich zeichnen. Das ergibt fast so etwas wie ein KuratorInnenmodell und also inhaltlich deutlich gestaltete Hefte mit thematisch präzise abgestimmten Texten. Die WZGN ist also eine dem Prinzip der

Themenhefte verpflichtete Gründung, und – im Rahmen des Reihendesigns – individualisierte Umschlaggestaltungen mit Thema und Verantwortlichen am Cover signalisieren bereits Distanz zu den klassischen akademischen Periodika.

So auch dieses Heft der im übrigen haptisch und graphisch angenehmen, gleichwohl ohne überspannten Gestaltungsaufwand produzierten Zeitschrift: Andreas Griesebner und Christina Lutter, beide Historikerinnen im Kreuzungsfeld ihrer Fachdisziplin mit den Kulturwissenschaften wie auch den *gender studies* und *cultural studies*, haben ihm ihren Stempel aufgedrückt. Ein indirektes Heftmotto glaube ich an versteckter Stelle entdeckt zu haben, nämlich in einer der nicht sehr zahlreichen (diesmal gerade drei), dafür aber kenntnisreichen und pointierten Rezensionen: „Transdisziplinarität jedenfalls macht munter, und sie fordert heraus“ (S. 145). Offen formuliert werden die Ziele des Heftes im mit „Mehrfach relational. Geschlecht als soziale und analytische Kategorie“ überschriebenen Editorial der beiden Herausgeberinnen: Ausgehend von einem immer im sozialen Raum situierten Begriff von Wissenschaft, verweisen sie auf die Defizite, die sich durch nicht zuletzt wissenschaftspolitisch motivierte Aufmerksamkeiten und Analysekategorien ergeben – so auf das Faktum, dass in der Geschlechtergeschichte „Relation [...] vorwiegend zum jeweils anderen Geschlecht hergestellt“, dadurch „[...] Mann/Frau-Opposition nicht analysiert und historisiert, sondern erzeugt und bestätigt [wird]“ (S. 3). Das damit verbundene Postulat lautet, Geschlecht in ein Verhältnis zu anderen Kategorien von Identität und Differenz zu stellen, und es ermuntert durch Sensibilisierungen, wie sie sich der Anthropologisierung der Geschichtswissenschaften verdanken, mit einem prozessualen Kulturbegriff zu operieren, „der Kultur im Sinn von produktiven Modellen fasst, die das Handeln von Menschen bedingen und gleichzeitig möglich machen“ (S. 4).

Eine mit soviel Innovationsanspruch antretende Wissenschaftspraxis neigt gerne dazu, selbst wieder Texte zu produzieren, deren – wenn man so sagen darf – Halbwertszeit den ausgebreiteten Quellen nicht gerecht werden kann. Nicht so hier: Die sechs zur „Macht der Kategorien“ versammelten Aufsätze kommen ganz unaufgeregt daher, sind durchwegs gut erzählt und daher ungeachtet des theoretischen Imperativs als Analysen je konkreter sozialer Interaktionen von Wert. Das ergibt dann auch einen methodologischen Zusammenhalt der im weiten Begriff von Neuzeit situierten Narrative. Die Beiträge von durchwegs jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern (mit einem ungewöhnlich hohen Anteil von Frauen und nicht universitär Institutionalisierten) verbindet die konsequente Historisierung von Geschlecht und – mit Blick auf das historische Subjekt – ein situativer Zugang, in dem die Relationalität von Identitäten/Alteritäten in den Mittelpunkt

rückt und vor Essentialisierungen bewahren kann. Solche Positionierung schützt auch vor einer in den Kulturwissenschaften bekanntermaßen immer mächtigen Verlockung, die großen Begriffe des 19. und 20. Jahrhunderts in historischer Übertragung auf „vormoderne“ Gesellschaften anzuwenden. Ein Beispiel dafür wäre die Mehrdimensionalität von Fremdheit (und etwa die Frage nach ihren Zusammenhängen mit Devianz und Geschlecht), wie sie einige der Beiträge thematisieren; und durchgängig werden volkswundlich und/oder ethnologisch geschulte LeserInnen den Eindruck gewinnen, dass die viel beredeten Gleichzeitigkeiten des Ungleichzeitigen hier zur interpretativen Norm geworden sind. Die Lektüre der Aufsätze, die zum Schluss bewusst nur in Aufzählung referiert werden sollen, lässt jedenfalls außer Zweifel, dass der einstmalige Ruf nach einer Zentrierung der Kategorie Geschlecht sich durch mehrdimensionale Zugänge (Dezentrierung?) im besten Wortsinne überholt hat: Denn das Gewicht einer Sache ist zurecht dort zu vermuten, wo sich verschiedene Koordinaten treffen.

Das schließlich ist auch eine der Kernbotschaften eines in der Rubrik „Forum“ wiedergegebenen Gespräches, das Christina Lutter mit der Berliner Historikerin Claudia Ulbrich geführt hat – ein Gespräch, in dem paradigmatisch sichtbar wird, dass neben der empirischen Überprüfung im historischen Feld die Reflexion von Konzepten und Perspektiven die eigentliche Voraussetzung differenzierten historisch-kulturwissenschaftlichen Arbeitens ist. Denn dass Machtpositionen im sozialen Feld mit Ausgrenzung oder Marginalisierung in Hinblick auf andere Kategorien einhergehen können, ist ein mitzudenkendes Apriori historischer Alltage.

Von Claudia Ulbrich stammt auch ein schöner Satz, der auf das alte Verdikt einer gegenüber der Dekonstruktion als legitimer Zugangsweise zu Kultur und Gesellschaft skeptischen Geschichtswissenschaft gemünzt ist: „Ich halte es für einen großen Irrtum zu glauben, dass Phänomene, bloß weil sie konstruiert sind, weniger bedeutend wären als die sogenannte Wirklichkeit. Ohne Konstrukte wie Identität hätte das Leben keine Bedeutung.“ (S. 118) Und eben dies ist ja eine die Beiträge dieses Heftes der WZGN verbindende Qualität, dass sie Konstruktionen wie Repräsentationen als soziale Tatsachen ernst zu nehmen wissen und auch über die einmal mehr, ein andermal weniger geeigneten Analysewerkzeuge verfügen, um ihrer habhaft zu werden.

Die Titel und die (hier nur stichwortartig skizzierten) Gegenstände der einzelnen Beiträge sind:

Michaela Hohkamp (Berlin): Im Gestrüpp der Kategorien: zum Gebrauch von „Geschlecht“ in der Frühen Neuzeit (Strukturierung des Lebensalltags durch Gewalt im Sinne von Herrschaft in der Ständegesellschaft am Beispiel von Erbpraktiken – ihrer Variierung und situativen Legitimierung – in der vorderösterreichischen Herrschaft Triberg in der Zeit um 1730).

Falk Bretschneider (Paris): Hexen, gelehrter Diskurs und Disziplinierung. Magie und Frühaufklärung im sächsischen Erzgebirge, 1712–1720 (Der Fall der „Annaberger Kranckheit“ im Hinblick auf die konkurrierenden Deutungssysteme von – verkürzt – Aberglaube und Aufklärung; Diskurse um Vernunft und Unvernunft im Kontext neuer Ordnungspolitik).

Susanne Hehenberger (Wien): „Die Löbl Isaakische Liebesgöttin und ihr hebräischer Ritter“. Ein Sodomieprozess, Freistadt 1779/80 (Kulturelle Differenz – ihre Herstellung und Instrumentalisierung – in der Gerichtspraxis; das Zusammenwirken von Fremdheit, Religion, Devianz und Geschlecht und ihre Rolle in Prozessen von Stigmatisierung und Kriminalisierung).

Dietlind Hüchtker (Halle-Wittenberg): „Erfahrung“ als politische Kategorie. Geschlecht und Nationalität in der Publizistik der Zionistin Rosa Pomeranz aus Galizien (Geschlechterdichotomien in nachholenden Modernisierungsprozessen und im Kontext der Nationalbewegungen in als rückständig angesehenen Gesellschaften; Handlungsräume von Frauen und die ihnen gesetzten spezifischen Barrieren einer Deutungsmacht über Geschichte).

Gert Dressel/Nikola Langreiter (beide Wien): Aus der Wehrmacht an die Uni – aus der Uni in die Ehe. Restaurierte Geschlechterverhältnisse nach dem Zweiten Weltkrieg (Vergeschlechtlichte Strukturen von Wissenschaft und die Zusammenhänge von Lebensläufen, Gesellschaft und akademischer Praxis anhand der Lebensgeschichten von Kultur- und GeisteswissenschaftlerInnen; Generation als relationale Kategorie – neben *gender*, sozialer wie fachlicher Herkunft und nationalstaatlichem Hintergrund – und als Verweis auf objektivierbare gemeinsame Erfahrungen).

Maria Mesner (Wien): Überlegungen zu Geschlecht und Reproduktion in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts: Finnland, Österreich, Portugal und die USA (Generativitätsdiskurse, biologische und soziale Reproduktion im Vergleich; Effekte von Geschlecht als „gesellschaftlich konstruiertes Set von Ideen über Unterschiede“ im Kontext der Politiken mehrdimensionaler Differenzierung in Wohlfahrtsstaaten).

Bernhard Tschofen

Buchanzeigen

MERKLE, Heidrun: *Tafelfreuden. Eine Geschichte des Genießens*. Düsseldorf/Zürich, Artemis und Winkler, 2001, 235 Seiten, s/w- und Farbbabb.

Heidrun Merkle (Betriebswirtin und Pädagogin) bietet mit ihrer Geschichte des Genießens einen Querschnitt durch die Kulturgeschichte des Mahls, wobei sich die – keine lückenlose Chronologie anstrebende – Darstellung von den archaischen Mahlzeiten der Odyssee über die römische Antike und das Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert erstreckt. Im Unterschied zu vielen anderen eher populärwissenschaftlich ausgerichteten Autoren und Autorinnen von kulinarischen Kulturgeschichten arbeitet sich Merkle entlang von zu Beginn formulierten Fragestellungen durch ihr Material (vor allem literarische Texte und Sekundärliteratur zur Geschichte des Essens). Ihre leitenden Gedanken beziehen sich auf das Riechen, Schmecken und Tasten und deren vernachlässigte Bedeutung für die Ästhetik. Merkle plädiert für eine stärkere Würdigung der „niedereren“, körpernahen Sinne in ästhetischen Fragen und versucht, solche Aspekte in ihren Ausflügen in die Geschichte der Tafelfreuden aufzuspüren. Station macht sie dabei im archaischen Griechenland und untersucht die Hohe Schule der Gastfreundschaft, anschließend die Kunst des Trinkens beim griechischen Symposion. Dekadentes Speisen in römischer Zeit beim Gastmahl des Trimalcho steht als nächstes auf dem Programm, dann die Tafelfreuden im Mittelalter, bei denen sie sich u.a. Herrenspeisen und Bauernspeisen, den Gewürzen, den üppigen Speisefolgen und den Tischzuchten widmet. Das nächste Kapitel beschäftigt sich mit der Verfeinerung der Bräuche in der Renaissance, im speziellen mit der Einführung der Gabel, der Reinlichkeit bei Tisch oder dem Ritual des Vorkostens. Das letzte Kapitel behandelt die großbürgerliche Tafel im 19. Jahrhundert. Hier geht es u.a. um die Gastrosophie, um Geschmack und Sprache, das richtige Schmecken, um Geschäftsessen und um verschiedene Elemente der Tafelkultur wie das Servieren, die Menü- und Speisekarten oder den gedeckten Tisch. (SB)

REINISCH, Johanna: *Nimm an Löffl und iss mit. Bäuerliche Kost – Vergessene Gerichte. Mit Rezepten*. Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag, 2002, 252 Seiten, zahlr. Farb- und s/w-Abb.

Johanna Reinisch ist heute eine erfolgreiche Hüttenwirtin von 60 Jahren. Aufgewachsen als jüngstes von acht Kindern auf einem Bergbauernhof in Trahütten (Weststeiermark), macht sie dabei ihre eigene Kindheit zum

Fundus einer saisonalen und regionalen Küche aus biologischer Landwirtschaft. Ihr Buch – editorisch betreut von ihrer Nichte Maria Brunner – ist weder ein wissenschaftliches Werk noch ein Kochbuch im Sinne einer bloßen Rezeptsammlung.

„Nimm an Löffel und iss mit“ – solcherart die vergangene bäuerliche Kommensalität im Titel idealisierend – verdankt seine Qualitäten der Verbindung von privater Geschichte in Erinnerungen und einer detaillierten Schilderung der alltäglichen Nahrungsgewohnheiten am Ende der bäuerlichen Selbstversorgung. In Kapiteln von meist mehreren knappen und episodenhaft erzählten Texten behandelt sie dabei etwa die Rolle von Brot, Fleisch und Milchprodukten, von fleischlosen Zuspeisen, Getränken und Backwerk im Gesamtkontext häuslicher Wirtschaft – von Fragen des Anbaus über die Zubereitung bis zu den kulturellen Ordnungen um Essen und Trinken im Alltag. Was dabei das Buch besonders auszeichnet und zu einer noch dazu angenehm zu lesenden Quelle für eine kulturwissenschaftliche Nahrungsforschung macht, ist der bei aller persönlichen Färbung unprätentiöse Ton, mit dem über Vergangenes, über erlebte Veränderungen, aber auch über aktuelle Vergegenwärtigungen in Erinnerungen und Küchenpraktiken berichtet wird.

Man würde sich mehr derartige Bücher zu regionalen Nahrungskulturen des 20. Jahrhunderts wünschen, die nicht nur aus bereits Veröffentlichtem schöpfen, sondern als Memorare zu historisieren helfen, was anderswo als historisches Erbe undifferenziert stilisiert wird. Dass das mit historischen Familienbildern und rezenten Fotografien illustrierte Büchlein auch noch gut zu benutzen ist, sei schließlich angemerkt: denn der Anhang bringt neben einer kleinen Auswahl von Rezepten aus der Küche von Johanna Reinischs Mutter (von Bandnudeln über Schloatkrapfen bis zu Zaunbändernnudeln) auch noch Glossare und ein Stichwortregister. (BT)

KOESLING, Volker: *Vom Feuerstein zum Bakelit. Historische Werkstoffe verstehen* (= AdR-Schriftenreihe zur Restaurierung und Grabungstechnik, Bd. 5/6). Stuttgart, Konrad Theiss Verlag, o. J., 270 Seiten, 167 Abb., 34 Tab.

Volker Koesling (Leiter des Restaurierungslabors am Deutschen Technikmuseum Berlin) legt mit diesem Werk ein sehr nützliches Handbuch für alle jene vor, die sich mit Sachkultur beschäftigen und – etwa im Rahmen von Museums- oder Ausstellungsarbeit – nach einer Orientierungshilfe suchen, wenn es um die historische Kontextualisierung von Materialien und Werkstoffen, deren Bestimmung oder deren Konservierung geht. Die Einführung

ist dem Erkennen und Unterscheiden von Materialien sowie deren Verfalls- bzw. Veränderungsprozessen gewidmet. Letztere werden im daran anschließenden Kapitel auf ihre äußeren Faktoren hin befragt, was u.a. in Form praktischer Hinweise bezüglich Klima, Lichtverhältnisse etc. im Rahmen der musealen Bewahrung von Gegenständen konkretisiert wird. Die weiteren Kapitel sind folgenden Werkstoffen gewidmet: Holz, Papier, Leder, Kunststoffe, Textilien, Eisen, Kupfer, Schwermetalle, Leichtmetalle, Edelmetalle, Silicate, Keramik, Glas, Stein. Es werden jeweils verschiedene Aspekte dieser Werkstoffe behandelt: Geschichte, Herstellungsverfahren, Eigenschaften, Verwendung, Maßnahmen zur Erhaltung etc. Zusätzlich eingestreut sind Kapitel über die mechanischen Eigenschaften der Werkstoffe und über Korrosion. Den Schluss des Bandes bildet ein ausführliches Literaturverzeichnis zu den einzelnen Kapiteln. (SB)

BRACHERT, Eva: *„Hausrat aus Plastic“ Alltagsgegenstände aus Kunststoff in Deutschland in der Zeit von 1950–1959*. Weimar, Verlag und Datenbank für Geisteswissenschaften, 2002, 386 Seiten, zahlr. s/w- und Farbabb.

Eva Brachert beschäftigt sich in ihrer volkswissenschaftlichen Dissertation mit Alltagsgegenständen aus Kunststoff und verfolgt dabei das Ziel, am Phänomen „Hausrat aus Plastic“ die soziokulturellen und wirtschaftlichen Zusammenhänge der 1950er Jahre in Deutschland zu verankern. Sie fragt danach, wie Kunststoffgegenstände in den zeitgenössischen Lebensstil integriert wurden und wie sie dazu beitrugen, eine „neue, bunte, gesellige, großzügige Lebenskultur“ (S. 17) zu befördern und dafür auch als Leitmotiv zu fungieren. Die Verwendung von Kunststoffen im häuslichen Alltag war eine Möglichkeit, sich von traditionellen Lebensformen und Geschmackskulturen zu lösen und einen modernen Lebensstil zu praktizieren. In diesem Kontext spielten nicht nur neue Konsummuster, sondern auch neue Leitbilder von der Hausfrau eine Rolle. Ähnlich wie die zunehmend in den Konsumhorizont rückenden haushaltstechnischen Hilfsmittel galten auch die Haushaltsgegenstände aus Kunststoff als Rationalisierungsmittel und als Insignien des modernen, pflegeleichten Haushalts. Die zeitliche Beschränkung der Studie auf die 1950er Jahre begründet die Autorin mit der danach erfolgten Veralltägung der Kunststoffe, die die zuvor ausgiebigen Diskussionen um Funktion und Bedeutung der neuen Materie weitgehend erübrigte. Eingebettet ist die Untersuchung in die Geschichte der Kunststof-

fe, des Industriedesigns und der Küche als Arbeitsplatz. Als Quellen dienen chemische und technische Fachzeitschriften ebenso wie Werbematerialien und speziell an die Hausfrau gerichtete Ratgeber und Zeitschriften. Außerdem wurden empirische Erhebungen zur Firma Vitri-Plastic durchgeführt. (SB)

Corrigendum

In der Buchbesprechung: Flórián, Mária, Magyar parasztviseletek. Budapest 2001 von Terézia Balogh-Horváth im Heft 1/2003 dieser Zeitschrift ist auf Seite 128 aufgrund eines redaktionellen Mißverständnisses bei der Sprachübertragung irrtümlich der Autorin des besprochenen Buches auch die Autorschaft des umfangreichen Sonderheftes zur ungarischen Tracht (= Néprajzi ertesítő 1976) zugeschrieben worden. Diese Arbeit wurde jedoch von Alice Gaborjan verfaßt. (MS)

Eingelangte Literatur: Frühjahr 2003

Verzeichnet finden sich hier volkskundliche Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt und in die Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde aufgenommen worden sind. Die Schriftleitung behält sich vor, in den kommenden Heften die zur Rezension eingesandten Veröffentlichungen zu besprechen.

Ast Hiltraud, Schwarzau im Gebirge. Der Markt, die Täler, die Höfe. Zeitreise durch eine historische Landschaft. Schwarzau im Gebirge, Dorf-erneuerungsverein, 2002, 350 Seiten, Abb., Tab.

Ballinger Pamela, History in Exile. Memory and Identity at the Borders of the Balkans. Princeton/Oxford, Princeton University Press, 328 Seiten, Abb., Karten. ISBN 619-08697-4.

Becker Jörg, Kurt Luger (Hrsg.), Flimmerndes Asien. Die Fernsehentwicklung eines Kontinents im Aufbruch. (= Neue Aspekte in Kultur- und Kommunikationswissenschaft, 17). Wien, Österreichischer Kunst- und Kulturverlag, 2002, 252 Seiten, Graph., Tab. ISBN 3-85437-240-X.

Berghold Ludwig, Tanzgrammatik. Zum österreichischen Volkstanz. Atzenbrugg, Bund der Österreichischen Trachten- und Heimatverbände/Volkskultur Niederösterreich, 2000, 302 Seiten, Noten. ISBN 3-901829-06-X.

Berthold-Hilpert, Monika, Orte der Verfolgung und des Gedenkens in Fürth. Einladung zu einem Rundgang. Haigerloch, Medien und Dialog, 2002, 26 Seiten, Abb. ISBN 3-933231-23-X.

Derungs Kurt (Hrsg.), Die ursprünglichen Märchen der Brüder Grimm. Handschriften, Urfassung und Texte zur Kulturgeschichte. Bern, Edition Amalia, 1999, 317 Seiten. ISBN 3-905581-08-6.

Dinzelbacher Peter, Himmel, Hölle, Heilige. Visionen und Kunst im Mittelalter. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2002, 175 Seiten, Abb.

Doubek Günther, „Du wirst das später verstehen ...“. Eine Vorstadt-kindheit im Wien der 30er Jahre. Bearbeitet von Margret Pachler, mit einem Nachwort von Günter Müller. (= Damit es nicht verlorengeht ..., 47). Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag, 2003, 379 Seiten, Abb. a. Tafeln. ISBN 3-205-77018-8.

Egger Elisabeth, Mode braucht zumindest einen zweiten Menschen. Kommunikative Aspekte von Mode und ihre Entwicklung zu einem technischen Medium. Diplomarbeit. Dornbirn, 2001, 115 Seiten, Tab., 1 CD-Rom.

Elsie Robert, Handbuch zur albanischen Volkskultur. Mythologie, Religion, Volksglaube, Sitten, Gebräuche und kulturelle Besonderheiten. (= Balkanologische Veröffentlichungen, Fachbereich Philosophie und Geisteswissenschaften der Freien Universität Berlin, 36). Wiesbaden, Harrassowitz Verlag in Kommission, 2002, 308 Seiten. ISBN 3-447-04487-X.

Faschingeder Gerald, Franz Kolland, Franz Wimmer (Hrsg.), Kultur als umkämpftes Terrain. Paradigmenwechsel in der Entwicklungspolitik? (= Beiträge zur Historischen Sozialkunde/Internationale Entwicklung, 21; Journal für Entwicklungspolitik, Ergänzungsband 13). Wien, Verein für Geschichte und Sozialkunde, Promedia Verlag und Südwind, 2003, 263 Seiten. ISBN 3-85371-203-7.

Föll Renate, Sehnsucht nach Jerusalem. Zur Ostwanderung schwäbischer Pietisten. (= Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 23). Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V., 2002, 245 Seiten, Abb. ISBN 3-932512-16-2.

Früh Sigrid, Kurt Derungs (Hrsg.), Schwarze Madonna im Märchen. Mythen und Märchen von der Schwarzen Frau. Bern, edition amalia, 1998, 190 S. ISBN 3-905581-07-8.

Gmoser Elisabeth, Geschichte der Herrschaft Güns als kaiserliches Kammergut unter österreichischer Verwaltung (1491–1647). (= Burgenländische Forschungen, 86). Eisenstadt, Amt der Burgenländischen Landesregierung, 2002, 392 Seiten, Abb., Tabellen, Karten. ISBN 3-901517-37-5.

Grandits Hannes, Karl Kaser, Birnbaum der Tränen. Lebensgeschichtliche Erzählungen aus dem alten Jugoslawien. (= Damit es nicht verlorengeht ..., 51). Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag, 2003, 231 Seiten, Abb., Karten. ISBN 3-205-99230.

Gruber Karl, Hans Griessmair, Geheimnisvolles Südtirol. Bozen, Athesia, 2002, 175 Seiten, Abb. ISBN 88-8266-143-1.

Helfer Peter, Rankweils Bevölkerung im 19. Jahrhundert. Geburt, Heirat, Tod. (= Reihe Rankweil, 10). Rankweil, Marktgemeinde, 2002, 132 Seiten, Abb., Graph., Tab. ISBN 3-901469-11-7.

Hochradner Thomas, Silvia Steiner-Span (Hrsg.), „Stille Nacht! Heilige Nacht!“ zwischen Nostalgie und Realität. Joseph Mohr – Franz Xaver Gruber – Ihre Zeit. (Salzburger Studien. Forschungen zu Geschichte, Kunst und Kultur, 4). Salzburg, Verein „Freunde der Salzburger Geschichte“, 2002, 244 Seiten, Abb. ISBN 3-9500712-7-X.

Katzinger Willibald (Hrsg.), Zeitbegriff. Zeitmessung und Zeitverständnis im städtischen Kontext. Im Auftrag des Österreichischen Arbeits-

kreises für Stadtgeschichtsforschung. (= Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas, 17). Linz, 2002, 135 Seiten, Abb. ISBN 3-900387-57-5.

Kienzl Heinz, Susanne Kirchner (Hrsg.), Ein neuer Frühling wird in der Heimat blühen. Erinnerungen und Spurensuche. (= Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte, 38) Wien, Franz Deuticke, 2002, 184 Seiten, Abb., Noten. ISBN 3-7005-4674-2.

Kohn Renate, Wiener Inschriftensammler vom 17. bis zum beginnenden 19. Jahrhundert. (= Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte, 32) Wien, Franz Deuticke, 1998, 141 Seiten, Abb., Faks., Tab., Abb. a. 24 Tafeln, Faltpläne. ISBN 3-7005-4664-5.

Koltai András, Adam Batthyány und seine Bibliothek. (= Burgenländische Forschungen, Sonderband 24; Bibliotheken in Güssing im 16. und 17. Jahrhundert, Band 1.). Eisenstadt, Amt der Burgenländischen Landesregierung, 2002, 349 Seiten, Abb. ISBN 3-901517-33-2.

Kompast Susanne, Auf den Spuren von Kunst am& Bau im 20. Wiener Gemeindebezirk. Wien, Verlag Edition Uhdla, 1999, 57 Seiten, Abb. ISBN 3-901561-12-9.

Kompast Susanne, Spurensuche Kunst am& Bau Region 14. Bezirk. Wien, Verlag Edition Uhdla, 2001, 847 Seiten, Abb. ISBN 3-901561-21-8.

Köpke Wulf, Bernd Schmelz (Hrsg.), Das gemeinsame Haus – Fundgrube Europa. Bibliographie zur europäischen Kulturgeschichte. Hrsg. Museum für Völkerkunde Hamburg. Bonn, Holos Verlag, 1999, 428 S. ISBN 3-86097-462-9.

Korff Gottfried, Museumsdinge. Deponieren – Exponieren. Herausgegeben von Martina Eberspächer, Gudrun Marlene König und Bernhard Tschofen. Mit Beiträgen von Bodo-Michael Baumunk, Ulrich Borsdorf, Franz-Josef Brüggemeier, Nicola Lepp, Bernhard Purin, Hans-Ulrich Roller, Reinhard Rürup, Hans Dieter Schaal, Hermann Schäfer, Jürg Steiner, Werner Unseld, Adelhard Zippelius. Köln/Weimar/Wien, Böhlau Verlag, 2002, 391 Seiten, Abb. ISBN 3-412-04202-1.

Kraack Detlev, Peter Lingens, Bibliographie zu historischen Graffiti zwischen Antike und Moderne. (= Medium Aevum Quotidianum, Sonderband 11). Krems, MAQ/Gesellschaft zur Erforschung der materiellen Kultur des Mittelalters, 2001, 260 S. ISBN 3-901094-14-8.

Krauss Friedrich Salomo, Volkserzählungen der Südslaven. Märchen und Sagen, Schwänke, Schnurren und erbauliche Geschichten. Herausgegeben von Raymond L. Burt und Walter Puchner. Mit balkanvergleichenden Anmerkungen von Michael G. Meraklis und Walter Puchner. Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag, 2002, 700 Seiten, 1 Frontispiz. ISBN 3-205-99457-4.

Kriegler Johann, Politisches Handbuch des Burgenlandes. III. Teil (1996–2001) mit Ergänzungen und Nachträgen zu Teil I und II. (= Burgen-

ländische Forschungen, 84). Eisenstadt, Amt der Burgenländischen Landesreg., 2001, 179 Seiten, Abb. ISBN 3-901517-29-4.

Lackner Franz, Die Sargfabrik Julius Maschner & Söhne (1884-1985). Wien, Eigenverlag Verein für integrative Lebensgestaltung, 2002, 60 Seiten, Abb.

Laichmann Michaela, Die kaiserlichen Hunde. Das Rüdenhaus zu Erdberg in der Organisation der kaiserlichen Jägerei in Niederösterreich, 16. bis 18. Jahrhundert. (= Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte, 34) Wien, Franz Deuticke, 2000, 132 Seiten, Abb., Tab. ISBN 3-7005-4668-8.

Langbein Ulrike, Geerbte Dinge. Soziale Praxis und symbolische Bedeutung des Erbens. (= Alltag & Kultur, 9). Köln/Weimar/Wien, Böhlau, 2002, 255 Seiten. ISBN 3-412-05902-1.

Löffler Klara (Hrsg.), Dazwischen. Zur Spezifik der Empirien in der Volkskunde. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Wien 1998. (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 20). Wien, Selbstverlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 2001, 150 Seiten. ISBN 3-902029-03-X.

Luer George M. (Hrsg.), Archaeology of Upper Charlotte Harbor, Florida. (= Florida Anthropological Society Publication, 15). Tallahassee, Florida Anthropological Society, 2002, 211 Seiten, Seiten, Abb., Graph., Tab. ISBN 0-9701550-2-6.

Marseiler Sebastian, Hans Gschnitzer, Die Stube. Ein Platz für alle Tage. Fotos von Guido Mangold. Bozen, Edition Raetia, 2002, 175 Seiten, Abb. ISBN 88-7283-158-X.

Mayer Vera, Wohnpräferenzen von Jugendlichen in Wien. Ein Beitrag zur Kultur- und Sozialgeographie des Wohnens. (= ISR-Forschungsberichte, 27). Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2002, 117 Seiten, Graph. ISBN 3-7001-3081-3.

Messerli Alfred, Roger Chartier (Hrsg.), Lesen und Schreiben in Europa 1500–1900. Vergleichende Perspektiven/Perspectives comparées/Perspettive comparate. Basel, Schwabe & Co AG, 2000, 652 Seiten, Abb., Noten. ISBN 3-7965-1694-7.

Meynsbrugge Vicky van der, Liesbet de Wit, Havenkwartier. Het dagelijkse Leven aan de Waterkant. Antwerpen, Pandora, 2002, 125 Seiten, Abb. ISBN 90-5325-190-6.

Müller-Kampel Beatrix, Hanswurst, Bernardon, Kasperl. Spaßtheater im 18. Jahrhundert. Paderborn, Schöningh, 2003, 258 Seiten, 17 Abb. a. Tafeln. ISBN 3-506-75812-8.

Németh Balázs, „... Gott schläft nicht, er blinzelt uns zu ...“. Evangelisch-reformierte Lebensgestaltung zwischen Kontinuität und Wandel – Un-

garn im 16. Jahrhundert als Beispiel. (= Beiträge zur Volkskunde und Kulturanalyse, NF 3). Frankfurt am Main/Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Oxford/Wien, 2003, 297 Seiten, Abb., Karte. ISBN 3-631-50406-3.

Pfenninger Kathryn, Bildarchiv digital. Herausgegeben von der Landesstelle für Museumsbetreuung Baden-Württemberg in Zusammenarbeit mit dem Museumsverband Baden-Württemberg e.V. (= Museumsarchiv, 8). Stuttgart, Theiss-Verlag, 2001, 84 S., Abb. ISBN 3-8062-1572-3.

Portis-Winner Irene, Semiotics of Peasants in Transition. Slovene Villagers and Their Ethnic Relatives in America. (= Sound and Meaning). Durham/London, Duke University Press, 2002, XI, 187 Seiten, Abb. ISBN 0-8223-2841-0.

Posch Mathias, Die Imster Vogelhändler. Innsbruck, Ed. Löwenzahn, 2000, 118 Seiten, Abb. ISBN 3-7066-2235-1.

Preußisches Wörterbuch. Deutsche Mundarten Ost- und Westpreußens. Band 1, Lieferung 6: Beiertag – beziepsen. Neumünster, Wachholtz Verlag, 2002, Spalte 641–768, Abb., Karten. ISBN 3-529-04611-6.

Probst-Effah Gisela, Wilhelm Schepping, Reinhard Schneider (Hrsg.), Musikalische Volkskunde und Musikpädagogik. Annäherungen und Schnittmengen. Festschrift für Günther Noll zum 75. Geburtstag. Unter Mitarbeit von Christian Burmeister und Astrid Reimers. (= Musikalische Volkskunde, Materialien und Analysen, Bd. 15). Essen, Verlag „Die Blaue Eule“, 2002, 485 Seiten, Abb., Noten, CD-ROM. ISBN 3-89924-021-9. (Mit Beiträgen von: W. Schepping, B. Boock, G. Haid, O. Holzapfel, S. Kross, Th. Nußbaumer, J. Sulz u.a.).

Purin Bernhard, Judaica aus der Medina Aschpach. Die Sammlung des Jüdischen Museums Franken in Schnaittach. Fürth, Jüdisches Museum Franken – Fürth und Schnaittach, 2003, 87 Seiten, Abb., engl. summary. ISBN 3-9805388-9-3.

Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. 22. Band: Östgötag – Pfalz und Pfalzen. 2., völlig neu bearbeitete und stark erweiterte Auflage. Berlin/New York, Walter de Gruyter, 2003, 645 Seiten, Abb., Planskizzen, Karten Abb. a. 21 Tafeln. ISBN 3-11-017351-4.

Röth Diether, Arabische Märchen aus dem Weihrauchland. Neu herausgegeben und kommentiert. Bern, edition amalia, 2001, 188 Seiten, Abb. ISBN 3-905581-14-0.

Schmalzriedt Egidius, Hans Wilhelm Haussig † (Hrsg.), Wörterbuch der Mythologie. 1. Abteilung: Die alten Kulturvölker. Band VII.2/35. Lieferung: Kollmar-Paulenz Karénina, Die Mythologie des tibetischen und mongolischen Buddhismus. Stuttgart, Klett-Cotta, 2002, Seiten 1101–1273, Abb. ISBN 3-12-909815-1.

Schuch Albert, Zur Geschichte der Lederfabrikation im Gebiet des heutigen Burgenlandes (18. und 19. Jahrhundert). (= Burgenländische Forschungen, 85). Eisenstadt, Amt der Burgenländischen Landesreg., 2002, 262 Seiten, Tab. ISBN 3-901517-36-7.

Serventi Silvano, Françoise Sabban, Pasta. The Story of a Universal Food. (= Arts and Traditions of the Table: Perspectives on Culinary History). New York, Columbia University Press, 2002, XXI, 439 Seiten, Abb. ISBN 0-231-12442-2.

Spohn Thomas (Hrsg.), Bauen nach Vorschrift? Obrigkeitliche Einflussnahme auf das Bauen und Wohnen in Nordwestdeutschland (14. bis 20. Jahrhundert). (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 102). Münster/New York/München/Berlin, Waxmann, 2002, 327 Seiten, Abb., Graph., Karten. ISBN 3-8309-1147-5.

Stampfer Helmut (Hrsg.), Bauernhöfe in Südtirol. Bestandsaufnahmen 1940-1943. Band 4: Regglberg. Bozen, Athesia, 2001, 455 Seiten, Abb., Planskizzen, 1 Faltkarte. ISBN 88-8266-128-8.

Wagner Monika, Dietmar Rübel (Hrsg.), Material in Kunst und Alltag. (= Hamburger Forschungen zur Kunstgeschichte, Studien, Theorien, Quellen, Band 1). Berlin, Akademie Verlag, 2002, 223 Seiten, Abb. ISBN 3-05-003694-X.

Wilk Nicole M., Körpercodes. Die vielen Gesichter der Weiblichkeit in der Werbung. Frankfurt am Main/New York, Campus Verlag, 2002, 324 Seiten, Abb. ISBN 3-593-37085-9.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Zuzana Beňušková
Ústav etnológie SAV
Klemensová ul. 19
SK-81364 Bratislava

Mag. Dr. Elisabeth Bockhorn
Agrarpädagogische Akademie
Angermayergasse 1
A-1130 Wien

Univ.-Prof. Dr. Olaf Bockhorn
Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien

Mag. Susanne Breuss
Georg-Sigl-Gasse 11/23
A-1090 Wien

em. Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Brückner
Bohlleitenweg 59
D-97082 Würzburg

Dr. Peter F. N. Hörz, M.A.
Heilbronner Straße 3
D-72760 Reutlingen

Hermann F. Hummer
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15 - 19
A-1080 Wien

Katerina Kratzmann, M.A.
Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien

Emer. Univ.-Prof. Dr. Leopold Kretzenbacher
Stangersdorf 20
A-8403 Lebring

Dr. Mag. Nikola Langreiter
Vorgartenstraße 159/1/19
A-1020 Wien

Ao. Univ.-Prof. Dr. Klara Löffler
Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien

Dr. Vera Mayer
Institut für Stadt- und Regionalforschung
Österreichische Akademie der Wissenschaften
Postgasse 7/4/2
A-1010 Wien

Mag. DI Manfred Omahna
Institut für Gebäudelehre und Wohnbau
Technische Universität Graz
Lessingstraße 25/4
A-8010 Graz

Dr. Juraj Podoba
Ústav etnológie SAV
Klemensová ul. 19
SK-81364 Bratislava

Dr. Herbert Schempf
Hauffstraße 12
D-70825 Korntal

Katharina Schütter, M.A.
Groote Wischen 5
D-21147 Hamburg

Dr. Monika Sommer
Österreichische Akademie der Wissenschaften
Kommission für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte
Postgasse 7/4/3
A-1010 Wien

Hon.-Prof. Dr. Hermann Steininger
Aspettenstraße 30/6
A-2380 Perchtoldsdorf

Ao. Univ.-Prof. Dr. Bernhard Tschofen
Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien

Zur Eröffnung des Volkskundemuseums in Graz¹

Barbara Frischmuth

Wenn ein Museum wie das Volkskundemuseum in Graz nach fünfzehn Jahren wiedereröffnet wird, ist es Zeit, sich zu fragen, welche Lücke da geschlossen werden soll, und ob es – provokant gefragt – überhaupt eine Lücke gegeben hat oder bloß kostbare Dinge, die man nicht im Depot verkommen lassen wollte.

Ich selbst habe dieses Museum vor mehr als vierzig Jahren, als ich in Graz lebte, besucht, und wenn ich ehrlich bin, kann ich mich bewußt vor allem an jene hl. Kummernus erinnern, die bärtige Jungfrau, die mittlerweile zu ihren Leihgebern zurückgekehrt ist. Wohingegen die anderen Schauobjekte, ob sie mich damals mehr interessierten, wie die Tschatsch- und Fraisenketten, die Votivbilder und Schädelkreise oder weniger, wie die Trachtensammlung, in meinem Gedächtnis mit anderen Gegenständen aus anderen Sammlungen zu einem Fundus verschmolzen sind, der sich in meinem Bewußtsein als ein Gesamtes der steirischen Volks- und Alltagskultur eingenistet hat. Ein Gesamtes der Art, das mich einzelne Gegenstände, selbst in anderen Zusammenhängen als den musealen, wiedererkennen läßt. Und das ist doch schon etwas.

Clifford Geertz, einer der Direktoren des Institute of Advanced Study in Princeton, sagt über seinesgleichen: „Ethnographie ist das, was die Praktiker tun.“ Und das trifft nicht nur auf die Ethnographen im allgemeinen zu, sondern auch auf die Volkskundler im besonderen, die sich geradezu programmatisch mit der Sammlung, Beschreibung und Darbietung der Dinge des täglichen Lebens, der Alltagskultur eben, befassen, ob mit denen vorindustrieller Ausprägung wie es im museumseigenen Begleittext zu den Exponaten der Schausammlung heißt, oder denen des industriellen bzw. des elektronischen Zeitalters, das vor allem in der Art und Weise der Präsentation gegenwärtig ist.

¹ Dieser Text wurde anlässlich der festlichen Wiedereröffnung des Volkskundemuseums in Graz am 16. Mai 2003 von der Autorin vorgetragen.

Was aber bedeutet diese Alltagskultur, auf die sich auch das wiedereröffnete Museum beruft und die einerseits analysiert und andererseits den Menschen nahegebracht werden soll. Ich glaube, die Formulierung von Clifford Geertz in seinem Buch 'Dichte Beschreibung' ist einigermaßen hilfreich. Ich zitiere: „*Als ineinandergreifende Systeme auslegbarer Zeichen ... ist Kultur keine Instanz, der gesellschaftliche Ereignisse, Verhaltensweisen, Institutionen oder Prozesse kausal zugeordnet werden könnten. Sie ist ein Kontext, ein Rahmen, in dem sie verständlich – nämlich dicht – beschreibbar sind.*“

Auch die Alltagskultur ist solch ein Kontext, und in diesem Rahmen sollen die Schauobjekte dieses Museums ihre Geschichten erzählen, Geschichten, aus denen Traditionen entstehen, die wiederum mit unserer steirischen, österreichischen, mitteleuropäischen und allgemein menschlichen Erkennbarkeit zu tun haben. So viel zur Lücke, die ohne das Museum denn doch spürbar ist.

Dabei kann es sich natürlich nicht mehr um *die heiligen Quellen heimatlichen Wesens und den Schutz des Volkstums*, auch nicht um *Bodenständigkeit, die echt und nicht durch fremde Einflüsse entartet ist*, handeln, wie Viktor von Geramb, der Begründer dieses Museums in seinem 1948 in dritter Auflage neu betitelten Werk 'Sitte und Brauch in Österreich' (vormals 'Deutsches Brauchtum in Österreich') es noch formulierte, sondern es ist diesem heutigen Museum um *eine lebendige und kritische Auseinandersetzung mit historischen und zeitgenössischen Phänomenen der Alltagskultur* zu tun. Die Neuaufstellung der Sammlung geht vom *sozialen und kulturellen Beziehungsgefüge zwischen den Menschen und den von ihnen hinterlassenen Objekten* aus und konzentriert sich dabei auf die *zentralen Lebensbereiche Wohnen, Kleiden, Brauch und Glaube*. Im Hintergrund steht dabei die Metapher vom äußeren und inneren Schutz, der einerseits vom Bauwerk, vom Haus, aber auch von der Kleidung und andererseits vom Ritus, von Brauch und Glauben gewährt wird.

Nach ganz ähnlichen Gesichtspunkten hat Ferdinand von Andrian bereits im Jahr 1905 in seinem von mir sehr geschätzten und öfter zu Recherchezwecken herangezogenen Werk 'Die Altaussee. Ein Beitrag zur Volkskunde des Salzkammergutes', sein Material geordnet, von den verschiedenen Haus-, Kuchl-, Stadl- und Almhüttenformen über die Tracht hin zu Brauch und Glauben, bzw. Aberglauben. In der Sprache wesentlich moderner, will sagen heutiger, als Viktor von

Geramb, dessen Verdienste ungeschmälert bleiben sollen, kommt Andrian ohne all die Apelle zur Brauchtumpflege aus, *deren Übung rein, von jeder Verfälschung, Entartung und Verschandelung, aber auch von jeder Verzerrung und propagandistischen Ausnützung streng ferngehalten werden müßte* und bietet 'dichte Beschreibung', deren Gegenstände sich allerdings nicht mit den Kostbarkeiten des vor allem von Geramb zusammengetragenen Fundus dieses Museums messen können. Mit heutiger meine ich auch, daß Andrian sich nicht scheute, die frühe slawische Besiedlung der Steiermark, auch des Ausseerlandes, immer wieder zu berücksichtigen, ohne daß deshalb beim *Puls unseres Volkstums* gleich Rhythmusstörungen zu diagnostizieren gewesen wären.

Gerade die Volkskunde hat es immer wieder zugelassen, daß gesellschaftliche Ereignisse, Verhaltensweisen, Institutionen oder Prozesse kausal zugeordnet wurden, weniger einer Instanz, als einer bewerteten Identität (wie auch im Untertitel von Geramb's bereits erwähntem Buch 'Ein Handbuch zur Kenntnis und Pflege *guter* heimischer Volksbräuche' angesprochen), anstatt sie im Kontext menschlicher Bedürfnisse, der Ausübung oder des Gebrauchs zu sehen.

So liebevoll die einzelnen Exponate hergestellt wurden, wie charakteristisch sie auch für eine bestimmte Volksgruppe oder einen Landstrich sein mögen, anhand ihrer ausschließlichen Zuordnung ein Reinheitspostulat zu erstellen, ist nicht nur für heute, sondern auch für frühere Zeiten unhaltbar. Das Goldene Zeitalter, ob es nun von religiösen Fundamentalisten in der Lebensweise der Urgemeinde (sei es in Jerusalem, in Rom, in Medina) oder von national bewegten Menschen in einer *unvermischten Volkheit reinen Brauchtums* gesehen wird, ist am besten im Reich der Legende aufgehoben. Es hat nie existiert, und wenn es dennoch existiert haben sollte, dann nur in der Vielfalt, von der sich das Besondere überhaupt erst abzuheben vermochte.

Insofern ist die konkrete Beschäftigung mit der Alltagskultur das beste Mittel gegen die Ideologisierung dessen, was man früher Volkskultur genannt hat. Ein Beispiel: Als ich in den Jahren 1963/64 an der Universität Debrecen studierte, trieb ich mich häufig bei den Volkskundlern in der Abteilung von Prof. Béla Gunda herum, obwohl ich eigentlich Philologie studierte. Aber das Volkskundneinstitut gewährte einer Reihe von dissidenten Schriftstellern, Philosophen und Malern Unterschlupf, die aus politischen Gründen nicht studieren durften,

was sie studieren wollten, sondern nur, was ihnen zugeteilt wurde, und das war nun einmal die randständige Volkskunde. Daher war die Volkskunde in Debrecen das bei weitem interessanteste Institut. Auch machten wir eine Reihe von Ausflügen in die ungarische Tiefebene sowie in die Weingebiete Ostungarns, um Gegenstände von volkskundlicher Relevanz zu *sammeln*.

Einer der Assistenten von Prof. Gunda lud mich bei einer solchen Gelegenheit ins Haus seiner Eltern, keinesfalls wohlhabender Bauern ein, um mir zu zeigen, wie diese Menschen unter vollkommen anderen Bedingungen als in den Alpen, aus denen ich kam, lebten.

Das Haus war ein wenig heruntergekommen (es herrschte Baustoffmangel in jenen Jahren) und ich erinnere mich noch, daß es gemauert war. Was mir aber unauslöschlich im Gedächtnis blieb, waren die Ähnlichkeiten: Auf den Schlafzimerkästen drängten sich, wie im Salzkammergut oder sonst in der Steiermark, die Marmeladen- und Einweckgläser (in den Schlafzimmern wurde damals weder diesseits noch jenseits des Eisernen Vorhangs geheizt) und auf dem dreieckigen, in die Wand eingelassenen Brett über der Sitzbank beim Eßisch, dem ehemaligen Herrgottswinkel, stand das Radio, wie in den meisten ländlichen Wohnküchen, die ich kannte.

Natürlich ist ein Museum etwas anderes als ein wirkliches Haus, auch wenn es ursprünglich wie die wunderbare Rauchstube, die Sie anschließend in Augenschein nehmen können, aus dem wirklichen Leben stammt. Allein die Tatsache, daß sie dem täglichen Gebrauch entzogen ist und eventuelle Spuren eines Gebrauchs im Museum zu ihrem Schutz und Erhalt sogleich getilgt werden würden, hebt sie auf eine andere Ebene, nämlich die der *Volkskunst*.

Wie die Einrichtungen in den besseren Design-Zeitschriften, die Innenarchitekten für bestimmte Menschen entworfen haben, meistens so arrangiert sind, daß man gerne in ihnen wohnen möchte, jedoch das Arrangement, sobald man in ihnen wohnt, zerstört, gehört auch jene Rauchstube zum Museumskonzept und nicht mehr in einen Lebenszusammenhang.

Dennoch ist es keine rekonstruierte Rauchstube, sondern eine bestimmte, die zwar in großen Teilen so aussieht, wie die meisten weststeirischen Rauchstuben zu ihrer Zeit ausgesehen haben mögen, ohne deswegen die Rauchstube schlechthin zu sein, die *goldene Rauchstube* sozusagen, die jede andere, ein wenig von ihr abweichende Rauchstube der mangelnden Echtheit zeihen dürfte.

Ähnlich verhält es sich auch bei den Trachten. Ich plädiere übrigens für den Vorschlag des inzwischen verstorbenen Franz C. Lipp, die Tracht wie die Einheimischen es tun, G'wand zu nennen. Das nimmt der Sache ein wenig von der dem G'wand als Tracht aufgesetzten Weltanschauung und führt sie wieder dem alltäglichen Gebrauch zu. Denn ein G'wand zieht man an, sobald man aus dem Bett steigt.

Da ich aus einer Gegend stamme, die als Trachten- und Brauchtumsinsel ebenso berühmt wie berüchtigt ist, bin ich zeitlebens mit dem Thema *Tracht* konfrontiert gewesen. Und es ist tatsächlich so, daß all die Wiener- und Grazerseer, wie die Dauerurlauber genannt werden, die sich vor allem beim Altausseer Kirtag *trachtig* herausputzen, nicht immer nur die Kleidsamkeit im Sinn haben, wohingegen viele Einheimische und Zweheimische einfach ihren *Kittl* oder ihr *G'wand* anziehen, weil sie damit in dieser Gegend immer richtig angezogen sind.

Daß Dirndl, Lederhose und Gamsrock gerade im Ausseerland als Festtags- aber auch als Alltagskleidung so hartnäckig überlebt haben, ist nicht nur auf das Konto von Ausseer Traditionalisten gutzuschreiben (auch wenn ich Großmütter kenne, die das Taschengeld ihrer Enkel erhöhen, wenn die ihr Steirerg'wand tragen), sondern nicht zuletzt auf das des G'wand tragenden Adels und – seit der Jahrhundertwende – auch auf das wohlhabender jüdischer Sommergäste, die sich ebenfalls ein Ausseer G'wand schneidern ließen und es mit Begeisterung trugen. Manche von ihnen sogar noch nach dem Zweiten Weltkrieg und aus der Überzeugung heraus, daß man sich von den Nazis nicht auch das noch nehmen lassen dürfe. Ich erinnere mich noch gut an die Schrankkoffer der 1938 aus Österreich vertriebenen Familie Stein, von da an wohnhaft in Boston, die ihr Sommerg'wand auf dem Dachboden im Hotel meines Onkels überwinterte. Und gerade weil der Adel und die jüdischen Sommergäste dieses G'wand so schätzten, stieg es wohl auch nachhaltig in der Wertschätzung der Einheimischen.

Aber auch beim G'wand gilt, daß es die Tracht aller Trachten nicht gibt. Selbst die Aufstellung der originalen 42 Figurinen in den von Geramb so bezeichneten *Urtrachten*, die als Beweis für eine Art von Regelmäßigkeit gesammelt wurden, bestehen aus einer Anzahl von Varianten, die sich in einen Rahmen fügten, der jedoch genügend Spielraum für die verschiedensten Ausformungen ließ.

Schon ein Blick in die Bücher von Andrian, Mautner, Lipp usw. zeigt, wie wenig sakrosankt Schnitte und Stoffe, von der Länge der

Rocksäume ganz zu schweigen, aber auch das Erscheinungsbild insgesamt, waren und wie sehr die jeweils vorherrschende Mode ihren Einfluß geltend machte.

Kleidsam war das Steirerg'wand immer und allemal und das sowohl hinsichtlich des Gebrauchs als auch im ästhetischen Sinn. Das räumte auch die berühmte englische Modeschöpferin Vivienne Westwood ein, als sie vor zwei Jahren an einem Trachtensymposium des Forums Aussee teilnahm. Wobei es ihr vor allem um die alte Handwerkskunst und das gute Gefühl beim Tragen von meisterlich gefertigter traditioneller Kleidung geht. Denn, wie sie sagt: „Wer Tradition negiert, verliert sein Fundament. Handwerkskunst ist etwas Überliefertes, letztlich entstanden durch ununterbrochenes Lernen. Das gilt natürlich auch für mich. Vor fünf Jahren wäre ich nicht in der Lage gewesen, die Kleidung zu machen, die ich heute produziere.“ Es ist anzunehmen, daß auch Erwägungen dieser Art hinter der neuerlichen, und zwar der kompletten Aufstellung dieser Trachtensammlung von Seiten der Museumsleitung stehen.

Bei dieser Gelegenheit gebe ich gerne zu, daß ich das G'wand ebenfalls, und zwar in dreifacher Ausfertigung, in meinem Kleiderschrank hängen habe und gelegentlich trage. Erstens weil es einen vieler Kleidersorgen enthebt; man kann in Aussee tatsächlich darin überall und zu jedem Anlaß hingehen. Und zweitens weil es *putzt*, wie die Einheimischen sagen, was eben heißt, daß es kleidsam ist und so manchen Figurmangel gnädig verdeckt. Drittens aber entspricht es dem wechselhaften Klima am besten, sei es mit oder ohne Bluse, Jacke, Spenzer, Janker, Unterrock, dicken oder dünnen Strümpfen, Stutzen usw.

Allerdings vermeide ich es, mein G'wand auch anderswo zu tragen, denn dann würde es mir als forciertes Merkmal einer Identität erscheinen, die ich am allerwenigsten an meiner Kleidung festmachen wollte. Auch kann eine Identität, die sich in Kleidung ausdrückt, nur eine partielle sein, selbst wenn sie meist als *pars pro toto* beurteilt wird. Und das ist schade, lenkt dieses Urteil doch den Blick von all den anderen Identitäten ab, denen wir ebenfalls verpflichtet sind.

Was aber all jene, die beim Tragen der Tracht vor allem den Stolz auf die Heimat verspüren, außer acht lassen, ist, daß gerade der Stolz auf etwas, für das man nichts kann, einen erst recht dazu verpflichten würde, sich auch auf das einzulassen, worauf man keineswegs stolz zu sein hat, ob man persönlich dafür kann oder nicht.

Wie schon angedeutet, ist der dritte und letzte Bereich des Museums dem *inneren Schutz*, dem Wohlergehen der Seele zu Leb- und Sterbenszeiten zugeordnet, eben Brauch und Glauben, die meist mit der Beschwichtigung überirdischer oder zumindest nicht mehr ganz irdischer Kräfte zu tun haben. Es ist offenkundig, daß in Situationen größten menschlichen Gefordertseins wie bei Geburt, Verehelichung, Tod am häufigsten erbeten aber auch zu besänftigen versucht wird, sei es durch rituelle Handlungen, mit Liedtexten oder durch magische Gegenstände.

Als Schaustücke sind vor allem jene als Abwehrzauber verwendeten Tschatschketten oder die aus Natternwirbeln gefädelten Fraisenketten, die tönernen Zahnräucherbecher, aber auch die naive Malerei der Votivbilder, die Schädelkreise und Totenbriefe sowie die mit größter Kunstfertigkeit gesteckten Totenkronen der aufmerksamen Betrachtung wert. Es ist faszinierend, wie gerade bei den Dingen des Todes eine gewisse Drastik vorherrscht, während bei denen des Lebens und der Liebe der Mangel an Sentimentalität und der Sinn fürs Realistische auffällt. Was z.B. an den G'stanzln deutlich wird, die sich ohnehin nie ein Blatt vor den Mund nehmen:

Gigáti, gagáti,
Rabmfalschi Welt,
Koa steirisch Mensch mag i nid,
Hat ja koa Geld.

Daß es bei den Bräuchen, vor allem bei den populäreren wie z.B. den Faschingsbräuchen, nicht immer nur um die Vertreibung böser Geister oder ähnlich heldenhafte Ansinnen geht, sondern auch ums pure Vergnügen, erhellt schon daraus, daß die Lust an der Maske wahrscheinlich so alt wie die Menschheit ist oder zumindest so alt wie jene Menschen, die als erste ihre Gesichter mit dem Anbringen von kleinen Narben oder dem Auftragen von Farbe bewußt verändert haben. Diese Lust an der Maske hat in manchen Gegenden zu großem Aufwand – und das nicht nur bei den Begüterten – geführt, aber auch zu einer Reihe von Liedtexten, die für die Entschlossenheit, sich zu verlustieren, beredtes Zeugnis ablegen.

Lassen Sie auch mich nun mit einem solchen Text auf einen Aspekt dieses Museums hinweisen, den Sie sich nicht entgehen lassen sollten, nämlich der Augenlust zu frönen und sich von den einzelnen Exponaten inspirieren zu lassen. Vielleicht bringen sie Sie auf neue

Ideen der Gestaltung im Sinne von Vivienne Westwood oder Sie sehen Dinge Ihres persönlichen Gebrauchs mit einem Mal anders, eingebettet in eine lange Geschichte, an der Sie als Nutzer oder Nutzerin unbewußt mitgewirkt haben und noch immer mitwirken.

In diesem Sinne, sei Ihnen eine Bestandsaufnahme des irdischen Treibens mit auf den Weg gegeben, die im Volk, von dem dieses Museum ja erzählt, immer geläufig geblieben ist, auch wenn die Faschingszeit für dieses Frühjahr schon vorbei ist:

Heut ist der Faschingtag
Heut sauf i, was i mag.
Morgen mach i's Testament,
s'Göld hat an End.

Moderne Trachtenforschung einer konstruktivistischen Volkskunde

Wolfgang Brückner

Für Friederike Prodingner zum 90. Geburtstag

Im Zusammenhang der Kanonkritik hat seit Jahrzehnten eine Erweiterung des Forschungsfeldes auf Bekleidungs-geschichte stattgefunden. Damit blieb jedoch die Frage nach dem Entstehen des neuzeitlichen Phänomens „Tracht“ weiterhin unbeantwortet. Erst genauere Studien zum Folklorismus sowie zur Dekonstruktion bisheriger wissenschaftlicher Meinungen über sogenannte Volkskultur haben die Entdeckung von Volkstrachten zu Ende des 18. Jahrhunderts plausibler gemacht. Jener „Fund“ von Realien wurde bald zur „Erfindung“ einer gesamtgesellschaftlichen Imagination. Unserem heutigen theoretischen Zugriff entspricht das methodische Vorgehen gegenwärtiger Studien, nämlich historische Phänomenologien zu erarbeiten. Dies geschieht mit Hilfe minutiöser Quellenkritik aller erreichbaren Bildzeugnisse und dem breiten Spektrum schriftlicher Überlieferungen jeglicher Art. Nur eine streng historisch arbeitende Kulturwissenschaft wird hier weiterhin vernünftige Antworten geben können.

Wissenschaftler haben es mit der Presse nicht leicht, weil Journalisten die Dinge gerne auf den Punkt bringen möchten, was dann oft in reißerischen Überschriften geschieht. So hat mir vor fast zwanzig Jahren ein Kulturmagazin unserer Universitätsstadt Würzburg den eigenen Artikel über meine Ausstellung zum 19. Jahrhundert „Fränkisches Volksleben. Wunschbilder und Wirklichkeit“ betitelt: „Wie die Industrie das Volksleben erfand“,¹ und im selben Jahre 1985

1 Brückner, Wolfgang: Wie die Industrie das Volksleben erfand. In: Würzburg – heute. Zeitschrift für Kultur und Wirtschaft 40 (1985), S. 82–87; desgl. in ders.: Gesammelte Schriften V. Würzburg 2000, S. 101–105; ders. (Hg.): Fränkisches Volksleben. Wunschbilder und Wirklichkeit. Möbel, Keramik, Textil in Unterfranken 1814 bis 1914. Begleitband zur Ausstellung (= Land und Leute). Würzburg 1985.

rezensierte der aus Südtirol stammende Münchner Jurist und Schriftsteller Herbert Rosendorfer, von dem es ein Salzburg-Buch gibt, in der „Süddeutschen Zeitung“ die Ausstellung unserer volkskundlichen Kollegen im Münchner Stadtmuseum „Das Oktoberfest. 175 Jahre bayerischer Nationalrausch“. Er formuliert dort unter anderem wie folgt: „Wie dieses Fest, dessen Zentrum zunächst ein Pferderennen war, im Lauf von hundert Jahren – ganz zielstrebig, möchte man fast sagen – zum Kulminationspunkt des bayerischen Jahres wurde, dokumentiert die Ausstellung, für die Prechtl's Bild geschaffen ist [= ein damals umstrittenes Plakat], und läßt sich im Katalog nachlesen. Prechtl's Bild wiederum kulminiert im National-Rausch der gesamten Oktoberfeste und damit in der Geschichte Bayerns als Nation, die es vor 1810 überhaupt nicht gab. Die ‚National-Costüme‘, also die Volkstrachten um 1810, mußten eigens (meist nach Tiroler Vorbild) entworfen und angefertigt werden. Was heute die Trachten-Erhaltungsvereine erhalten, sind Kreationen königlich-bayerischer Theaternaler aus dem Biedermeier. Fast das gleiche gilt übrigens – was man auch nicht wahrhaben will – von der sogenannten bayerischen Volksmusik.“²

Zwei Jahre zuvor hatte die amerikanische Sozialhistorikerin Helena W. Lepovitz in der angesehenen englischen Fachzeitschrift „Past and Present“ über „The industrialisation of popular art in Bavaria“ geschrieben,³ so daß man vordergründig meinen könnte, all unsere volkskundlichen Objekte in den einschlägigen Museen seien im Grunde Falsifikate einer umfassenden ideologischen Gehirnwäsche der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, und in der Tat nannte der marxistische englische Sozialhistoriker Eric Hobsbawm im selben Jahr und an gleicher Stelle 1983 in der Reihe von „Past and Present“ diesen Prozeß eine Reaktion auf die Modernisierung als „Invention of Tradition“.⁴ Damit sind wir bei der Problematik der sogenannten Dekonstruktion von Geschichte angelangt, das heißt dem Aufweis des Konstruktionscharakters unseres Denkens und Wissens in Metaphern und Interpretamenten, allgemeiner bewußt geworden in den moder-

2 Süddeutsche Zeitung, 17./18. August 1985, Nr. 188, S. 82.

3 Vgl. Korff, Gottfried: Volkskunst als ideologisches Konstrukt? Fragen und Beobachtungen zum politischen Einsatz der Volkskunst im 20. Jahrhundert. In: Jahrbuch für Volkskunde N.F. 15 (1992), S. 23–50, hier S. 43.

4 Hobsbawm, Eric: Inventing Traditions. In: ders., Terence Ranger (Hg.): The Invention of Tradition. Cambridge 1983, S. 1–14.

nen Geistes- und Kulturwissenschaften während der letzten zwanzig Jahre als Priorität der Beobachterperspektive.

Die Volkskunde ist allerdings schon eineinhalb Jahrzehnte früher mit an der neuen Forschungsfront gewesen. 1968 hat Hermann Bausinger die Entdeckung der Märchen und Sagen zu Ende des 18. Jahrhunderts eine „Erfindung der Volkspoesie“ genannt, und im Jahr darauf 1969 Ernst Klusen ein Buch publiziert unter dem Titel „Das Volkslied. Fund und Erfindung“, was zu einem leitenden Theoriebegriff heutiger Volkskundeforschung geworden ist.⁵ Genauer noch: Alle Theorie bedarf eines Gegenstandes der Anschauung. Ohne daß da etwas ist, läßt sich nicht darüber spekulieren.

Das Schlagwort „Fund und Erfindung“ wird begleitet von einem zweiten Theorem, nämlich der zuvor gemachten Entdeckung und Benennung des anschließend viel diskutierten Phänomens „Folklorismus“ seit einem Aufsatz des Jahres 1962 von Hans Moser in München.⁶ Ich selbst habe im Zusammenhang des spezifischen „Trachtenfolklorismus“ 1986 die gesellschaftliche Gesamterscheinung als Kehrseite der Medaille „Historismus“ benannt oder, wie man auch sagen kann, als einen integralen Bestandteil der Denk- und Lebensformen des Historismus im 19. Jahrhundert, womit der besondere Konstruktcharakter folkloristischer Phänomene offenbar wird. Die hiermit oftmals verbundene Echtheitsforderung und Eigentlichkeitsfrage hat den fachtypischen Kulturrelativismus ethnologischer Disziplinen nur in deren politischen Instrumentalisierungen stören können. Die späten „Vereinstrachten“ sind jedenfalls heute kein Tabu der Forschung mehr, weil nicht erst sie den „Trachtenfolklorismus“ ausmachen.

Wichtiger war ein Drittes im Zusammenhang der allmählichen Historisierung volkskundlichen Arbeitens seit den späten dreißiger Jahren mit Hilfe archivalischer Quellen und der Wahrnehmung wirt-

5 Brückner, Wolfgang: Fund und Erfindung. Erkenntniskritische Zugänge und sozialwissenschaftliche Theorienbildung der Volkskunde im Lichte des Konstruktivismus. In: Pöttler, Burkhard u.a. (Hg.): Innovation und Wandel. FS f. Oskar Moser. Graz 1994, S. 55–66, zugleich ders.: Gesammelte Schriften I. Würzburg 2000, S. 27–39; ders.: Der Mensch als Kulturwesen (1984). In: ebd., S. 13–26.

6 Moser, Hans: Vom Folklorismus in unserer Zeit. In: Zeitschrift für Volkskunde 58 (1962), S. 177–209. Die nachfolgende Diskussion am besten zusammengefaßt und auf eine gültige Phänomenbeschreibung gebracht bei Bodemann, Ulrike: Folklorismus. Ein Modellentwurf. In: Rhein.-westf. Zeitschrift für Volkskunde 28 (1983), S. 101–110 und Rezension ebd., S. 189–192.

schaftsgeschichtlicher Zusammenhänge für die Güterproduktion, nämlich der Abschied vom biologisch verstandenen Mythos der mitteleuropäischen Volksstämme, ihrer späten nationalistischen Ideologien und der damit charaktereologisch hypostasierten sogenannten Volksmenschen. Was wir heute unter historisch entwickelten und wandelbaren Mentalitäten verstehen, hat nur mehr wenig mit den eingefleischten Eigen- und Fremd-Stereotypen der Völkertafeln,⁷ Provinz- und Lokalrivalitäten zu tun. Der wissenschaftliche Volkskundler mußte darum zum großen Skeptiker gegenüber allen festgefühten Meinungen von sogenanntem Volk werden. Leitender Erkenntnisbegriff ist hingegen „Kultur“ geworden, nachdem die philosophische Anthropologie Arnold Gehlens und Helmuth Plessners uns gelehrt hat, die Kultur als die Natur des Menschen zu begreifen⁸ und wir seit Berger/Luckmanns Theorie der Wissenssoziologie über „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ genauer informiert sind.⁹ Es gilt darum für Studienanfänger bei Beobachtungen im Feld als kritische Faustregel: 1. Was jedermann für selbstverständlich hält, sozusagen für angeboren, ist gewiß kulturell vermittelt und geformt, oder mit dem Philosophen Robert Spaemann formuliert: „Das Natürlichste ist nicht das Naturwüchsige“. 2. Was man gemeinhin für uralt ansieht, ist in der Regel nicht älter als zweihundert Jahre, meist noch viel jünger, nämlich bewußte „invention of tradition“. Und 3. Was für Handarbeit oder selbstgemacht¹⁰ ausgegeben wird, stammt häufig aus der Fabrik, denn: „Bauernkunst als selbstgefertigte Dingproduktion

7 Stanzel, Franz K. (Hg.): *Europäischer Völkerspigel. Imagologisch-ethnographische Studien zu den Völkertafeln des frühen 18. Jahrhunderts*. Heidelberg 1999; Frey, Manuel: „Reinliche Holländer“ und „schmutzige Lappländer“. Zur Bedeutung nationaler Stereotypen im Prozeß der kulturellen Modernisierung 1700–1850. In: *Jahrbuch für Volkskunde N.F.* 20 (1997), S. 36–58.

8 Gehlen, Arnold: *Urmensch und Spätkultur*. Frankfurt am Main 41977 (1956); Plessner, Helmuth: *Mit anderen Augen. Aspekte einer philosophischen Anthropologie*. Stuttgart 1982.

9 Berger, Peter L., Thomas Luckmann, übersetzt von Monika Plessner [der Ehefrau von H. Plessner]: *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt am Main 1969 u.ö. (engl. New York 1966).

10 Böth, Gitta: „Selbst gesponnen, selbst gemacht ...“ Wer hat sich das nur ausgedacht? Trachtenforschung gestern – Kleidungsforschung heute (= Begleitheft zur Ausstellung im Museumsdorf). Cloppenburg 1986; Brückner, Wolfgang: „Selbst gesponnen, selbst gemacht, ist die beste Bauerntracht“. Zu Herkunft und Ideologie eines vielzitierten Slogans (1986). In: ders.: *Menschen und Moden* (= *Gesammelte Schriften VIII*). Würzburg, S. 231–241.

eines klar definierten Berufstandes“¹¹ gab es in der gedachten Form während der letzten Jahrhunderte in unseren Breiten nicht. Was also sonst?

Die volkskundliche Forschung im deutschsprachigen Mitteleuropa hat sich auf dem Felde der sogenannten Volkstrachten seit mindestens drei Jahrzehnten zu einer alltagshistorischen Bekleidungsgeschichte entwickelt, was in Deutschland,¹² Österreich¹³ und der Schweiz¹⁴ unterschiedlich gewichtet diskutiert wird.

11 Brückner, Wolfgang: Volkskunst und Moderne. In: ders.: Gesammelte Schriften V. Würzburg 2000, S. 189–192, hier 192.

12 Hansen, Wilhelm: Aufgaben der historischen Kleidungsforschung. In: Wiegelmann, Günter (Hg.): Geschichte der Alltagskultur (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 21). Münster 1980, S. 149–174; Brückner, Wolfgang: Kleidungsforschung aus der Sicht der Volkskunde (1985). In: ders.: Menschen und Moden. Bekleidungsstudien zu Kommunikationsweisen (= Gesammelte Schriften VIII). Würzburg 2000, S. 165–177; Gockerell, Nina: Kleidung und Tracht. In: Harvolk, Edgar (Hg.): Wege der Volkskunde in Bayern. Ein Handbuch (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte 25). München u. Würzburg 1987, S. 141–160; dies.: Schrift- und Bildquellen zur Erforschung ländlicher Kleidung. In: Waffen- und Kostümkunde 36 (1994), S. 13–43; Böth, Gitta: Kleidungsforschung. In: Brednich, Rolf W.: Grundriß der Volkskunde. 3. Aufl. Berlin 2001, S. 221–238; dies.: Trachtenforschung gestern – Kleidungs-forschung heute. Ergebnisse und Ziele eines kulturhistorisch operierenden Ansatzes. In: Lipp, Carola u.a. (Hg.): Volkskunde in Niedersachsen. Regionale Forschungen aus kulturhistorischer Perspektive (= Katalog und Schriften des Museumsdorfes Cloppenburg 11). Cloppenburg 2002, S. 101–107.

13 Schmidt, Leopold: Volkstracht in Niederösterreich. Eine Einführung nach Erscheinungsform, Funktion und Geschichte (= Niederösterreichische Volkskunde 5). Linz 1969; Lipp, Franz C., Elisabeth Längle, Gexi Tostmann, Franz Hubmann (Hg.): Tracht in Österreich. Geschichte und Gegenwart. Wien 1984, „herausgegeben in Zusammenarbeit mit dem Verein zur Förderung der Trachtenmode und dem Österreichischen Heimatwerk“, mit einem ausführlichen Glossar und einer sachlich gegliederten umfangreichen Bibliographie zu den einzelnen Kapiteln; Schindler, Margot: Gedanken zur Kleidungs-forschung bei der Erstellung einer österreichischen Textil- und Trachtenbibliographie. In: Beitzl, Klaus, Olaf Bockhorn (Hg.): Kleidung, Mode, Tracht (= Buchreihe d. ÖZV NS 7). Wien 1987, S. 75–92; Brandner, Susanne: Tracht. Überliefert, getragen, modernisiert. Eine Bibliographie zu Salzburger Kleid und Tracht. FS für Friederike Prodingler (= Salzburger Beiträge zur Volkskunde 3). Salzburg 1988. – Das Textilland Vorarlberg hat sich 1991 im Palast Hohenems eine Landesausstellung unter dem Titel „Kleider und Leute“ mit ansehnlichem Katalog geleistet, wobei es um kulturhistorische Kleidergeschichten in ausgewählten Kapiteln zur vestimentären Kommunikation ging. In einem solchen Kontext von Sprache der Kleidung vertrat die Voralberger Tracht das Beispiel einer kritischen Befragung. Tschofen, Bernhard: „Trotz aller Ungunst der Zeit“. Anmerkungen zu einer zweiten Ge-

Parallel dazu haben die einschlägigen Museen, jedenfalls die mit umfangreichen Trachtensammlungen, sofern und soweit diese den Krieg überstanden, einerseits zum Teil intensive Herkunfts- und Präsentationsgeschichte dieser Abteilungen betrieben oder andererseits die Dinge inzwischen bei Sanierungen und Umbauten magaziniert und nur noch in Teilen, beziehungsweise innerhalb anderer Zusammenhänge neu aufgestellt. Der Kritik von „Sieben Tagen Sonntag“ war und ist mangels Überlieferung ohnehin nur schwer zu entkommen.¹⁵ Problemorientierte thematische Ausstellungen sind heute die verantwortungsvolleren und zugleich publikumswirksameren Möglichkeiten kulturhistorischer Museen. Wissenschaftshistoriker und kritische Beobachter der zeitgenössischen Szene trauern bisweilen den abgeräumten, in den Museen selbst museal gewordenen Schauen nach als anschaulichen Zeugen einstiger Schreibischprodukte, z.B. Viktor von Gerambs Grazer Vitrinen evolutionistisch angelegter Bekleidungs- und Trachtengeschichte von 1938¹⁶ oder dem riesigen Nürnberger Trachtensaal Oskar Klings von 1905,

schichte der Tracht in Vorarlberg. In: *Kleider und Leute. Vorarlberger Landesausstellung Hohenems. Bregenz 1991*, S. 323–377, gleichzeitig in *ÖZV 14* (1991), S. 79–100.

- 14 Jäger, Marianne: *Kleidung und Mode*. In: Hugger, Paul (Hg.): *Handbuch der schweizerischen Volkskultur*. Basel und Zürich 1992, Bd. I, S. 289–314, mit keiner Abb. und nur einem ‚Kasten‘ auf S. 299 über „Die Tracht – von der Alltags- zur Freizeitbekleidung“ und im Literaturverzeichnis keine bibliographischen Angaben dazu. Auch im Artikel „Heimatvereine“ von Paul Hugger, S. 485–497, kommen die Trachtenvereine nicht vor, im Bd. II, S. 953 findet sich unter „Frauenbewegung“ eine kritisch gemeinte Abbildung „Die Tracht ist das Heimatkleid der Schweizerfrau“, das Register enthält allein den Begriff „Trachtenbewegung“ und meint damit den zitierten ‚Kasten‘. Diese Scheu vor dem Forschungsgegenstand hat gewiß mit dem satirisch gemeinten, angeblichen Fakultätsausdruck für das Zürcher Seminar von Huggers Vorgänger „Trachtenfest“ aus dem Roman von Guggenheimer, Kurt: *Das Zusammensetzspiel*. Frauenfeld, Stuttgart 1977, zu tun.
- 15 Hildebrandt, Franziska: *Sieben Tage Sonntag? Trachtenpräsentation in Museen am Beispiel Hessen* (= Europäische Hochschulschriften XIX/A 38). Frankfurt am Main 1992.
- 16 Neueröffnung in Graz ist im Mai 2003 erfolgt, siehe *Volkskunde in Österreich* 38 (2003), Folge 6, S. 37: „quasi als Originalzitat geschickt integriert“; Frischmuth, Barbara: *Zur Eröffnung des Volkskundemuseums Graz*. In: *ÖZV LVII/106*, siehe oben, S. 255–262, hier bes. S. 259 f.; 1985 hatte es eine behutsame Erneuerung durch Maria Kundegraber gegeben, siehe Aggermann-Bellenberg, Ulrike: *Neuaufstellung des Trachtensaaes im Steirischen Volkskundemuseum*. In: *ÖZV 88* (1985), S. 184 f.

auch in der Aufstellung seiner Reste aus dem Jahre 1969 noch eindrucksvoll als eine Art Gesamtkunstwerk gewesen. Seit dem vergangenen Jahr sind in Nürnberg allein folgende Kapitel geblieben: „Faszination Tirol“, „Bauernwelten“, „Trachtenbilder“, „Tracht und Ideologie“ und Beispiele bei den zeichenhaften „Kopfbedeckungen“,¹⁷ doch alles eingebaut in eine Präsentation des Gesamtphänomens Bekleidung der letzten 250 Jahre.

Die Berliner Bestände sind so gut wie vollständig untergegangen.¹⁸ Dabei hatte das Museum zur Zeit seiner Gründung 1889 „Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes“ geheißen, so daß ihm im Jubiläumsjahr 1989 sein östlicher Teil im damals gespaltenen Berlin eine respektable Festschrift „Kleidung zwischen Tracht und Mode“ widmete.¹⁹ Im Bayerischen Nationalmuseum München und im Volkskundemuseum Wien sind die Trachten seit langem magaziniert, das heißt sogar von den alten Mannequins abgenommen. In Wien werden Einzelstücke zu Dokumentationszwecken verwendet, um das Phänomen des „volkskundlichen Blicks“ zu erläutern²⁰ oder ideologische Fragen des Heimatschutzes zu diskutieren,²¹ und bisweilen tauchen die Trachten der k.u.k. Nachfolgestaaten in Sonderausstellungen der ethnographischen Dependence Kittsee auf.²²

17 Begleitband der Neuaufstellung im GNM von Zander-Seidel, Jutta: Kleiderwechsel. Frauen-, Männer- und Kinderkleidung des 18. bis 20. Jahrhunderts. Nürnberg 2002, S. 147 ff., 153 ff., 165 ff., 187 ff., 225 f.

18 Pretzell, Lothar: Kostbares Volksgut aus dem Museum für Deutsche Volkskunde Berlin. Festwochen Berlin 1967, S. 9–17 mit „Brautzeit und Hochzeit“, darunter allein die Brautkronen Nr. 10–16 aus dem Bestand von vor 1945; Sutter, Rotraut: Tracht. In: Lebendiges Gestern. Erwerbungen 1959 bis 1974 (= Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde Berlin 1). Berlin 1975, S. 95–139, hier einführender Überblick zur einstigen Sammlung mit zahlenmäßiger Benennung der Restbestände auf S. 99.

19 Karasek, Erika (Hg.): Kleidung zwischen Tracht und Mode. Aus der Geschichte des Museums 1898–1989. Museum für Volkskunde, Berlin 1989.

20 Österreichisches Museum für Volkskunde. Schausammlung zur historischen Volkskultur. Begleitbuch. Wien 1994, S. 28–31, 33, 70 f., 86 f.; Sach-Geschichten. Aus den Sammlungen des Österreichischen Museums für Volkskunde. Das jüngste Vierteljahrhundert 1969–1994 (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde 62). Wien 1994, S. 76 f. Landleute, S. 86 f. Trachtengraphik, S. 108 f. Trachtenerneuerung: Landesanzug.

21 Schönes Österreich. Heimatschutz zwischen Ästhetik und Ideologie (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde 65). Wien 1995, Abb. zur indirekten, vermittelten Trachtenpräsenz S. 110, 131, 170, 183, 185, 193.

22 Bosnien 1995, Galizien 1998, Istrien 2001.

Noch vor dreißig bis vierzig Jahren kannte man an manchen mitteleuropäischen Universitäten Rigorosumsprüfungen im Fach Volkskunde, in denen beim damals integrativen Thema „Trachten“ danach gefragt werden konnte, wo sich welche Bekleidungssitten auf der imaginären Verbreitungskarte finden, was tatsächlich oft mit Figurinen innerhalb von Länderumrissen optisch dargestellt worden ist, so 1955 auf einer Schulwandkarte für Österreich.²³ Genauer noch konnte die Frage umgekehrt aufgrund eines vorgelegten Bildes oder Fotos lauten: Was ist das für eine Tracht? Dies stellt den generellen Prüfungsmodus der Kunstgeschichte bis auf den heutigen Tag dar. Oft werden dort den Kandidaten Bildpostkarten vorgelegt, um deren Darstellungen richtig einordnen und datieren zu lassen. Dafür gibt es einen festgefügt Kanon der relevanten Denkmäler und sogar Handbücher zum Nachschlagen und Einpauken der wichtigsten Daten aus Architektur, Plastik und Malerei.²⁴ Es sind die der anerkannten Beispiele von Weltkunst aus den dafür berühmten Orten und bekannten Museen des In- und Auslands. Für die Volkskunde gab es zu Zeiten des Dritten Reiches die Idee einer zentralen mitteleuropäischen Dokumentationsstelle für Trachten am Tiroler Volkskunstmuseum Innsbruck, organisiert vom Berliner Amt Rosenberg für die weltanschauliche Schulung der Bevölkerung durch die NSDAP.²⁵ Uns interessiert jetzt hier allein das theoretische Anliegen hinter der methodischen Vorgehensweise, nämlich eine Art Volkskunst-Denkmäler-Bestand zu inventarisieren und damit einen deutlichen Kanon zu verfestigen gleich wie in den übrigen Kunstwissenschaften.

23 Schönes Österreich (wie Anm. 21), S. 131 Abb. zu Nr. 9/18, Schulwandkarte 1955 für den Heimatkunde-Unterricht mit Erläuterungsheft von Leopold Schmidt: „Volkstrachten in Österreich“ zur Karte von Josef Seger.

24 Zum Beispiel Leonie von Wilckens: Grundriß der abendländischen Kunstgeschichte (= Kröner Taschenbuch 373). Stuttgart 1967, 3. Aufl. 2000.

25 Deneke, Bernward: Modekritik und „deutsches Kleid“ in der Zeit der Weimarer Republik. Zur Vorgeschichte der Trachtenpflege im Nationalsozialismus. In: Jahrbuch für Volkskunde N.F. 14 (1991), S. 53–78; Griebel, Armin: Trachtenvereine und Politfolklore. Zur Situation in Nürnberg 1919–1933. In: ebd., S. 79–100; Schmitt, Heinz: Theorie und Praxis der nationalsozialistischen Trachtenpflege. In: Gerndt, Helge (Hg.): Volkskunde und Nationalsozialismus (= Münchner Beiträge zur Volkskunde 7). München 1987, S. 205–218. – Die Geschichte des Wirkens der schon vor 1938 im Untergrund tätigen Nationalsozialistin Gertrud Pesendorfer als Leiterin der Rosenbergschen „Mittelstelle“ für Trachtenforschung in Innsbruck ist noch nicht geschrieben.

„Die“ Kunstwissenschaften sind natürlich eine idealtypisch überzeichnete Gruppe von Nachbardisziplinen, die heutigentags die gleichen theoretischen und methodologischen Probleme wie alle übrigen Geistes- und Kulturwissenschaften umtreiben. Ihr klar definierbarer Gegenstandskern an zentral bleibenden Forschungsobjekten aber stellt die eigene wissenschaftliche Disziplin keineswegs zur Disposition, sondern neue Fragen bringen vielmehr Erweiterungen des Blicks, z.B. auch auf sogenannt niedrigere Gattungen und soziale Kommunikationsweisen, was dazu verhilft, das überlieferte Fach-Proprium genauer zu beobachten und darum besser interpretieren zu können. Das aber heißt, die rein kunstwissenschaftlichen Wertungsaspekte für ästhetische Spitzenproduktionen wissenssoziologisch zu relativieren und mit Hilfe neuerlichen Historisierens die eigenen Untersuchungsfelder genauer in ihren kultur- und sozialgeschichtlichen Entstehungs- und Interpretationsbedingungen eingebunden zu erkennen. Insofern sitzen wir alle in dem selben Boot: die Historiker der bildenden Künste, die Philologen der Texte oder Sprachdenkmäler, die Musikologen der tönenden Ausdrucksweisen und wir europäischen Ethnologen der Kommunikation in symbolischen Welten des Alltagslebens.

Daß es bei dieser Art von – wie man gesagt hat – „Kulturschock“ in den historischen Wissenschaften,²⁶ nicht bloß zu inhaltlichen und methodischen Überschneidungen kommen muß, sondern daß es seitdem grundsätzlich verschwimmende Grenzen der Fachdisziplinen gibt, stellt für die kulturpolitisch stets gefährdeten, weil nur vom Feuilleton auf Dauer ernsthaft geförderten Humaniora einen bedeutenden Fortschritt in Richtung Interdisziplinarität dar, und dies bekommt den bislang zwischen die Forschungsfronten geratenen Gegenständen der Kulturgeschichte besonders gut. Nehmen wir dafür das hier einschlägige Beispiel der Kostümforschung. Jenes Feld beherrschte bislang das kunsthistorische Prinzip der Stilgeschichte und damit die fast alleinige Konzentration auf die oberschichtliche Fortentwicklung von Modetendenzen und ihre Aktualisierung in re-

26 Daniel, Ute: Clio unter Kulturschock. Zu den aktuellen Debatten der Geschichtswissenschaft. In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 48 (1997), S. 195–218, 259–178; dies.: *Kompodium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter* (stw 1532). 3. Aufl. Frankfurt am Main 2002 (12001); Völker-Rasor, Anette (Hg.): *Frühe Neuzeit (= Oldenbourg Geschichte Lehrbuch)*. München 2000.

präsentativen Stücken, wobei in Ermangelung erhaltener Kleider für die ältere Zeit die darstellende Kunst als bildliche Quelle dienen mußte, für die jüngere zunächst die Journale des 18. und 19. Jahrhunderts, aber auch später noch in der Regel vor allem die Entwurfszeichnungen der Haute Couture. Das heißt: Selbst die Modegeschichte der Neuzeit und der Moderne blieb eine Entwicklungsabfolge der Kunstobjekte Anzug oder Robe und bildete mit nichts eine Bekleidungs-geschichte der Epoche. Dies lag nicht nur daran, daß nicht nach sozialen Schichten differenziert und nur bedingt nach nationalen Kulturregionen gefragt worden ist. Wegen der ästhetischen Anspruchskategorien aller Kunstwissenschaften blieben die praktischen Umsetzungen der modekünstlerischen Schöpfungen für das Bekleidungsverhalten der breiten Bevölkerung, vor allem aber der anbietenden Textilindustrie von untergeordneter Bedeutung. Bei der Modejournalle geht es zu wie bislang im kunsthistorischen Seminar vieler Universitäten, wo die Allerwelts-Kirchenausstattungen in der Provinz oder auf dem platten Lande aus keiner Epoche auch nur denkbare Verhandlungsgegenstände sein konnten.

Die Frage „Wie waren die meisten Leute wirklich angezogen“, interessiert im Grunde niemanden außer im Heimatmuseum, wenn dort die noch vorhandene alte Garderobe von vor 30 bis 50 Jahren ausgestellt wird, weil sich damit Lebenserinnerungen verbinden lassen. Doch spätestens für die Zeit nach 1860 steht reiches fotografisches Material zur Verfügung, um diese Frage erschöpfend zu klären,²⁷ falls nicht nur gezielt die letzten Trachtenträger in einen verengten Blick kommen²⁸ oder wenn diese gar künstlerisch monumentiert werden durch Spezialfotografen.²⁹

27 Maas, Ellen: Das Photoalbum 1858–1918. Eine Dokumentation zur Kultur- und Sozialgeschichte. München 1975. Ein Beispiel für frappierende Ergebnisse in der Trachtenforschung siehe Weid, Inge: Männermoden des Ochsenfurter Gaus im 19. Jahrhundert. Form- und Wertewandel. In: Jahrbuch für Volkskunde N.F. 17 (1994), S. 7–34; dies.: Kleiderwandel im Ochsenfurter Gau, dargestellt anhand zeitgenössischer Fotografien. In: Trachtenmuseum Ochsenfurt (= Bayerische Museen 20). München 1994, S. 73–91; Jeurink, Jan: Die Trachten in der Niedergrafschaft Bentheim 1875–1950 (= Materialien zur Volkskultur nordwestliches Niedersachsen 10). Cloppenburg 1986 [beruht auf gezielten Befragungen der 30er Jahre und entsprechender Fotosuche bei Trachtenträgern].

28 Das heißt, wenn allein die wenigen Trachtenträger sozusagen zählen. Etwas völlig anderes stellt die genaue Beobachtung des Abgehens von Tracht dar, wie das beispielhaft geschehen ist von Böth, Gitta: Kleidungsverhalten in hessischen Trachtendörfern. Der Wechsel von der Frauentracht zur städtischen Kleidung

Generell geschieht in der Tat auch die Erforschung der Fotografie nach dem Muster von bisheriger „Kunstgeschichte“. Der Markt, das Feuilleton, die Sammlungsambitionen, das Ausstellungswesen und die Verlagsprojekte sind danach ausgerichtet,³⁰ das heißt eine Evolutionsgeschichte der ästhetischen Innovationen nach Meister-Oeuvres steht im Vordergrund, so daß die Masse des Mediums in der erinnernden Wahrnehmung als bloßer Kulturmüll erscheinen muß. Das wird noch fragwürdiger bei Silhouetten, die Ellen Maas in Parallele zur Visitfotografie als Massenware vom Jahrmarkt schon systematisch mit jenen Porträts verglichen hat, denn sie waren einst in der Oberschicht Mode gewesen und im Biedermeier der Fotografie für jedermann vorausgegangen. Helmut Ottenjann hat im Oeuvre eines Silhouetteurs auf dem Lande zwischen Weser und Ems aus der Zeit von 1805 bis 1841 „Lebensbilder“ der dortigen Großbauern entdeckt, deren Bekleidungs- und Ausstattungskultur zumindest sonntags in den Grundstrukturen völlig konform mit der bürgerlichen Mode jener Zeit ging, wenn auch im Generationengefälle mit nachhinkendem „cultural lag“ und die sich darum höchstens als „Regionalkleidung“ bezeichnen läßt.³¹

1969–1976 am Beispiel Mardorf. Zum Rückgang der Tracht in Hessen (= Europ. Hochschulschriften XIX, 18). Frankfurt am Main u.a. 1980.

- 29 Hesse, Wolfgang: Ansichten aus Schwaben. Kunst, Land und Leute in Aufnahmen der ersten Tübinger Lichtbildner und des Fotografen Paul Sinner (1838–1925). Tübingen 1989; Kaiser, Hermann: Herdfeuer und Herdgerät im Rauchhaus. Wohnen damals (= Materialien zur Volkskultur nordwestliches Niedersachsen 2). Cloppenburg 1980 [Fotos mit Personenabbildungen des Bauern Heinrich Jaspers aus der Zeit 1910–30]; Groth-Schmachtenberger, Erika: Volkstrachten (= Schriften des Freilichtmuseums des Bezirks Oberbayern an der Glentleiten 6). Großweil 1980. Den Großteil ihres Nachlasses kulturhistorischer Fotografien aus den Jahren 1934–85 hat 1986 die UB Augsburg angekauft. Unter den 6269 Fotos betreffen die Schachteln 17–20 „Trachten“. Philipp, Claudia Gabriele: Deutsche Volkstrachten. Kunst- und Kulturgeschichte. Der Fotograf Hans Retzlaff 1902–1965 (Begleitbuch zur Ausstellung im Hessenpark Neu-Anspach). Marburg 1987. Wolf Lücking lebt noch und hat gerade seine „Trachten im Schaumburger Land“ neu auflegen lassen bei Waxmann in Münster und Berlin 2002, mit einem Geleitwort von Konrad Vanja. Einiges zu ihm bei Weckel, Petra: Wilhelm Fraenger (1890–1964). Potsdam 2001, S. 304.

- 30 Vgl. Brückner, Wolfgang: Historische Fotografie und Volkskunde. In: Ziehe, Irene und Hägele, Ulrich (Hg.): Fotografien vom Alltag, Fotografieren als Alltag (= Kommission Fotografie der DGV, Ergänzungsband 1). Münster 2003 [im Druck].

- 31 Ottenjann, Helmut: Lebensbilder aus dem ländlichen Biedermeier. Sonntagskleidung auf dem Lande. Die Scherenschnitte des Silhouetteurs Dilly aus dem

Damit aber kommen wir immer wieder auf das Phänomen der selektiven Wahrnehmung von Vergangenheit zurück. Für unser spezielles Thema folgt daraus: Auch die ältere Trachtenforschung fußte zunächst im Kontext der Geisteswissenschaften, die historische Denkmäler monumentieren, auf einem Auswahlkonstrukt von gewissen Bekleidungserscheinungen im Rahmen der regionalen Stammes- und Nationalitäteninterpretamente. Es handelte sich dabei entsprechend dem Forschungsparadigma für oberschichtliche Entwicklungen um eine Kostümgeschichtsschreibung subkultureller Gewohnheiten nach fiktiven Kollektivpersönlichkeiten mit sogenannt „volkstümlicher Geistigkeit“. Darum konnte, ja mußte man in musealen Präsentationen, gerade diesen optisch so auffälligen Bereich angeblich statischen gesellschaftlichen Verhaltens getrennt von den übrigen hochkulturellen Entwicklungen ausstellen und als Folge davon deren Bild dadurch um so stärker verfestigen. In großen kulturhistorischen Zusammenhängen von National- und Regionalsammlungen entstanden auf diese Weise Museen innerhalb von Museen, nämlich die Volkskunde als Verdoppelung der Gesamtgeschichte auf einem anderen Niveau nochmals durchexerziert. Haus und Tracht, Möbel und Gerät, alles gemeinsam schließlich „Volkskunst“ geheißen, wurde und wird der Stilkunst in Galerien und Nationalmuseen als gestrennte Parallelveranstaltung nicht an die Seite, sondern gegenübergestellt und das heißt als autonomes Kulturphänomen interpretiert, ja bis heute zusammen mit den Ethnographica der fernen Völker als Urkunst, „les arts premiers“, verstanden.³² Das selbst schon durch Ausschluß entstandene oder konstruierte „Isolat Kunst“³³ ließ ein weiteres Konstrukt von gleicher Bauart entstehen.

nordwestlichen Niedersachsen. Cloppenburg 1984; ders.: Kultur-Leitbilder der bäuerlichen Oberschicht in Nordwestniedersachsen. In: Jacobeit, Wolfgang u.a. (Hg.): Idylle oder Aufbruch. Das Dorf im bürgerlichen 19. Jahrhundert. Ein europäischer Vergleich. Berlin 1990, S. 97–111, hier S. 107 f.: „Historische Kleidung als Kulturindikator“; ders.: Der Silhouetteur Caspar Dilly aus Lönningen. Familienbilder der Landbevölkerung im westlichen Niedersachsen 1805–1841, mit einem Beitrag zu Tümpelmann-Silhouetten der Weser-Ems-Region (= Beiträge zur Geschichte des Oldenburger Münsterlandes 3). Cloppenburg 1998.

32 Brückner, Wolfgang: Museale Kontinuitätskonstruktion von les Arts Premiers. In: ders.: Gesammelte Schriften XII, 1. Würzburg 2002, S. 59–80.

33 Köstlin, Konrad: Volkskunst und Volkskunde. Nachgetragene Liebe oder Die Geschichte einer Entfremdung. In: Kieler Blätter für Volkskunde 22 (1990), S. 125–140, hier S. 139.

Diese aus dem Ende des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts stammende Konstellation ist eine grundsätzlich andere als die sich heute entwickelnde Unterscheidung von Kostüm-, Mode- und Bekleidungsmuseen, wie das z.B. in München vorerzählt wird. Die bedeutende obergesellschaftliche Textilabteilung des Bayerischen Nationalmuseums repräsentiert die Dokumentation der historischen Entwicklungslinien und soll auf Dauer in Schleißheim eine Ausstellungsdependance erhalten. Die volkshandliche Trachtensammlung ist, wie schon gesagt, eingemottet worden. Die Haute Couture des 20. Jahrhunderts besitzt ein selbständiges Modemuseum. Eine alle Bevölkerungsschichten umfassende sozialgeschichtlich orientierte Bekleidungsforschung versucht man mit wechselnden Ausstellungen zu publikumswirksamen Themen im Münchner Stadtmuseum zu leisten. Das ist nicht nur arbeitsteilige Museumslogistik oder Forschungspragmatik, sondern einerseits notwendige Differenzierung, andererseits jedoch Ausgrenzung mit der Gefahr neuerlicher Abschottungen bis zur abermaligen Konstruktion von separierten Ausschnitten, die sich schließlich als selbständige Totalitäten auffassen lassen oder aber, wenn sie Ortlosigkeit befällt, schlichtweg abgeschrieben werden.

Für manipulierte Bilder kultureller Vergangenheiten gibt es aber immer noch widersinnige Beispiele von weitreichender Bewußtseinsprägung. Im Rahmen der Jubiläumsfeiern der Französischen Revolution zeigte die damalige Sowjetunion 1989 in Paris aus den reichen Beständen der einstigen St. Petersburger Schlösser eine zwei Jahre zuvor als kleinformatigere Pilotausstellung in Schloß Pillnitz bei Dresden erprobte große Schau aus 150 Uniformen und Hofkleidung mit einer angeschlossenen Zugabe angeblicher Volkstrachten von ebenfalls malerischer Exotik und textilem Hochglanz, anzuschauen als seien sie alle neu geschneidert.³⁴ Die Aussageabsicht konnte nur sein: hier Herrschaft – dort Beherrschte, hier internationaler Standard – dort ureigenste Kreativität, beidemal also Spitzenprodukte von und für Mütterchen Rußland. Das Ergebnis an kulturhistorischer Realitätsvermittlung blieb gleich Null, doch unwidersprochen, weil genau diese Sicht im Bildungsbewußtsein Europas längst verfestigt und nur noch ein weiteres Mal bestätigt worden ist.

Das wissenschaftliche Methodenproblem für eine lebensnahe Erkundungsmöglichkeit der Unterschichtenbekleidung liegt, wie wir

34 Vgl. Brückner, Wolfgang: Kleidung und Französische Revolution. In: ders.: Gesammelte Schriften VIII. Würzburg 2000, S. 143–154, hier S. 150 f.

alle wissen, an der nicht ganz einfachen Quellenlage, die in Süddeutschland und Österreich auch durch die immer wieder versuchte Auswertung von Motivbildern nicht wirklich behoben werden kann.³⁵ Doch systematisch berichtende Bildzeugnisse gibt es schon seit der Erfindung der Printmedien am Beginn der Frühen Neuzeit, wenn auch unter dem quasi journalistischen Gesichtspunkt aufreizender Novitäten, das heißt der Befriedigung von Neugier auf Fremdes. Wir Volkskundler nennen das zu Interpretamenten führende Phänomen den „ethnographischen Blick“.³⁶ Am Ende jener Entwicklung steht einerseits die kritische Tradition in Karikaturen von sogenanntem Volksleben seit dem 16. und 17. Jahrhundert³⁷ sowie in der Aufklärungszeit³⁸ und andererseits die bald darauf folgenden Verklärungen durch das romantische Entdecken ländlicher Idyllen³⁹ sowie um 1900

35 Hierzu an neueren Versuchen: Dettweiler, Herbert, Evelyn Gillmeister-Geisenhof u.a.: Bürgerliche und ländliche Kleidung im Bistum Eichstätt (= Schriftenreihe der Trachtenforschungs- und -beratungsstelle des Bezirks Mittelfranken 5). Ansbach 1991; Hartmann, Anni, Walter Pötzl: Kleidung und Tracht im Wandel der Zeit. In: dies.: Häuser, Möbel, Trachten. Zur Sachkultur des Volkes (= Der Landkreis Augsburg 8). Augsburg 1993, S. 194–329. Beitzl, Klaus: Die Motivbilder der Montafoner Gnadenstätten (= Montafoner Schriftenreihe 7). Schruns 2002, S. 38–48.

36 Brückner, Wolfgang: Fremdheitsstereotypen. Der ethnographische Blick als neues Wahrnehmungsmuster visueller Art in der Frühen Neuzeit. In: Gesammelte Schriften VI. Würzburg 2000, S. 285–304; Köstlin, Konrad: Das ethnographische Paradigma und die Jahrhundertwenden. In: *Ethnologia Europaea* 24 (1994), S. 5–20; ders., Herbert Nikitsch (Hg.): *Ethnographisches Wissen. Zu einer Kulturtechnik der Moderne* (= Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde 18). Wien 1999.

37 Haftlmeier-Seiffert, Renate: Bauerndarstellungen auf deutschen illustrierten Flugblättern des 17. Jahrhunderts (= Mikrokosmos. Beiträge zur Literaturwissenschaft und Bedeutungsforschung 25). Frankfurt am Main 1991.

38 In der Regel nicht bildlich, sondern literarisch geschehen, ein seltenes Gegenbeispiel siehe Wimmer, Erich: „Von den Röhnbewohnern“. Eine frühe Rhönbeschreibung. In: FS für W. Brückner (= Quellen und Forschung zur Europäischen Ethnologie 7). Würzburg 1990, S. 655–670; ansonsten vgl. Kuchenbuch, Ludolf: „Säuisches Wirthschaften“ auf dem Lande als Problem der Volksaufklärung. In: *Jahrbuch für Volkskunde N.F.* 10 (1987), S. 27–42; Frey, Manuel: Der reinliche Bürger. Entstehung und Verbreitung bürgerlicher Tugenden in Deutschland 1760–1860. Göttingen 1997; Alzheimer-Haller, Heidrun: *Narrative Volksaufklärung. Verhaltensnormierung durch „Moralische Geschichten“ 1780–1848*. Habil.-Schrift Würzburg 2002.

39 Rattelmüller, Paul Ernst: Dirndl, Janker, Lederhosen. Künstler entdecken die oberbayerischen Trachten. München 1971; Kaufmann, Gerhard: *Volkslebensbilder aus Norddeutschland*. Altonaer Museum in Hamburg 1973; *Das Bild vom*

die neuerliche Flucht von meinungsbildenden Künstlern aufs Land mit ihrem speziellen Blick auf angeblich Naturwüchsiges.⁴⁰ In beides bisweilen verwickelt erscheinen uns heute die Zeugnisse landes- und bevölkerungskundlicher Statistiken der frühen Kameralwissenschaft, auf deren neutralere Erkenntnisabsichten sich heutige volkskundliche Forschung gerne als ihre eigentlichen Ahnherren beruft.

In solchen Zusammenhängen sehen auch Friederike Prodinge und Reinhard Heinisch, die beiden Herausgeber der Dokumentation aller erhalten gebliebenen „Kostüm- und Trachtenbilder“ der Salzburger Kuenburg-Sammlung von 1782–1790, die Entstehung jener erstaunlichen Bilderfolge von fast vierhundert Einzelblättern kolorierter Zeichnungen, die sie 1983 wie eine Prozession der Gesamtbevölkerung aus jenen Tagen vor uns ausgebreitet haben.⁴¹ Sie formulieren als Haupttitel nicht bloß wegen des eingängigen Reims „Gewand und Stand“ und bringen damit zum Ausdruck, daß hier am Ende des Ancien Régime alle Welt als barocke Standespersonen festgehalten worden sind und daß sich dies sowohl im „Kostüm“ wie in der „Tracht“ spiegelt, wobei der Volkskundlerin wie dem Historiker

Bauern. Vorstellungen und Wirklichkeit vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart (= Schriften des Museums für deutsche Volkskunde 3). Berlin 1978; Schadendorf, Wulf: Bemerkungen zur Genremalerei Waldmüllers. In: Ferdinand Georg Waldmüller. Gemälde aus der Sammlung Georg Schäfer. Schweinfurt 1978, S. 13–17; Ude, Karl: Bauernromantik in der Malerei des 19. Jahrhunderts. München 1978; Volksleben in Baden und Württemberg, gesehen mit Künstleraugen des 19. Jahrhunderts (= Heilbronner Museumskataloge 17). Heilbronn 1981; Heitere Gefühle bei der Ankunft auf dem Lande. Bilder schwäbischen Landlebens im 19. Jahrhundert. Ludwig-Uhland-Institut Tübingen und Württembergisches Landesmuseum Stuttgart. Tübingen 1983; Spieß, Gerd: Braunschweiger Volksleben nach Bildern von Carl Schröder (1802–1867). Braunschweig 1967, fast nur SW-Abb., aber mit genauen Nachweisen, hingegen allgemeiner ein Farbbildband: ders.: Vom Leben braunschweigischer Landleute. Volkslebensbilder von Carl Schröder (1802–1867). Braunschweig 1988.

40 Ruppert, Wolfgang: Der Blick der bürgerlichen Künstler auf die ländliche Lebenswelt im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. In: Jacobeit, Wolfgang u.a. (Hg.): Idylle oder Aufbruch. Das Dorf im bürgerlichen 19. Jahrhundert. Berlin 1990, S. 139–154; Fehl, Rebekka: Der Bauer und die Avantgarde. Die Darstellung des Landmanns in der französischen Malerei des 19. Jahrhunderts (= punctum 13). München 1999; Künstlerkolonien in Europa im Zeichen der Ebene und des Himmels. Germanisches Nationalmuseum Nürnberg 2001, Katalog, Kap. 3 „Leben auf dem Land“, S. 293–321, Kap. 4 „Leben an der See“, S. 323–344, Bibliographie Nr. 9, S. 543–545.

41 Prodinge, Friederike, Reinhard R. Heinisch: Gewand und Stand. Kostüm- und Trachtenbilder der Kuenburg-Sammlung. Salzburg 1983.

zugleich bewußt waren, wie ungenau nur sich gerade im vorliegenden Zusammenhang das eine vom anderen absetzen läßt.

Ich darf daher an diesem Punkt den Faden der Interpretation weiter ausspinnen im Hinblick auf die Bedeutung jener exorbitanten Bilderserie für unsere gegenwärtigen Überlegungen, denn ihr realhistorischer Quellenwert bleibt unbestreitbar, das heißt, hier ist das Aussehen der dargestellten Personen tatsächlich nach der Wirklichkeit des fiktiven Aufzugs wiedergegeben, und wir können zugleich deutlich unterscheiden zwischen Kostümen als Standesgewand, Uniform, Livree, Brauchverkleidung, Arbeitskluft usw. Die damalige Zeit kannte den auf besondere regionale bäuerliche Festtagskleidung eingeeengten heutigen Trachtenbegriff noch nicht. Alle Bekleidung hieß Tracht (von tragen). Darum dürfte man hier „Kostüm und Tracht“ fast als tautologische Benennungen ansehen, wenn sie nicht doch eher heutige Terminologie assoziierten, also den Blick aufs „bäurische“ Gewand im Gegensatz zum „städtischen“ Kleid, wie es auf dem Dorfe selbst noch bis in unsere Tage hieß. Friederike Prodingler hat sich damit geholfen, eine Definition von „allerweitestem Rahmen“ anzubieten, nämlich „modegebundenes“ Kostüm und „traditionsgebundene“ Tracht,⁴² wodurch es ihr möglich war, auch die höfischen und städtischen Bekleidungssitten der Etikette und des Herkommens in der Residenzstadt Salzburg als ebenfalls traditionsgebunden mit starken Reminiszenzen an ältere Gewohnheiten zu charakterisieren. Beide Autoren streichen die Situation des beginnenden gesellschaftlichen Umbruchs während des Entstehensjahrzehnts deutlich heraus, und Reinhard Heinisch beschließt seinen Beitrag kritisch mit der notwendigen Feststellung für heutige naive Betrachter: „Nachfolgende Generationen sehen dann eben oft nur das Gewand, die Tracht ... und erfreuen sich an den reizvollen Darstellungen. Dem Historiker bleibt es überlassen, dieser scheinbar heilen Welt der bildlichen Darstellung den dunkleren Hintergrund der Realität dieses menschlichen Daseins gegenüberzustellen.“⁴³

Wir tun uns zwanzig Jahre später ein wenig leichter mit diesem Problem der zeitgeschichtlichen Interpretation in bezug auf die Bekleidungsrealität, weil wir inzwischen durch die bewußtere Rezeption von Georg Simmel und Werner Sombart das sozial- und wirtschaftshistorische Phänomen der Mode als eine Erfindung des

42 Ebd., S. 24.

43 Ebd., S. 17.

18. Jahrhunderts definitiv enger und damit genauer fassen zu können glauben⁴⁴ und in diesem Zusammenhang auch das Modernisierungsproblem konkreter angehen.⁴⁵ Danach spielte das moderne Distinktionsprinzip des immer wieder neuen guten Geschmacks im damaligen Salzburg entgegen der ansonsten gerade dort für den christlichen Kult so geförderten neuen ästhetischen Moral im Bekleidungswesen noch eine untergeordnete Rolle. Es dominierten weiterhin „Stand und Gewand“, aber genau dieses absterbende Prinzip während der Auflösung der altständischen Ordnungen, also der „Sattelzeit“, um mit Reinhard Koselleck zu reden, sollte und wurde sehr exakt in den Kuenburg-Bildern dokumentiert, die wohl ein hoher Verwaltungsbeamter initiierte, den Friederike Prodingler treffend einen „naturwissenschaftlich orientierten Beobachter“ nennt, also einen Mann mit szientistischem oder nüchtern antiquarischem Blick im Gegensatz zum späteren der emotional gestimmten Künstler und Literaten, denen dann die geisteswissenschaftlichen Theoretiker von Volk und Nation gefolgt sind. Es geht uns um die spezifische Wahrnehmungsweise historischer Phänomene durch Zeitgenossen und Nachfahren.

Doch auch hier gilt für den kulturhistorisch arbeitenden Volkskundler die immer wiederkehrende Beobachtung der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, wenn wir zu dem obigen Befund, aber auch im Gegensatz zu jüngeren bildlichen Dokumentationsversuchen von kritischen Historikern der Mitte des 19. Jahrhunderts wie in Mittelfranken⁴⁶ und im südlichen Thüringen,⁴⁷ die Geschichte der damals in Blüte stehenden Trachtengraphik genauer in den Blick nehmen. Sie

44 Brückner, Wolfgang: Mode. In: Enzyklopädie des Märchen IX. Berlin–New York 1999, Sp. 744–746 (Literatur!); ders.: Luxus, Mode und Moderne als Kontext von Volkstracht. In: Thüringer Hefte für Volkskunde 3 (1994), S. 7–22.

45 Dencke, Bernhard: Aspekte der Modernisierung städtischer und ländlicher Kleidung zwischen 1770 und 1830. In: Wiegmann, Günter (Hg.): Wandel der Alltagskultur (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 55). Münster 1987, S. 161–177.

46 Gillmeister-Geisenhof, Evelyn: Kleidungsweise in Mittelfranken um 1850 (= Schriftenreihe der Trachtenforschungs- und Beratungsstelle des Bezirks Mittelfranken 2). Bad Windsheim 1988.

47 Jauernig-Hofmann, Birgit: Südthüringer Trachtengraphik [nicht gedruckte] des vorigen Jahrhunderts. In: Jahrbuch für Volkskunde N.F. 18 (1995), S. 191–206; dies.: Trachtengraphik aus Südthüringen. Ein Auftragskonvolut des 19. Jahrhunderts und seine Wiederentdeckung. Phil.-Diss. Würzburg 1995 (Mikrofiche). Druck geplant in Coburg.

ist bislang nur unzureichend, weil noch nicht systematisch im Gesamtzusammenhang ihres Verkaufserfolgs von Souvenir-Aquarellen z.B. der Egerländer Hochzeitszüge um 1820,⁴⁸ vor allem aber von gedruckten Illustrationen und Serien seit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert erforscht. Hierher gehören die frühesten aus Altenburg,⁴⁹ aus der Schweiz,⁵⁰ aus Unterfranken,⁵¹ aus Oberfranken,⁵² aus Bayerisch Schwaben⁵³ sowie die nur bruchstückhaft ausgeschöpften umfangreichen Spezialsammlungen in Berlin,⁵⁴ Nürnberg,⁵⁵ München⁵⁶ und andernorts.

Ein frisch erarbeitetes süddeutsches Beispiel mag die quellenkritische Problematik belegen. Lioba Keller-Drescher: „Die Ordnung der Kleider. Ländliche Mode in Württemberg 1750–1850“.⁵⁷ Auch hier

48 Deneke, Bernhard: Hochzeit (= Bilder aus deutscher Vergangenheit 31). München 1971, Cover und S. 106 sowie Farbtafel II bei S. 33; Beitzl, Klaus: Liebesgaben. Zeugnisse alter Brauchkunst. Salzburg 1974, Nr. 30 u. 31, die ältere Literatur S. 148–150, bis auf Pretzell (wie Anm. 18), Kat. Nr. 20–22 Berliner Altbestand; Schmidt, Leopold: Alte Volkskunst aus dem Egerland. Ausstellungskatalog. Wien 1977, Abt. VI „Hochzeitszüge“ S. 73–78, Kat.-Nr. 121–128; Egerländer Museum Marktredwitz/Lkr. Wundsiedel.

49 Hartmann, Andreas: Text, Bild und Tracht. Zur Repräsentation der Altenburgischen Bauernkleidung. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung N.F. 25 (1989), S. 21–39; ders.: Ein Bild von tanzenden Bauern. Bemerkungen zu drei Versionen einer Altenburgischen Ethnographie. In: Kunt, Ernö (Hg.): Bild-Kunde – Volks-Kunde. Miskolc 1989, S. 69–75.

50 Burckhardt-Seebass, Christine: Schweizerische Trachtengraphik bis 1830. Kritische Anmerkungen zu ihrem Quellenwert. In: Ottenjann, Helmut (Hg.): Mode – Tracht – Regionale Identität. Historische Kleidungsforschung heute. Cloppenburg 1985, S. 72–80.

51 Müllner, Angelika: Unterfränkische Trachtengrafik. Gesamtkatalog und 24 Einzelblätter. Mit einer Einführung von Wolfgang Brückner. Würzburg 1982.

52 Eckel, Elisabeth: Oberfränkische Trachtengraphik des 19. Jahrhunderts. Bestandsaufnahme, Analyse, Einordnung. Phil. Diss. Bamberg 2001.

53 Frei, Hans: Trachtengraphik in Schwaben. Sonderausstellung Volkskundemuseum Oberschönenfeld 1987 [Aquarelle und Drucke].

54 Katalog der Lipperheideschen Kostümbibliothek. 2. Aufl. bearbeitet von Eva Nienholt u. Gretel Wagner-Neumann. 2 Bde. Berlin 1965.

55 Müller, Heidi: Die Trachtengraphik-Sammlung des Germanischen Nationalmuseums. In: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg 1998, S. 190–194.

56 Hermine von Parish-Kostümforschungs-Institut, als Archiv 1970 dem Münchner Stadtmuseum übereignet und den Spezialsammlungen des Museums angegliedert.

57 Keller-Drescher, Lioba: Dissertation 2002 am Ludwig-Uhland-Institut für empirische Kulturwissenschaft und in der dortigen Reihe zur Zeit im Druck befindlich. – Bislang Bekanntes zu Betzingen u.a. als „Maskenkostüm“ siehe bei

irritiert zunächst der Begriff „Mode“, doch er steht in diesem Falle nicht definitorisch gegen Tracht, sondern schließt diese als ein Phänomen des „vestimentären“ Diskurses der Moderne ein und fügt sich damit den semiotischen Kleiderbeschreibungen des französischen Literaturessayisten Roland Barthes an.⁵⁸ Zwei Orte, Betzingen und Dusslingen, die heute emblematisch für württembergische Volkstracht stehen, bilden den Mittelpunkt der Untersuchungen. Sie finden sich in allen einschlägigen Museen und Publikationen zur fiktiven oder imaginären Trachtengographie Mitteleuropas seit der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Für unseren Zusammenhang bedeutsam ist die Vorgeschichte jener lokalisierbaren Funde und Erfindungen. Wir kannten sie in Württemberg bisher durch Rolf Wilhelm Brednich nur als „höfische Kulissenwelt“ des letzten Rokoko nach dem Vorbild des „Hameau“ von Versailles in einem künstlichen „Dörfle“ des Parks von Hohenheim, auch hier voran für die Herzogin.⁵⁹ Doch offenbar Neues begann in jenen gleichen Tagen, als man in Salzburg bilddokumentarische Rückschau hielt, quasi Vergangenes und Vergehendes archivalisch inventarisierte. Am Hofe von Stuttgart trat in Fortsetzung der adeligen Eremitagen, Bauernhochzeiten und Gärtnerspiele offenbar eine romantische Vision, nämlich der Entdeckerblick für Bewahrenswertes und zwar ebenfalls eines aufgeklärten Herrschers Herzog Karl Eugen, der jedoch anders als sein klerikaler ‚Vetter‘, Fürsterzbischof Hieronymus Graf Colloredo, in einem dem politischen Untergang geweihten geistlichen Territorium des alten Reiches nicht zuvorderst

Zander-Seidel (wie Anm. 17), S. 164–169, allgemein siehe Walzer, Albert: Wechselformen der Tracht in Württemberg (= Der Museumsfreund 16). Schorndorf 1978; Mentges, Gabriele: Auf den Spuren Karl Bohnenbergers und der frühen volkskundlichen Forschung zur Sachkultur. Konferenzaufsätze als Quelle für die Erforschung der ländlichen Kleidungskultur. In: Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg 6 (1995), S. 7–40; Hager, Helga: Tracht und Tracht – das Gegensätzliche des Gleichen. Kleidung, Persönlichkeit und Zeit am Beispiel eines Dorfes nahe Rottenburg am Neckar. In: ebd., S. 41–64.

58 Barthes, Roland: *Système de la mode*. Paris 1967, anhand der Journale und ihrer Texte. Dazu siehe Brückner (wie Anm. 12), S. 168.

59 Brednich, Rolf Wilhelm: Volkswelt als Kulisse. Folklorismusprobleme im höfischen Festwesen Württembergs im 18. Jahrhundert. In: FS für Günter Wiegelmann (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 60/II). Münster 1988, S. 741–756. Zur Wirkungsgeschichte des „Weilers der Königin“ von 1784/88 im Schloßpark von Versailles siehe soeben in diesem Heft der ÖZV den Beitrag von Nina Gorgus, S. 303–324.

Schul- und Kirchenreformen anstrebte, sondern mit einer heranzubildenden neuen Elite für die Verwaltung seines Volkes auch ständeübergreifende Begegnungen erprobte. Keller-Drescher schreibt: „Das neue Festwesen rekrutierte seine Personage zunächst aus den neuen Bildungsinstituten, die in der sogenannten Hohen Carlsschule zusammengefaßt waren. Deren Zöglinge mußten bei den ländlichen Fêtes, so nannte man die Veranstaltungen, mitarbeiten und in allerlei Rollen auftreten. Als dies nicht mehr ausreichte, bestellte man sich die richtigen Landleute als Komparsen dazu, zunächst aus den umliegenden Gemeinden, dann aus dem ganzen Land. Mit ihren ‚guten sonntäglichen Kleidern versehen‘ hatten sie zu erscheinen und wurden nach den herzoglichen Vorstellungen in ‚schöner Ordnung‘ aufgestellt und präsentiert. So kamen die Landleute [1782] an den Hof, und ihr Erscheinen motivierte die Hofkünstler zu den Bildern im Hofkalender.“⁶⁰

1789 erschien dort eine zwölfteilige Serie, betitelt „Wirtembergische National-Trachten“, die zum Ausgangspunkt „visueller Typologien“ aller späteren Trachtengraphiken im Lande geworden sind, wie wir das auch für die Entwicklung in Bayern und Franken, wenn auch erst zwanzig Jahre später kennen, vornehmlich im Zusammenhang des 1810 gestifteten Münchner Oktoberfestes zur Kronprinzenhochzeit.⁶¹ Diesem Vorbild folgten eine Generation später überall in Bayern jährliche Bezirkslandwirtschaftsfeste mit Umzügen und Trachtenbauern, für Unterfranken inzwischen systematisch aufgearbeitet.⁶²

60 Keller-Drescher, Lioba: Nach der Natur gemalt oder abgekupfert? Visuelle Typologien ländlicher Kleidung. In: „Ergänzt, kopiert, gefälscht.“ Zur Problematik der Authentizität historischer Realien. Tagung der Gesellschaft für historische Waffen- und Kostümkunde im GNM Nürnberg, November 2002 (Druck der Referate in Vorbereitung in der Zeitschrift für Waffen- und Kostümkunde).

61 Möhler, Gerda: Das Münchner Oktoberfest. Brauchformen des Volksfestes zwischen Aufklärung und Gegenwart (= *Miscellanea Bavarica Monacensia* 100). München 1980; Müllner, Angelika: Unterfränkische Trachtengrafik. Gesamtkatalog mit einer Einführung von Wolfgang Brückner. Würzburg 1982.

62 Brückner, Wolfgang, Angelika Müllner: Festzug und Tracht in Franken 1840–1855. Zur Lebenswirklichkeit der jeweiligen Welt von gestern. In: *Volkskunst* 3 (1982), S. 174–183; Fritsch, Regina: Landwirtschaftliche Feste in Unterfranken und ihre Umzüge 1814–1914 (= *Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte* 27). Würzburg 1988; vgl. für die Grafschaft Wertheim und die Folgen auch Gebhard, Torsten: Hochzeit am Beispiel einer unterfränkischen Trachtengruppe. In: *Schönere Heimat* 66 (1977), S. 404–407; dazu siehe Diem, Marion: Trachtenentdeckung durch den Historischen Verein Wertheim. In: *Jahrbuch für Volkskunde* N.F. 17 (1994), S. 35–54.

Eine zweite Trachtenfestwelle im Gefolge der allgemeinen historischen Festzüge der Zeit⁶³ mit konkreten Nachwirkungen vor Ort und vice versa auf die „ethnographischen Tableaus“ der Weltausstellungen seit 1867⁶⁴ erfaßte Süd- und Norddeutschland zwischen 1880 und 1914, worüber wir jetzt neben Bayern und Franken⁶⁵ durch weitere volkskundliche Studien für Baden,⁶⁶ für Sachsen,⁶⁷ für Thü-

63 Die kulturhistorische und volkskundliche Sekundärliteratur zu den Festzügen des 19. Jahrhunderts ist zusammengetragen bei Brückner, Wolfgang: Brauchforschung tut not. In: Jahrbuch für Volkskunde N.F. 21 (1998), S. 107–138, desgleichen ders. in *Gesammelte Schriften V*, 2000, S. 373–407, hier 378, Anm. 18.

64 Wörner, Martin: Vergnügung und Belehrung. Volkskultur auf den Weltausstellungen 1851–1900. Münster u.a. 1997, Kap. 4 „Das Ursprüngliche, Nationale, Eigenthümliche“ – die Tracht, S. 145–190; ders.: Die Welt an einem Ort. Illustrierte Geschichte der Weltausstellungen. Berlin 2000, Kap. „Der Blick zurück“, S. 192–219; Krutisch, Petra: Aus aller Herren Länder. Weltausstellungen seit 1851 (= Kulturgeschichtliche Spaziergänge im Germanischen Nationalmuseum 4). Nürnberg 2001, S. 73: Klapptisch aus Hindeloopen in der Nachfolge von 1878.

65 Griebel, Armin, Wolfgang Brückner: Öffentliche Trachtenrepräsentation 1891–1914 [in Bayern] (1985). In: Brückner, *Gesammelte Schriften VIII*. Würzburg 2000, S. 339–344; ders.: Tracht und Folklorismus in Franken. Amtliche Berichte und Aktivitäten zwischen 1828 und 1914 mit einer Quellenedition. 2 Bde. (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte 48/49). Würzburg 1991.

66 Schmitt, Heinz: Volkstracht in Baden. Ihre Rolle in Kunst, Staat, Wirtschaft und Gesellschaft seit zwei Jahrhunderten. Karlsruhe 1988, S. 28–48; Höflein, Ulrike: Vom Umgang mit ländlicher Tracht. Aspekte bürgerlich motivierter Trachtenbegeisterung in Baden vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart (= *Artes Populares* 15). Frankfurt am Main 1988; dies.: Ländliche Tracht. Hort bürgerlicher Wünsche und Sehnsüchte. Zur Trachtenbegeisterung im Großherzogtum Baden. In: *Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg* 3 (1989), S. 224–298; Diehm, Marion: Trachtenentdeckung durch den Historischen Verein Wertheim. In: *Jahrbuch für Volkskunde N.F.* 17 (1994), S. 35–54; Heck, Brigitte: „Volkskunst“ und „Vaterländische Altertümer“. Die Entstehung der volkskundlichen Abteilung des Badischen Landesmuseums. In: *Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg* 5 (1993), S. 265–297; dies.: Festzug. Der Karlsruher historische Festzug von 1881 (= *Volkskundliche Veröffentlichungen des Badischen Landesmuseums* 4). Sigmaringen 1997; Badisches Landesmuseum Karlsruhe: *Baden 1789–1918. Führer durch die landes- und kulturgeschichtliche Abteilung*. Karlsruhe 2001, *Gemäldezyklus zum Festzug 1881*, S. 86–89; Lindner, Friederike: „Volkskunde“ als allgemeine Kultur- und Sozialgeschichte im Museum 2000. Überlegungen zur Neukonzeption der Dauerausstellung „19. Jahrhundert“ im Badischen Landesmuseum Karlsruhe. In: *Jahrbuch für Volkskunde N.F.* 24 (2001), S. 155–162.

67 Bruk, Gisela: Korjenje – Wurzeln. Über die sorbische volkskundliche Ausstellung in der Ausstellung des sächsischen Handwerks und Kunstgewerbes 1896 in

ringen,⁶⁸ für Westfalen,⁶⁹ für Niedersachsen⁷⁰ gut Bescheid wissen und vielleicht auch für Tirol noch Genaueres (über bislang schon Bekanntes hinaus) mitgeteilt bekommen⁷¹ sowie über spezifische Darbietungsformen der schon erwähnten Brautzüge, in deren Zusammenhang noch die Figur des Hochzeitsladers nicht unerwähnt bleiben darf⁷² und in deren Vorfeld die Theateridylle gestellter „Spinnstuben“,⁷³ nicht zu vergessen den Kaiser-Huldigungs-Festzug in Wien

Dresden. Bautzen 1996; Ausschuß für das sächsische Volkstrachtenfest zu Dresden 1896 (Landesbauinspektor Karl Schmidt, Maler Oskar Seyffert, Dr. Jean L. Sponsel): *Sächsische Volkstrachten und Bauernhäuser*. Dresden 1897; Just, Johannes: *Die Gründung des Vereins für Sächsische Volkskunde und des Museums für Sächsische Volkskunst vor 100 Jahren*. Dresden 1997, S. 4 „Festzugsprogramm 1896“ und S. 6: Spinnstube Großenhain 1907; Kania, Monika: *Volkskunde oder Volkskunst? Oskar Seyffert und sein Engagement für die Volkskunde in Sachsen*. In: *Volkskunde in Sachsen* 13/14 (2002), S. 145–168, hier S. 148 ff.

68 Ständecke, Monika: *Trachteninitiativen in Thüringen nach 1900. Das Trachtenfest in Milz und seine Nachwirkungen* (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte 63). Würzburg 1997; zu Coburg 1911 siehe Griebel 1991 (wie Anm. 77), S. 230; Spurensuche: *Die Trachten der Wachsenburgsammlung. Sonderausstellung des Museums für Thüringer Volkskunde Erfurt 2000*, Faltblatt von Andrea Geldmacher, Jena, die jene Aktivitäten des 1907 begründeten „Vereins zur Erhaltung der Volkstrachten im Herzogtum Gotha“ in einer Diss. untersucht, nachdem die Bestände 1945 untergegangen sind. Bislang siehe ihren allgemeinen Beitrag zur Wachsenburg im *Jahrbuch für Volkskunde N.F.* 26 (2003), S. 83–100.

69 Saueremann, Dietmar: „Volkstracht“ als bürgerlicher Wert [ausgehend vom Trachtenfest 1909 im Westfälischen Landesmuseum Münster]. In: *Rhein.-westf. Zeitschrift für Volkskunde* 39 (1994), S. 129–166; Wilde, Hanna: *Der Verein zur Förderung der Volkstracht im Kreis Lübbecke und seine Ovation für die kaiserlichen Majestäten im Jahre 1898*. In: ebd., S. 167–185.

70 Böning, Jutta: *Das Artländer Trachtenfest. Zur Trachtenbegeisterung auf dem Land vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart* (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 99). Münster 1999.

71 Menardi, Herlinde: *Geschichte und Entwicklung der Tracht in Tirol*. In: Beitzl, Klaus, Olaf Bockhorn (Hg.): *Kleidung, Mode, Tracht* (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde 7). Wien 1987, S. 245–262; Ramming, Jochen: *Weinberghüter und Heimatwächter. Der „Meraner Saltner“ zwischen Amt und Emblem*. In: *Jahrbuch für Volkskunde N.F.* 20 (1997), S. 116–141; Zander-Seidel: *Kleiderwechsel* (wie Anm. 17), Kap. „Faszination Tirol“, S. 147–152; N.N.: „Ein Kirtag in Tirol“. *Das Innsbrucker Trachtenvolksfest 1894 und seine Fotografien*. In: *Jahrbuch für Volkskunde N.F.* (in Vorbereitung).

72 Ramming, Jochen: *Die Rückkehr der Hochzeitslader. Über die Folklorisierung der altbayerischen Prokuratoren*. In: *Bayer. Jahrbuch für Volkskunde* 1998, S. 55–66.

73 Brückner, Wolfgang: *Tracht in der Oper*. In: ders.: *Gesammelte Schriften VIII*. Würzburg 2000, S. 264–267. Der dort nur erwähnte 2. Akt des „Fliegenden

1908 mit seiner dreiteiligen Gruppe 13, „Ländliches Fest“ und der fünfzehnteiligen Gruppe 21 mit umfangreichen nationalen Trachtengruppen aller Länder der österreichischen Hälfte der Monarchie. Mit gutem Grund ist dieses Spektakel im theaterwissenschaftlichen Institut der Wiener Universität wissenschaftlich aufgearbeitet worden.⁷⁴

Jene die Zukunft bestimmen sollenden, bewußt gestellten öffentlichen Auftritte offenbaren eine Wahrnehmungsweise durch besondere „Brillen“, jedenfalls eine völlig andere Sicht als die hiergegen dokumentarisch zu nennende in Salzburg um 1790. Deren Bilder landeten bezeichnenderweise im Schreibtischfach, was natürlich mit dem vorzeitigen Untergang des fürsterzbischöflichen Territoriums seit der französischen Eroberung im Jahre 1800 zu tun hat. Die neuen Mittelmächte von Napoleons Gnaden suchten spätestens nach ihrer Konsolidierung durch den Wiener Kongreß nationale Identitäten zu entwickeln und bedienten sich dazu unter anderem einer nach 1848 verstärkt einsetzenden Trachtenpolitik zur „Hebung des Nationalgefühls“, wie das in den offiziellen bayerischen Verlautbarungen Maximilians II. heißt.⁷⁵

Wir müssen deshalb nochmals zurück zu dem im Jahre 1789 schon aufgetauchten Begriff von „National-Trachten“ in Württemberg. Auch im heutigen Niedersachsen findet sich der Begriff spätestens um 1810 unter dem Titel „National-Trachten verschiedener Völkerschaften des nördlichen Deutschlands“,⁷⁶ und in Bayern sprechen die

Holländers“ von Richard Wagner wird 2004 Ausgangspunkt einer eigenen Untersuchung zu den „Spinnstuben“ der Trachtenfeste um 1900 und ihrer Vorgeschichte des 19. Jahrhunderts u.a. anhand der Rockenbriefmode sein.

74 Grossegger, Elisabeth: Der Kaiser-Huldigungs-Festzug Wien 1908 (= Österr. Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Kl. 585). Wien 1992; vgl. auch: Kaiserliche Geschenke. Ausstellung im Schloßmuseum Linz (= Katalog des Oberöstr. Landesmuseums N.F. 16). Linz 1988, S. 57–60, Nr. 38–41 mit historischen Kostümen des Makartfestzuges von 1879 zur Silberhochzeit des Kaiserpaars.

75 Griebel, Armin: Wittelsbacher Trachtenpolitik nach 1848. Eine Initiative des Königs und die Reaktion seiner Verwaltung. In: Jahrbuch für Volkskunde N.F. 11 (1988), S. 105–133; Köstlin, Konrad: Zur frühen Geschichte staatlicher Trachtenpflege in Bayern. In: FS Gerhard Lutz (= Lebensformen 3). Berlin 1988, S. 301–319; Hanisch, Manfred: „Für Fürst und Vaterland“. Legitimationsstiftung in Bayern zwischen Revolution 1848 und deutscher Einheit. München 1991.

76 Ottenjann, Helmut: National-Tracht damals, Regional-Tracht heute. Norddeutsche Realien der Trachtensammlung Kling in aktualisierter Quellensicht. In: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg 2003, S. 199–214.

Verwaltungsakten des Biedermeier von „Nationalcostümen“, wenn sie eigenständige Bekleidungsweisen der ländlichen Bevölkerung in den „Kreisen“ des Königreichs, also den Verwaltungsbezirken im Blick haben. Die amtlichen Enquêtes um die Jahrhundertmitte suchten förmlich danach, und die königliche Zentralverwaltung wurde von den nüchternen Beamten in den Verwaltungsprovinzen vor Ort meist beschieden, so etwas gäbe es bei ihnen nicht. Das gilt für Franken und die Oberpfalz in besonderem Maße, obgleich dies damals außer Nürnberg zurückgebliebene Entwicklungsgegenden waren, in denen man traditionelles Verhalten im Bekleidungswesen eher erwarten würde. Eingehende Studien anhand von Landesbeschreibungen kurz nach 1800, umfangreicher Akten zur Vorbereitung von folkloristisch arrangierten Kronprinzenhochzeiten gemeinsam mit tatsächlichen Trachtenpaaren und für den Anlaß kostümierten Paaren aus dem gesamten Königreich belegen das seit 1842 durch präzise Quellenaussagen, unterstützt von Angaben in den amtsärztlichen Physikatsberichten der fünfziger Jahre und den Exploratorenerhebungen für die mehrbändige landeskundliche Publikation „Bavaria“ aus jener Zeit.⁷⁷ Der das bayerische Herrscherpaar auf Reisen begleitende Hofstaat wußte stets, daß die Begrüßungsdelegationen der Landbevölkerung in aller Regel trachtlich frisch eingekleidet wurden.⁷⁸

„Nationaltracht“ meinte zu Ende des 18. Jahrhunderts und zu Beginn des 19. jedoch etwas anderes als die historistischen Festzugsvorstellungen romantisch gestimmter Herrscher wie die Ludwigs I. und seines Sohnes Maximilians II. Schon der Württemberger Herzog Karl Eugen schrieb den Bauern für die Hof-Fête seiner Schulzöglinge nicht bloß den Sonntagsstaat vor, sondern sie sollten auch zum Fest

77 Hartinger, Walter: Ostbairische „Tracht“ im 19. Jahrhundert. Kleidung zwischen Fortschritt und Traditionspflege. In: *Ostbairische Grenzmarken. Passauer Jahrbuch* 30 (1988), S. 123–158; ders.: Oberpfälzer Tracht 1842. Ein Neunburger Brautpaar in Nabburger Tracht auf der Hochzeit des bayerischen Kronprinzen Maximilian. In: *Oberpfälzer Heimat* 33 (1989), S. 7–19; Griebel: Tracht und Folklorismus in Franken (wie Anm. 65); Weid, Inge: Kleidung und Tracht einer Region im 19. Jahrhundert. Identitätsbildung und Folklorismus in der Oberpfalz. Phil.-Diss. Würzburg 2000. Zur speziellen Quellenproblematik siehe Reder, Klaus: Die bayerischen Physikatsberichte 1858–1861 als ethnographische Quelle am Beispiel Unterfranken (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte 57). Würzburg 1995.

78 Fränkisches Volksleben (wie Anm. 1), S. 156 f., Beleg für 1914.

am 19. September 1782 „Blumen“ mitbringen, womit erstaunlicherweise nicht die damals für solche Zwecke allein üblichen Kunstblumen gemeint waren,⁷⁹ sondern im Sinne des neuen Zeitgeistes echte, weil natürliche wie die bei Hofe in Stuttgart zur Geburtstagsfeier des Herzogs erwünschten „Naturdekorationen“.⁸⁰ Dadurch wird klar, welche Funktion die Gegenwart der Landleute erfüllte. Sie sollten selbst Naturdekorationen sein im Sinne zukünftiger anthropologischer Vorstellungen vom unverbildeten und deshalb bildbaren Volksmenschen. Heute bekommen die Sportler als Naturburschen auf dem Siegereppchen Blumensträuße in die Hand gedrückt.

Die nüchtern rationalistischen Theoretiker der Aufklärung hingegen, die vornehmlich ökonomisch dachten, verstanden zur gleichen Zeit unter „Nationaltracht“ nichts naturhaft Gewachsenes, sondern etwas neu zu schaffendes Vernünftiges, mithin Nützliches und Ordentliches im Sinne von Ordnung-Stiftendem. Über ihre literarischen Diskurse im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts haben wir zweihundert Jahre später im „Jahrbuch für Volkskunde“ wieder berichten lassen. Sie setzten 1773 in Schweden ein und brachten in Deutschland 1785 die antifranzösische Flugschrift hervor: „Vorschläge zu Einführung einer teutschen Nationalkleidung“.⁸¹ Diese „Nationalen Kleider Trachten“, sollten dem jeweiligen Klima angemessen sein und der merkantilistischen Geld- und Autarkiepolitik in der Verwendung einheimischer Stoffe entsprechen, wobei „national“ dennoch nur „allgemein“ bedeutete, wenn gleichzeitig für alle im Dorfe ein „Nationalsarg“ als Sparmaßnahme vorgeschlagen wurde.⁸² Das waren auch im Spessart die Hintergründe frühzeitiger „Trachtenverordnungen“ durch die kurfürst-erzbischöfliche Regierung in Mainz zwischen 1764 und 1783, die einst in der Heimatliteratur völlig falsch interpretiert worden sind.⁸³ Hier ging es um den Versuch, den Gebrauch

79 Brückner, Wolfgang: Der Blumenstrauß als Realie. Gebrauchs- und Bedeutungswandel eines Kunstprodukts aus dem christlichen Kult. In: ders.: *Gesammelte Schriften VII*. Würzburg 2002, S. 149–186.

80 Freundliche Mitteilung von Frau Lioba Keller-Drescher, Tübingen.

81 Albrecht, Peter: Die Nationaltrachtsdebatte im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts. In: *Jahrbuch für Volkskunde N.F.* 10 (1987), S. 43–66; ders.: Die schwedische Nationaltracht Gustav II. in der deutschsprachigen Publizistik. In: *Jahrbuch für Volkskunde N.F.* 15 (1992), S. 177–206, hier S. 183–186, 190, 202 f.

82 Siehe dazu bei Hansen: *Kleidungsforschung* (wie Anm. 12), S. 163, ein Beispiel aus den Lippeschen Intelligenzblättern von 1786.

83 Brückner, Wolfgang: „Selbst gesponnen, selbst gemacht, ist die beste Bauern-

selbsthergestellten Leinens behördlich zu dekretieren. Bei den Schreibtischdiskussionen der Publizisten aber handelte es sich um konkrete Vorschläge mit regelrechten Kostümentwürfen für vereinfachte Kleidung im Sinne des zeitgenössischen Geschmacks,⁸⁴ sozusagen Prêt-à-porter für jedermann, wie von der heutigen Konfektionsindustrie immer wieder neu verwirklicht oder in extremer Form der Uniformierung einer Großgesellschaft im Mao-Look des fundamentalistischen chinesischen Kommunismus der Vergangenheit vorgeschrieben gewesen für die Gesamtbevölkerung als Einheitskleidung.

Nicht nur ideenmäßig, sondern in der gesellschaftlichen Realität um und nach 1800 stellt die mit der Französischen Revolution soziale Wirklichkeit gewordene Aufklärung eine grundlegende Zäsur der Bekleidungs-geschichte der Neuzeit dar.⁸⁵ Die „Uniformierung“ der Gesellschaft im 19. Jahrhundert ist darum ein besonderes Faktum dieser Entwicklung,⁸⁶ wenn auch dabei zum Beispiel ältere Strukturen wie das Klerikergewand in die neuen Talare der Professoren als historistische Erinnerungen nachwirken.⁸⁷ Damals ging es um die Etablierung des modernen Verwaltungsstaates durch die Aufwertung seiner Staatsdiener und die Anerkennung seiner Soldaten als wehrpflichtige Bürger sowie die Akzeptanz jener Form von Militarisierung durch die mehr oder weniger mündig werdenden Untertanen.⁸⁸ Dieses bislang Armeemuseen und einstigen Hofdepotverwaltungen überlassene Beobachtungsfeld hat nun die Kulturgeschichte entdeckt und die grundlegende Bedeutung von Uniformierungstendenzen be-

tracht“. Herkunft und Ideologie eines vielzitierten Slogans. In: ders.: *Gesammelte Schriften VIII*. Würzburg 2000, S. 231–241, S. hier 234 ff.

84 Vgl. die Abb. von 1778 bei Albrecht: Gustav II. (wie Anm. 81), S. 177–206, hier S. 183–186, 190, 202 f.

85 Bringemeier, Martha: *Wandel der Mode im Zeitalter der Aufklärung* (1966). In: dies.: *Mode und Tracht* (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 15). Münster 1980, S. 111–173; dies.: *Ein Modejournalist erlebt die Französische Revolution*. Münster 1981.

86 Hierzu siehe die in Arbeit befindliche Dissertation von Jochen Ramming, der zuvor schon die Folklorisierung einstiger Amtsträger untersucht hat: *Saltner* (wie Anm. 71), *Hochzeitslader* (wie Anm. 72) und *Nachtwächter* (wie Anm. 130).

87 Bringemeier, Martha: *Priester- und Gelehrtenkleidung. Tunika/Sutane, Schaubel/Talar. Ein Beitrag zur geistesgeschichtlichen Kostümforschung*. Münster 1974.

88 Ramming, Jochen: *Staatsdiener in Uniform. Bayerische Verordnungen zum Verhältnis von Beamtenkleidung und Nationalstaat zwischen 1799 und 1848*. In: *Jahrbuch für Volkskunde N.F.* 24 (2001), S. 221–232.

stimmter Epochen erkannt, wie drei große Ausstellungen der letzten Jahre in Wien und Mannheim,⁸⁹ Krefeld⁹⁰ sowie Oldenburg⁹¹ belegen. Hierbei wird die enge Verquickung mit der Nationalstaatsidee des 19. Jahrhunderts evident, was in der verspäteten Nation Deutschlands zwischen 1814 und 1848 zum zeitweiligen Identifikationssymbol „altdeutscher Tracht“ führte,⁹² nämlich nochmals zu dem vergeblichen Versuch einer nun bekenntnishaften Nationaltracht, deren Gesinnungscharakter heute auf der entgegengesetzten Seite des politischen Intellektuellen-Spektrums, bei den inzwischen alt gewordenen Radikal-Linken, als Proleten-Look und Anti-Mode verschiedener Schattierungen nachlebt.

Soviel haben wir inzwischen gelernt, daß erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Trachtenbegriff auf die „altertümlichen“ (1852) „costumes“ (1808) der bäuerlichen Landbevölkerung eingengt worden ist. Zugleich hat in Mitteleuropa der Begriff des Nationalen, der hier in der ersten Jahrhunderthälfte im Gegensatz zum Internationalen der Mode das Regionale meinte, ebenfalls eine emphatische politische Aufladung erfahren und ließ sich auf diese Weise mit gesamtgesellschaftlichen Anliegen verbinden, ja der Begriff des Nationalen blieb jetzt allein nationalpolitischen Zielen und Hoffnungen vorbehalten, so daß später die Völkischen ganz generell vom Bodenständigen reden konnten, lange bevor daraus das Rassische als biologistisches Interpretament werden sollte.

89 Des Kaisers teure Kleider. Festroben und Ornate, Hofuniformen und Livreen vom frühen 18. Jahrhundert bis ins Zeitalter von Franz Joseph I. und Elisabeth. Ausstellung des Kunsthistorischen Museums Wien und des Reiss-Museums Mannheim, wiss. Leitung Georg J. Kugler. 2000/2001. Milano 2000.

90 Nach Rang und Stand. Deutsche Ziviluniformen im 19. Jahrhundert. Eine Ausstellung im Deutschen Textilmuseum Krefeld 2002.

91 Kleider machen Politik. Zur Repräsentation von Nationalstaat und Politik durch Kleidung in Europa vom 18. bis zum 20. Jahrhundert (= Kat. d. Landesmuseums Oldenburg 19). Oldenburg 2002.

92 Deneke, Bernward: Beiträge zur Geschichte nationaler Tendenzen in der Mode von 1770–1815. Eine Studie zur deutschen Volkstracht von 1814/15. In: Schriften des Historischen Museums Frankfurt am Main 11 (1966), S. 211–252; ders.: Kronprinz Ludwig und der altdeutsche Rock. In: Erichsen, Johannes, Uwe Puchner (Hg.): „Vorwärts, vorwärts sollst du schauen“. Geschichte, Politik und Kunst unter Ludwig I. Aufsätze. München 1986, S. 153–169; Wolf-Dieter Könenkamp: Nationalkostüm. In: Anziehungskräfte. Variété de la Mode 1786–1986. Stadtmuseum München 1987, S. 380–386; Müller, Siegfried: Kleider machen Nationen. Das Beispiel der altdeutschen Tracht. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 52 (2001) H. 3, S. 162–179.

Während der erwähnten staatlichen Trachtenpolitik als Identifikationshilfen traten seit der Mitte des 19. Jahrhunderts mit dem neuen Begriff ländlicher Trachten und deren Darstellungen in Genremalerei und Trachtengraphik die Landschaftsbezeichnungen bestimmter Kleinregionen hervor oder gar nur berühmt werdende Ortsnamen, die für größere Gebiete als Hinweisschilder generalisiert werden sollten. Wir nennen das heute Emblembildung⁹³ und besitzen inzwischen über die bislang genannten monographischen Werke hinaus anhand von Bildquellen und Gegenwartsbeobachtungen eine Reihe einschlägiger Spezialstudien dazu u.a. für Helgoland⁹⁴ und die Vierlande⁹⁵ samt Hamburger Händlertracht,⁹⁶ Mönchgut auf Rügen,⁹⁷ die Effeltricher Tracht in Oberfranken,⁹⁸ die Bortfelder Tracht bei Braunschweig,⁹⁹ die Vermarktung des Bollenhuts aus dem Schwarzwald¹⁰⁰ und die Emble-

93 Burckhardt-Seebass, Christine: Trachten als Embleme. Materialien zum Umgang mit Zeichen. In: Zeitschrift für Volkskunde 77 (1981), S. 209–226; Hörandner, Edith: Zur emblematischen Funktion von Kleidung. Bemerkungen zu Trendwenden und Schwerpunktsetzungen, Begriffen und Forschungsfeldern in der Kleidungsforschung. In: Beitz, Klaus, Olaf Bockhorn (Hg.): Kleidung, Mode, Tracht (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde NS 7). Wien 1987, S. 107–126.

94 Küster, Christian L.: Nachwirkungen von Rudolf Jordans Gemälde „Ein Heiratsantrag auf Helgoland“. In: Jahrbuch des Altonaer Museums in Hamburg 7 (1969), S. 73–100; Köstlin, Konrad: Gemaltes Trachtenleben. Volkslebenbilder in der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. In: Kieler Blätter zur Volkskunde 15 (1983), S. 41–68.

95 Könenkamp, Wolf-Dieter: Wirtschaft, Gesellschaft und Kleidungsstil in den Vierlanden während des 18. und 19. Jahrhunderts. Zur Situation einer Tracht (= Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins 7). Göttingen 1978; Walter, Karin: Die schöne Vierländerin. Eine Tracht wird zum Symbol. Ausstellungskatalog Altonaer Museum Hamburg 1996.

96 Bauche, Ulrich: Der Ausruf in Hamburg. Ländliche Händler auf dem Markt. Museum für Hamburgische Geschichte (= Aus der Schausammlung 3). Hamburg 1973.

97 Schulz-Berlekamp, Gesine: Mönchgut. Entdeckung einer Tracht. In: Karasek: Kleidung (wie Anm. 19), S. 49–59.

98 Könenkamp, Wolf-Dieter: Kultureller Wandel und „lokale Identität“ in einem oberfränkischen Dorf. In: Bayer. Jahrbuch für Volkskunde 1985, S. 24–39.

99 Becker, Dörte: „Bortfelder Tracht“. Kritische Anmerkungen zu ihrem Quellenwert. In: FS für Günter Wiegmann (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 60/II). Münster 1988, S. 757–769.

100 Brednich, Rolf Wilhelm: Über die Rolle der Tracht in der Werbung [Hauptbeispiel Bollenhut]. In: Ottenjann, Helmut: Mode, Tracht, Regionale Identität. Cloppenburg 1985, S. 166–174.

matisierung von Hüten und Hauben generell,¹⁰¹ desgleichen die Zeichenhaftigkeit von Farben,¹⁰² aber auch von Schürzen¹⁰³ sowie zweifelhafte heutige Unterstellungen, z.B. die umstrittenen, weil in der Forschung nachträglichen Ansichten über den angeblichen Fortbestand von Kniebundhosen als Gesinnungslook¹⁰⁴ oder den allein im

- 101 Schmidt, Leopold: Der Hochmut des zu hohen Hutes. Eine Teufelssage bei K. H. Waggerl. In: Jahrbuch für Volkskunde N.F. 3 (1980), S. 37–46; Schindler, Margot: Unter der Bedeckung eines Hutes. Hauben und Hüte in der Volkstracht (mit Kat. der Ausstellung). Wien 1984; Von Kopf bis Hut. Kopfbedeckungen aus der Textilsammlung des Münchner Stadtmuseums vom 18. Jahrhundert bis 1984 (Begleitband und Kat.). München 1984 [bes. einschlägig]; Gebhard, Torsten: Innovation im Widerstreit. Beobachtungen aus dem Bereich der materiellen Kultur. In: FS für Oskar Moser. Graz 1994, S. 149–158, hier S. 153 ff. [Erfindung des „Priener Huts“ gegen Pelz- und Schnelkkappen]. Vgl. auch Lipp, Franz C.: Goldhaube und Kopftuch. Zur Geschichte und Volkskunde der österreichischen, vornehmlich Linzer Goldhauben und oberösterreichischen Kopftücher. Linz 1980, und Zander-Seidel 2002 (wie Anm. 17), Kap. „Kopfbedeckungen“, S. 217–230.
- 102 Schmidt, Leopold: Rot und Blau. Zur Symbolik eines Farbpaars. In: Antaios 4 (1962), S. 168–177; Kleinschmidt, Wolfgang: Zur Innovation des weißen Brautkleides in kleinen sozialen Systemen. In: Rhein.-westf. Zeitschrift für Volkskunde 23 (1977), S. 87–100; Bringemeier, Martha: Die Brautkleidung im 19. Jahrhundert (1978). In: dies.: Mode und Tracht. Beiträge zur geistesgeschichtlichen und volkskundlichen Kleidungsforschung (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 15). Münster 1980, S. 253–300; Brückner, Wolfgang: Farbe als Zeichen. Kulturtraditionen im Alltag (1982). In: ders.: Gesammelte Schriften VII. Würzburg 2000, S. 16–30; Nixdorf, Heide, Heidi Müller: Weiße Westen – Rote Roben. Von den Farbordnungen des Mittelalters zum individuellen Farbschmack (= Kat. d. Museums f. Volkskunde). Berlin 1983; Medick, Hans: Eine Kultur des Ansehens. Kleidung und Kleiderfarben in Laichingen 1750–1820. In: Historische Anthropologie 2 (1994) H. 2, S. 193–212; Brückner, Wolfgang: Himmelblaue Immaculata, Kap. von Marianischer Kult und Ikonographie im 19. Jahrhundert. In: Bayer. Jahrbuch für Volkskunde 2003 (FS Lenz Kriss-Rettenbeck), S. 35–63, hier S. 36–40, auch Gesammelte Schriften XII, 1, S. 380–389.
- 103 Kundegraber, Maria: Weiße und blaue Schürzen. In: Beitzl, Klaus, Olaf Bockhorn (Hg.): Kleidung, Mode, Tracht (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde NS 7). Wien 1987, S. 187–196.
- 104 Weber-Kellermann, Ingeborg: Die Französische Revolution als Wendepunkt in der europäischen Kostümgeschichte. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung N.F. 25 (1989), S. 85–97, hier S. 96 als unbelegte Behauptung. Dagegen siehe Brückner, Wolfgang: Kleidung und Französische Revolution. In: Gesammelte Schriften VIII. Würzburg 2000, S. 143–154, hier 145. Vgl. die frühe Rezeption der Pantalons auf dem Lande, vor allem durch den Militärdienst, Knüttel, Barbara: Manns- und Weibskleider. Nachlaßinventare als Quelle zur

heutigen Diskurs ideologisierten Gebrauch von Unterhosen¹⁰⁵ und natürlich auch der Jeans,¹⁰⁶ des weiteren die Berliner Ausstellung „Europäische Nachbarn in Symbolen und Klischees“,¹⁰⁷ jüngst eine Ausstellung in Schloß Kittsee im Burgenland: „Cifraszür/Hirtenmantel. Vom alltäglichen Kleidungsstück zum nationalen Symbol“¹⁰⁸ und Teile der oben in anderem Zusammenhang schon zitierten Oldenburger Ausstellung „Kleider machen Politik“.¹⁰⁹

Durch entsprechend verallgemeinerte Zuschreibungen entstand die geographische Vorstellung von einst umfangreichen Trachtenlandschaften. Sie galt es darum zu rekonstruieren, weil angeblich nur noch Reste wie Inseln aus dem Meer des nach solcher Meinung offensichtlich Untergegangenen herausragten. „Trachteninsel“ ist ein geläufiger Terminus bis hoch ins 20. Jahrhundert gewesen, wenngleich die akademische Volkskunde längst mehrfachen Paradigmenwechsel vollzogen hatte, indem sie von ethnischen Zuweisungen über das kostümgeschichtliche Schnittprinzip zu einer entwicklungsgeschichtlichen Theorie voranschritt, um schließlich in funktionalistische Betrachtungsweisen des Lebenszusammenhangs von Trachttra-

Bekleidungsforschung, dargestellt an Beispielen aus Unterfranken (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte 15). Würzburg 1983, und spätestens die bayerischen Hochzeiter 1842 nach Griebel: Tracht und Folklorismus in Franken (wie Anm. 65) sowie das verbreitete Phänomen männlicher ‚Nichttracht‘ trotz Frauentracht im 19. Jahrhundert, abzulesen an den Hochzeitsfotos.

105 Gieske, Sabine: Männer, Körper, Feminismus. Die Unterhose im Diskurs. In: Brednich, Rolf Wilhelm, Heinz Schmitt (Hg.): Symbole. Zur Bedeutung der Zeichen in der Kultur. (Deutscher Volkskundekongreß 1995). Münster 1997, S. 338–344. Dagegen siehe Brückner, Wolfgang: Die Symbolik der Unterhose (1994–97). In: ders.: Gesammelte Schriften VIII. Würzburg 2000, S. 357–387, hier 375–387. Generell siehe Junker, Almut, Eva Stille: Die zweite Haut. Zur Geschichte der Unterwäsche 1700–1960 (= Kleine Schriften des Historischen Museums 39). Frankfurt am Main 1988.

106 Jeans. Beiträge zu Mode und Jugendkultur (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts 63). Tübingen 1985.

107 Nußbeck, Ulrich (Red.): Schottenrock und Lederhose. Europäische Nachbarn in Symbolen und Klischees (= Kleine Schriften der Freunde des Museums für Volkskunde 14). Berlin 1994.

108 Volkskunde in Österreich 38 (2003) Folge 3, S. 10, Ausstellungsankündigung. Mónika Lackner und Péter Granasztói: Cifraszür/Hirtenmäntel. Vom alltäglichen Kleidungsstück zum nationalen Symbol. Katalog zur gleichnamigen Jahresausstellung 2003 des Ethnographischen Museums Budapest im Ethnographischen Museum Schloss Kittsee. Kittsee 2003.

109 Kleider machen Politik, 2002 (wie Anm. 91).

gen und Trachtträgern zu münden.¹¹⁰ Wir suchen seitdem nicht nur wieder einmal den Unterschied zwischen Mode und Tracht zu ergründen, sondern deren inneren Zusammenhang.

„Mode und Tracht stehen nicht gegeneinander, sondern entstehen miteinander und zwar sehr spät.“¹¹¹ Wir gehen dabei diskursanalytisch vor anhand der Texte über die beobachteten Phänomene und arbeiten das historische Entstehen jener unterschiedlichen Vorstellungen von Tracht auf, nämlich das komplizierte Wechselspiel von „Fund und Erfindung“.

Dieses in der deutschen Volkskunde vor vierzig Jahren geprägte konstruktivistische Begriffspaar ist mehr als bloß ein Theorem für die prägende Kraft des Beobachtens unter zeitgebundenem Blickwinkel. Es beschreibt für die Subjekt-Objekt-Beziehung als Erkenntnisprozeß den historischen Wandel einer Sache durch den Theoriediskurs ihrer Entdecker und Populisatoren. Dies verhindert die Enthistorisierung der Realität durch die zu Beginn zitierten Kurzschlüsse des verfälschenden Vereinfachens. „Tracht“ ist mithin nicht eine Summe von Erfindungen etwa aller uns unterkommenden Zeugnisse dieses heutigen Namens, sondern als Gattung mit dazugehörigem Bewußtsein von Beobachtern und Trägern ein Konstrukt der Moderne. Zweihundert Jahre Rede über Tracht, die sich entwickelnde Suche nach Trachten, die schließlichen Dokumentationen von Trachten und die anschwellende folkloristische Praxis mit Trachten haben zu Ende des 19. Jahrhunderts die Volkstrachtenbewegung entstehen lassen und im 20. Jahrhundert gar einen alpinen Modetrend. Auf diese Weise ist à la longue eine allgemeine Kulturerscheinung „erfunden“ worden. Insofern nennen wir heute Kultur als Gesamtphänomen einen Text,¹¹² der gelesen und interpretiert werden will in seiner Genese von der Entdeckung (oder dem In-den-Blick-nehmen) besonderer Formen von Unterschichtenbekleidung bis zur heutigen Museumsrealität der Dinge und unseres Wissens und Meinens dazu.

Doch ebenso im Einzelfall bestimmter Trachten gibt es natürlich zuerst einen Fund durch Außenstehende, eine Aufmerksamkeit woher

110 Brückner, Wolfgang: Kleidungsforschung aus der Sicht der Volkskunde (1985). In: ders.: Gesammelte Schriften VIII. Würzburg 2000, S. 165–177.

111 Ders.: Mode und Tracht. Ein Versuch (1986). In: ebd., S. 178–202, hier S. 202; ders.: Luxus, Mode und Moderne als Kontext von Volkstracht (1994). In: ebd., S. 212–230.

112 Neumann, Gerhard, Sigrid Weigel (Hg.): Lesbarkeit von Kultur. Literaturwissenschaften zwischen Kulturtechnik und Ethnographie. München 2000.

und wodurch auch immer. Erst dann folgt die sehr unterschiedlich verlaufen könnende Geschichte der Besonderung, der Emblematisierung, der Folklorisierung, kurz des Herauswachsens aus den unbefragten Selbstverständlichkeiten eines von Fremden unbeobachteten Sitzes im Leben. Auf diese Weise können aber auch ganze Landstriche erst zu kulturellen Einheiten zusammenfinden, wie zum Beispiel im schwäbischen Ries geschehen. Ruth Kilian hat ihre Dissertation dazu nicht nach dem entsprechenden österreichischen Historikervorbild von 1988 „Die Erfindung des Vorarlbergers“¹¹³ und seiner Trachten¹¹⁴ „Die Erfindung des Riesers“ genannt, wo aus jahrhundertelanger territorialer und konfessioneller Zersplitterung ein gemeinsames Regionalbewußtsein erwachsen ist, sondern sie hat ihre Studien nach den dekonstruierten Quellen überschrieben: „Blicke auf das Ries. Land und Leute in der verwalteten Region“,¹¹⁵ nämlich Wahrnehmungen von verschiedenen Seiten, die schließlich in einer folkloristischen Engführung lokale Identität produziert haben: frühe Blicke zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Der Blick der Behörden in der Mitte des Jahrhunderts. Der ärztliche Blick in den Enquêtes von 1860. Bald darauf der Blick eines Literaten. Verengte Blicke in Trachtengraphiken zwischen 1850 und 1870. Der Blick eines Trachtenspezialisten 1919 und die Veranstaltung von „Rieser Heimatwochen“. Sich verfestigende Blicke im Verlaufe des 20. Jahrhunderts, aus denen 1975 die erfolgreichen „Rieser Kulturtage“ entstanden sind. Das ist die Entwicklungsgeschichte eines Identitätskonstrukts par excellence.

Solches quellenkritische Aufschlüsseln eines Kulturtextes geschieht heute auch im Museum, wenn die eigenen Sammlungen aufgearbeitet werden nach Provenienz- und Präsentationsgeschichte. Vor hundert Jahren hat wissenschaftlich engagierte Rückschau in die Vergangenheit mit Rekonstruktionsversuchen aus überlieferten Details gearbeitet, um Kombinations-Präparate der Anschaulichkeit zu erschaffen, ja geradezu historistische Gesamtkunstwerke im einzelnen wie als Ausstellungsensemble hervorgebracht. Berühmtestes Beispiel hierfür stellt die umfangreiche Sammlung sogenannter „Bau-

113 Barnay, Markus: Die Erfindung des Vorarlbergers. Ethnizität und Landesbewußtsein im 19. und 20. Jahrhundert (= Studien zur Geschichte und Gesellschaft Vorarlbergs 3). Bregenz 1988.

114 Tschöfen: „Trotz aller Ungunst ...“ (wie Anm. 13).

115 Kilian, Ruth: Blicke auf das Ries. Land und Leute in der verwalteten Region. Nördlingen 2000. Dazu siehe Brückner, Wolfgang: Blicke auf das Ries. In: ders.: Gesammelte Schriften XII, 1. Würzburg 2002, S. 105–108.

erncostüme“ des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg aus den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts dar, die damals den Ehrentitel erhielt: „Eine große und sehr planvoll angelegte Sammlung von Volkstrachten aller deutschen Stämme“,¹¹⁶ von deren rund 370 Figuren und Büsten nur ein Drittel den letzten Krieg überstanden hat. Der beauftragte Sammler Oskar Kling war von Hause aus promovierter Zoologe und Haeckel-Schüler wie der Museumsdirektor Otto Lehmann, der in Altona sein Haus um die gleiche Zeit „nach völkischer Artung der einzelnen Landschaften“ einrichtete.¹¹⁷ Kling akquirierte nach seinen naturwissenschaftlichen Kategorisierungsprinzipien und stellte typologische Denkmäler für Stämme und Regionen zusammen, die Vorbilder für andere Museen und Sammlungen werden sollten. Erst jüngst ist dieser Entstehungsprozeß durch eine minutiöse quellenkritische Katalogisierung aufgrund geradezu kriminalistischer Dekonstruktionsarbeit von Claudia Selheim in aller Breite und notwendigen Genauigkeit offenbar geworden.¹¹⁸ Dabei hat sie auch beobachtet, in welchem Ausmaß um 1900 Volkstrachten in Städten als Kostümfundus für Kauf und Verleih kommerziell gesam-

116 Selheim, Claudia: Oskar Kling und die Trachtensammlung des Germanischen Nationalmuseums. In: Jahrbuch für Volkskunde N.F. 20 (1997), S. 106–115; dies.: Sammlung und Sammlungsstrategie des Dr. Oskar Kling. In: Mäzene, Schenker, Stifter. Das GNM und seine Sammlungen (= Kulturgeschichtliche Spaziergänge 5). Nürnberg 2002, S. 95–103; dies.: Sammler und Strategien. Das Beispiel Oskar Kling und die Trachtensammlung des Germanischen Nationalmuseums. In: Meiners, Uwe (Hg.): Materielle Kultur. Sammlungs- und Ausstellungsstrategien im historischen Museum (= Katalog und Schriften des Museumsdorfes 10). Cloppenburg 2002, S. 145–155, hier S. 146 zu Klings Promotion in Jena 1873.

117 Claassen, Uwe: Denkmäler des Volkstums. Zu einem biologistischen Objektverständnis in einer kulturgeschichtlichen Museumsabteilung [hier der Hauslandschaften]. In: Brednich, Rolf Wilhelm, Heinz Schmitt (Hg.): Symbole. Zur Bedeutung der Zeichen in der Kultur. 30. Deutscher Volkskundekongreß in Karlsruhe 1995. Münster u.a. 1997, S. 399–407; ders. Ethnizität im Spiegel von Geographie und Darwinismus. Die kulturgeschichtliche und volkskundliche Abteilung des Altonaer Museums im Kontext. In: Hinrichsen, Torkild (Hg.): In Ottos Kopf. Das Altonaer Museum 1901–2001 und das Ausstellungskonzept seines ersten Direktors Otto Lehmann. Altonaer Museum Hamburg. Ebenhausen 2001, S. 95–102. Generell dazu siehe Köstlin, Konrad: Ethnizität. Deuter und Deutungen. Ein Resümee. In: Jöhler, Reinhard u.a. (Hg.): Ethnische Symbole und ästhetische Praxis in Europa (= Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien, 17). Wien 1999, S. 135–142.

118 Selheim, Claudia: im Druck 2003. Bislang siehe den Begleitband von Zander-Seidel: Kleiderwechsel (wie Anm. 17).

melt und neu hergestellt wurden. Dies brauchten die damals über ein halbes Jahrhundert lang schon beliebten historischen Umzüge und die theatermäßigen Faschingsverkleidungen der Vereinsfeste.¹¹⁹ Der aus jener Zeit stammende große Münchner Oktober-Festzug zur Eröffnung der ‚Wiesn‘ ist bis auf den heutigen Tag eine internationale historistische Kostümschau, in der die den Namen der Veranstaltung abgebenden Volkstrachten nur einen, wenn auch großen Teil ausmachen.

Das bürgerliche Vereinswesen hat in der gleichen Zeit eine besondere Form der Trachtenpflege hervorgebracht, nämlich die Geselligkeitsform der schuhplattelnden Gebirgstrachten-Erhaltungs-Vereine, ausgehend vom Oberland in Bayern. Vor dem Zweiten Weltkrieg wollte akademische Trachtenforschung damit nichts zu tun haben, so daß ein zentraler Lebensbereich der schließlich ausgesprochenen Fremdarbeiterkultur in Industriestädten übersehen werden konnte. Seit den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts haben Volkskundler diesem Phänomen in Wien, Graz, Nürnberg, Schweinfurt, Frankfurt, Ludwigshafen nachgespürt.¹²⁰ Das gleiche gilt für die Geschichte des

119 Gantner, Theo: Der Festumzug. Ein volkskundlicher Beitrag zum Festwesen des 19. Jahrhunderts in der Schweiz (Sonderausstellung des Schweizerischen Museums für Volkskunde). Basel 1970, S. 33, Abb. 22: „Franz Jaeger St. Gallen, Lieferant aller grösseren eidgenössischen Festspiele und Umzüge“, ca. 1910, Prospekt, S. 13–34, Abb. 23: Reklameseite mit „Schweizer-Trachten“ samt Katalogangebot „Schweizerische Costumes- und Fahnen-Fabrik J. Louis Kaiser Basel“ ca. 1910. Für Nürnberg hat Claudia Selheim entsprechende Firmen entdeckt (wie Anm. 118), die sich dort an der Sammlung Kling orientiert haben dürften.

120 Beitzl, Klaus: Großstädtische Trachtenvereine des 19. und 20. Jahrhunderts. Möglichkeiten musealer Dokumentation. In: Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert. Deutscher Volkskundekongreß Trier 1971, hg. v. G. Wiegmann. Göttingen 1973, S. 174–183; Schmidt, Leopold: Trachtenforschung und Gegenwartsvolkskunde (= Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde 3). Wien 1975; Grieshofer, Franz: Trachtenvereine. In: Österr. Volkskundeatlas 5. Lfg., 1974, Bl. 83–86, Kommentar S. 66–78; ders.: Literatur, in: Lipp, Franz C. u.a. (Hg.): Trachten in Österreich. Geschichte und Gegenwart. Wien 1984, S. 262; Bayrisch Land – bayrisch Gwand. Geschichtlicher Beitrag zur Trachten- und Heimatpflege in Bayern anlässlich des 50. Gründungstages der Vereinigten Bayerischen Trachtenverbände. Traunstein 1973; Griebel, Armin: Trachtenvereine in Franken. Mag.-Arbeit Würzburg 1980. Das Bildmaterial dazu in: Worschech, Reinhard: Trachten in Bayern. Unterfranken. Würzburg 1982; Einhundertjahre Trachtenverein Bayrischzell. Festschrift 1983; Maier, Gerhard: 127 Jahre organisierte Trachtenbewegung. 100 Jahre Volkstracht-Erhaltungsverein Miesbach. Miesbach 1986; Zapf, Hans: „Wißt's wos, gründ ma an Verein!“ Zum 150. Geburtstag

grau-grünen „Steirergewands“ und seiner Ableger als offizieller „Landestrachten“ in Österreich¹²¹ (als „Raiffeisensmoking“ außerhalb Bayerns ironisiert¹²²) oder der Lederhose¹²³ und vor allem die der Salontiroler¹²⁴ und des Dirndls im Gefolge alpiner Sommerfrische und der Vorbildkultur von Schauspielern, besonders in Salzburg¹²⁵ sowie der mehr oder weniger erfolgreichen Bemühungen der Trachtenerneuerungsbewegung,¹²⁶ speziell der Linzer Erfahrungen und ih-

von Lehrer Josef Vogl. Bayerischer Trachtenverband e.V. Traunstein 1999; Wölzlmüller, Martin: Trachtenpflege, Trachtenforschung. Trachtenvereine. Gedanken zur Folklore, Identität und zeitgemäßer Heimatpflege. In: *Schönere Heimat* 88 (1999) H. 1, S. 3–7.

- 121 Lipp, Franz C.: Eine europäische Stammestracht im Industriezeitalter. Über die Vorder- und Hintergründe der bayerisch-österreichischen Trachten. Vortrag in der Siemensstiftung München 1977 (u.a. Ausbreitung der grau-grünen Männertracht); Neumann, Wilhelm: Der verbotene Steireranzug. In: FS für Fritz Posch (= Veröffentlichungen des Steiermärkischen Landesarchivs 12). Graz 1981, S. 255–269; Kugler, Georg: Tracht und Hofkleid. In: *Österreich Ungarn in Lied und Bild. Ein Hochzeitsgeschenk an Kaiserin Elisabeth 1854*. Wien 1997, S. 22–26.

- 122 In Bayern selbst gibt es nicht die landwirtschaftlichen Genossenschaften dieses Namens, wenn sie auch heute durch die „Volks- und Raiffeisenbanken“ präsent sind. In Oberbayern hat sich jüngst ein eigener Markt für „Trachtenmode“ der Trachtler etabliert (vgl. Anm. 126), dazu gab es im September 2002 eine große „Trachtenmodenschau“ im Zirkus-Krone-Bau in München.

- 123 Für die Gebirgstracht siehe Schädler, Karl: *Die Lederhose in Bayern und Tirol* (= *Schlern-Schrift* 219). Innsbruck 1962; Weber-Kellermann, Ingeborg: Beobachtungen zu Tradition, Mode und Innovation eines Trachtenstückes [Lederhose]. In: *Ethnologia Europaea* 4 (1970), S. 180–186; Grieshofer, Franz: *Die Lederhose. Eine kleine Kulturgeschichte*. Wien 1978. Für die ledernen Bundhosen in Franken und ihr frühes Aussterben entgegen heutiger Ansicht siehe Knüttel: *Manns- und Weibskleider* (wie Anm. 104); *Schottenrock und Lederhose* (wie Anm. 107); *Kleider machen Politik* (wie Anm. 91).

- 124 Johler, Reinhard: Nur mehr „Salontiroler“? Ein Diskussionsansatz zur Tracht in der Gegenwart. In: *Salzburger Volkskultur* 17 (1993), S. 57–63.

- 125 Fischer, Christel: *Trachtenmode und modische Tracht. Zur Ausbildung folkloristischer Tendenzen in der Bekleidungsindustrie*. Mag.-Arbeit Frankfurt am Main 1968, Teildruck in: *Jahrbuch für Volkskunde N.F.* 17 (1994), S. 55–96; Tostmann, Gesine: *Tracht und Mode in Österreich. Traditionseinflüsse in der Kleidung der Gegenwart*. Phil.-Diss. Wien 1967; dies.: *Das Dirndl. Tradition und junge Mode*. Wien 1985; Scope, Alma: *Das Henndorfer Dirndl. Zur Entstehung eines Mythos*. In: *Trachten nicht für jedermann? Heimatideologie und Festspieltourismus dargestellt am Kleidungsverhalten in Salzburg zwischen 1920 und 1938* (= *Salzburger Beiträge zur Volkskunde* 6). Salzburg 1993, S. 83–132.

- 126 Vgl. in der vorangehenden Anmerkung den einschlägigen Salzburger Band von 1993; Huemer, Helmuth: *Literatur zu Tracht und Heimatwerk in Österreich*. In:

rer Abzeichenhaftigkeit¹²⁷ sowie der Heimatwerke in Mitteleuropa¹²⁸ und der Trachtenmoden-Industrie,¹²⁹ nicht zu vergessen die alljüngsten Verkleidungsspiele des Fremdenverkehrs durch historisch kostümierte Stadtführer und die Neuerfindung der Nachtwächter.¹³⁰

Was hat nun meine tour d'horizon erbracht?

1. Eine praktische Erkenntnis, daß es heute akademische volkswissenschaftliche Trachtenforschung in verstärktem Maße gibt, obgleich doch der Kanon unserer Gegenstände lange Jahre nicht bloß umstritten war, sondern geradezu ausgeblendet werden sollte, wie an manchen Museen und Universitäten eine zeitlang tatsächlich geschehen.
2. Eine methodische Erkenntnis, daß wir heute mit einer Vielfalt an Quellen arbeiten und einen genauen Blick auf die gesamte Spanne der letzten 300 Jahre werfen, in denen sogenannte Volkstracht als bewußtes temporäres und lokales Bekleidungsverhalten entstanden ist.
3. Eine theoretische Erkenntnis, daß aufgrund der Methodenvielfalt unserer Zugänge der analytische Zugriff ein besonders kritischer geworden ist, ausgehend von der einst bloß nach Ideologien als falschem Bewußtsein suchenden sogenannten Hinterfragung der Probleme zu einer systematischen Wahrnehmung der sich wandelnden Diskurse über die Dinge selbst bis hin zur minutiösen Dekonstruktion jener Kulturphänomene, die wir als Funde und Erfindungen begreifen gelernt haben. Darum stellen ethnologische

Lipp et al.: Tracht in Österreich (wie Anm. 13), S. 261 f. In Bayern gibt es Trachtenberatungsstellen bei den Bezirksheimatpflegern, zusammengefaßt im Bayerischen Landesverein für Heimatpflege. Dieser beteiligt sich z.B. am „Gredinger Trachtenmarkt“, der im September 2003 zum 10. Mal stattfindet, und hat den schweren Band schneidertechnischer Anleitungen mit reichem Bildmaterial unterstützt von Alexander Wandinger (u.a.): Tracht ist Mode. Trachteninformationszentrum Bezirk Oberbayern Benediktbeuren 2002.

127 Lipp: Goldhaube und Kopftuch (wie Anm. 101).

128 Ständecke, Monika: Das deutsche Heimatwerk. Idee, Ideologie, Kommerzialisierung. Phil.-Diss. Würzburg 2003 (im Druck bei der Münchner Akademiereihe „Bayerische Schriften zur Volkskunde“).

129 Siehe Anm. 125. Zum Austrian Look ein Essay von Längle, Elisabeth: Menschen und Moden. In: Lipp: Tracht in Österreich (wie Anm. 13), S. 241–250.

130 Ramming, Jochen: Nachtwächters Werdegang. Diagnostische Analyse einer multiplen kulturhistorischen Persönlichkeit. In: Bayer. Jahrbuch für Volkskunde 1999, S. 85–98.

Wissenschaften nicht mehr wertende Echtheitsfragen, sondern suchen Formen historischer Lebenswirklichkeiten in den Blick zu bekommen.

Hier muß nun als Ausblick für zukünftige Forschungen noch ein Postscriptum zum speziellen Thema bleibender Strategien angefügt werden, sonst könnte der falsche Eindruck entstehen, als sei mit bisheriger moderner Forschung zugleich das Ende eines gesamten Sachgebietes erreicht worden, naturwissenschaftlich gesprochen, die Genkette entschlüsselt, oder kriminalistisch formuliert, der Fall gelöst. Seit dem Beginn der wissenschaftlichen Volkskunde als akademischer Disziplin hat das Phänomen Tracht (im engeren Sinne) vor rund hundert Jahren zunächst voran die Museologen als Realie beschäftigt und später die Empirie des Trachttragens die Theoriediskussionen interessiert. Heutiges Fragen nach Bekleidungsstilen sozialer Gruppen im allgemeinen kann jedoch „Tracht“ nicht wiederum abschließend verabsolutieren, nun zu einem offensichtlich durchschaubar gewordenen ideologischen Konstrukt, sondern wir müssen weiterhin das Vorbild Walter Hävernicks im Auge behalten, „temporäre Gruppenkleidungen“, zumal die der sozial differenzierten Landbevölkerung und der zu allen Zeiten nicht minder stark gegliederten städtischen Schichten, phänomenologisch genauer zu beschreiben und dadurch historisch erklär- und verstehbarer zu machen.¹³¹ Wir sollten daher festhalten:

1. Die Dichotomie von Mode und Tracht ist kein bloßes Phantasieprodukt unserer Schreibtischgelehrsamkeit, und die Dekonstruktion des Bewußtseins davon als Fund und Erfindung kann nicht das alleinige und letzte Erkenntnisziel über Bekleidungsverhalten in der Vergangenheit sein, sondern stellt nur die notwendige Voraussetzung für vertiefte Studien zur Erfassung und Deutung realhistorischer Zustände dar.
2. Das aber heißt, die „vestimentären“ Erscheinungsformen für eine „Ordnung der Kleider“ (nach Roland Barthes Semiotik) durch „historische Feldforschung“, wie das Lioba Keller-Drescher soeben gefordert hat,¹³² sehr konkret unter Zuhilfenahme aller nur denkbaren Quellenmöglichkeiten zu erfassen und zwar über das jeweilige Auftauchen typischer Trachtenphänomene geschichtlich

131 Hävernicks, Walter: Die temporären Gruppentrachten der Schweiz. In: Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde 12 (1968), S. 7–33.

132 Vgl. Anm. 57 und 60.

zurückgehend, um deren Einsetzen, Wandlungen und sich verändernde Funktionen angemessen beurteilen zu können, was nur heißen kann, dies in übergreifenden Lebenszusammenhängen zu rekonstruieren.

3. Hierzu gehört, voran ländliches Bekleidungsverhalten nicht isoliert vom übrigen Dingegebrauch zu betrachten, weil nur dann die soziale Zeichenfunktion eigenkultureller Entwicklungen sichtbar zu machen ist. Für städtisches Bekleidungsverhalten im Spätmittelalter und kleinbürgerliche Ansehenskultur in der Frühen Neuzeit interessieren sich am Beispiel von Kleiderordnungen und archivalisch nachvollziehbaren tatsächlichen Anschaffungen inzwischen Historiker des „ethnological turns“.¹³³ Wir wissen nun, daß die Ordnungen nicht in erster Linie herrschaftliche Adelsprivilegien einforderten, sondern für uns stellen sie vielmehr Indikatoren sozialer Differenzierungen innerhalb der größer gewordenen Stadtbevölkerung dar. Es handelt sich um ständische Formierungsansprüche vornehmlich der Handwerkerschaft, das heißt um Abgrenzungsstrategien nach noch weiter unten, so daß man dies einen Verrechtlichungsversuch von Tracht-Bildungs-Tendenzen einzelner Gruppen nennen könnte. Für spätere Zeiten auf dem Lande läßt sich hier Konrad Köstlins Begriff der „Feudalisierung“ für bäuerliche Subkulturentwicklungen seit dem 18. Jahrhundert als gleichsam nachhinkendem Strukturprinzip einführen.¹³⁴ Auf dem Lande also käme es darauf an, das Distinktionsverhalten von besitzbäuerlichen Schichten nach dem Vorbild der Cloppenburg Totalinventarisierungen kleinräumiger Kulturlandschaften (z.B. von Möbeln) auch in anderen Regionen genauer unter die Lupe mikrohistorischer Feinbeobachtungen zu nehmen.¹³⁵ Dann würde

133 Bericht über die Sektion auf dem 38. Historikertag in Bochum 1990: „Kleidung und kollektive Identität in der Ständegesellschaft“. In: Brückner, Wolfgang: *Gesammelte Schriften VIII*. Würzburg 2000, S. 135–138; Medick: *Kultur des Ansehens* (wie Anm. 102) mit ausdrücklichem Bezug auf die Annales-Schule, die keine Scheu vor „Rock und Kamisol“ oder gar der Geschichte des Knopfes habe.

134 Köstlin, Konrad: *Feudale Identität und dogmatisierte Volkskultur*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 73 (1977), S. 216–233.

135 Ottenjann, Helmut: *Das historische Möbel als Indikator kultureller Prozesse. Zur Möbelforschung in Niedersachsen*. In: *Volkskunde in Niedersachsen. Regionale Forschung aus kulturhistorischer Perspektive* (= *Kataloge und Schriften des Museumsdorfs* 11). Cloppenburg 2002, S. 83–99; ders.: *Entfaltung und Ende einer regionalgeprägten Identitätskultur des „Bauern-Volkes“ in der Weser-Ems-Region*. In: *FS für Ernst Hinrichs* (im Druck).

sich zeigen lassen, wann und wo etwa das Phänomen von „Tracht als Spätform“, wie wir es im Ochsenfurter Gau in Franken für die Frauen der bäuerlichen Oberschicht beobachtet haben,¹³⁶ andernorts aus eventuell ähnlichen Bedingungen entstanden ist oder älteres Bekleidungsverhalten bewußt durch aktuelle städtische Mode ersetzt werden konnte, so daß dort dann rückständige biedermeierliche Armeleutsbekleidung auf dem Lande später aus städtischer Sicht für regionaltypische Bauerntracht angesehen worden ist.

4. Darum vermag nur der Vergleich mit anderen familiären Statusabzeichen wie Hausbau, Mobiliar und Fuhrpark zu genaueren Hintergrundaussagen und plausiblen Erklärungsmodellen zu führen, nämlich wie und warum sich kleinräumige Identitätskulturen in welchen sozialen Schichten wann zu entwickeln vermögen und damit in bestimmte Richtungen bewegen, im 19. Jahrhundert z.B. im Sinne einer steten, wenn auch zunächst latenten Verbürgerlichung der Landleute als oberster Distinktionsnorm. Das zu erfragen geht aber nicht ohne die aufwendigen Analysen der historischen Demographie vor Ort mit einzubeziehen, aus denen z.B. die Heiratskreise sichtbar werden. Dazu bedarf es für die Zeit vor 1800 vor allem genauer Kenntnisse der alten, meist hochdifferenzierten persönlichen Rechts- und damit Besitz- und Erbverhältnisse innerhalb der ländlichen Bevölkerung, also der unterschiedlichen Herrschaftszugehörigkeiten und der gestuften Abhängigkeiten im Dorf und dies in Mitteleuropa je nach Kleinterritorium bis ins 19. Jahrhundert nachwirkend oder aber sich dann grundsätzlich verändernd. Das alles heißt jedoch, ohne eine enge Zusammenarbeit mit Landes- und Sozialhistorikern vor Ort wird es in Zukunft keinen weiteren Erkenntnisfortschritt für das gesamte Bekleidungswesen der Vergangenheit geben. Nachdem die Volkskunde zu Recht den biologistischen Objektbegriff von Volk verabschiedet hat zugunsten des gesellschaftlichen Prozeßbegriffs von Kultur wird sie von der Faktizität dinglicher Überlieferungen zu strenger historischer Methodik zurückgerufen, der alleinige Gegenwartsempirie so wenig gerecht werden kann wie bloße Ideologiekritik. Das Erkenntnis-Konzept des Konstruktivismus schließt die diskursive Befragung aller wissenschaftlichen Schwer- und Leichtgewichte ein.

136 Brückner: *Wie die Industrie ...* (wie Anm. 1), S. 144–149 und ders.: *Gesammelte Schriften VIII*. Würzburg 2000, S. 259–263.

Wolfgang Brückner: Modern Costume Research in a Constructivist Volkskunde

The decades-long critique of the canon in the field led to an expansion of research to include the history of dress. Even so, the question about the origins of the newer phenomenon of “costume” has gone unanswered. Only with the more detailed studies of folklorism, as well as the deconstruction of the existing wisdom about so-called ‘folk culture,’ has the discovery of folk costumes at the end of the 18th century become more plausible. That ‘discovery’ of actual examples soon became the ‘invention’ of an entire society’s imagination. The theoretical orientation used here reflects the *methodological practices of contemporary studies, namely that of historical phenomenologies*. This occurs with the help of detailed, if not minute, critique of the sources of all available visual evidence and a broad swath of written materials of every kind. Reasonable answers in this realm will come about only if studies of culture of this kind employ rigorously historical methods.

Der „Weiler der Königin“ in Versailles – eine Rezeptionsgeschichte

Nina Gorgus

Die Königin Marie-Antoinette ließ den „Weiler der Königin“ im Schlosspark von Versailles zwischen 1783 und 1788 errichten. Die Anlage, die aus einem Dutzend Bauten bestand und heute einem Freilichtmuseum en miniature gleicht, rief heftige Kontroversen hervor, wurde aber auch an den europäischen Höfen kopiert. Bis ins 20. Jahrhundert hinein galt der Weiler, bedingt durch die Französische Revolution, als königliche Flause und nicht als eine komplexe architektonische Komposition. Der Mitte 19. Jahrhundert einsetzende Musealisierungsprozess veränderte die Rezeption und brachte innovative Momente zu Tage, gerade was die Inszenierungsstrategien anbelangt.

Die Firma „L'Instant Durable“ in Clermont-Ferrand hat sich darauf spezialisiert, französische Monumente aus Pappe zum maßstabsgetreuen Nachbau zu vertreiben: Für 13,55 Euro kann man hier das „Hameau de la Reine“ bestellen, bestehend aus 80 Teilen.¹ Damit erfährt der Weiler die gleiche Behandlung wie etwa der Eiffelturm und ist auch in kommerzieller Hinsicht in das nationale Kulturerbe aufgenommen. Ebenso wie dieser hatte er während und nach seiner Erbauung Unmut und heftige Kontroversen hervorgerufen: Die Königin Marie-Antoinette (1755–1793) hatte das Hameau im Zuge der Begeisterung für die Ideale der Aufklärung als Teil eines englischen Landschaftsgartens kurz vor der Französischen Revolution errichten lassen. Der Weiler mit den ursprünglich zwölf Bauten beeindruckte durch seine Perfektion und diente daher an europäischen Höfen bis weit ins 19. Jahrhundert hinein als architektonisches Vorbild.² Nach

1 www.instantdurable.com/maquette/traditional/versail.htm (Stand 17.12.2002).

2 Beispiele finden sich in Aschaffenburg, Hohenheim, bei Stuttgart, Dresden oder in Wien („Fischerdörfli“ von Maria Theresia II). Vgl. dazu: Herget, Elisabeth: Urbanistik und Gartenarchitektur. In: Keller, Harald (Hg.): Die Kunst des 18. Jahrhunderts (Propyläen Kunstgeschichte, Bd. 10). 1971, S. 229–249;

der Revolution 1789 erfuhr das Hameau eine bewegte Geschichte an Nutzungsformen. Beschrieb Stefan Zweig schon in den 1930er Jahren seinen Zustand als „lieblich in seinem Zerfall“³, so setzten in den 1990er Jahren orkanartige Stürme dem Hameau mächtig zu. Heute wird das Gebäudeensemble restauriert und in seinen ursprünglichen Zustand versetzt. Ich möchte dies als Anlass nutzen, die Geschichte des Hameau und seine Rezeption neu aufzurollen und seinen Musealisierungsprozess auch im Hinblick auf die Freilichtmuseen zu beschreiben.

Entstehung

Das Versailler Schloss und seine weitläufigen Parkanlagen unterlagen im Laufe der Zeit vielen Veränderungen, da alle Herrscher und Herrscherinnen bauliche Neuerungen hinzufügen ließen. In dieser Hinsicht unterschied sich Marie-Antoinette nicht von ihren Vorgängern und Nachfolgern, als sie 1770 als Gattin von König Louis XVI an den Hof kam. Dieser schenkte 1774 Marie-Antoinette ein Lustschloss, das einst Madame de Pompadour vom Hofarchitekten Ange-Jacques Gabriel erbauen ließ. Dieses Schloss, später Petit Trianon genannt, lag im nördlichen Ausläufer des heutigen Parks. Marie-Antoinette ließ zunächst das Gebäude ihren Bedürfnissen anpassen und wandte sich dann der Gestaltung der angrenzenden Freiflächen zu. Der zeitgenössischen Mode der Gartenarchitektur entsprechend, kam hierbei nur ein englischer Landschaftsgarten (genauer gesagt anglo-chinois) in Frage – eine klare Absage also an den Jardin à la française von Le Nôtre.⁴ Die Entwürfe ließ Marie-Antoi-

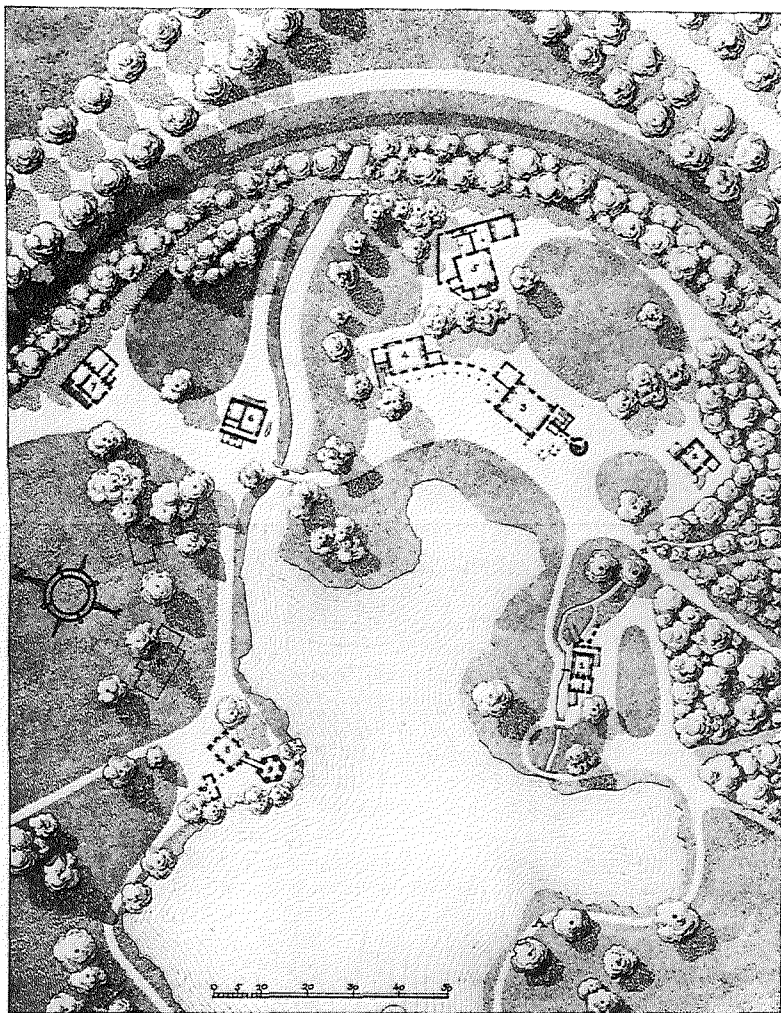
Schmidt, Leopold: Bauernhausforschung und Gegenwartsvolkskunde. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, N.S. 29 (1975), S. 307–324, siehe S. 318 ff.; Wörner, Martin: Vergnügung und Belehrung. Volkskultur auf den Weltausstellungen 1851–1900. Münster u.a. 1999, S. 273 ff. Auch in Russland orientierte man sich an der Architektur. Vgl. dazu: Krieg und Frieden. Eine deutsche Zarin im Schloss Pawlowsk (Ausstellungskatalog München Haus der Kunst). München 2001.

3 Zweig, Stefan: Marie Antoinette. Bildnis eines mittleren Charakters. Gesammelte Werke, Bd. 4. Frankfurt am Main 1981 (Leipzig 1932), S. 142.

4 von Butlar, Adrian: Der Landschaftsgarten. München 1980; Hammerschmidt, Valentin, Joachim Wilke: Die Entdeckung der Landschaft. Englische Gärten des 18. Jahrhunderts. Stuttgart 1990.

PLAN D'ENSEMBLE DU HAMEAU — ÉTAT ACTUEL

Pl.



Légende :

1. Le Moulin — 2. Le Boudoir — 3. La Maison de la Reine — 4. Le Billard — 5. Le Réchauffoir — 6. Le Colombier
 7. Maison du Garde — 8. Laiterie de propriété — 9. Tour de Marlborough — 10. Abri — 11. Pont rustique
 12. Pont de Pierre — 13 et 14. Emplacement de l'ancienne laiterie et de la grange.

Abb. 1: Plan des Hameau zu Beginn des 20. Jahrhunderts
 Aus: Gromort, Georges: Le Hameau de Trianon. Histoire et description
 accompagnée de 48 planches. Paris 1928

nette, beraten vom Comte de Caraman, der in Paris bereits solch einen Park angelegt hatte, von Richard Mique ausführen, damals der führende Hofarchitekt.⁵ Der populäre Ruinenmaler Robert Hubert arbeitete die Entwürfe aus.⁶ Für das ambitionierte Projekt musste ein botanischer Garten (einschließlich der Gewächshäuser) bis auf die exotischen Bäume weichen, den der Schwiegervater, Louis XV, mit Hilfe von namhaften Gelehrten angelegt hatte. Einige der Pflanzen wurden nach Paris in den Jardin du Roi (heute Jardin des Plantes) gebracht und erweiterten damit die Sammlung des 1793 gegründeten naturwissenschaftlichen Museums.⁷

Als die Parkanlage mit den künstlichen Hügeln, Bächen und dem Teich – inklusive der sogenannten „fabriques“ wie ein Belvedere, ein Amor-Tempel auf einer Insel und eine versteckte Grotte – fertiggestellt war, wandte sich Marie-Antoinette der nächsten Herausforderung zu – dem Hameau. Er steht ganz in der Welle des Einfachheits- und Natürlichkeitskultes, den Frankreich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erfasste, der sich in der Kleidungsmode, in Literatur, Kunst und Architektur widerspiegelte und der das Landleben zur perfekten Lebensform erklärte.⁸ In der Folge davon wurden auch

5 Dies ist alles gut dokumentiert, da die meisten Rechnungen in den Archives Nationales in Paris aufbewahrt werden. Zum Hameau vgl. Desjardins, Gustave: *Le Petit Trianon. Histoire et Description*. Versailles 1885; de Nolhac, Pierre: *Le Trianon de Marie-Antoinette*. Paris 1914; Gromort, Georges: *Le Hameau de Trianon. Histoire et description accompagnée de 48 planches*. Paris 1928; Carott, Richard G.: *The hameau de Trianon: Mique, Rousseau and Marie Antoinette*. In: *Gazette des Beaux-Arts*, Januar 1989, S. 19–28; Heitzmann, Annik: *Les jardins du Petit Trianon*. In: *Les Jardins de Versailles et de Trianon d'André Le Nôtre à Richard Mique* (Ausstellungskatalog Musée national des châteaux de Versailles et de Trianon 1992). Paris 1992, S. 19–30; Vues et plans du Petit Trianon à Versailles. *Présentation et commentaires de Pierre Arizzoli-Clémentel*. Paris 1998. Äußerst informativ sind auch die Internetseiten von Dominique Césari, ein Liebhaber der „parcs à fabriques“, der nicht nur die Seiten regelmäßig aktualisiert, sondern auch Exkursionen zu noch vorhandenen Landschaftsgärten organisiert: <http://www.multimania.com/parcsafabriques/trianon/trianon1.htm> (Stand 5.12.2002).

6 Herzog, Günter: *Robert Hubert und das Bild im Garten*. Köln 1986.

7 Desjardins (wie Anm. 5), S. 62.

8 Vgl. insbesondere Rousseau, Jean-Jacques: *Julie oder die neue Heloïse*. München 1978 [Paris 1782]. Rousseau gibt hier für Leben und Wohnen auf dem Lande eine ausführliche Handlungsanleitung. Zur zeitgenössischen Gartenarchitektur vgl. auch Watelet, M.: *Essai sur les jardins*. Paris 1774; Hirschfeld, Christian Cay Lorenz: *Theorie der Gartenkunst*. Leipzig 1779–1785.

landwirtschaftliche Tätigkeiten verklärt. Sehr eindrücklich in dieser Hinsicht ist der Artikel über „agriculture“ in der berühmten Enzyklopädie von Diderot und d'Alembert. Die „agriculture“ wird hier als „Kunst, die Erde zu kultivieren“ bezeichnet, über alle anderen Künste gestellt und als eigenständige Wissenschaft legitimiert. Neben einem philosophischen Abriss sind etwa Handlungsanweisungen zu finden, in welcher Form die Erde in jeder Jahreszeit zu bearbeiten sei.⁹ Darüber hinaus sind auf den dazugehörenden 83 Tafeln Arbeitsgeräte, Werkstätten und Gartenanlagen abgebildet und Arbeitsvorgänge festgehalten.

Der Königin wie den Architekten des Hameau waren neben theoretischen Abhandlungen auch bereits verwirklichte Anlagen wie in Ermenonville und in Chantilly (beide Orte liegen in der Nähe von Paris) bekannt; letzterer gilt als unmittelbares Vorbild. Das Hameau im Schlosspark von Chantilly, 1775 eingeweiht, sollte an einen Bauernhof in der Normandie erinnern.¹⁰ In Chantilly wurde mit dem Fachwerk und den strohgedeckten Häusern ein Baustil umgesetzt, der auch heute noch fälschlicherweise als Einheitsstil der Normandie gilt.¹¹ Das Versailler Hameau sollte jedoch alle anderen übertreffen. Mit Bruchstein und Holz verwendete man in Versailles Baumaterialien, die viele historische Häuser der Normandie kennzeichnen. Doch sind die Stilanleihen in Versailles nicht direkt zuordenbar: Es galt vielmehr, mit dem Weiler eine ländliche Szene zu evozieren, die dem Universalbild eines Bauerndorfes entsprach. 1783 wurde mit dem Bauen begonnen; Architekt Mique orientierte sich an den zuvor

9 Diderot, Denis, Jean le Rond d'Alembert: *Encyclopédie ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*. (Paris 1751) Stuttgart 1966, S. 183. Vgl. auch die Bonner Ausstellung „Geist und Galanterie“, die das Wechselverhältnis von Kunst und Wissenschaft des 18. Jahrhunderts untersucht: *Geist und Galanterie. Kunst und Wissenschaft des 18. Jahrhunderts* aus dem Musée du Petit Palais, Paris (Ausstellungskatalog Kunst- und Ausstellungshalle Bonn). Leipzig 2002.

10 Ein Zeitgenosse befand sogar, der Hameau sei zu perfekt geraten: „Je ne lui trouve pas assez l'air d'une citation.“ Prince de Ligne 1781, zit. nach: de Broglie, Raoul: *Le hameau et la laiterie de Chantilly*. In: *Gazette des Beaux Arts*, Oktober – Dezember 1950, Nr. 996, S. 309–324, siehe S. 310. Vgl. auch Babelon, Jean-Pierre: *Chantilly*. Paris 1999, S. 142 ff.

11 „L'image, répandue avec complaisance, d'un type de maison normande construite en colombage et couverte de chaume est peu exacte.“ Cuisinier, Jean (Hg.): *L'architecture rurale en France. Corpus des genres, des types et des variantes*. T. 15: Normandie. Von Max-André Brier et Pierre Brunet. Paris 1984, siehe S. 33.

erstellten Bildern und Modellen. 1787/88 war die Anlage, bestehend aus rund einem Dutzend Bauten am Rande eines künstlichen Sees, fertiggestellt. Die Gebäude waren von Obst- und Gemüsegärten umgeben und mit über 1000 weiß-blauen Blumentöpfen mit dem Monogramm der Königin geschmückt. Da die Häuser authentisch und alt wirken sollten, deutete man an den Fassaden mit Farbe Risse im Gestein an. Zudem wurden die Häuser mit Weinreben bepflanzt.

Das spartanisch anmutende Äußere stand im totalen Kontrast zu den luxuriös ausgestatteten Interieurs mit kostbaren Wandgemälden und Möbeln. – Dies führte nicht zuletzt dazu, dass innerhalb der Kunstgeschichte das Hameau zuweilen allein als Kulisse für modische Spielereien gesehen wird.¹² Mittelpunkt des Ensembles ist das am See gelegene, größte Gebäude, die Maison de la Reine, in der exklusive Salons größeren Empfängen dienten. Eine hölzerne Galerie verband das Haus mit einem Ban, in dem ein Billard-Saal untergebracht war. In einem kleineren Häuschen rechterhand verbarg sich das Boudoir der Königin. Daneben liegt die Mühle, leicht identifizierbar durch ihr – allerdings rein dekoratives – Mühlrad. Sie war ebenfalls mit mehreren Räumen für Gäste ausgestattet. Ein weiteres Haus diente als Küche und Arbeitsraum. Hinzu kam die Molkerei, die schon zuvor ein zentrales Element der französischen Gartenarchitektur darstellte. Sie bestand aus einem großen, aufwendig gestalteten Raum, in dem von Marmortischen Molkerei-Produkte gekostet werden konnten.¹³ Linkerhand der Maison de la Reine, steht der Marlborough-Turm: eine Art Miniaturturm mit Außentreppe. Er ist einem Bauwerk der Parkanlage von Ermenonville nachempfunden, eine Reminiszenz an Jean-Jacques Rousseau, der in einer Hütte in diesem Park die letzten Wochen seines Lebens verbrachte und dort, vor seiner Überführung ins Pariser Pantheon, bestattet wurde. Der Turm fällt stilistisch etwas aus dem Rahmen, da er eher an die verspielte Architektur der „fabriques“ erinnert und nicht an ein rustikales Ambiente. Die anderen Gebäude sollten landwirtschaftlich genutzt werden: Sie gehörten zum Modell-Bauernhof, der selbst etwas abseits des See-

12 Keller (wie Anm. 2), S. 18 ff.; Hamann, Richard: *Geschichte der Kunst*, Bd. II. München 1954, S. 788. Hier findet man folgende Stelle: Das Hameau gab damals „Veranlassung und Kulisse für unschuldig-wollendes, kokett-raffiniertes Spiel der Gesellschaft um Marie-Antoinette, die hier ihren Freunden Milch aus Sèvres-Tassen reichte, die ihren eigenen Brüsten nachgebildet waren“.

13 Heitzmann, Annick: *Laiteries royales, laiteries impériales: Trianon et Rambouillet*. In: *Histoire de l'art* 11 (1990), S. 37–45.



Abb. 2: Die Maison de la Reine, umgeben von Baugerüsten, 2002
Foto: Nina Gorgus

Ensembles lag, und beherbergten eine Scheune, die später dann als Tanzsaal diente, eine weitere Molkerei, in der Milchprodukte für die Degustation vorbereitet wurden (beide Gebäude sind heute nicht mehr vorhanden) und einen Taubenschlag.

Die Anlage erforderte eine Reihe von Arbeitskräften für den Unterhalt. Neben einigen Gärtnern im Gelände des Hameau wurde der Bauernhof ab 1785 von einer Familie aus der Touraine bewirtschaftet, die auch Kühe, Schafe und Federvieh hielt. Eine weitere „Belebung“ erfolgte durch die Installation des Gardiens in einem Häuschen inmitten des Weilers. Gerade dadurch, dass das Personal das Hameau durch seine Arbeit regelrecht animierte, wurde der Eindruck eines lebenden Genre-Gemäldes erzielt.¹⁴

¹⁴ Desjardins (wie Anm. 5), S. 291 ff. verweist auf das weit verbreitete Gerücht, Marie-Antoinette hätte 12 arme Haushalte im Hameau zu ihrem Vergnügen installiert. Vor dem Hintergrund, dass in englischen Landschaftsgärten Personen eingestellt wurden, um etwa den „Eremiten“ zu spielen, klingt dies nicht so absonderlich. Vgl. dazu Oxenius, Katharina: Vom Promenieren zum Spazieren. Zur Kulturgeschichte des Pariser Parks. Tübingen 1992, siehe S. 66 ff.

Lesarten der Nutzung

Wie Marie-Antoinette das Hameau nutzte, scheint mehr oder weniger vorgegeben, und zu allen Zeiten kursierten breite Vorstellungen: Man sieht Marie-Antoinette als Bäuerin gekleidet die Kühe melken, barfuss über Wiesen laufen oder gar bei der Getreideernte – ein gelebtes Arkadien. Es gibt wenig zeitgenössische Quellen, die glaubwürdig klingen, und es entstanden schnell nicht mehr überprüfbare Zuschreibungen, die als Repertoire immer wieder aufgegriffen wurden und normativ wirkten. Dazu gehört das Erlebnis dreier Besucher aus der französischen Provinz. Sie durften 1787 das Hameau heimlich besichtigen und wollten die Königin sogar bei der Arbeit in der Molkerei überrascht haben: „Elle portait une simple robe de linon, un fichu et une coiffe de dentelle.“¹⁵ Die Beschreibung lässt sich auf ein Porträt von Marie-Antoinette beziehen, das Elisabeth-Louise Vigée-Lebrun 1783 gemalt hatte. Seine Präsentation im Salon de peinture im selben Jahr löste einen Skandal aus: Das weiße, taillierte Mousselin-Kleid, der Strohhut und die Blumen entsprachen zwar der Mode „à la grecque“, waren aber für ein Mitglied des Königshauses nicht „comme il faut“.¹⁶ Das Bild, von dem heute nur noch Kopien bestehen, musste ausgetauscht werden.

Der Hamburger Reisende Friedrich Johann Lorenz Meyer, der 1796 im Zuge einer Parisreise auch Versailles besuchte, prägte das Bild des Hameau als Ort des königlichen Schäferidylls maßgeblich: „Das Dorf (war) der Belustigungsort des königlichen engeren Familienzirkels. Man trieb hier Mummereien und Kinderspiele. Der König verkleidete sich als Müller, die Königin als Bäurin, Monsieur, der jetzige Prätendent, als Schulmeister; und in diesem Kostüme bewohnte die Familie das Dorf mehrere Tage.“¹⁷ François-Adolphe Lescure

15 François Cognel, zit. nach Desjardins (wie Anm. 5), S. 323.

16 Vgl. Desjardins (wie Anm. 5), S. 250 ff.; Marie-Antoinette, Archiduchesse, Dauphine et Reine (Ausstellungskatalog Château de Versailles) Versailles 1955, S. 40. Vgl. auch Wörner, Simone: „Wie ist die Natur doch im allgemeinen so schön“. Kleidungs-ideen und Kleidungsverhalten bürgerlicher Naturbewegungen. In: Kleider und Leute (Ausstellungskatalog Vorarlberger Landesausstellung Hohenems). Hohenems 1991, S. 294–322.

17 Meyer, Friedrich Johann Lorenz: Fragmente aus Paris im IV. Jahr der Französischen Republik, Band 2. Hamburg 1798, S. 312. Vgl. Desjardins (wie Anm. 5), S. 294, der sich über das von Meyer vermittelte Bild, das häufig wieder aufgegriffen wurde, beklagt.



Abb. 3: Die Mühle, 2002

Foto: Nina Gorgus

knüpfte 1867 in seiner Interpretation an die Beschreibung von Meyer an, und schmückte das Bild der unschuldigen, an höhere Werte glaubenden Königin weiter aus: „Où la Reine et sa société vivaient la vie de villages des Arcadies de Florian et de Berquin, tondant les moutons avec des ciseaux d’or, trayant les vaches dans une laiterie de marbre, lavant leur linge au lavoir avec les battoirs d’ébène, serrant la récolte au grenier debout sur des échelles d’acajou. Joli hameau de l’opéra comique!“¹⁸

Und dies war nicht ironisch gemeint, bezieht sich doch die „opéra comique“ oder noch mehr das „Schäferspiel“ auf die Leidenschaft der Königin, Theaterstücke mit dieser Thematik in ihrem 1780 eingeweihten Theater aufzuführen; sie selbst wirkte oftmals als Schauspielerin mit.¹⁹ Es lag also nahe, die Theaterbühne um eine „echte“ Kulisse zu erweitern, was die Zitate widerspiegeln. Das Hameau war

18 Mathurin Lescure, François-Adolphe: Les Palais de Trianon. Histoire – Description. Catalogue des objets exposés. Paris 1867, S. 99.

19 Vgl. dazu Goncourt, Julien und Edmond: Histoire de Marie-Antoinette. Paris 1878.

aber nicht nur eine Verlängerung, sondern eine eigenständige Komposition: Architekt Mique war stark vom Theater beeinflusst und hatte das Hameau wie ein begehbares Bühnenbild durchkomponiert.²⁰ Von einer Anhöhe aus konnte sich das komplette Bildprogramm entfalten: im Vordergrund die um den See gruppierten Häuser mit ihren Gärten, inmitten von Viehweiden und Feldern gelegen. Die Häuser trennt ein Bach, der sich in den See ergießt und über den eine geschwungene Brücke führt. Eingerahmt von alten, hohen Bäumen wird im Hintergrund das Eingangstor des Parks sichtbar. Dieses war zur gleichen Zeit im Stil eines romanischen Triumphbogens gebaut worden, um das Bild zu ergänzen. In der Blickachse dahinter liegt wiederum ein Dorf mit Kirchturm, diesmal ein real existierendes. Je nach Standpunkt des Betrachters konnte ein neuer Bildeindruck entstehen. Und obwohl mittlerweile einige bauliche Veränderungen durchgeführt wurden und das Bild nicht mehr intakt ist, lassen sich heute noch „erfolgreiche“ und „weniger erfolgreiche“ Ansichten des Hameau feststellen.²¹ Diese wohldurchdachte Bildkomposition eines dreidimensionalen Genre-Gemäldes, die darüber hinaus den Vorteil bot, mit Personen „bestückt“ werden zu können, ist mit der Grund, dass andere Architekten das Hameau zum Vorbild nahmen und so neben all ihren anderen Rollen – Marie-Antoinette als kluge Bauherin etablierten.

Das Chef d'œuvre hatte natürlich seinen Preis. Stefan Zweig nimmt in seiner berühmten Biographie über Marie-Antoinette die Metapher der „opéra comique“ wieder auf und verurteilte die „Launen“ der Königin als „kostspieligste Schäferkomödie aller Zeiten“: „Dieses Hameau (...) war für Marie-Antoinette Theater am lichten Tag, eine leichte, gerade in ihrer Leichtfertigkeit fast aufreizende Comédie champêtre. Denn während in ganz Frankreich sich schon die Bauern zusammenrotten, während das wirkliche, von Steuern erdrückte Landvolk mit maßloser Erregung endlich Besserung der unhaltbaren Lage aufrührerisch verlangt, herrscht in diesem Potemkinschen Kulissendörfchen ein läppisches und lügnerisches Wohlbehagen. Am blauen Bändchen werden Schafe auf die Weide geführt, unter dem von der Hofdame getragenen Sonnenschirm schaut die Königin zu,

20 Vues et plans du Petit Trianon à Versailles (wie Anm. 5), S. 15.

21 Carott (wie Anm. 5), S. 23 ff. Carott weist auf einen Plan des Hameau aus jüngerer Zeit hin, der dies berücksichtigt und Empfehlungen für die besten Standpunkte für Fotografen gibt.

wie an dem murmelnden Bach die Wäscherinnen das Linnen spülen: ach, sie ist so herrlich, diese Einfachheit, so moralisch und so bequem, alles sauber und reizend in dieser paradiesischen Welt.“²²

Dem oben zitierten Lescure liegt viel daran, die Vorwürfe während der turbulenten Zeiten der Französischen Revolution zu entkräften, die Marie-Antoinette als vergnügungslustige und verschwenderische Königin beschreiben: Da das Hameau für ein „einfaches Leben“ steht, wertet er ihn als Ausdruck ihrer „Bescheidenheit“ – angesichts der damals vorherrschenden Armut im Lande kann dies schon nicht mehr als eine zynische Bemerkung durchgehen. Zweig weist auf die Kosten hin: „Die abschließende Rechnung für Trianon ist erst am 31. August 1791 vorgelegt worden, sie betrug 1,649.529 Livres und in Wirklichkeit zusammen mit anderen versteckten Einzelposten über 2 Millionen – an sich freilich nur ein Tropfen im Danaidenfass der königlichen Misswirtschaft, aber doch eine übermäßige Ausgabe in Anbetracht der zerrütteten Finanzen und des allgemeinen Elends.“²³ So dienten die Ideale der Aufklärung auch dazu, das herrschaftliche Leben zu reproduzieren und um eine neue Facette zu erweitern. Zu diesem Schluß kommt die Historikerin Hélène Himmelfarb, die das Hameau als Ort der Neubelebung feudaler Herrschaftsformen interpretiert, als „la vie des châteaux avec leur village réel au pied de la maison seigneuriale, ses travaux, ses notables et ses divertissements“.²⁴

In welcher Form und wie oft die Königin überhaupt das Hameau nutzte, konnte nie zufriedenstellend geklärt werden. Eine Zeitlang wohnte die Königin in Petit Trianon, um dem reglementierten Hofleben zu entkommen und um laufende Arbeiten zu kontrollieren. Belegt sind sommerliche Vergnügungen mit hohen Gästen im Park um das Petit Trianon, Diners im Hameau im Familienzirkel, sowie größere Feste mit Illuminationen um das Lustschloss, die auch das Hameau gekonnt in Szene setzten. Solche Spektakel waren zu dieser Zeit nicht unüblich und hatten in Paris ein bürgerliches Pendant: Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts eröffneten eine ganze Reihe von „folies“ und „tivilis“, Vergnügungsareale, die auf engstem Raum pastorale Architektur in Szene setzten und die ein begehbares Dekor für Bälle,

22 Zweig (wie Anm. 3), S. 142.

23 Zweig (wie Anm. 3), S. 143 f.

24 Himmelfarb, Hélène: Versailles, fonctions et légendes. In: Nora, Pierre: Les lieux de mémoires. Bd. II: La Nation, Teil 2. Paris 1986, S. 235–292, siehe S. 268.

Spiele und Feuerwerke zur Verfügung stellten.²⁵ Diese Mises en scène antizipieren nicht zuletzt die ethnographischen Dörfer auf den Weltausstellungen, die dem volkskundlichen Museum so viele Impulse gaben.²⁶

Musealisierungsprozess

Die Königin starb 1793 durch die Guillotine, ihr Nachlass zerstreut. Dasselbe Schicksal ereilte auch den Architekten Mique. Im Zuge der Französischen Revolution war das Schloss von Versailles zunächst von Abriss bedroht, wurde dann aber doch als Symbol der „Tyrannei“ bewahrt.²⁷ Die Parkanlagen wurden indessen stark in Mitleidenschaft gezogen und zum Teil verwüstet und ausgeplündert – der Volkszorn konnte sich hier entladen. Der deutsche Reisende Meyer beschrieb 1796 auch den Zustand des Hameau: „Jetzt ist auch hier alles verwildert, viele Fenster sind eingeschlagen, die Treppen halb eingefallen, und mit wilden Weinranken und Epheu überwachsen. Es glich nicht mehr einer Wohnung lachender Freuden des Landlebens, sondern einem düsteren Schlupfwinkel von Diebesbanden.“²⁸ 1793 hatte die Revolutionsregierung den Verkauf der beweglichen Güter der Schlösser angeordnet – ausgenommen der Kunstwerke und des kostbaren Mobiliars –, soweit sie überhaupt noch vorhanden waren. Diese gingen in öffentlichen Besitz über und sollten das neu gegründete Museum im Louvre in Paris bestücken. Einige Teile verblieben aber auch in Versailles selbst: Dort wurden ebenfalls 1793 im Schloss mehrere Säle als Museum eingerichtet, ein Projekt, das im Sande verlief. Später dann, in den 1830er Jahren, nahm sich Louis-Philippe der Sache an und machte aus Schloss und Park ein Museum.²⁹ 1795 sollte der Park des Petit Trianon in Parzellen aufgeteilt und veräußert werden; Landschaftsgarten und Hameau wären dadurch zerstört worden. Man nahm jedoch wieder Abstand davon und verpachtete zu-

25 Langlois, Gilles Antoine: Folies, Tivolis et Attractions. Les premiers parcs de loisirs parisiens. Paris 1991.

26 Vgl. Wörner (wie Anm. 2).

27 Gaetgens, Thomas W.: Le musée historique de Versailles. In: Nora, Pierre (Hg.): Les lieux de mémoire. Bd. II: La Nation, Teil 3. Paris 1986, S. 143–168.

28 Meyer (wie Anm. 17), S. 312 f.

29 Maroteaux, Vincent: Versailles, le roi et son domaine. Vorwort von Pierre Arizoli-Clémentel. Versailles 2000, S. 230.



Abb. 4: Der bereits renovierte Bauernhof, 2002

Foto: Nina Gorgus

nächst Park und Lustschloss. Hier konnte sich für einige Zeit sogar ein Vergnügungsort etablieren. Im Park fanden nun wiederum Feste statt; nun durfte sich hier das Volk amüsieren.³⁰ Napoleon I. setzte dem 1805 ein Ende. Nach seinem Machtantritt schloss er die Öffentlichkeit wieder aus dem Park aus, den er zusammen mit dem Schloss für sich und seine Familie nutzen wollte. Dabei spielte das Hameau auch eine Rolle. Zwischen 1809 und 1812 ließ er die Gebäude abreißen, die halb zerfallen waren (ein Teil des Bauernhofs, die bewirtschaftete Molkerei und die Scheune) und sanierte die anderen. Die Renovierungen betrafen insbesondere die Interieurs, die dem neuen Zeitgeschmack entsprechend eingerichtet wurden. Nichts blieb aus der Zeit Marie-Antoinettes erhalten. Auch Napoleon I. nutzte das Hameau zur Inszenierung des aristokratischen Lebens. Anlässlich des Geburtstages seiner Gattin – und Nichte von Marie-Antoinette –, der

30 Vgl. Maroteaux (wie Anm. 29), S. 235 ff; Lescure (wie Anm. 18), S. 156. Der englische Künstler John-Claude Natte besuchte 1802 das Hameau und fertigte mehrere Zeichnungen an, die den damaligen Zustand zeigen sollen. Die Zeichnungen sind abgebildet in: *Les jardins de Versailles et de Trianon d'André Le Nôtre à Richard Mique* (wie Anm. 5), S. 102 ff.

Kaiserin Marie-Louise, am 25. August 1811 wurde das Hameau zum Ort eines großen Spektakels: „Des scènes villageoises furent ensuite présentées au Hameau par des acteurs portant des costumes régionaux de toutes les provinces de l'Empire“.³¹ Hier wurde also bereits im kleineren Stil das verwirklicht, was sich Jahrzehnte später die Kolonial- und Weltausstellungen zu eigen machten und die solche Inszenierungen mit Menschen zur Massenbelustigung institutionalisierten.³²

Nach dem feudalen Auftakt im 19. Jahrhundert geriet das Hameau etwas in Vergessenheit. Im Jahr 1867 organisierte Kaiserin Eugénie im Rahmen der Pariser Weltausstellung im Petit Trianon eine Schau, zu der Gegenstände aus dem Besitz von Marie-Antoinette zusammengetragen wurden. Vor allem Lescure wollte hier die Königin rehabilitieren. Er trug auf diese Weise dazu bei, Marie Antoinette und ihr Wirken zu verklären, aber auch dazu, eine nicht mehr ganz so emotional geführte Auseinandersetzung zu ermöglichen.³³ Bereits zuvor, während der Musealisierungsmassnahmen durch Louis-Philippe in den 1830er Jahren, wurden die noch vorhandenen Gebäude des Hameau an den Fassaden mit Holzbordüren versehen, die an Architekturelemente eines Schweizer Hauses erinnern sollten. So nimmt es kaum wunder, dass Ende des 19. Jahrhunderts das Hameau in einem Versailles-Führer noch als „village suisse“ vorgestellt wird.³⁴ Dies verweist zugleich auf die Tradition der Weltausstellungen und ihre ethnographischen Dörfer. Gerade in Paris 1867 stellte man ein aus nur wenigen Häusern bestehendes „österreichisches“ sowie ein „russisches“ Dorf vor.³⁵ Indem an die erfolgreichen Präsentationen angeknüpft wurde, konnte das Hameau eine Aufwertung erfahren und auch touristisch interessant werden. Das Petit Trianon, das Hameau und der englische Landschaftsgarten standen lange Zeit jedoch nicht im Zentrum der Versailler Musealisierungsbestrebungen. Dies hat damit zu tun, dass aufgrund der Größe des Versailler Schlosses und seiner Domäne stets dringlichere Aufgaben zu bewältigen waren. Auch spielt das ambivalente Verhältnis des französischen Staates zum Versailler Schloss eine Rolle. Das politische Erbe des Absolutismus

31 Heitzmann (wie Anm. 5), S. 30.

32 Vgl. dazu von Plato, Alice: *Präsentierte Geschichte. Ausstellungsarchitektur und Massenpublikum in Frankreich im 19. Jahrhundert*. Frankfurt am Main 2001.

33 Himmelfarb (wie Anm. 24), S. 278. Katalog siehe Lescure (wie Anm. 18).

34 Joanne, Adolphe: *Versailles et les Trianons. Palais, Musée, Jardins*. Paris o.J. (1870), S. 180.

35 Für diesen Hinweis bedanke ich mich bei Dr. Martin Wörner, Münster.

im Blick brachte die Machthaber im 19. und 20. Jahrhundert immer wieder dazu, Versailles weiterhin als symbolischen Ort der Macht zu inszenieren. Dies hatte stets einen wichtigen Einfluss auf die museale Nutzung von Versailles und trug dazu bei, dass es zu einem dialektischen „*lieu de mémoire*“ wurde.³⁶

Wie zwiespältig der Umgang mit dem Hameau sein konnte, beschreibt Marcel Proust auf literarischer Ebene. Proust, der in seiner „Suche nach der verlorenen Zeit“ einen facettenreichen Spiegel der französischen Gesellschaft zu Beginn des 20. Jahrhunderts entwarf, evoziert in einem Gespräch das Hameau. Kunstliebhaber und Ästhet Monsieur de Charlus erzählt, „dass einer der früheren Wohnsitze seiner Familie, in dem Marie-Antoinette genächtigt habe und dessen Park von Le Nôtre gestaltet worden sei, jetzt der reichen Finanzierfamilie Israël gehöre“. Die Familie habe den französischen Garten zerstört und einen neuen Garten angelegt, was Charlus geradezu für ein Verbrechen hält: „Jedenfalls können Sie sich ausmalen, wie zu dieser Architektur ein englischer Garten passt!“ Seine Gesprächspartnerin weist ihn darauf hin, dass das Gebäude im selben Stil sei wie das Schloss Petit Trianon, das genauso von einem englischen Garten umgeben sei. „Der aber ebenfalls die Fassade von Gabriel (der Architekt des Petit Trianon, N.G.) verschandelt, antwortete Monsieur de Charlus. Offenbar wäre es nun wieder Barbarei, den ‚Hameau‘ abzuschaffen. Aber wie auch der Zeitgeist heute urteilen mag, ich bezweifle doch, dass man in dieser Hinsicht den Launen einer Madame Israël das gleiche Prestige zuerkennen mag wie die dem Andenken einer Königin.“³⁷

Die Einsicht, dass es sich bei dem Hameau nicht allein nur um das Andenken einer umstrittenen Königin handelt, sondern auch um ein kulturelles Erbe, das man erhalten sollte, konnte sich erst Anfang des 20. Jahrhunderts durchsetzen. Der damalige Chefkonservator des Versailler Museums, Pierre de Nolhac, engagierte sich sehr in diese Richtung und legte einen dem Petit Trianon und dem Landschaftsgarten gewidmeten Fotoband vor.³⁸ Subventionen für die notwendige

36 Himmelfarb (wie Anm. 24); Gaechtens (wie Anm. 27). In Versailles bleiben stets einige Gebäudeteile politischen Anlässen vorbehalten; das Schloss Grand Trianon dient seit der Präsidentschaft von Charles de Gaulle als Gästehaus.

37 Proust, Marcel: *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*, Bd. II: *Im Schatten junger Mädchenblüte*. Frankfurt am Main 1954, S. 493f.

38 de Nolhac (wie Anm. 5).

Sanierung gab es aber nicht. Kultur- und Kunstbeflissene, aber vor allem reiche Amerikaner schienen sich in den zwanziger und dreißiger Jahren mehr für Versailles interessiert zu haben als die Franzosen selbst. Sie setzten sich auch für das Hameau ein: Die Stiftung von John D. Rockefeller, die bereits seit 1918 die Sanierung der gesamten Versailler Anlage vorantrieb, ließ hier umfassende Restaurierungsmaßnahmen durchführen. Dies veranlasste Pierre de Nolhac zu einer scharfen Kritik an der Vorgehensweise.³⁹ Als nach dem zweiten Weltkrieg der Kunsthistoriker Gérald van de Kemp Chefkonservator wurde, waren Petit Trianon und Park in einem desolaten Zustand.

Zu Beginn der 1990er Jahren lancierten nun der Chefkonservator von Versailles, Jean-Pierre Babelon, und der für den Park zuständige Architekt, Pierre-André Lablaude, eine Restaurierungskampagne, um das Hameau in seinen ursprünglichen Zustand zu versetzen. Als erstes Gebäude nahm man sich den Bauernhof vor. Da die staatlichen Zuschüsse nicht ausreichten, wurde eine Patenschaft mit einer Stiftung eingegangen. So konnte man den Bauernhof nach den alten Plänen aus dem 18. Jahrhundert wieder aufbauen; während die Stiftung ihn heute verwaltet und als pädagogische Einrichtung nutzt, um Kindern den Umgang mit Kühen, Schafen und Gänsen zu ermöglichen.⁴⁰ 1993/94 konnte mit Hilfe der Automobilfirma Peugeot die Mühle saniert werden. Weitere Sanierungsmaßnahmen wurden umso dringlicher, da der Sturm im Dezember 1999 verheerende Verwüstungen anrichtete: Wurden während des Sturms im Winter 1990 „nur“ 1500 Bäume entwurzelt, so summierte sich die Zahl 1999 auf 10.000; darunter Bäume, die Louis XV oder Napoleon I. anpflanzen hatten lassen. Hinzu kamen Schäden an Gebäuden und Parkeinfassungen. Insbesondere der englische Garten und das Hameau wurden in Mitleidenschaft gezogen.⁴¹ So wird die Restaurierung des Hameau, nach Plänen von Richard Mique und Robert Hubert, einige Jahre länger als geplant andauern.

39 de Nolhac, Pierre: Trianon saccagé. In: *Le Figaro*, 20. November 1933, zit. nach *Vues et plans du Petit Trianon à Versailles* (wie Anm. 5), S. 103.

40 de Chenay, Christophe: Restauration du parc du château de Versailles. Une ferme pour les enfants. In: *Le Monde*, 20. Oktober 1993.

41 de Roux, Emmanuel: Le parc et le château de Versailles s'emploient toujours à effacer les traces de la tempête de 1999. In: *Le Monde*, 29. Dezember 2000.



Abb. 5: Der Marborough-Turm im Baurüst, 2002
Foto: Nina Gorgus

Museum im Museum

Auf den ersten Blick wirkt das Hameau heute wie ein Freilichtmuseum en miniature; der unterschiedliche Charakter der Gebäude und die weitläufige Anlage unterstützen diesen Eindruck. Direkte Verbindungen, die das Hameau als unmittelbaren Vorläufer von Freilichtmuseen qualifizieren, sind jedoch nur schwerlich nachzuweisen.

Schon im 18. Jahrhundert führt eine interessante Spur, die es lohnen würde, weiterzuverfolgen, nach Schweden. König Gustav III von Schweden war ein großer Bewunderer der Landschaftsgärten. Er war mehrmals in Versailles und äußerte sich begeistert über die Parkanlage. Ob er das Hameau aus eigener Anschauung kannte, ist nicht sicher. Er besaß jedoch kostbare Blattsammlungen, die den Landschaftsgarten und das Hameau abbildeten.⁴² Auch die ihm nachfolgenden Könige entwickelten im 19. Jahrhundert ein vehementes Interesse an pastoraler Architektur, wie Adelhart Zippelius beobachtete:

⁴² Marie-Antoinette schenkte ihm 1779 und 1784 eine Blattsammlung zu Park und Hameau. Die letzte Version ist allerdings verlorengegangen. Vgl. *Vues et plans du Petit Trianon* (wie Anm. 5), S. 16.

Karl XV. ließ einen Bauernhof errichten; sein Nachfolger, Oscar II., ließ Ende des 19. Jahrhunderts eine Kirche und Bauernhäuser in einen Park translozieren.⁴³ Als Artur Hazelius in den 1870er Jahren seine Pläne für das 1891 eröffnete Freilichtmuseum Skansen konzipierte, war das Terrain schon vorbereitet – ohne die unbestritten starken Impulse, die von den Weltausstellungen ausgingen, schmälern zu wollen.

Im 20. Jahrhundert tut sich eine Spur in Frankreich selbst auf. In den 1930er Jahren, ungefähr zur gleichen Zeit, als die Rockefeller-Stiftung das Petit Trianon und den Weiler restaurieren ließ, wollte man in Paris ein nationales, zentrales Volkskundemuseum aufbauen. Das Konzept, das vorsah, ergänzend dazu dezentrale Freilichtmuseen einzurichten, konnte aber nicht verwirklicht werden. Man überlegte sich dann, eine Konstruktion nach dem Vorbild des Nordiska-Museet und Skansen zu favorisieren. Auf der Suche nach einem geeigneten Standort hatte das Gründungskomitee um Georges Henri Rivière schließlich den Schlosspark von Chambord ins Auge gefasst. Der Park des Loire-Schlusses sollte 20 bis 25 translozierte Häuser, repräsentativ für die Regionen Frankreichs, aufnehmen. Auch diese Idee wurde aufgegeben, und das Museum fand schließlich einen ersten provisorischen Standort im Pariser Palais de Chaillot.⁴⁴ Es hätte sich aber zumindest eine formale Parallele ergeben, und die Konstellation Schloss – Weiler hätte sich wiederholt.

In den 1970er Jahren konnte Leopold Schmidt keine Verbindung zwischen Anlagen wie dem Weiler der Königin und Freilichtmuseum feststellen, da jene bis auf wenige Ausnahmen „kaum einen funktionellen Sinn“ hätten.⁴⁵ Adelhart Zippelius hingegen stellte Gemeinsamkeiten fest in Hinblick auf den Impetus von Weiler und Freilichtmuseum: „Der sich hier andeutenden Entwicklungslinie ist in der Tat einige Bedeutung zuzumessen, weil nationalromantische verklärte Vorstellungen über ein vom Wandel bedrohtes Bauerntum sicher nicht unbeteiligt waren bei der Gründung der ersten Volkskundemuseen und mit ihnen auch der Freilichtmuseen.“⁴⁶ So, wie der Weiler für eine

43 Zippelius, Adelhart: *Handbuch der europäischen Freilichtmuseen* (Führer und Schriften des Rheinischen Freilichtmuseums und Landesmuseums für Volkskunde in Kommern 7). Köln 1974, S. 26.

44 Gorgus, Nina: *Der Zauberer der Vitruven. Zur Museologie Georges Henri Rivières*. Münster 1999, siehe S. 209 ff.

45 Schmidt (wie Anm. 2), S. 318.

46 Zippelius (wie Anm. 43), S. 26f; vgl. auch Harmening, Dieter: „So haben Sie

zeitlose bäuerliche Idylle steht, so steht das Freilichtmuseum für einen unverrückbaren Status quo einer scheinbar heilen Welt der bäuerlich-ländlichen Lebensweise. Den Erbauern des Hameau ging es nicht um eine wirklichkeitsgetreue Rekonstruktion, sondern darum, einem Konzept – hier der Einfachheit und Natürlichkeit – zu entsprechen. Ähnliches gilt für Freilichtmuseen. Hier müssen freilich die Grenzen der Vermittlung und der Anspruch der Authentizität stets neu ausgelotet werden. So stellte Jan Vaessen, Leiter des Arnheimer Freilichtmuseums, fest: „Das einzige, was wir machen und machen können, ist eine Rekonstruktion der historischen Wirklichkeit; wir erzählen eine mögliche Geschichte. Wir bieten kein Abbild der historischen Wirklichkeit, wir präsentieren einen Entwurf einer denkbaren historischen Realität.“⁴⁷ Nichts anderes wurde mit dem Hameau de la Reine evoziert, auch wenn hier die historische Realität nicht zur Debatte stand, sondern ein Lebensentwurf, und dies wurde auch so von den Zeitgenossen verstanden.

Nicht zuletzt steht das Hameau für ganz moderne Formen der Inszenierung. Und dies ist es, was ihn neben aller nationalromantischen verklärten Vorstellungen zum eigentlichen Vorreiter der Freilichtmuseen und mehr noch, zum Impulsgeber für Vergnügungsparks werden lässt. Auch wenn man den Zitaten glaubt und die Königin leichtfüßig über Wiesen springen und Kühe melken lässt, kann man davon ausgehen, dass es sich dabei nicht um spontane Akte, sondern um genau geplante persönliche Inszenierungen handelte; denn darin war die Königin schließlich ein Profi. Ebenso beruhten die Feste, die im größeren und im familiären Kreis zur Zerstreuung stattfanden, auf fein abgestimmten Plänen der höfische Etikette, wenn auch etwas abgemildert. Der Umstand schließlich, dass Marie-Antoinette Ansichten und Pläne der gesamten Parkanlage anfertigen ließ, um sie als Souvenir an hochrangige Gäste zu überreichen⁴⁸, lassen Ansätze einer Vermarktung erkennen. Damit sind einige Strategien benannt, die heutige vorwegnehmen. Die „Schäferkomödie“ ist, näher betrachtet,

gelebt“. Zum Anspruch ganzheitlicher Dokumentation in Freilichtmuseen. In Bayerische Blätter für Volkskunde 8 (1981), S. 196–205.

47 Vaessen, Jan: Authentizität als Rekonstruktion. Die Grenzen der musealen Vorstellung. In: Baumeier, Stefan (Hg.): Konservierung von Holzbauten. Kopien historischer Gebäude in Freilichtmuseen. Bericht über die 2. Tagung der Arbeitsgruppe des Verbandes Europäischer Freilichtmuseen in Detmold vom 23.–25. September 1994. Detmold 1994, S. 149–153, siehe S. 150.

48 Vues et plans du Petit Trianon à Versailles (wie Anm. 5), S. 16.

viel komplexer als es der erste Eindruck glauben lässt und insgesamt ein wohl durchdachtes und innovatives Unternehmen.

Literaturverzeichnis

- Babelon, Jean-Pierre: Chantilly. Paris 1999.
- de Broglie, Raoul: Le hameau et la laiterie de Chantilly. In: *Gazette des Beaux Arts*, Oktober – Dezember. 1950, Nr. 996, S. 309–324.
- von Butlar, Adrian: *Der Landschaftsgarten*. München 1980.
- Carott, Richard G.: The hameau de Trianon: Mique, Rousseau and Marie Antoinette. In: *Gazette des Beaux-Arts*, Januar 1989, S. 19–28.
- de Chenay, Christophe: Restauration du parc du château de Versailles. Une ferme pour les enfants. In: *Le Monde*, 20. Oktober 1993.
- Cuisinier, Jean (Hg.): *L'architecture rurale en France. Corpus des genres, des types et des variantes*. Bd. 15: Normandie. Von Max-André Brier et Pierre Brunet, Paris 1984.
- Desjardins, Gustave: *Le Petit Trianon. Histoire et Description*. Versailles 1885.
- Diderot, Denis, Jean le Rond d'Alembert: *Encyclopédie ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*. (Paris 1751) Stuttgart 1966.
- Gahtgens, Thomas W.: Le musée historique de Versailles. In: Nora, Pierre (Hg.): *Les lieux de mémoire*. Bd. II: La Nation, Teil 3. Paris 1986.
- Goncourt, Julien und Edmond: *Histoire de Marie-Antoinette*. Paris 1878.
- Geist und Galanterie. Kunst und Wissenschaft des 18. Jahrhunderts aus dem Musée du Petit Palais, Paris (Ausstellungskatalog Kunst- und Ausstellungshalle Bonn). Leipzig 2002
- Gromort, Georges: *Le Hameau de Trianon. Histoire et description accompagnée de 48 planches*. Paris 1928.
- Gorgus, Nina: *Der Zauberer der Vitrinen. Zur Museologie Georges Henri Rivières*. Münster u.a. 1999.
- Hamann, Richard: *Geschichte der Kunst*. Bd. II, München 1954.
- Hammerschmidt, Valentin, Joachim Wilke: *Die Entdeckung der Landschaft. Englische Gärten des 18. Jahrhunderts*. Stuttgart 1990.
- Harmening, Dieter: „So haben Sie gelebt“ Zum Anspruch ganzheitlicher Dokumentation in Freilichtmuseen. In: *Bayerische Blätter für Volkskunde* 8 (1981), S. 149–153.
- Heitzmann, Annick: *Laiteries royales, laiteries impériales: Trianon et Rambouillet*. In: *Histoire de l'art* 11 (1990), S. 37–45.
- Heitzmann, Annick: Les jardins du Petit Trianon. In: *Les Jardins de Versailles et de Trianon d'André Le Nôtre à Richard Mique*. (Ausstellungskatalog Musée national des châteaux de Versailles et de Trianon 1992). Paris 1992, S. 19–30.
- Herzog, Günter: *Robert Hubert und das Bild im Garten*. Köln 1986.
- Himmelfarb, Hélène: Versailles, fonctions et légendes. In: Nora, Pierre: *Les lieux de mémoire*. Bd. II: La Nation, Teil 2. Paris 1986, S. 235–292.
- Hirschfeld, Christian Cay Lorenz: *Theorie der Gartenkunst*. Leipzig 1779–1785.
- Les Jardins de Versailles et de Trianon d'André Le Nôtre à Richard Mique (Ausstellungskatalog Musée national des châteaux de Versailles et de Trianon 1992). Paris 1992.

Joanne, Adolphe: Versailles et les Trianons. Palais, Musée, Jardins. Paris o.J. (1870).

Langlois, Gilles Antoine: Folies, Tivolis et Attractions. Les premiers parcs de loisirs parisiens. Paris 1991.

Mathurin Lescure, François-Adolphe: Les Palais de Trianon. Histoire – Description. Catalogue des objets exposés, Paris 1867.

Marie-Antoinette. Archiduchesse, Dauphine et Reine (Ausstellungskatalog Château de Versailles). Versailles 1955, S.40.

Maroteaux, Vincent: Versailles, le roi et son domaine. Vorwort von Pierre Arizzoli-Clémentel. Versailles 2000.

Meyer, Friedrich Johann Lorenz: Fragmente aus Paris im IV. Jahr der Französischen Republik, Band 2. Hamburg 1798.

de Nolhac, Pierre: Le Trianon de Marie-Antoinette. Paris 1914.

de Nolhac, Pierre: Trianon saccagé. In: Le Figaro, 20. November 1933.

Oxenius, Katharina: Vom Promenieren zum Spazieren. Zur Kulturgeschichte des Pariser Parks. Tübingen 1992.

von Plato, Alice: Präsentierte Geschichte. Ausstellungsarchitektur und Massenpublikum in Frankreich im 19. Jahrhundert. Frankfurt am Main 2001.

Proust, Marcel: Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Bd. II: Im Schatten junger Mädchenblüte. Frankfurt am Main 1954 (Paris 1918).

Rousseau, Jean-Jacques: Julie oder die neue Heloise. München 1978 [Paris 1782].

de Roux, Emmanuel: Le parc et le château de Versailles s'emploient toujours à effacer les traces de la tempête de 1999. In: Le Monde, 29. Dezember 2000.

Schmidt, Leopold: Bauernhausforschung und Gegenwartsvolkskunde. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, N.S. 29 (1975), S. 307–324.

Vaessen, Jan: Authentizität als Rekonstruktion. Die Grenzen der musealen Vorstellung. In: Baumeier, Stefan (Hg.): Konservierung von Holzbauten. Kopien historischer Gebäude in Freilichtmuseen. Bericht über die 2. Tagung der Arbeitsgruppe des Verbandes Europäischer Freilichtmuseen in Detmold vom 23.–25. September 1994, Detmold 1994.

Vues et plans du Petit Trianon à Versailles. Présentation et commentaires de Pierre Arizzoli-Clémentel. Paris 1998.

Watelet, M.: Essai sur les jardins. Paris 1774.

Wörner, Martin: Vergnügung und Belehrung. Volkskultur auf den Weltausstellungen 1851–1900. Münster u.a. 1999.

Wörner, Simone: „Wie ist die Natur im allgemeinen so schön“. Kleidungs-ideen und Kleidungsverhalten bürgerlicher Naturbewegungen. In: Kleider und Leute (Ausstellungskatalog Vorarlberger Landesausstellung Hohenems). Hohenems 1991, S. 294–322.

Zippelius, Adelhart: Handbuch der europäischen Freilichtmuseen (Führer und Schriften des Rheinischen Freilichtmuseums und Landesmuseums für Volkskunde in Kommern 7). Köln 1974.

Zweig, Stefan: Marie Antoinette. Bildnis eines mittleren Charakters. Gesammelte Werke, Bd. 4. Frankfurt am Main 1981 (Leipzig 1932).

Nina Gorgus: The “Queen’s Hamlet” in Versailles – A History of its Reception

Queen Marie-Antoinette had a “Queen’s Hamlet” built on the grounds of the park at the chateau at Versailles. The hamlet, which took five years to build and was completed in 1788, consisted of a dozen structures; it looks today like a miniature open air museum. At the time, it evoked considerable controversy, though it was also copied at other European courts. As a consequence of the French Revolution, the hamlet was regarded – even well into the 20th century – as a royal whim, and not as a complex architectural composition. However, the process of museumification that began to develop in the mid-19th century also changed perspectives, and allowed the innovative aspects of this mise-en-scene to be recognized.

Mitteilungen

Feuerbräuche in Tirol

Bemerkungen zu gegenwärtigen Entwicklungen

Karl C. Berger

In Tirol ist eine neue Dynamik in der Entwicklung der Feuerbräuche festzustellen. Zentral sind dabei die Motivationen der Brauchträger. Diese reichen von finanziellen Anreizen, über die touristische Vermarktung bis hin zu Bräuchen, die als Event veranstaltet werden. Politisch motivierte Feuer, wie sie noch in den 60er Jahren zu sehen waren („Südtirol“) spielen nur mehr eine untergeordnete Rolle oder wurden von neu entstandenen, gegen Umweltzerstörung und Transit gerichteten Feuern abgelöst. Innovation und Modernisierung führten so zu einer Neubelebung der Bräuche.

I.

„Welch schönen Anblick in heiterer Juninacht die durch's ganze Tal an den dunklen Bergwänden und Jöchern zerstreuten Feuer gewähren, weiß jeder, der dieses erhebende Schauspiel von einem günstigen Platze aus ansieht. Besonders der Blick in einmündende Seitentäler, z.B. von Bruneck ins Tauferertal ist bezaubernd. Auf den Jöchern werden die Feuer im Unterinntal meist von den ‚Albingern‘ (Almleuten-Sennern) entzündet. So konnte man noch in den Fünfzigerjahren des letzten Jahrhunderts auf den Spitzen des Sonnwendjoches stets zwei mächtige Feuer sehen.“¹

Diese schwärmerischen Zeilen stammen aus der Feder Ludwig von Hörmanns. Mit seinen – wie er im Vorwort zu seinem Werk „Tiroler Volksleben“ schreibt – „naturwahren Schilderungen“ wollte er ein „getreues Spiegelbild des tirolischen Volkslebens‘ der Gegenwart“ geben. Hörmanns Eifer war getrieben durch die Vorstellung von einem „Niedergang des Volkslebens“ durch „das Eindringen der neuzeitlichen Kultur“² seit der

1 Hörmann, Ludwig von: Tiroler Volksleben. Ein Beitrag zur deutschen Volks- und Sittenkunde. Stuttgart 1909, S. 118.

2 Hörmann: Tiroler Volksleben (wie Anm. 1), S. VII.

Mitte des 19. Jahrhunderts. Er hätte sich wohl nicht träumen lassen, dass viele der von ihm beschriebenen Bräuche knapp hundert Jahre später eine neue Konjunktur erleben würden.

Mit bildhafter Anschaulichkeit spiegeln die Zeilen Hörmanns die stille und anonyme Bewunderung der im Tal stehenden Zuschauer wider. Denn noch heute sind die in der Dämmerung weithin sichtbaren Feuerbräuche für viele Menschen eine überaus attraktive Erscheinung. Die lokalen und regionalen Zeitungen berichten jedes Mal ausführlich und dabei selten ohne den Hinweis auf vermeintliche uralte, mythische und heidnische Wurzeln. Die einzelnen Feuerbräuche in Tirol finden an verschiedenen Terminen statt. Schon allein deshalb muss jeder Brauch vorerst für sich betrachtet werden. Allgemein gültige, für alle Bräuche zutreffende Aussagen können nur schwer formuliert werden, obwohl gemeinsame Tendenzen und Entwicklungen festzustellen sind.

Volkskundliche Untersuchungen über Feuerbräuche in Tirol richteten sich in der Vergangenheit vor allem auf die als traditionell geltenden Bräuche. Neben den Feuern am Funkensonntag³ waren es vor allem die Osterfeuer im Zillertal, die Herz-Jesu-Feuer sowie die Sonnwendfeuer, die im Mittelpunkt volkskundlicher Abhandlungen standen. Spätestens seit den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts ist innerhalb der Feuerbräuche Tirols eine große Dynamik zu beobachten. Neue Bräuche begannen sich zu formieren, einige traditionelle Bräuche erstarkten oder wurden wiederbelebt. Die folgende Arbeit richtet ihren Blick auch auf diese neuen Entwicklungen. Sie erfasst heutige Erscheinungsformen und bringt kurze Brauchbeschreibungen. Dabei wurde versucht, ausgehend von einer ethnografischen Umschau, gegenwärtige Tendenzen darzulegen, unterschiedliche Motivationen der Brauchträger bzw. Organisatoren herauszuarbeiten, sowie die Frage nach möglichen politischen Inhalten der Feuerbräuche in Tirol zu beantworten.

II.

Das Scheibenschlagen zählt zu den traditionellen Formen von Feuerbräuchen in Tirol. Im Gegensatz zu den Sonnwendfeuern oder Herz-Jesu-Feuern ist der Brauch, trotz einiger andersgearteter Versuche, in den meisten Fällen ein eher kleiner und privater Brauch geblieben. Eine touristische Vermarktung findet nur vereinzelt statt. Das Verbreitungsgebiet in Tirol ist mit dem Südtiroler Vinschgau sowie dem Nordtiroler Oberland abgesteckt. Daneben ist der Brauch jedoch auch im osttiroler Iseltal anzutreffen. Im Nordtiroler

3 Hierbei sei auf die veröffentlichte Dissertation von Reinhard Jöhler hingewiesen: Jöhler, Reinhard: Zur Formierung eines Brauchs. Der Funken- und Holepfannsonntag. Studien aus Vorarlberg, Liechtenstein, Tirol, Südtirol und dem Trentino (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie, Bd. 19). Wien 2000.

Unterland und in weiten Teilen Südtirols ist das Scheibenschlagen heute unbekannt. Flurnamen, wie die *Scheibschlagalm* in Westendorf im Brixental oder der *Scheibenrain* in Gnadenwald bei Hall sowie geschichtliche Quellen deuten aber darauf hin, dass der Brauch über ganz Tirol verbreitet gewesen sein muss.⁴ Als Termin wird meist der Erste Fastensonntag („Invocabit“) genannt. Diese Annahme ist zwar für das Tiroler Oberland sowie den Vinschgau zutreffend, jedoch bedarf es im Hinblick auf die Osttiroler Erscheinungsform einer Differenzierung. Dort ist das Scheibenschlagen stark rezessiv. Während Beda Weber den Brauch Mitte des 19. Jahrhunderts am Johannestag (24. Juni) noch im gesamten Bezirk ortete,⁵ kam er um Lienz nach dem Ersten Weltkrieg⁶ zum Erliegen. Im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts wurde das Scheibenschlagen in Matrei i. O. am Peter-und-Paul-Tag (29. Juni) noch von Frauen durchgeführt, aber etwa in der Mitte des 20. Jahrhunderts aufgegeben.⁷ In der Nachbargemeinde Virgen hielt er sich bis in die achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts. Nachdem auch das Virger Scheibenschlagen von Frauen übernommen wurde,⁸ waren es zum Schluss Jugendliche, die den Brauch ausübten.⁹ In der hintersten Gemeinde des Iseltals schließlich, in Prägraten, ist das Scheibenschlagen – am Peter-und-Paul-Tag von Jugendlichen durchgeführt – noch zu finden.

Anders erscheint die Situation im Vinschgau und im Tiroler Oberland. Das dortige Scheibenschlagen am *Kassunt(g)* (wie der Erste Fastensonntag wegen der verabreichten Käsekrapfen hier genannt wird) war zu Beginn des 20. Jahrhunderts ebenfalls rezessiv und wurde in zahlreichen Gemeinden aufgegeben. Durch die Abtrennung Südtirols erhielt der Brauch aber einen neuen Stellenwert und galt als „*Tiroler Brauch, der die Einheit des Landes auch weiterhin dokumentieren konnte*“.¹⁰ Trotz dieser Bedeutung entwickelte sich das Scheibenschlagen im Vinschgau und im Tiroler Oberland jedoch unterschiedlich weiter. Die Vinschgauer Erscheinungsform ist dabei üppiger und motivreicher. In Prad wird eine geschnitzte, mit religiösen (Herz-Jesu, IHS) und anderen Verzierungen versehene *Kassuntischeibe* am Anfang geschlagen, ein Motiv, das R. Wolfram bereits in den dreißiger Jahren des

4 Vgl. Dörrer, Anton: Tiroler Fasnacht. Innsbruck 1949, S. 210.

5 Vgl. Weber, Beda: Das Land Tirol. Mit einem Anhang Vorarlberg. Ein Handbuch für Reisende. Innsbruck 1938.

6 Dörrer: Tiroler Fasnacht (wie Anm. 4), S. 210.

7 Lt. Angaben von Eduard Berger, vulgo Gelenzer in Matrei i. O. (geb. 1934) wirkte seine Mutter Elisabeth, geb. Mattersberger (geb. 1902), in der Zwischenkriegszeit noch beim Scheibenschlagen in der Taxach-Alm bei Matrei mit.

8 Lt. Angaben von Steiner Anna, vulgo Marcha, Welzelach (geb. 1946), die etwa um 1960 noch beim Scheibenschlagen mitwirkte.

9 Lt. Angaben von Steiner Helmut (geb. 1974).

10 Vgl. Johler: Formierung eines Brauchs (wie Anm. 3), S. 157.

20. Jahrhunderts beobachtete.¹¹ In Kortsch und Mals wird beim Scheibenschlagen eine *Hex*, in Schluderns und Prad *Kasfanga* genannt, verbrannt. Es handelt sich dabei üblicherweise nicht wie in Stilfs um eine menschenähnliche Strohfigur, sondern um eine *Larmstange*, d.h. um eine senkrecht aufgestellte Latte, an der eine rauten- oder kreisförmige Konstruktion fixiert ist.¹² Dieser Aufbau muß bewacht werden, da von Nachbardörfern versucht wird, die Stangen umzuwerfen oder verfrüht anzuzünden.

Im Tiroler Oberland ist heute weder *Kassuntischeibe* noch *Hex* zu finden. Unterschiedliche Tendenzen sind auch anhand der Trägerschicht zu beobachten. Während in Kortsch, Stilfs oder Schluderns im Vinschgau Jugendliche den Brauch ausüben und manchmal sogar Kinder beim Scheibenschlagen zu beobachten sind,¹³ treten heute in den Bezirken Landeck und Imst verschiedene Vereine als Brauchträger auf. In Zams, Landeck-Perjen, Graf-Gurnau, Pettneu, Schnann, Strengen (Stanzertal) sowie im Paznauntal und in den Gemeinden des Oberen Gerichts ist es die Freiwillige Feuerwehr, die als Organisator auftritt. In Grins, am Eingang des Stanzertals, und in Ehrwald hat die Schützenkompanie den Brauch übernommen. Das Scheibenschlagen 2001 in Zams und Landeck wurde von den Feuerwehren öffentlichkeitswirksam beworben und war dementsprechend gut besucht. Mehrere hundert Zuschauer bestaunten das Spektakel. Familiärer hingegen war das Scheibenschlagen 2001 in Strengen und 2003 in Pettneu. Kaum 100 Einheimische sahen das Treiben. In Strengen oder Landeck-Perjen findet der Brauch jährlich statt, während er in Schnann oder Pettneu nur alle zwei Jahre veranstaltet wird. Der Ablauf unterscheidet sich in den Gemeinden des Tiroler Oberlandes nur unwesentlich. Beim Scheibenschlagen 2001 in Strengen verkaufte die Feuerwehr an einem kleinen Stand *Kaskiachla*, heiße Krapfen mit Käsefüllung, sowie Bier, Schnaps und andere Getränke. Bereits einen Tag zuvor wurde von einigen Feuerwehrkameraden aus einem Brett und zwei Holzstecken eine kleine Schanze errichtet, von der die Scheiben später ins Tal geschossen wurden. Dabei musste darauf geachtet werden, dass das Brett nicht federt, sondern steif liegt, da beim späteren Schlagen ein Wippen hinderlich ist. Das Holz für die Scheiben wird erst wenige Tage vor dem Termin geschlägert. Das noch feuchte Birkenholz fördert ein Glühen der Scheiben und verhindert gleichzeitig das zu schnelle Abbrennen. Das Holz wird in Scheiben gespalten, durchbohrt und mit einem Eisendraht

11 Wolfram, Richard: Die Jahresfeier. In: Österreichischer Volkskunde Atlas, 3. Lieferung, 1968, Bl. 52, S. 40.

12 Vgl. Mangold, Guido; Griebmair, Hans: Brauchtum in Südtirol. Bozen 2000, S. 104.

13 Vgl. Haller, Franz: Das Brauchtum des Scheibenschlagens im Obervinschgau. In: Der Schlern, 61. Jg., 1987, Heft 3, S. 167.



Scheibenschlagen, Strengen a.A., 2001, Foto: Berger

zu einem Ring zusammengebunden. Beim Scheibenschlagen wird der Drahting wieder geöffnet, eine Scheibe wird auf einen Stecken gesteckt und ins Feuer gehalten bis sie glüht und Funken wirft. Durch den Lautsprecher sind die dabei gesprochenen gereimten Verse gut zu hören. Es handelt sich aber nicht mehr um überlieferte Sprüche, wie sie etwa Ludwig von Hörmann beschrieben hat¹⁴, sondern um in Reimen gefasste lustige oder peinliche Anekdoten über bestimmte Gemeindebürger. Ältere Spruchformen werden noch in Landeck-Perjen oder Ehrwald vorgetragen. Beim 1986 wieder eingeführten Scheibenschlagen von Pettneu versucht man, an die frühere Tradition anzuknüpfen und beginnt so das Spektakel mit dem Vers:

*Dia Scheiba, dia Scheiba,
dia will i hiaz treiba
Schmalz in d'r Panna
Kiachla in d'r Wanna
Pfluag i d'r Eard
Schaau, dass dia Scheiba weit außa geahrt.*¹⁵

¹⁴ Vgl. Hörmann: Tiroler Volksleben (wie Anm. 1), S. 32 sowie Dörner: Tiroler Fasnacht (wie Anm. 4), S. 205.

¹⁵ Aufgezeichnet beim Scheibenschlagen 2003 in Pettneu a. A.

Diese Scheibe, diese Scheibe,
 die will ich jetzt treiben.
 Schmalz in der Pfanne
 Küchlein in der Wanne
 Pflug in der Erde
 Schauen, dass die Scheibe weit hinausgeht.

Beim Scheibenschlagen in Strengen hingegen sind diese Zeilen nicht mehr zu hören, dort begann es 2001 mit folgendem Reim:

*A herzlichs Grias Gott liabi Leit,
 heint isch wieder Scheibaschlogzeit.
 D'Feurwehr tuat schira und fuiara
 Glühweih, Kaskiachla und Schnaps geits o'huira.
 Seits ins nit beas wega der Reimerei,
 o eppas z'locha set darbei sei.
 D'Feurwehr mecht sie iatz glei an olladi wenda
 Und schua donka für die zohlreicha Spenda.¹⁶*

Ein herzliches Grüß Gott, liebe Leut',
 heute ist wieder Scheibenschlagzeit.
 Die Feuerwehr schürt und feuert
 Glühwein, Käsekrapfen und Schnaps gibt's auch heuer.
 Seid uns nicht böse wegen der Reimerei,
 auch etwas zum Lachen soll dabei sein.
 Die Feuerwehr möchte sich jetzt an alle wenden
 und schon danken für die zahlreichen Spenden.

Für jeden Haushalt wird zwar eine eigene Scheibe ins Tal geschleudert, aber nur bei wenigen Ausgewählten wird auch ein Vers artikuliert. Meist begleitet die Feurscheibe lediglich ein: „*Dia negscht Scheibe isch fir'n [Name]*“ (Die nächste Scheibe ist für'n [Name]). Nur in kleineren Ortschaften, wie Schnann am Arlberg, ist ein Reim für jeden Haushalt zu hören. In Graf-Gurnau, einem Stadtteil von Landeck, werden für verdiente Gemeindebürger zusätzlich Feuerwerksraketen abgeschossen. Für Bürgermeister oder Pfarrer werden in Strengen Ehrenreime verfasst:

*Dr Erich inser Bürgermeister tuat si für dia Gemeinde schua fest ploga,
 drum möchte mir heint amol recht Vergelt's Gott sogä.
 Überall isch er dabei,
 ob eppa Traurigs isch oder eppas Feis.
 Dia Kanalisieri hot er huira obschliaßa kenna,*

16 Alle Sprüche aus: Scheibaschloga 2001 – Gesammelte Sprüche herausgegeben von der Freiwilligen Feuerwehr Strengen.

*und er hot sie fest ingsetzt, dass iatz endli des Loch kinnt unterm Strenga.
A grossi Freud mit seinem Enkala hot er oh, z'sal konn ma ruhi sogä,
man sieht ihn iatz olli öfta auf a Weiher aufi fohra.*

Der Erich unser Bürgermeister tut sich für die Gemeinde schon fest plagen,

darum möchten wir heute einmal recht Vergelt's Gott sagen.

Überall ist er dabei,

ob etwas Trauriges ist, oder etwas Feines.

Die Kanalisierung hat er heuer abschließen können,

und er hat sich fest eingesetzt, dass jetzt endlich das Loch¹⁷ kommt unter Strengen.

Eine große Freude mit seinem Enkel hat er auch, das kann man so sagen, man sieht ihn jetzt immer öfter auf Weiher hinauf fahren.

Neben wenigen Ehrengedichten, hat der Großteil der Reime jedoch eher einen spöttischen Beigeschmack:

*Dr Feuerwehrkommandant Ewald mit dr
Stirnlompa vo Dawin ocha fährt
und denkt sie, dass dia Batterie amol ausg'wechselt keat.
Ober Ewald es war holt schua guat,
wenn man in dar Nocht die Sunnabrilla ocha tuat.*

Der Feuerwehrkommandant Ewald mit der Stirnlampe von Dawin herunter fährt

und denkt sich, dass die Batterie einmal ausgewechselt gehört.

Aber Ewald, es wäre halt schon gut,

wenn man in der Nacht die Sonnenbrille herunter tut.

Die niedergeschriebene Form der gereimten Texte, die beim Scheibenschlagen verlesen werden, wird einige Tage später durch Mitglieder der Freiwilligen Feuerwehr im Ort verkauft. Für das achtseitige Heft spendete man etwa 100 Schilling (~7 Euro), einige sogar bis zu 500 Schilling (~ 37 Euro). Da sich kaum ein Haushalt findet, der das Heft nicht erwirbt, kommt für die Freiwillige Feuerwehr eine beträchtliche Summe zusammen. Durch die Einnahmen aus dem Verkauf der „Scheibenschlag-Zeitung“ ist die Feuerwehr Strengen, wie übrigens zahlreiche andere Feuerwehren im Bezirk auch, davon abgegangen, im Sommer ein Zeltfest zu organisieren. Aufgrund des lukrativeren Brauchs erscheint es finanziell nicht mehr notwendig.

Durch die umfangreichen Studien von Anton Dörrer und Nikolaus Grass¹⁸ sind die historischen Quellen zum Scheibenschlagen in Tirol gut dargestellt.

17 Mit „Loch“ ist der Bau des Umfahrungstunnels Strengen gemeint.

18 Vgl. Dörrer: Tiroler Fasnacht (wie Anm. 4), S. 202–218; Grass, Nikolaus: Der

Während Hinweise für das 16. Jahrhundert nur vereinzelt vorliegen, häufen sich die Quellen im Laufe des 17. Jahrhunderts. Die damals erlassenen Beschränkungen und Verbote der Innsbrucker Regierung sowie die Schutzmaßnahmen für den Wald schränkten das Verbreitungsgebiet des Brauchs zunehmend ein. Da für die Gebiete des Bistums Chur – dazu zählten auch der Vinschgau, das Meraner Burggrafenamt sowie Teile des Oberen Gerichts und das Paznauntal – die Verordnungen keine Gültigkeit hatten, hielten sich in dieser Region verstärkt die Feuer am Funkensonntag. Im Laufe des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts wurden sie jedoch auch in diesem Gebiet vermehrt aufgegeben.

Für das ausgehende 20. Jahrhundert lassen sich im Tiroler Raum unterschiedliche Tendenzen beobachten. Während das Scheibenschlagen in Osttirol fast vollständig zum Erliegen kam, und im Vinschgau von Jugendlichen übernommen wurde, erlebte es im Tiroler Oberland punktuell einen neuen Boom. Dieser war dem beschriebenen Wirken der örtlichen Feuerwehren bzw. Schützenkompanien zu verdanken. Andererseits wurde der Brauch in vielen Orten, etwa in Flirsch im Stanzertal, in mehreren Orten des Pitztals und im ganzen Paznaun aufgegeben. In der Gegend um Imst und Zams sowie vermehrt im Außerfern begann man hingegen in den achtziger und neunziger Jahren den Brauch wieder einzuführen. Auch dort waren es meist die Freiwilligen Feuerwehren, die den Anstoß gaben und heute als Trägervereine erscheinen: *„Der uralte Brauch des Scheibenschlagens wurde in diesen Tagen im Außerfern und im Oberland wieder zum Anziehungspunkt zahlreicher Schaulustiger. Wurde der Brauch teilweise wieder ‚reaktiviert‘, gibt es aber auch Orte, in denen dieser Fastenbrauch seit Menschengedenken immer geübt wurde. Der Ursprung dürfte bis auf die Keltenezeit zurückreichen und soll heidnisches Winter- und Dämonenaustreiben symbolisieren. (...) Die Orte im Außerfern und im Oberland, in denen der Brauch noch oder wieder gepflegt wird, sind Weissenbach, Pinswang, Musau, Ehrwald, Landeck, Zams, Grins, Tobadill und Strengen.“*¹⁹

III.

Für eine enge Verbindung von Brauch und Kunst plädiert der Tiroler Künstler Gebhard Schatz. Seit den 1980er Jahren bildet das Element Feuer das Zentrum seines künstlerischen Schaffens. Schatz, geboren 1951 in Imst, studierte Architektur und beschäftigte sich mit dem Bau von Steinspeicheröfen. Im Zuge eines Amerikaufenthaltes kam er nach Cabo-San Lucas in

Kampf gegen Fasnachtsveranstaltungen in der Fastenzeit. In: Zeitschrift für Volkskunde 53 (1956/57), S. 204–237.

¹⁹ Tiroler Tageszeitung vom 02.03.1995.

Mexiko. Dort bestaunte er ein Osterfest, bei dem Feuer entzündet wurden. Aufgefordert selbst ein Feuer zu entzünden, versetzte er einen ausgetrockneten Kaktus in Brand. Durch die dünnen Kapillaren fraß sich das Feuer durch und brach an ungeahnten Stellen neu aus. „*Vom brennenden Kaktus zum Event beim ‚steirischen herbst‘ war es tatsächlich nur ein Schritt, denn auf dem Flug heimwärts erzählte er nichtsahnend einem Reisegefährten über seinen Umgang mit dem Feuer, und dieser entpuppte sich als Organisator in dem renommierten Kunstfestival.*“²⁰ Im Laufe der 1980er und 1990er Jahre realisierte er zahlreiche Performances in Innsbruck, Wien sowie in den USA und Japan. Seine Tätigkeit brachte ihm 1989 sogar einen Lehrauftrag an der Hochschule für angewandte Kunst in Wien ein.

Im Hinblick auf die Feuerbräuche in Tirol ist das Jahr 1997 entscheidend. In diesem Jahr gründete er die Initiative „*FeuerBerge*“, mit der er eine Verbindung zwischen Brauch und zeitgenössischer Kunst suchte: „*Im Tirol Festival FeuerBerge begegnen sich Volkskultur mit Wissenschaft und Zeitkunst, werden Tradition und Moderne thematisiert. (...) Zwischen Brauchtum und moderner Kultur können vielfältige Spannungsbögen geschaffen werden: Literatur, Musik, Kunst nehmen Stellung zur Beziehung von Mensch und Universum.*“²¹

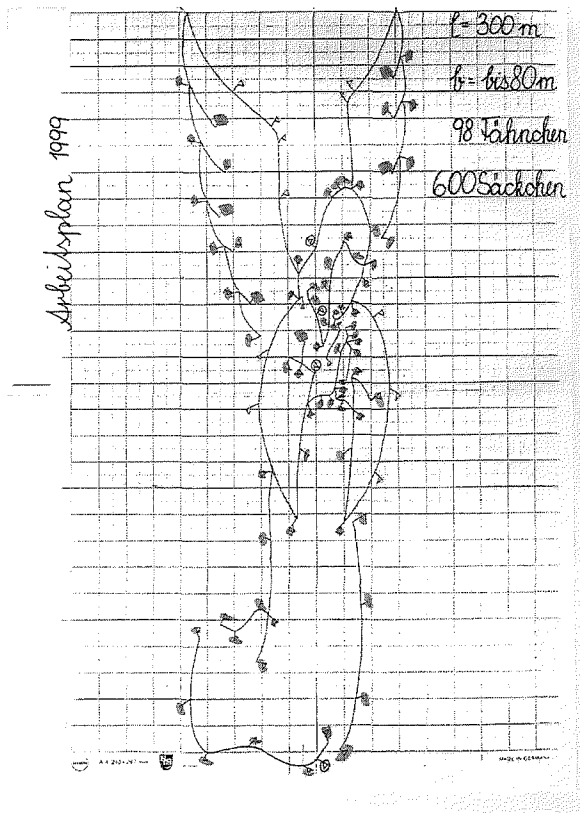
Nach dem Festival von 1998, bei dem zahlreiche Aktionen mit Feuer durchgeführt wurden, stach die Aktion FeuerBerge vor allem 1999 ins Auge. In Zusammenarbeit mit den Tiroler Bezirksblättern veranstaltete Gebhard Schatz einen „*Bergfeuerwettbewerb*“. Ein Ziel des Wettbewerbs war, die „*Kommunikation zwischen allen Bergfeuermachern zu vertiefen*“²² sowie den Stellenwert der Berg- und Sonnwendfeuer zu unterstreichen. „*Gemeinsam mit den Tiroler Bezirksblättern veranstaltet die Initiative ‚Feuerberge Tirol 99‘ einen großen Bergfeuerwettbewerb. Wie beim Blumenwettbewerb soll hier die Vielfalt und Lebendigkeit der Bergfeuerkultur bekannt gemacht werden.*“²³ Die zahlreich eingesandten Fotos von Sonnwend- und Herz-Jesu-Feuern kamen vor allem aus dem Tiroler Oberland und dem Außerfern, vereinzelt auch aus dem Unterland sowie aus Naturns in Südtirol. Sieger des Wettbewerbs waren Gruppen aus Ehrwald und Lermoos, der Preis war ein Bierfest im Wert von 10.000,- Schilling, gesponsert von Kaiser Bier. Die Siegergruppe rund um Karl Heinz Somweber zeichnete zur Sonnwend mit mehreren kleinen Feuerstellen in etwa 2000 m Seehöhe an eine Bergwand nahe Lermoos den Kopf eines Adlers. „*Viel Mühe für genaue Vermessungspläne unter Berücksichtigung der Verzerrung, das Füllen der Papiersäcke*

20 Schatz, Gebhard: Feuer und Kunst. In: Arunda 44, 1996, S. 7.

21 Feuerberge, Programm zum Aktionstag am 20.06.1998.

22 Blickpunkt – Ausgabe Imst vom 05.06.1999.

23 Blickpunkt – Ausgabe Imst vom 26.05.1999.

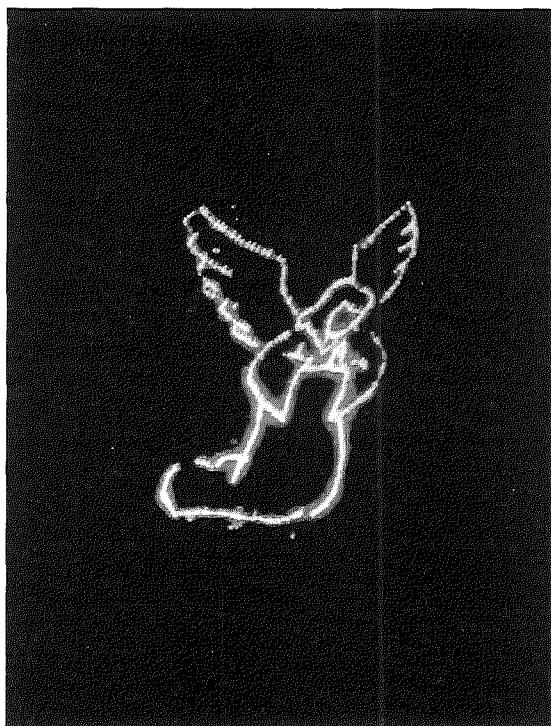


Plan zum Sonnwendfeuer, „Engel“, Ehrwald, 1997 (G. Guem)

mit mit Rapsöl getränktem Sägemehl und die Tatsache, dass in der Region ‚Zwischentoren‘ die Bevölkerung intensiv in das Bergfeuern einbezogen wird, hat schließlich zum ‚Sieg‘ für die Außerferner geführt.“²⁴

Die Sonnwendfeuer im Tiroler Außerfern erfuhren seit einigen Jahren eine auffallende Dynamik. Die Darstellung der ausgeklügelten Figuren ist arbeits- und zeitintensiv. Gerhard Guem aus Ehrwald zeichnete mit seiner Gruppe im Juni 1999 einen etwa 300 Meter langen Engel auf den Gamskar in der Nähe von Ehrwald. Seine Schilderung gibt einen Einblick in die Arbeit der Brauchträger im Außerfern: „Man versucht eigentlich das ganze Jahr neue Motive zu finden und zu sammeln. 3 Mitglieder der Gruppe entscheiden

²⁴ Blickpunkt – Ausgabe Imst vom 04.07.1999.



„Engel“, Ehrwald, 1997, Foto: G. Guem

sich für ein Motiv. Nun versucht man dieses Motiv in einer Zeichnung mit klaren Linien darzustellen. Anschließend wird die Zeichnung in einen Plan übertragen, der unserem Gelände auf ca. 2000 m angepasst ist. Da der Gamskar verhältnismäßig weit vom Dorfe entfernt ist, werden unsere Bilder meistens 300m lang, damit man sie vom Dorfe aus deutlich sehen kann. Aus diesem Grund werden an den End-, Eck- und Schnittpunkten 1 m lange Holzstangen mit bunten Fähnchen ausgemessen. Der Anzündevorgang kann nur gemeinsam von oben nach unten durchgeführt werden, da das Kar extrem steinschlaggefährdet ist, und dauert bis zu 30 Minuten.“²⁵

Die vorherige Berechnung der Figur ist insofern wichtig, als das Gelände uneben ist und die Verzerrungen berücksichtigt werden müssen. Einige Tage

²⁵ Brief von Gebhard Guem vom 12.07.1999 an die Redaktion des *Blickpunkt Imst*. Zur Verfügung gestellt von Gebhard Schatz, Imst.

vor dem Anzünden wurden für das 1999 gezeigte Engelsmotiv ca. 620 Säckchen mit brennbarem Rapsöl gefüllt. Nachdem das Bild anhand des Plans von 5 Mitgliedern der Gruppe am frühen Vormittag noch mit 98 Fähnchen ausgemessen und kontrolliert wurde, positionierten weitere 11 Teilnehmer kurz nach Mittag die Säckchen. Am 27.06.1999 wurde die Feuerfigur – aufgrund des starken Nebels einen Tag verspätet – abgebrannt. Nach Schätzungen betrug die gesamte Arbeitszeit etwa 170 Arbeitsstunden.

Die Motivik der Sonnwendfeuer ist religiös oder patriotisch dominiert. Die Brauchträger selbst betonen jedoch, politisch neutral zu sein. Auch das Scheibenschlagen ist nicht unmittelbar politisch konnotiert. Trotzdem können gerade Feuerbräuche in Tirol auch deutlich artikulierter Ausdruck einer politischen Gesinnung sein.

IV

Feuerbräuche sind in Tirol seit langer Zeit ein brisantes Thema. Das landesfürstlich geregelte Entzünden von Kreidefeuern²⁶ warnte innerhalb kürzester Zeit die Bevölkerung vor Gefahren, meist vor dem Eindringen eines militärischen Feindes, und mobilisierte die Landesverteidigung. Dieses System wurde schließlich auch 1797 und 1809 eingesetzt, als die bayerisch-französische Koalition Tirol zu besetzen versuchte. Der Mythos, der in Tirol um diese Zeit entstand, fand auch seine Widerspiegelung in den Feuerbräuchen. Vor allem seit der Abtrennung Südtirols nach dem Ersten Weltkrieg versuchte man durch das Entzünden von Feuern die Erinnerung an diese Epoche zu wecken und so auf die kulturelle und geistige Einheit des Landes hinzuweisen. Höhepunkt dieser Entwicklung waren zahlreiche Sonnwendfeuer in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Vor dem Hintergrund des ständig steigenden Assimilationsdrucks auf die deutschsprachigen Südtiroler waren in Nordtirol von 1965 bis 1971 zur Sommersonnenwende Feuer zu beobachten, die auf diese Problematik hinwiesen. Initiator dieser Schriftzeichen war Sebastian Leitner. Geboren 1916 in Südtirol, kam er im Zuge der Option 1939 nach Jenbach. In einem Brief schrieb er 1999 rückblickend: *„Bei uns in Südtirol waren die Bergfeuer als Tirolerbrauch unter Strafe verboten (Italien), aber trotz dieses Verbots loderten im ganzen Land die Feuer. „Lodernde Feuer in der dunklen Nacht kündeten, dass die Freiheit einmal neu entfacht.“ Die Freiheit erlangten wir nicht. 1939 die Umsiedlung. Ich fand in Jenbach eine neue Heimat und setzte mich weiter für die Rechte meiner Heimat ein. Was kann mehr auf ein Landesanliegen aufmerk-*

26 Vgl. Verzeichnis der Kreydenfeuer in Tirol von 1678; TLM Ferdinandeum, FB 6202, Nr. 4.

*sam machen, als die brennenden Berge in dunkler Nacht?*²⁷ Die von ihm initiierten Feuer zeigten den Schriftzug „*Südtirol*“, welchem ein Kreuz und ein Herz (1965–1968) bzw. mehrere kleine Feuer über der Schrift (1969–1970) hinzugefügt wurden. 1971 entzündete er an der Innsbrucker Nordkette das Schriftzeichen „*Südtirol in Not*“.²⁸

Die Sonnwendfeuer um Innsbruck wurden – und werden noch heute – durch den „*Sonnwendring*“ koordiniert. Der Verein setzt sich neben Mitgliederorganisationen, wie dem *Alpenverein* und dem *Akademischen Alpenclub Innsbruck*, vor allem aus politisch deutlich rechts stehenden Organisationen, wie der *Landmannschaft Tyrol* oder der Burschenschaft *Teutonia*, zusammen. Für die Nacht der Sommersonnenwende wurden auf der Nordkette den Mitgliedsvereinen Feuerplätze zugeteilt. Jeder Organisation stand ein bestimmter Bereich für ihr Feuer zur Verfügung. Diese Regelung, die bis in die achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts auch in der Tiroler Tageszeitung publiziert wurde,²⁹ gilt zwar bis heute, viele Mitgliedsvereine haben aber von ihrem Feuerplatz seit Jahren nicht mehr Gebrauch gemacht. Ein Grund ist in der nicht mehr zeitgemäßen politischen Ideologie des *Sonnwendrings* zu suchen, ein weiterer, damit zusammenhängender, liegt in der Überalterung des Vereins, der sich heute mit großen Nachwuchsproblemen konfrontiert sieht. Durch eine Kooperation mit dem Innsbrucker Stadtmarketing versucht der Verein, die Bräuche neu zu beleben. Die seit 2001 organisierte „*Innsbrucker Bergsonnwend*“ kombiniert die Sonnwendfeuer mit zahlreichen Attraktionen in der Innenstadt. Von Seiten der Stadt wird versucht, die politische Dimension zurückzudrängen.

Im Gegensatz zur Innsbrucker Situation werden bei den beschriebenen Sonnwendfeuern im Außerfern keine Feuer entzündet, die politisch rechts motiviert sind. Diese Problematik stellt sich für die Außerferner Brauchträger gar nicht. Dementsprechend gibt es weder Nachwuchsprobleme noch Mangel an Innovation.

Neben den Südtirol-Schriftzügen zur Sommersonnenwende waren es vor allem die Herz-Jesu-Feuer, die die Landeseinheit Tirols beschworen. Am 1. Juni 1796 beschlossen die Landstände in Bozen, vor dem Hintergrund einer bevorstehenden französischen Invasion, Tirol dem „*Heiligsten Herzen Jesu*“ zu weihen. Die Herz-Jesu-Feuer gelten seither als Erinnerung an

27 Brief an *Aktion Feuerberge Tirol* vom 13.7.1999. Zur Verfügung gestellt von Gebhard Schatz, Imst.

28 Feuerbräuche als Zeichen der „Unfreiheit Südtirols“ bzw. als Beweis für die „Landeseinheit Tirols“ bis nach Salurn werden auch in der Trilogie *Verkaufte Heimat* von Felix Mitterer thematisiert.

29 Vgl. Leipert, Karl: Brandplatzbesetzung der Sonnwendfeuer. In: *Tiroler Tageszeitung* vom 21.06.1980.

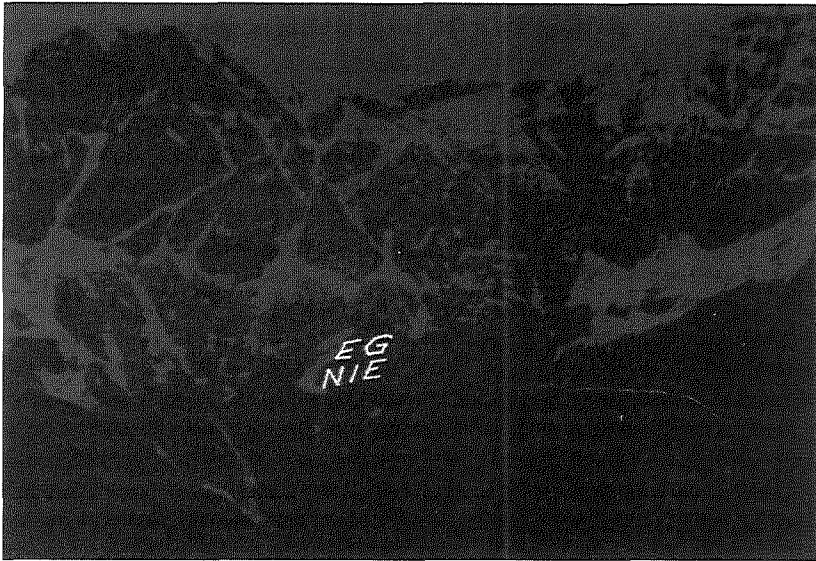
dieses Gelöbnis. Da sie im direkten Zusammenhang mit den heroisierten Jahren 1797–1809 standen, galten sie als Zeichen „eines Tirols – von Kufstein bis Salurn“. Dementsprechend treten in vielen Orten nördlich wie südlich des Brenners Mitglieder von Schützenkompanien als Initiatoren dieser Bräuche in Erscheinung. Aufgrund des religiösen Gehalts der Herz-Jesu-Feuer, trafen sich bis in die späten achtziger bzw. frühen neunziger Jahre aber auch zahlreiche Gruppen der Katholischen Jugend, um Feuer zu entzünden. Organisiert von der Diözesanleitung in Innsbruck, waren vor allem in Nordtirol zahlreiche Feuer auf deren Aktionen zurückzuführen. Das Entflammen von christlichen Symbolen auf den Berghängen war sogar im Leitbild der Katholischen Jugend festgeschrieben. Nachdem dieser Passus gestrichen wurde, fielen die Gruppen der KJ relativ rasch als Brauchträger aus.

Waren die Träger der bisher beschriebenen Feuerbräuche durch eine Gesamttiroler Gesinnung bestimmt, durch eine rechtsextrem gerichtete Ideologie beeinflusst oder religiös motiviert, gehen die Beweggründe der in den späten achtziger und frühen neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts entwickelten Feuerbräuche teilweise in eine andere Richtung.

Allen voran sind in dieser Hinsicht die *Feuer in den Alpen* zu nennen. 1986 wurden in Graubünden erstmals Mahnfeuer gegen die Zerstörung des Alpenraums entzündet. 1991 schlossen sich in Luzern die Arbeitsgruppe *Val Madris-Curiciusa*, der *Grimselverein*, die Aktion *Pro Bernina Palü* sowie der Tiroler Verein *Pro Vita Alpina* zum überparteilichen Verband *Feuer in den Alpen* zusammen: „Die Idee, Feuer als Zeichen drohender Gefahr abzubrennen, hat in den Alpen eine jahrhundertealte Tradition. 1991 wurde die Idee einer europäischen Lichterkette wieder aufgenommen: Auf Anhieb brannten hunderte von Feuern als Zeichen des Widerstandes. Und Jahr für Jahr wiederholen Älplerinnen und Älpler, Solidaritäts- und Umweltbewegungen diese erfolgreiche Aktion: Nämlich sich mittels dem völkerverbindenden Feuer Mut machen im aufreibenden Kampf gegen die Auswüchse eines kranken Wirtschaftswachstums auf Kosten der Alpen.“³⁰ Als Termin für die *Lichterkette* wurde der zweite Samstag im August fixiert. 1991 brannten so erstmals in Tirol Feuer gegen die Zerstörung des Alpenraums.³¹ Die auch in Tirol brisanten und stark diskutierten Themen *Straßenbau und Transit*, *Massentourismus und Ausverkauf der Alpen*, sowie *Natur- und Umweltbelastung* ließen Tirol neben der Schweiz bereits 1992 zu einem Schwerpunktgebiet der Aktion werden. 1992 wurden die Feuer von den *Bürgerinitiativen Tirols* unterstützt und organisiert, zu der das *Transitforum Tirol*, die *ARGE Lebensraum Tirol*, die *Jugendorganisation des Österreichi-*

30 http://www.zalp.ch/archiv/zalps/eleven/el_fe.html (gelesen am 21.03.2001).

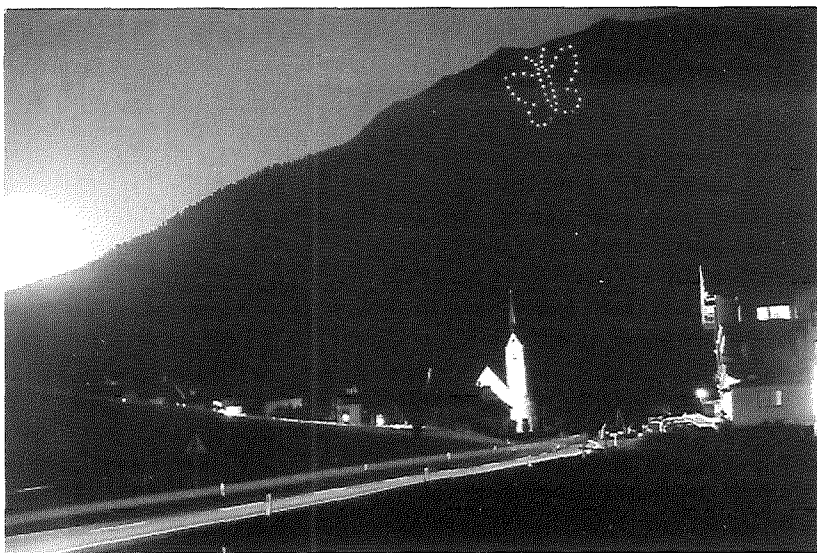
31 Vgl. Haid, Hans: Feuer in den Alpen. In: Gerlinde u. Hans Haid (Hg.): *Alpenbräuche*. Bad Sauerbrunn 1994, S. 99–124, hier S. 109.



„EG NIE“, Innsbruck, 1991, Foto: Naturfreunde Tirol

schen Alpenvereins, die Naturfreunde Tirol, die Tiroler Wasserwacht sowie die Tiroler Müllplattform und der Verein Pro Vita Alpina gehörten. 1993 schließlich brannten auch in Südtirol die ersten dieser Mahnfeuer. Neben dem Schwerpunktthema Transit richteten sich in der Gegend um Innsbruck die Feuerinschriften auch gegen die bevorstehende Olympiabewerbung. Gegen einen 18 Loch Golfplatz flammte in Mieming ein Golfschläger neben dem Wort „NIE“. Bereits 1991 thematisierten die Naturfreunde Tirol mit dem Feuerschriftzug „EG NIE“ an der Innsbrucker Nordkette die bevorstehenden Beitrittsverhandlungen Österreichs mit der damaligen Europäischen Gemeinschaft.

In Osttirol war es vor allem die lokale *Grüne Alternative Liste*, im besonderen ihr damaliger Obmann Friedrich Kalser, die als Organisator auftraten. Die Feuer richteten sich gegen den geplanten Cavalino Tunnel und die Allemannia Autobahn. Im Laufe der neunziger Jahre traten weitere Privatpersonen und Verbände als Organisatoren von Feuern in Erscheinung. Im osttiroler Pustertal versuchte die *Bürgerinitiative Kartitsch* durch die Darstellung einer Glockenblume (1997) bzw. eines Schmetterlings (1998) auf das filigrane Gleichgewicht in den Alpen hinzuweisen, welches durch den Bau neuer Umfahrungen und den damit verbundenen schleichenden Ausbau einer neuen Transitstrecke durch das Pustertal gefährdet sei.

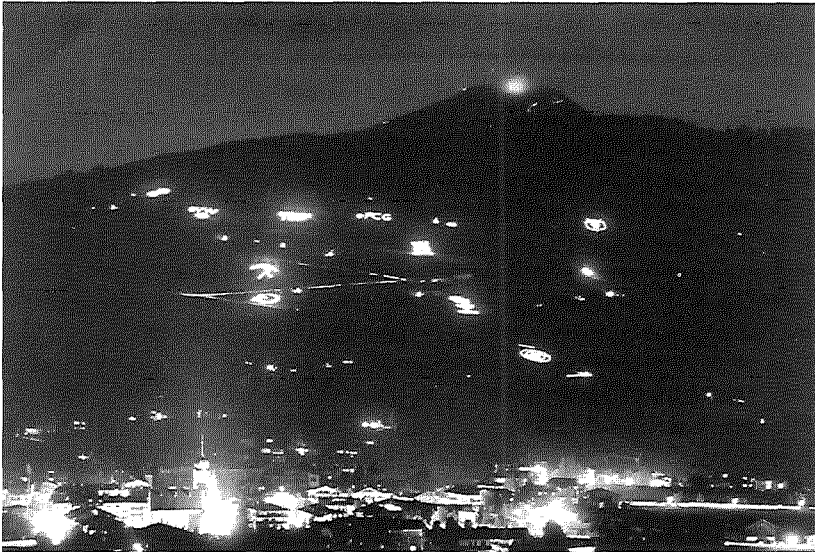


„Schmetterling“, Kartitsch, 1997, Foto: Bürgerinitiative Kartitsch

Trotz einer weiten Streuung der Motive thematisierte der Großteil der Feuer das Problem des Transits durch Tirol, wobei sich viele Feuer direkt auf den mit der EU ausgehandelten und scharf kritisierten Transitvertrag bezogen. Die meisten dieser „*Transitfeuer*“ loderten im Wipptal. Die dort entzündeten Feuer zeigten die Worte „*Atemnot*“ (1994), „*Hilfe*“, „*Nachtruhe*“ (1998), „*Nozon*“³² oder im Zuge der Brennerautobahnblockade 1998 den Schriftzug „*Stop*“.

Während sich die Feuer in den Alpen auch gegen die Auswüchse des (Massen-)Tourismus wenden, versucht man im Brixental Feuer als touristischen Magnet zu entdecken. Koordiniert von der Tourismuswerbegemeinschaft *Brixental-Kitzbühler Alpen*, zeichnen beim *Brixentaler Bergleuchten* zahlreiche Vereine das jeweilige Vereinslogo mit Fackeln auf die Nordseite von Hopfgarten: „*Wenn im Brixental, dem Naturaltal in den Kitzbüheler Alpen, Sommerfrische und Lebensfreude ‚Hochsaison‘ haben, wird ein faszinierendes Schauspiel inszeniert. Unter dem Motto ‚Brixentaler Bergleuchten‘ werden am 12.8.2000 entlang des gesamten Tales unzählige Symbole aus Fackeln entflammt. Über 50 Brixentaler Vereine stellen dabei auf den frisch gemähten, steilen Wiesen ihre Symbole, Wappen oder Schriftzüge aus*

32 NOZON von NO OZON, eine Anspielung auf die Ozonbelastung.



„Brixentaler Bergleuchten“, Brixen i.T., 2000, Foto: TVB Brixental-Kitzbühler Alpen

rund 40.000 Fackeln auf. Gegen 21.30 Uhr, wenn die Abenddämmerung der Nacht weicht, geht das (sic!) überwältigende Event über die Bühne. Die Berge des gesamten Brixentals beginnen dann zu leuchten und erscheinen in mystischen Farben – ein Fest für die Sinne, das Einheimische und Gäste gleichermaßen verzaubert. Dazu steigt am Dorfplatz von Brixen im Thale ein ‚erleuchtendes‘ Fest mit Live-Musik und Tiroler Schmankerln.“³³

Neben den Sportschützen und der Musikkapelle waren es auch Sportvereine, die ihre Vereinssymbole so darstellten. Den Berghang zierten somit eine Schützenscheibe neben einem Fußball, der Schriftzug „FCG“ neben der Harfe der Musikkapelle. Am 18. August 2000 wurde das Bergleuchten zum ersten Mal organisiert und bereits als „beeindruckende Szene, die alljährlich Gäste aus Nah und Fern bezaubert“³⁴ beschrieben. 2001 waren die Feuer am 11. August zu sehen, dem zweiten Samstag im August. Dies ist bemerkenswert, fiel doch damit das *Brixentaler Bergleuchten* mit dem Termin der *Feuer in den Alpen* zusammen. Damit waren an einem Tag, in

33 <http://www.magazin-frankfurt.de/tourismus/brixental.htm> (gelesen am 22.03.2000) (= Presstext des Touristenverbandes Brixental-Kitzbühler Alpen).

34 http://www3.tiscover.com/skiwelt/wkbrix/highlights/hljulaug_d.htm (gelesen am 22.03.2001) (Text: Tourismusverband Brixental-Kitzbühler Alpen).

einer touristischen Region, sowohl Protestfeuer gegen Transit und Massentourismus zu sehen, als auch Feuer, die vom Tourismusverband koordiniert und organisiert wurden.

Das Beispiel der Feuerbräuche zeigt, dass Bräuche unter großem Einfluss religiöser oder politischer Orientierungen stehen können. In Tirol reicht die weltanschauliche Bandbreite dabei von rechtsextrem über katholisch bis hin zu ökologisch bzw. grün-alternativ orientiert. Durch die touristische Nutzung werden manche Ideologien zwar in den Hintergrund gedrängt, bleiben aber latent präsent.

V.

Die Schaffung neuer Feuerbräuche bzw. das Erstarken und Intensivieren bestehender, traditioneller oder traditionell erscheinender Bräuche in Tirol stellt kein Einzelphänomen dar und reiht sich lückenlos in das seit den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts zu beobachtende Aufleben zahlreicher Bräuche. Formen von traditionell erscheinenden Bräuchen, wie der Fastnacht, von Perchten- oder Krampusumzügen, erleben zur Zeit eine unübersehbare Konjunktur. Gleichzeitig jedoch sind kleinere, im religiösen, familiären und privaten Bereich angesiedelte Bräuche im Abflauen. Diese scheinbare Diskrepanz hat unterschiedliche, aber auch miteinander in Verbindung stehende Gründe.³⁵ Die Frage nach dem „Warum?“, die Frage also nach den Hintergründen und Beweggründen erscheint dabei als zentral.

Der Tourismus bzw. die Tourismuswerbung kann als ein Faktor für diese Entwicklung benannt werden. Abgesehen von der gezielten Verwendung und der damit verbundenen Förderung von Bräuchen als Werbeträger, ist hier vor allem das Brixentaler Bergleuchten zu nennen, das direkt auf eine Initiative des örtlichen Tourismusverbandes zurückgeht. Auch das Innsbrucker Stadtmarketing versucht, Feuerbräuche als Attraktion für den Tourismus zu gewinnen. Im Zuge des Stadtfestes 2001 wurde erstmals die „*Innsbrucker Bergsonnwend*“ organisiert. Als zusätzliche Attraktion zum eigentlichen Stadtfest sollte sie als Tourismusmagnet wirken und die eher schwache Sommersaison ankurbeln. Die Benennung als „*Bergsonnwend*“ wurde in Anlehnung an den bereits mehrere Jahre erfolgreich organisierten „*Bergsilvester*“ gewählt und sollte Innsbrucks Stellung als ein Zentrum des Alpenraums unterstreichen. Zu den von der Tirolwerbung unterstützten Aktionen zählt der 2000 und 2001 in Ischgl stattgefundene „*Contest of fire sculpture*“. In Zusammenarbeit mit der Aktion *FeuerBerge* von Gebhard

35 Vgl. Schneider, Ingo: Über die gegenwärtige Konjunktur der Bräuche. In: Thomas Nußbaumer u. Josef Sulz (Hg.): Musik im Brauch der Alpenländer, Salzburg 2001, S. 21–30, hier S. 25.

Schatz trafen sich einheimische Mitwirkende und Feuerkünstler aus ganz Europa, um Feuerskulpturen zu entzünden und „parallel zu den traditionellen Herz-Jesu-Feuern in Tirol den Mythos Feuer einmal auch zeitgemäß in großem Rahmen zu inszenieren“.³⁶ Diese um die Sommersonnenwende veranstaltete Aktion soll die vom Feuerkünstler angestrebte Verbindung von „Brauchtum und aktueller Kultur sowie Astronomie, Kunst und Musik“³⁷ forcieren. Die aus Stroh und Holz gefertigten Aufbauten wiesen so auch auf den scheinbar mystischen und archaischen Gehalt des Feuers hin. So zeigte die Skulptur der deutschen Teilnehmer eine auf einem Besen fliegende Hexe, die „Sonnenwendhexe“ getauft wurde. In diesem Kontext stand auch die „Sonnenanbetung“ der Ischgl-Landjugend, die in eine Figur religiöse Motive, wie das Kreuz, integrierte. Speziell Feuerbräuche erweisen sich scheinbar als gutes Beförderungsmittel in eine ferne, archaisch gedachte Vergangenheit. Sie beflügeln die Phantasie der Zuschauer wie der Aktiven gleichermaßen. Tatsächlich kommt auch heute noch kaum ein Artikel einer Regionalzeitung ohne den Hinweis auf den im Dunkeln liegenden, mystischen „Ursprung“ aus. Die Auswirkungen des zuallererst an „Mythologie“ interessierten 19. Jahrhunderts sind so heute noch ganz und gar nicht verblasst, sondern erhalten im Gegenteil stets neue Nahrung. Somit wäre es auch sicherlich zu oberflächlich und kurz gegriffen, diese zeitlich aufwändigen Aktionen monokausal nur als Tourismusveranstaltung und vielleicht Ausdruck einer Geschäftemacherei zu sehen. Die Beweggründe sind tiefgründiger und umfangreicher.

Der eingangs erwähnte Ludwig von Hörmann ortete einen Verfall traditioneller Gesellschaften, einen – wie er es bezeichnete – „Niedergang des Volkslebens“.³⁸ Deshalb befürchtete er, wie viele seiner Zeitgenossen, den absehbaren und endgültigen Niedergang dieser Traditionen. Nur die Konservierung der bergbäuerlichen Bevölkerung Tirols schien seiner Meinung nach dieser Entwicklung entgegenwirken zu können.³⁹ Die beschriebenen Formen traditionell erscheinender Bräuche zeigen heute das Gegenteil. Dem Niedergang „traditioneller Gesellschaften“ steht offenbar ein Element gegenüber, das stärker wirkt. Globalisierung, Modernisierung sowie die zunehmende Europäische Integration aktivieren, so die meisten Erklärungsversuche, eine Gegenreaktion.⁴⁰ Die befürchtete Einheitskultur fördert den

36 Tiroler Tageszeitung vom 03.07.2000.

37 http://www.tiscover.com/1root/KONTINENT/6/STAAT/7/BUNDESLAND/16/Homepage_privat/diverse/feuerberge/homepage...1.html (gelesen am 03.04.2001) (Text: Feuerberge Tirol).

38 Hörmann: Tiroler Volksleben (wie Anm. 1), S. VII.

39 Vgl. Johler: Formierung eines Brauchs (wie Anm. 3), S. 170.

40 Vgl. Köstlin, Konrad: Brauchtum als Erfindung der Gesellschaft. In: *Historicum. Zeitschrift für Geschichte*, Herbst 1999, S. 9–14, hier S. 11.

Drang nach kultureller Differenzierung und regionaler Identität.⁴¹ Diese neue Orientierungssuche findet ihren Ausdruck auch in der Wiederbelebung und Neueinführung von traditionell erscheinenden Bräuchen. Entscheidend dafür scheint zu sein, welche Bräuche für eine Region als typisch angesehen werden. So ist auch die offenkundige Divergenz bei den Feuerbräuchen in Tirol zu verstehen. Das Scheibenschlagen ist im Tiroler Oberland in den letzten Jahren erstarkt und teilweise wiedereingeführt worden, in Osttirol jedoch, von Kindern bzw. Jugendlichen übernommen, nur noch in einer einzigen Gemeinde zu finden. Nur die als typisch angesehenen Bräuche erfahren eine verstärkte Aufmerksamkeit und bewusste Pflege. Hier ist auch die Historisierung einiger Bräuche zu nennen. Der Verweis auf Kontinuitäten und die Verbindung zu alten Formen sind Merkmale der Bräuche. „*In der Gegenwart erhält Brauchtum seine Bedeutung aus dem Nachweis des Historischen, das es selbst und damit die Menschen der jeweiligen Region in ihrer Existenz legitimieren soll.*“⁴² Beim Scheibenschlagen 2003 in Pettneu, 1986 wieder eingeführt, ist zu Beginn als erster Reim eine ältere Spruchform (siehe oben) zu hören. Die Brauchträger jedoch konnten den Vers nicht vollständig wiedergeben oder kannten ihn teilweise gar nicht. Der Spruch, durch den Lautsprecher weit zu hören, wurde durch den Sprecher, der auch die selbst gereimten Spott- und Ehrenverse vortrug, vorgelesen. Trotzdem betonte man die Bedeutung des Reims, dass er „*früher von den Alten*“ verwendet und im Zuge der Wiedereinführung durch Befragung älterer Gemeindebürger aufgezeichnet worden sei.⁴³

Bräuche sind also in Wirklichkeit nicht archaisch und uralte, sondern höchst modern und kultureller Ausdruck der komplexen Wünsche unserer Gegenwart. Obwohl die Suche nach regionaler Identität oder kultureller Differenzierung als wesentliche Tendenzen angesehen werden müssen, dürfen Faktoren, wie die gesellige Unterhaltung, das Gemeinschaftserlebnis oder aber der Spaß am Brauchgeschehen nicht unberücksichtigt bleiben. Diese Triebfedern bleiben ohne Zweifel zentrale Motive. In Ehrwald sowie einigen anderen Dörfern des Tiroler Außerferns findet am Tag der Sonnenwende ein Zeltfest statt. Etwa um Mitternacht werden die Brauchträger, die nach dem Abbrennen des Feuers ins Tal abgestiegen sind, im Zelt öffentlich begrüßt und auf die Bühne geführt. Beklatscht von den Anwesenden, drehen sich zahlreiche der folgenden Gespräche um die entzündeten Feuer, wodurch die Brauchträger Mittelpunkt des Abends sind.

41 Vgl. Münch, Richard: Das Projekt Europa. Zwischen Nationalstaat, regionaler Autonomie und Weltgesellschaft. Frankfurt 1993, S. 281.

42 Köstlin: Brauchtum (wie Anm. 40), S. 13.

43 Laut Auskunft einiger Brauchteilnehmer beim Scheibenschlagen in Pettneu a. A. 2003.

VI.

Wie sehr sich die Funktion, Einstellung und politische Dimension von Feuerbräuchen wandeln können, machen folgende Überlegungen deutlich. Noch vor 200 Jahren wurden in Tirol Kreide- und Notfeuer⁴⁴ entzündet, um vor den bevorstehenden Kriegsgeschehnissen zu warnen. In den dreißiger und vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts standen Feuerbräuche im Dienste des nationalsozialistischen Terrorregimes. Heute hingegen wird die Nacht der Sommersonnenwende durch die „Friedensglocke“ der Arge-Alp (Arbeitsgemeinschaft Alpenländer) von Mösern bei Telfs eingeläutet. Und es scheint, dass diese friedliche und in der Wahrnehmung der Teilnehmer unpolitische Form von Feuerbräuchen heute bei den Jugendlichen gut ankommt. Während der Innsbrucker „*Sonnwendring*“ auf Grund seiner Ideologie größte Nachwuchsprobleme hat, zeigt sich anhand einer Termindiskussion im Tiroler Oberland, wie stark der Brauch in anderen Zusammenhängen heute wieder in der Bevölkerung verankert ist: Anfang der neunziger Jahre begannen sich Stimmen zu regen, dass der Termin der Herz-Jesu-Feuer von Sonntag auf Samstag verlegt werden soll. 1993 beteiligte sich der „*Blickpunkt Landeck*“ an der Initiative und beschrieb in einigen Artikeln den Vorteil der „*Verlegung auf Samstag*“.⁴⁵ Das Echo in der Bevölkerung war groß, der überwiegende Teil der Brauchträger stand hinter der Idee und erkannte die Vorteile: Man kann nun, da der Sonntag für die meisten arbeitsfrei ist, bei größeren Touren am Gipfel oder in einer Berghütte übernachten und braucht nicht im Dunkeln den gefährlichen Rückweg anzutreten. Aus dem gleichen Grund war sonntags ein „*gemütliches Beisammensitzen*“ im Hinblick auf den nächsten Arbeitstag kaum möglich. Innerhalb von nur einem Jahr wurde im ganzen Tiroler Oberland der Termin verlegt, während im angrenzenden Vinschgau nach wie vor am Sonntag die Herz-Jesu-Feuer brennen. Der Samstagstermin war vor allem auch für die Jugendlichen attraktiv, die nun, ähnlich wie im Außerfern, nach dem Anzünden der Feuer die Lokale und Bars des Ortes stürmten.

Feuer befriedigt, wenn auch nur für kurze Zeit, die Sehnsucht nach dem „*Echten*“, „*Traditionellen*“ und „*Unverfälschten*“, zeigt aber auch gleichzeitig Trends, wie zum Beispiel die Entwicklung zur „*Erlebnisgesellschaft*“ (Schulz). In einem Steinbruch im Tiroler Unterland wurde 1998 zur Sommersonnenwende eine „*fire rave night*“ organisiert. Die Dekanatsjugend des Innsbrucker Mittelgebirges wiederum thematisierte dies in dem Projekt „*fire heart and joy / Feuer Herz und Freude*“. In einem Erlebnisweg wurden

44 Vgl. Haid, Oliver: Notfeuer und Feuerverehrung. In: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Bd 21., S. 424–430.

45 Blickpunkt – Ausgabe Landeck, vom 26.06.1993, S. 20.

Verbindungen ihrer Erlebnis-, Gedanken- und Gefühlswelt zur Tradition und zum Element Feuer gesucht. Das Feuer vermittelt dabei eine spirituelle Atmosphäre, einige Teilnehmer sahen es sogar als eine Form des Gebets.⁴⁶

Auch wenn beim Scheibenschlagen Rügeverse zu hören sind, spielt die soziale Kontrollfunktion nur noch eine untergeordnete Rolle. Wirtschaftliche Faktoren hingegen sind bedeutender. Hier ist nicht nur an die teilweise zu beobachtende Vermarktung von Bräuchen zu denken, sondern an die nicht geringen Einnahmen der Brauchträger durch den Ausschank, oder – wie beim Scheibenschlagen im Stanzertal – durch den Verkauf der Scheibenschlagzeitung.

Innovation und Modernisierung führten zur Belebung einiger Bräuche, starr erscheinende sowie politisch antiquierte Formen hingegen werden zunehmend aufgegeben. Während etwa die Sonnwendfeuer im Außerfern, belebt durch zahlreiche Neuerungen, eine unglaubliche Dynamik erleben, erscheinen Sonnwendfeuer um Innsbruck rezessiv. Die Veränderungen, die bei Feuerbräuchen in Tirol zu beobachten sind, stehen im Spannungsfeld weitreichender sozialer, ökonomischer und politischer Entwicklungen. Unter Berücksichtigung dieser Zusammenhänge und Faktoren sind die angeführten Bräuche zu sehen.

Karl C. Berger: Tyrolean Fire Customs: Between Tradition and Innovation, Decline and Event

A new dynamic in fire customs in the Tyrol can be observed. The changing motivations of custom-bearers are a central reason for such transformations. These include financial incentives, marketing to tourists, and even staging customs of this kind as event or spectacle. This is a change from the 1960s when fire customs were instrumentalized as part of South Tyrol ethnonationalist mobilization. Not only do such political purposes play at best a minor role today, when political meaning is attached to the customs, then it is instead to protest environmental degradation or the heavy car and truck traffic through the region. Fire customs have thus been revived as a result of innovation and modernization.

46 Vgl. Schatz, Gebhard: Themen der Zeit. In: Tiroler Tageszeitung vom 18./19.06.1998.

Chronik der Volkskunde

Verein und Österreichisches Museum für Volkskunde in Wien samt Verein und Ethnographisches Museum Schloß Kittsee 2002

Die Generalversammlung des Vereins für Volkskunde in Wien für das Vereinsjahr 2002 fand am Freitag, dem 4. April 2003 im Österreichischen Museum für Volkskunde statt.

Tagesordnung

- I. Jahresbericht des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde
- II. Kassenbericht
- III. Entlastung der Vereinsorgane
- IV. Festsetzung der Höhe des Mitgliedsbeitrages
- V. Bestätigung von Korrespondierenden Mitgliedern
- VI. Allfälliges

Im Vereinsjahr 2002 verstorbene Mitglieder

DI Franz Aichinger, Warth; Sekt.Chef i.R. Dr. Carl Blaha, Wien; Dr. Klára Csilléry, Budapest/H; Peter Johann Maria Falk, Wien; Ing. Peter Fiala, Wien; Alexander Fleischer, Wien; Prof. Dr. Rudolf Fochler, Linz; Maria Gruber, Kierling; w. HR Dr. Franz Koschier, Klagenfurt; OstR Dir. i.R. Gerbert Lauth, Mittersill; Univ. Prof. HR Dr. Franz Carl Lipp, Bad Ischl; Konsulent Johann Muckenhumer, Prambachkirchen; Dir. Gottfried Oberthaler, St. Nikolaus/I; Dr. Christine Pelousek-Leinfellner, Wien; Prof. Dr. Dunja Rihtmann-Augustin, Zagreb/HR; Dr. Ernst Sandig, Wien; OstR Prof. DI Karl Santner, Elixhausen.

I. Jahresbericht des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien samt Verein und Ethnographisches Museum Schloß Kittsee für das Jahr 2002

A. Verein für Volkskunde

1a. Veranstaltungskalender 2002 Verein und Museum Wien

- 17.01. „Die Sprachinsel Lusern (Trentino) Überlebensstrategien im modernen Umfeld. Sprachalltag mit archaischen Sprachformen“ Vortrag von Luigi Nicolussi und Luis Thomas Prader
- 30.01. „Zensurierte Bildergrüße. Familienfotos russischer Kriegsgefangener 1915–1918“ Ausstellungseröffnung im Österreichischen Museum für Volkskunde
- 20.02. „Faschingsbräuche im Südostalpenraum“ Filmabend mit Videofilmen von Dkfm. Heinz Langendorf im Sprachinselmuseum gemeinsam mit dem Verein der Freunde der im Mittelalter von Österreich aus besiedelten Sprachinseln
- 08.03. Gedenksitzung für Leopold Schmidt (1912–1981) und Ordentliche Generalversammlung 2002
- 21.03. Buchpräsentation „Die Siebenbürgischen Landler. Eine Spurensicherung“ herausgegeben von Martin Bottesch, Franz Grieshofer, Wilfried Schabus im Böhlau-Verlag unter Mitarbeit von Monika Habersohn und Lore Lotte Hassfurther
- 22.03. „Der Drache – eine Legende erwacht“ Ausstellungseröffnung im Landschaftsmuseum Schloß Trautenfels
- 09.04. „Aller Anfang. Geburt – Birth – Naissance“ Ausstellungseröffnung im Österreichischen Museum für Volkskunde
- 16.04. Dialog mit Hebammen aus aller Welt im Österreichischen Museum für Volkskunde anlässlich des Internationalen Hebammenkongresses in Wien
- 19.04. Lesung mit Lydia Mischkulnig und Liesl Ujvary im Literaturhaus Wien. Begleitveranstaltung zur Ausstellung „Aller Anfang“
- 07.05. „Wie und wo soll mein/unser Kind auf die Welt kommen“ Informationsabend für werdende Eltern im Österreichischen Museum für Volkskunde
- 12.05. Internationaler Museumstag zum Thema Museen und Globalisierung im Österreichischen Museum für Volkskunde, Spezialführung zum Thema Geburt

- 22.05. „Geschichten davon, wie eines auf die Welt kam. Die Geburt als Zeichen der Zeit“, Vortrag im Rahmen der Wiener Vorlesung von Univ.-Prof. Dr. Barbara Duden im Wiener Rathaus
- 25.05. Frühjahrsexkursion „Die römische Bernsteinstraße im Burgenland und in Westungarn“ Anthropologische Gesellschaft Wien gemeinsam mit dem Verein für Volkskunde
- 13.06. „Frau im Spiegel“ Lieder um Schwangerschaft und Geburt. Abend im Österreichischen Museum für Volkskunde
- 14.06. „Festtag des Puppenspiels“ im Österreichischen Museum für Volkskunde, veranstaltet vom Kultur- und Museumsverein „Freunde des Puppenspiels“
- 19.09. und 20.09. „Gebären aus eigener Kraft“ Filmtage im Filmhaus Stöbergasse als Begleitveranstaltung zur Ausstellung „Aller Anfang“
- 26.09. 23. Österreichischer Historikertag „Mensch und Arbeit. Umbrüche – Wandel – Kontinuitäten“ in der naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Salzburg, gemeinsam mit der Sektion Völkerkunde, Vorsitz: Karl Wernhart und Franz Grieshofer, Vortragende: Manfred Kremser, Wien, Hermann Mückler, Wien; Johannes Moser, Dresden, „Arbeit – Forschungsansätze aus kulturalanthropologischer Perspektive“; Klara Löffler, Wien, „Selbständig! Zu Geschichte und Dialektik eines Ideals der Arbeitsgesellschaft“
- 17.09. Kulturvermittlung im Österreichischen Museum für Volkskunde, Informationsabend für werdende Eltern
- 2.–5.10. Wiener Gespräche zur Sozialgeschichte der Medizin „Aller Anfang ...“ – Geburt – Birth – Naissance, Abschluß-Symposium zur Ausstellung „Aller Anfang“ und 2. Symposium „Born in Europe“
- 5.10. Lange Nacht der Museen im Österreichischen Museum für Volkskunde, „Couvade“ Männer-Kindbett als Kulturphänomen
- 19.10. Herbstexkursion „Minderheiten im Burgenland“ Anthropologische Gesellschaft Wien in Zusammenarbeit mit dem Verein für Volkskunde Wien
- 26.10. „Hilf Himmel! Götter und Heilige in China und Europa“ Ausstellungseröffnung im Österreichischen Museum für Volkskunde, außerdem „Tag der offenen Tür“ mit Zeitschriften- und Bücherflohmarkt
- 07.11. „Vom Wesen der Heiligen im Christentum“ Vortrag von Kathrin Pallestrang im Österreichischen Museum für Volkskunde

- 12.11. „Die chinesischen Himmlischen“ Vortrag von Gerd Kaminski im Österreichischen Museum für Volkskunde
- 14.11. „... denn niemand kann sagen, wo die Kunst beginnt und wo die Arbeit des täglichen Lebens endet.“ Vortrag von Dagmar Neuland-Kitzerow, Berlin, über das Wirken Rudolf Virchows für das „Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes“ in Berlin – und der Blick nach Wien
- 04.12. „Bäuerliche Möbel“ Besichtigung der Dorotheum-Schaustellung mit Franz Grieshofer und Ulrich Prinz, Palais Dorotheum, Dorotheergasse 17, 1010 Wien
- 11.12. „Chinesische Gottheiten in der Schausammlung des Museums für Völkerkunde“ Führung von Bettina Zorn im Museum für Völkerkunde
- 12.12. „Maria – ‚Himmelskönigin‘ und ‚Mutter der Barmherzigkeit‘“ Vortrag von Dietmar Assmann, Linz, im Österreichischen Museum für Volkskunde
- 24.12. Weihnachten im Volkskundemuseum, Veranstaltung im Rahmen wienXtra, Winterferienspiel

1b. Veranstaltungskalender 2002 Verein und Museum Kittsee

- 10.01. „Fotografien aus Mähren 1901–1910 von Josef Braun“
- 01.–03.03. Fremdveranstaltung: „Feste feiern“ – Hochzeitsmesse
- 16.03. „Möbel aus Kroatien. Funktion und Ästhetik traditioneller Wohnkultur“ Ausstellungseröffnung mit kroatischem Nachmittag
- 24.03. Konzert: Lucnica Chor, Pannonisches Forum (PF)
- 14.04. Konzert: Divertimento Musicale, PF
- 23.04. Kinderprogramm mit Bernhard Fibich „Lumpi unser Hund“
- 26.04. „Kunst und Wein“ Ausstellungseröffnung in den Galerieräumen
- 28.04. Konzert: Mozart Ensemble der Wiener Volksoper, PF
- 08.05. Fremdveranstaltung: Konzert des Kiwanis Club Neusiedl am See mit Erika Pluhar
- 12.05. Konzert: Die Tanzgeiger, PF
- 02.06. Konzert: Lucia Nistler und Klaus Dieter Jung, PF
- 09.06. Fremdveranstaltung: Konzert der Joseph Joachim-Musikschule Kittsee
- 15.06. Fremdveranstaltung: Konzert des Lions-Club Neusiedl am See
- 16.06. Konzert: Duo Franz Bartolomey und Madoka Inui, PF

- 24./25.08. „Tanztraum und Walzerbein“: Fest mit dem Karajan-Centrum Wien
25.08. Schrammelmatinée mit den Wiener Art Schrammeln
14.09. „Martina Staudenherz – Aquarelle und Acrylmalerei“ Ausstellungseröffnung in den Galerieräumen
15.09. Konzert: Solisten des Wiener Kammerorchesters, PF
06.10. Konzert: Klassische Kapelle Wien, PF
29.11.– „21. Burgenländischer Advent „Freut euch ihr Hirten“ gemeinsam mit dem ORF Landesstudio Burgenland
01.12.

2a. Mitgliederbewegung Wien

Die Statistik verzeichnet für das Vereinsjahr 2002 eine Zahl von 833 Mitgliedern bei 28 Austritten, 17 Todesfällen und 30 Neueintritten.

2b. Mitgliederbewegung Kittsee

Der Verein Ethnographisches Museum Schloss Kittsee verzeichnet für das Jahr 2002 173 Mitglieder.

3. Publikationen

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde. 56. Band der Neuen Serie (105. Band der Gesamtserie) mit 509 Seiten. Schriftleitung: Klaus Beitzl, Franz Grieshofer. Redaktion: Margot Schindler (Aufsatzteil und Chronik), Klara Löffler (Rezensionsteil).

Volkskunde in Österreich. Nachrichtenblatt des Vereins für Volkskunde, Jahrgang 37, 10 Folgen, 84 Seiten. Redaktion: Margot Schindler.

Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde

Band 80: Dorothea Rüb, Margot Schindler (Red.): *Aller Anfang*. Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 2002, 307 Seiten, 179 Abb., Graph.

Band 81: Franz Grieshofer, Gerd Kaminski (Hg.): *Hilf Himmel! Götter und Heilige in China und Europa*. Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde und Österreichische Gesellschaft für Chinaforschung, 2002. 209 Seiten, Abb.

[documenta ethnographica]

Band 3: Ulrich Hägele, Franz Wiesenhofer: *Zensurierte Bildergrüße. Familienfotos russischer Kriegsgefangener 1915–1918*. Wien, Verein für Volkskunde, 2002, 64 Seiten, 196 Abb.

Außerhalb der Reihen

Möbel aus Kroatien. Funktion und Ästhetik traditioneller Wohnkultur. Wien/Kittsee, Österreichisches Museum für Volkskunde/Ethnographisches Museum Schloß Kittsee, 2002, 59 Seiten, zahlr. Abb.

*B. Österreichisches Museum für Volkskunde in Wien***1. Finanzen und Personal**

Zusätzlich zur jährlichen Subvention, die dankenswerter Weise wieder in der üblichen Höhe vom Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur, Abt. IV/4 zur Verfügung gestellt wurde, erhielt das Museum gewissermaßen als Kompensation für die ausbleibende Nachbesetzung des Restaurators, eine Sonderdotation von Euro 73.000,- für Sanierungs- und Restaurierungsmaßnahmen im Sammlungsbereich. Frau Mag. Elisabeth Egger erhielt einen freien Dienstvertrag und wurde mit diesen Aufgaben betraut.

Frau Mag. Nora Witzmann trat im Oktober nach ihrer Karenzzeit wieder den Dienst an, allerdings nur im Ausmaß von 20 Stunden. Die andere Hälfte dieses Dienstpostens wird von Frau Mag. Kathrin Pallestrang besetzt. Sie erfüllt zusätzlich einen Werkvertrag zur Vorbereitung der Ausstellung „Messerschmitt“.

Aufgrund von Pensionierungen und langen Krankenständen gab es große Probleme im Aufsichtsbereich. Herr Norbert Rast ging mit 1. 9. 2002 in Pension. Herr Frömmel erschien nach dem 6. 10. 2002 nicht mehr zum Dienst und wurde gekündigt. Inzwischen konnte mit Herrn Mohl (ab 21. 1. 2003) ein Posten nachbesetzt werden.

2. Raumfragen

Bunker: Für das Depot im Schönbornpark wurden Gutachten bezüglich des Klimas und der Luftverunreinigung eingeholt, die alarmierend waren. Daher war die grundsätzliche Entscheidung zu treffen, ob der Bunker saniert werden kann/soll oder ob man sich um neue Depoträumlichkeiten umsehen muß. Nach Sondierungen und Preisvergleichen (Artex, Hafen) fiel die Entscheidung zugunsten der Sanierung des Bunkers. Es wurden Expertisen und Kostenvoranschläge eingeholt (Käferhaus) und erste Maßnahmen gesetzt wie Aktivierung der Lüftung und Trockenlegung von Mauerteilen. Als nächster Schritt wird eine Heizschlange eingezogen, um das Klima zu stabilisieren. Nach kompletter Räumung des Bunkers sind die Sanierungsmaßnahmen derzeit voll im Gange. Im Zuge der Trockenlegung im Bunker wurde auch eine Mauer in der Textilwerkstatt saniert.

Das Restaurieratelier wurde ebenfalls teilweise geräumt und Stahlkästen für die Benesch-Sammlung (Beleuchtungsgeräte) angeschafft. Die unbenutzte Dunkelkammer wurde zu einem Depotraum mit neuen Regalen umgewandelt. Weitere zusätzliche Regale wurden auch im Depot im Hafen und im Keller (Keramik) installiert.

Hauptgebäude: Arch. Eisterer erhielt den Auftrag, eine Kostenrechnung für die dringend notwendige Erneuerung der Außenfassade, der Sanierung des Daches, der Tore und Fenster zu erstellen. In Zusammenarbeit mit dem Bundesdenkmalamt wurden Expertisen und je drei Angebote eingeholt und auf Grund dieser Angebote ein Förderungsantrag beim Magistrat (MA 7) eingereicht. Für die Sanierung wurde ein Finanzbedarf von Euro 415.267,46 ermittelt.

3. Sammlung

Das Hauptaugenmerk der Museumsdirektion galt im vergangenen Jahr der Bewahrung gefährdeter Sammlungsbestände (siehe oben Punkt 2). Da das Museum seit einigen Jahren über keinen eigenen Restaurator verfügt, konnten Dank zusätzlicher Mittel wenigstens Restaurierarbeiten für die Ausstellung „Hilf Himmel“ außer Haus gegeben werden. Für die Generalreinigung der Objekte im Bunker wurden mehrere Restauratorenteams eingeladen, Kostenvoranschläge zu unterbreiten. In einem ersten Durchgang wurden 500 Objekte von den akad. Restauratorinnen Mag. Ilse Prenner und Elisabeth Scheel gereinigt. Im heurigen Jahr wird diese Aktion fortgesetzt.

a) Hauptsammlung

Die Sammlung konnte um 2240 Inventarnummern von 79.000 auf 81.240 Nummern erweitert werden. Es handelt sich dabei um die Inventarisierung eines Altbestandes an kleiner Andachtsgraphik (1295 Sterbebildchen, 551 Beichtzettel, 135 Missions-, Primiz und Messandenken, 43 Firmandenken, und 16 Partezettel), die von der Betreuerin der Graphiksammlung, Mag. Nora Witzmann, durchgeführt wurde. Unter den Ankäufen ist eine erlesene Sammlung an Schwarzenberger Glas von Herrn Kolotylo zu erwähnen und eine Sammlung von Graphiken (Leopold Schmidt, Switbert Lobisser etc.) aus dem Besitz der Familie Zykan/Großberger.

Nach einem mehrjährigen Intermezzo ist 2002 der Entschluß für ein neues Inventarisierungsprogramm gefallen. Das Programm M-Box der Firma Wiener wurde mit 4 Arbeitsplätzen angekauft und von Frau Mag. Egger installiert und adaptiert. Die laufenden Neuinventarisierungen erfolgen nun mit diesem Programm. Im Zuge der Sammlungssanierung werden auch die bearbeiteten, gereinigten Objekte neu erfaßt und eingegeben. Mit Hilfe einer

neuen Digitalkamera werden gleichzeitig auch Objektfotos gespeichert und mit den entsprechenden digitalen Inventaren verknüpft. Ein erstes großes Konvolut stellte die Bearbeitung der Beleuchtungsgeräte dar. Das Ziel einer kompletten Sammlungsinventur ist allerdings nur durch die Vergabe von längerfristigen Werkverträgen zu erreichen, die derzeit nicht finanzierbar sind.

Als Vorbereitung für eine für 2004 geplante Ausstellung im Schloß Kittsee fand 2002 auch die Sichtung und Reinigung der ost- und südosteuropäischen Keramiksammlung durch Dr. Claudia Peschel-Wacha im Rahmen eines Werkvertrages statt.

b) Bibliothek

Stand der Inventarnummern 42.895. Zuwächse 304. Im Lesesaal der Bibliothek stehen 2 PCs für die Recherche zur Verfügung (14.258 Datensätze). Die Internet-Datenbank wurde laut Auskunft des Bibliothekars von der Firma noch nicht korrekt installiert. 258 Besucher frequentierten die Bibliothek.

Fertigstellung der Österreichischen Volkskundlichen Bibliographie 1999/2000 und Koordination mit der Internationalen Volkskundlichen Bibliographie. Deren neuer Bearbeiterin Frau Karin Rooleid, Tallinn/Estland, wurden ca. 840 bearbeitete Titel für 1999/2000 übersandt.

Anschaffung von 2 neuen Kopiergeräten (eines für die Bibliothek mit Münzeinwurf)

Neu: Kulturwissenschaftliches Antiquariat. Verkauf beim Tag der offenen Tür und Anbot unter regelmäßiger Aktualisierung auf der Homepage des Museums (seit 18.3.2002)

c) Photothek

62.965 Positive (+820), 1534 Negativstreifen (+20)

Anschaffung einer digitalen Spiegelreflexkamera Nikon D 100 mit 2 Objektiven und einem Speichermodul.

Es wurden 60 Bildaufträge behandelt.

4. Ausstellungen

Winterfreuden, Vom Schlittenfahren und Rodeln (2.12.2001–10.2.2002)

Zensurierte Bildergrüße. Familienfotos russischer Kriegsgefangener 1915–1918 (30.1.2002–24.3.2002)

Aller Anfang. Geburt – Birth – Naissance. (9.4.2002–6.10.2002)

Hilf Himmel. Götter und Heilige in China und Europa. (26.10.2002–2.3.2003)

Der Drache. Eine Legende erwacht. Landschaftsmuseum Schloß Trautenfels, Steiermark (22.3.2002–3.11.2002)

Istrien – Sichtweisen. Ethnographisches Museum Pazin, Istrien.

Ausstellungsbeteiligungen und Leihgaben

Historisches Museum der Stadt Wien: „Vom Pfenning zum Euro“ (Februar–März)

Burgenländisches Landesmuseum Eisenstadt: „Vom Pfenning zum Euro“ (August 2002–Oktober 2002)

Dürrnhof, Stift Zwettl: Ausstellung im Museum für Medizin – Meteorologie (Mai–September)

Burg Schleining: „Frieden Weltwärts“ (Mai–Oktober)

Oberösterreichische Landesausstellung – Stift Waldhausen: „Feste feiern“ (Mai–Oktober)

Heimatmuseum Mauerbach: „Alte Geräte zur Holzgewinnung und Holzverarbeitung“ (Mai–Oktober)

Klagenfurt: 2. Kärntner Brauchtumsmesse

Peterskirche Wien. Krippenausstellung des Mährisch-Schlesischen Heimatmuseums (November–Dezember)

Museum der Universität Würzburg: „Magie des Wissens. Athanasius Kircher (1602–1680)“ (Oktober–Dezember)

Vorderau Museum Fulda: „Magie des Wissens. Athanasius Kircher“ (Jänner–März 2003)

5. Veranstaltungen

Begleitveranstaltungen zu den Ausstellungen, Vorträge, Symposien

Siehe Vereinsbericht

6. Besucher und Vermittlung

Nach dem Rückgang im Jahr 2001 konnte 2002 wieder eine Steigerung der Besucherzahlen um über 30% erreicht werden, welche zum großen Teil auf die engagierte Vermittlungsarbeit von Dr. Claudia Peschel-Wacha und Mag. Katharina Richter-Kovarik zurückzuführen ist. Vermittlungsprogramme wurden im Rahmen der ständigen Schausammlung, der Sonderausstellungen, von speziellen Familientagen und dem Wiener Ferienspiel durchgeführt. In insgesamt 500 Programmodulen wurden ca. 8.000 junge Besucher und Besucherinnen betreut. Die Leistungen für das Vermittlungsprogramm in der Ausstellung „Aller Anfang“ wurden mit dem Anerkennungspreis im Rahmen des Spezialpreises für Kommunikation mit Museen 2002 gewürdigt.

7. Wissenschaftliche Tätigkeit, Teilnahme an Kongressen und Tagungen, Vorträge

EU-Projekt „Born in Europe“: Das in ÖZV LVI/105, 126–127 skizzierte Projekt zur Erforschung der Geburtskultur und zum kulturellen Selbstverständnis von Menschen in Europa fand 2002 im Hinblick auf die Beteiligung des Österreichischen Museums für Volkskunde seinen Höhepunkt einerseits in der Durchführung der Ausstellung „Aller Anfang“ und zweitens im Abschlusssymposium zur Ausstellung vom 2.–5. Oktober 2002

2. Treffen der Teilnehmer des EU-Programms „Born in Europe“ 31. Jänner bis 3. Februar in Berlin (Schindler)

Außerordentliches Treffen der Leiter der jeweiligen Partnerländer von „Born in Europe“ in Kopenhagen zur Diskussion der Programm- und Finanzierungskonflikte in Kopenhagen, 18.–21. April 2002 (Schindler)

Teilnahme am Symposium „Stadtentwicklung in Wien und Bratislava“ der ÖAW in Wien am 25. April 2002 (K. Beitzl, Schindler)

Beteiligung am Projekt Alltagskultur, Treffen in Linz, Wien und Trautenfels (Beitzl, Grieshofer und Schindler)

Eröffnungsansprache im Tschechischen Kulturzentrum zur Ausstellung „Küchenwandbilder“ am 11. September 2002 (Schindler)

Veranstaltung der 2. Internationalen Konferenz der Ethnographischen Museen in Zentral- und Südosteuropa in Wien-Mauer, 18.–21. September 2002, Thema: „Die Museumssammlung – Sammlungsintention, Auswahlkriterien, Kontextualisierung. Inhalte und Strategien der vergangenen 10 Jahre sowie Zielsetzungen für die nächste Dekade.“ (Leitung: Grieshofer, Organisation und Beitrag „Wege zum Nachbarn-Kooperationen“: M. Beitzl, Teilnahme: Schindler, Pallesstrang, Plöckinger, vgl. Tagungsbericht in ÖZV LVII/106, 2003, 83–88)

Tagung der Sektion Volks- und Völkerkunde am Historikertag in Salzburg am 26. September (Leitung: Grieshofer, Teilnahme: Schindler)

3. Treffen der Teilnehmer des EU-Programms „Born in Europe“ im Rahmen des Symposiums „Aller Anfang“ (Organisation und Vortrag „Geburt und Gesellschaft im Blick der Kulturwissenschaften“ und Moderation der Sektion „Die Geburt in Religion, Philosophie, Ritual und Kunst“, Schindler, vgl. Tagungsbericht in ÖZV LVII/106, 2003, 95–101)

Vortrag im Verein für Volkskunde „Vom Wesen der Heiligen im Christentum“ (Pallesstrang)

Teilnahme am Österreichischen Museumstag in St. Pölten 21.–23. November 2002 (Grieshofer, Schindler, Pallesstrang, M. Beitzl, Plöckinger)

Lehrtätigkeit am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien (Grieshofer)

Publikationen des Vereins und Museums: siehe Vereinsbericht

C. Ethnographisches Museum Schloss Kittsee

1. Finanzen und Personal

Dem Ethnographischen Museum Schloss Kittsee standen im Jahr 2002 insgesamt € 247.022,18 zur Verfügung.

Das Amt der Burgenländischen Landesregierung förderte mit € 88.400,–. Dieser Betrag inkludiert neben der jährlichen Grundsubvention Sonderbeträge für Erhaltungsmaßnahmen und Projekte. Das Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur brachte zum Jahresanfang € 25.000,– ein. Außerdem wurde noch eine Sonderförderung in der Höhe von € 14.534,57 für das Ausstellungsprojekt „Istrien: Sichtweisen“, bezogen auf das Jahr 2001, nachgereicht. Damit konnten offene Rechnungen aus dem vorangegangenen Jahr beglichen werden. Die zweite Rate des Bundesministeriums mit € 48.000,– ging allerdings erst im Jänner 2003 auf das Museumskonto ein und ist somit nicht in das Budget 2002 eingerechnet. Diese Verspätung, verbunden mit unterschiedlichen Auskünften über deren Ursache, brachte dem Museumsbetrieb große Probleme. Letztendlich musste die Herbstausstellung abgesagt werden.

Bundesdenkmalamt, € 3.401,–, und die Marktgemeinde Kittsee, € 3.878,71, förderten jeweils Maßnahmen im Zusammenhang mit der Parkinstandhaltung.

Mit den Museumseintritten konnten € 24.976,48 erzielt werden. Hervorzuheben ist die Entwicklung bei den Vermietungen, wodurch € 22.152,95 eingenommen wurden. Sponsoren stellten dem Museum € 14.767,10 zur Verfügung. Zusammen mit kleineren Posten, Rückvergütungen und der notwendigen Auflösung des Kapitalplans ergaben die eigenen Einnahmen € 74.663,40. Ausgabenseitig ist der enorme Investitionsaufwand bei der Erneuerung der elektrischen Anlage zu nennen, der sich entsprechend auf das Jahresbudget auswirkte. Den Einnahmen von insgesamt € 247.022,18 standen Ausgaben in der Höhe von € 254.834,83 gegenüber. Das ausgabenseitige Defizit konnte zusammen mit offenen Rechnungen mit der verspäteten Subvention des Bundesministeriums abgedeckt werden.

Vom AMS vermittelt, stand dem Haus bis 27.02. Mag. art. Tünde Ternyik als Volontärin zur Verfügung. Sie übersetzte im Rahmen der EDV-Inventarisierung die ungarischen Titel der Bibliothek. Den ganzen August über bearbeitete ein Feriapraktikant Objektkartei sowie Bibliothek.

2. Sammlung

a) Hauptsammlung

Es wurden keine Objektankäufe getätigt. Auf Grund des Neuordnungsprozesses zwischen Wien und Kittsee sowie der Budgetenge hat man sich im Vorstand geeinigt, Sammlungsankäufe hintanzustellen.

b) Bibliothek

Mit Ende des Jahres verzeichnete die Bibliothek 4.071 Nummern. 192 Einzelpublikationen und Exemplare aus Reihen/Zeitschriften/Jahrbüchern wurden in den Katalog aufgenommen. Die Zeitschriftenbestände konnten einer neuen Ordnung unterzogen werden. Außerdem wird die Datenbank laufend erweitert.

c) Photothek

Es gibt keine Veränderungen zum Vorjahr (5.450 Positive, 3.096 Diapositive, 12.100 Negative).

3. Ausstellungen

- „TraumBildEngel“ (03.11.2001–06.01.2002)
- „Fotografien aus Mähren“ (11.01.2002–07.04.2002)
- „Möbel aus Kroatien“ (17.03.2002–29.09.2002), mit Vermittlungsprojekt für Schulklassen
- „Kunst und Wein“ (Cristina Skerlan, Malerei; 27.04.2002–26.05.2002)
- „Martina Staudenherz-Aquarelle und Acrylmalerei (15.09.2002–27.10.2002)

4. Besucher

16.189 Besucher frequentierten im Berichtsjahr das Museum. Diese sprunghafte Steigerung ist auf die neue Fremdveranstaltung „Hochzeitsmesse“ im März zurückzuführen.

Rund 39% der Besucher, das sind 6.335, waren zahlende Gäste. Im Vergleich zum Vorjahr (6.403) ist das eine Minderung um 68 Eintritte.

5. Wissenschaftliche Tätigkeit

a) Projekte

In die Jahresausstellung wurde ein Vermittlungskonzept integriert, das Mag. Barbara Mayer-Tauber (Kulturvermittler Burgenland) erarbeitete. Das Echo auf dieses Angebot war sehr positiv. Eine Erschwernis stellen die langen Anfahrtswege von den Schulen nach Kittsee dar. Insgesamt nützten 23 Schulklassen mit 466 Schülerinnen und Schülern das Programm. Darüber hinaus fanden 28 Gruppenführungen statt.

Die Ausstellung „Istrien: Sichtweisen“ wurde im Anschluß an die Präsentation im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee als Kooperationsprojekt zwischen Wien/Kittsee und Pazin im Ethnographischen Museum Pazin eröffnet.

Dem Ethnographischen Museum Schloß Kittsee wurde im Herbst 2002 am Österreichischen Museumstag das Museumsgütesiegel von ICOM Österreich und dem Österreichischen Museumsbund überreicht.

Publikationen: siehe Vereinsbericht

6. Erhaltung, Beschaffungen, Park

Die Sanierung der elektrischen Anlage stand im Zentrum der Sanierungsarbeiten. Das System wurde von der Wurzel weg neu aufgebaut und entsprechend den Erfordernissen eines Museums und Veranstaltungsortes angepasst. Außerdem begannen Adaptierungsarbeiten, die nach einer Begehung durch die Bezirksbehörde notwendig geworden waren.

7. Verschiedenes

Im Dezember des Berichtsjahres musste das Museum geschlossen werden. Auf Grund fehlender Geldmittel können Überstunden nicht einmal teilweise abgegolten werden. So haben sich bei den engagierten Mitarbeitern im Lauf der Jahre große Zeitausgleichüberstände angesammelt. Während der Schließungszeit konnten einige Stunden abgebaut werden, wobei der inhaltliche und organisatorische Betrieb aufrechterhalten wurde.

II. Kassenbericht

Im Berichtsjahr 2002 stehen Einnahmen von € 84.213,98 Ausgaben in der Höhe von € 104.183,05 gegenüber. Das Defizit resultiert aus der Herstellung zweier Vereinspublikationen und aus den Personalkosten für Buchhaltung und Sekretariat. Die Zeitschrift bilanzierte dank der Subventionen von Bund und einigen Ländern sowie durch eine Steigerung der Abonnentenzahl wieder ausgeglichen mit Ausgaben von € 25.259,58 und Einnahmen von € 25.250,27 (inklusive Versandkosten). Die Herstellung des Nachrichtenblattes kostete € 2.913,72. Der jüngste Band der Österreichischen Volkskundlichen Bibliographie kostete € 4.502,20 und ist durch Abonnenten und eine Subvention durch das BMfBWF zur Gänze gedeckt. Für Veranstaltungen wurden € 2.775,51 aufgewendet, die Portokosten schlugen mit unglaublichen € 8.837,86 zu Buche. Für Büromaterial inkl. PC-Betreuung mußten € 1.677,26 aufgewendet werden. Die Einnahmen durch Mitgliedsbeiträge konnten durch die Arbeit des nunmehr wieder funktionierenden Sekretariats um € 2.121,32 gegenüber dem Vorjahr auf € 16.042,56 gesteigert werden. Abzüglich des Vortrags aus dem Vereinsjahr 2001 von € 4.872,35 ergibt sich somit für das Vereinsjahr 2002 ein buchmäßiger Abgang von € 15.096,72.

III. Entlastung der Vereinsorgane

Über Antrag der Rechnungsprüferinnen, die eine eingehende Kassenprüfung vorgenommen hatten, wurde die Kassierin einstimmig von der Generalversammlung entlastet und die Vereins- und Museumsberichte zur Kenntnis genommen.

IV. Festsetzung der Höhe des Mitgliedsbeitrages

Die Höhe des Mitgliedsbeitrages blieb mit € 25,— gleich und auch der Preis für die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde wurde beibehalten: Jahresabonnement der Zeitschrift für Mitglieder € 23,30 + Versandkosten. Der Preis des Jahresabonnements beträgt im freien Verkauf € 34,90, das Einzelheft kostet € 8,72, für Mitglieder € 5,81). Der Mitgliedsbeitrag für Studenten bis zum 27. Lebensjahr blieb mit € 7,30 gleich.

V. Bestätigung von Korrespondierenden Mitgliedern

Unter dem Punkt Korrespondierende Mitglieder gab es in diesem Jahr keine Nennungen.

VI. Allfälliges

Zum Tagesordnungspunkt Allfälliges gab es ebenfalls keine Wortmeldung.

Im Anschluß fand um 18.15 Uhr ein Vortrag von Univ. Prof. Dr. Annemarie Bönsch, unter dem Titel „Unterbau“ statt. Die Generalversammlung fand bei einer kleinen Bewirtung im Café des Museums ihren Ausklang.

Franz Grieshofer, Margot Schindler, Matthias Beitzl

Du folklore à l'ethnologie. Institutions, musées, idées en France et en Europe de 1936 à 1945

Colloque International, 19.–21. März 2003,
Musée national des Arts et Traditions populaires/Centre
d'Ethnologie française (MNATP/CEF), Paris

Wenn eine Institution zu einem großen internationalen Kongress einlädt, dann zumeist, weil ein Jubiläum begangen oder eine Person gefeiert werden soll. Anlass des Kongresses „Institutions, musées, idées en France et en Europe de 1936 à 1945“ des Pariser Musée national des Arts et Traditions populaires/Centre d'Ethnologie française war zweierlei: ein Abschied und die Aufarbeitung der Fachgeschichte. Da die Institution 2008 nach Marseille umziehen wird (vgl. ÖZV LVI/105, 2002, Heft 3 + 4, S. 436–440, und die jüngst erschienene Museumspublikation *Réinventer un musée. Le musée des Civilisations de l'Europe et de la Méditerranée à Marseille*, Réunion des Musées Nationaux, Paris 2003), sollte zuvor eine Standortbestimmung erfolgen. Dies geschah, indem man die Entstehung der Institution kritisch beleuchtete und in den Kontext der Zeit stellte, als sich die traditionelle Volkskunde (folklore) in eine moderne Disziplin (ethnologie) zu transformieren begann. Da insbesondere nach Protagonisten und Institutionen während der deutschen Besatzungszeit gefragt wurde, erfolgte zugleich die längst fällige Abrechnung des Faches mit Vichy. Der Kongress machte deutlich, dass es in der ausgewählten Zeit – politisch gesehen von „Front populaire“ über „Vichy“ bis zur Zeit der „Libération“ nach 1944 – insgesamt weniger Brüche, sondern eher Kontinuitäten in Bezug auf Themen, Methoden sowie Perspektiven gab. Wie sehr die interne Auseinandersetzung in Fachkreisen erwünscht war, lässt sich an der großen Resonanz festmachen. Über 200 Teilnehmer/innen aus internationalen Museums- und Universitätskreisen fanden sich im ATP ein.

In der Auftaktveranstaltung rekapitulierte der Generaldirektor des MNATP/CEF, Michel Colardelle, die Entwicklungen, die zum Umzug der Institution geführt hatten und strich das Bedürfnis heraus, sich vor dieser umfassenden Veränderung ideologisch neu zu verorten. Christian Bromberger (Universität Aix-en-Provence) fragte selbstkritisch, warum sich die Ethnologen für fast alles interessierten, aber nicht für die eigene Vergangenheit. Die deutsche Besatzungszeit sei lange gleich einer Krankheit behandelt worden, über die man nicht spricht. Er erinnerte daran, dass erst mit Erscheinen der Studie „Le projet culturel de Vichy“ von Christian Faure (1989) und einigen weiteren Arbeiten wie die von Anne-Marie Thiesse über Regionalismus eine, wenn auch sehr kontroverse Auseinandersetzung inner-

halb der Disziplin begann. Im Vergleich zur deutschen Volkskunde sei dies reichlich spät gewesen. Der emeritierte Professor Isac Chiva stellte den Kongress in einen größeren, historischen Zusammenhang und wies darauf hin, dass auf der Ethnologie per se eine ideologische Last ruhe. Die Politisierung von Identität und Kultur sei aber einzelnen Forschern bis heute oftmals nicht bewusst. Er betonte, wie wichtig es sei, Selbstreflexion zu praktizieren, um die „Masse des Vergessens“, die mit den zwei Weltkriegen in Europa produziert wurde, zu überwinden.

Da die über 70 Beiträge, verteilt auf fünf Sektionen, nicht alle vorgestellt werden können, möchte ich mich im Folgenden auf einige Themenblöcke beschränken.

In der Sektion „Enquêtes & Musées“ ging es zum einen um die Erhebungskampagnen, die in den 1930er und 1940er Jahren in Frankreich durchgeführt wurden. So stellte Bertrand Müller (Universität Genf) die von Marcel Bloch und Lucien Fèbvre initiierte „Commission des recherches collectives“ (CRC) der *Encyclopédie française* vor, die späteren Feldforschungen als Vorbild dienen sollte. Fast alle größeren Feldforschungen des ATP wurden in dieser Sektion einer Revision unterzogen. Laurent Sébastien Fournier (Universität Montpellier) ging auf die Erhebungen des ATP in den 1930er Jahren im kleinen südfranzösischen Ort Barbentane ein, die zu einer Präsentation auf der New Yorker Weltausstellung 1939 führten. Denis-Michel Boëll (Inspection générale des musées, Paris) untersuchte, wie das ATP in einer spezifischen Region, nämlich in der Bretagne, über Jahre hinweg tätig war und wie sich dabei Forschungsobjekt und Methoden wandelten. Interessant waren auch die Ausführungen von Thomas Schippers (Aix-en-Provence), der die französischen Erhebungskampagnen mit dem „Atlas für deutsche Volkskunde“ verglich. Er kam zu dem Schluss, dass trotz des großen Interesses an der deutschen Vorgehensweise man diese nicht auf Frankreich übertragen wollte, da sonst hier zu offensichtlich geworden wäre, wie unterschiedlich die französischen Regionen beschaffen seien. Zum anderen wurde die Programmatik regionaler Museen unter die Lupe genommen, wie das Musée Arlaten in Arles (Dominique Sérénat-Allier, Musée Arlaten, Arles) oder das Musée de Terroir in Romenay (Annie Bleton-Ruget, Universität Dijon). Martine Segalen (Universität Nanterre) machte mit ihren Ausführungen über das Konzept des ATP deutlich, wie sehr die nationale Institution alle anderen Museen beeinflusste.

In der Sektion „Science et politique“ kamen einerseits internationale Aspekte zur Sprache: So wurden Vergleiche mit dem flämischen Nationalismus gezogen (Raf de Bont, Universität Louvain, Belgien) oder mit den „militanten“ Ethnologen aus den Niederlanden (Adriaan de Jong, Freilichtmuseum Arnheim). Nina Gorgus (Bonn) beschrieb die Rolle Georges Henri

Rivières in Bezug auf die deutschen Heimatmuseen des Nationalsozialismus; Bjarne Rogan (Universität Oslo) beleuchtete die Arbeit der CIAP und die Konflikte, die aufgrund unterschiedlicher, nationaler Arbeitsweisen etwa zwischen Sigurd Erixon und Georges Henri Rivière entstanden. Reinhard Johler (Universität Tübingen) ging in seinem Beitrag der Frage nach, ob es eine gemeinsame europäische Ethnologie in den 1930er und 1940er Jahren gab. Andererseits wurde in der Sektion aufgezeigt, wie sich Politik und Wissenschaft in der im Mittelpunkt stehenden besagten Epoche miteinander verstrickten. So war der Vortrag von Françoise Zonabend (EHESS, Paris) über den Mediziner Alexis Carrel bezeichnend, weil er verhängnisvolle Kontinuitäten verdeutlichte: Mitarbeiter von Carrel, einem eifrigen und einflussreichen Verfechter der Eugenetik, waren auch noch lange nach dem Zweiten Weltkrieg maßgeblich an interdisziplinären Feldforschungen beteiligt. Wie wichtig es für Forscher ist, uneingeschränkter Zugang zu Archivalien zu haben, zeigte der Beitrag von Jacqueline Christophe (MNATP), da sie als Leiterin des hausinternen Archives die etwas nebulöse Situation des ATP unter Vichy neu beleuchten konnte.

In der Sektion „Figures & Acteurs“, wurden die Personen vorgestellt, die Institutionen und das Fach vorantrieben. Natürlich ging es hier um die prominenteren, wie Arnold van Gennep, um den Ethnologen Marcel Griaule und Museumsgründer Georges Henri Rivière. Doch auch andere kamen nicht zu kurz. Régis Meyran (EHESS, Paris) widmete sich etwa dem „vergessenen“ Wissenschaftler, André Varagnac. Dieser war an der Seite Georges Henri Rivières an der Gründung des ATP beteiligt und hatte insbesondere für die methodische Unterfütterung der Institution gesorgt. Aufgrund interner Rivalitäten verließ Varagnac 1944 die Institution und machte sich dann daran, seine höchst umstrittene Theorie der „Archäozivilisation“ zu entwickeln. Eine hitzige Diskussion entfachte sich nach dem Beitrag von Daniel Fabre (EHESS/CNRS, Paris) über Agnes Humbert. Die ATP-Mitarbeiterin der Gründungszeit hatte sich gleich zu Beginn der deutschen Besatzungszeit in einer Résistance-Gruppe engagiert. Als diese aufflog, wurde sie in ein deutsches Lager deportiert. Noch lange nach Kriegsende, als Humbert wieder nach Frankreich, aber nicht an ihren ehemaligen Arbeitsplatz zurückgekehrt war, wurde im ATP seltsamerweise erzählt, dass sie am Ende gar nicht mehr von der Deportation heimgekehrt sei. Fabre konstatierte eine Amnesie, die im Museum schon zu Vichy-Zeiten strategisch eingesetzt worden sei. Aus dieser Epoche sei ein großes, sorgsam gehütetes Geheimnis gemacht worden. Fabre bezweifelte, dass in den Archiven noch Unterlagen liegen, die neue Erkenntnisse über Vichy bringen könnten. Hier entzündete sich die Kontroverse, die beispielhaft den Focus der Tagung widerspiegelt. Denn einige Forscher hatten sehr wohl die Erfahrung gemacht, dass ihnen

in den Archiven nicht alles zugänglich gemacht wurde. Und erst seit jüngster Zeit können bestimmte Personenakten aufgrund der in Frankreich gültigen Regelungen eingesehen werden. Nicht einigen konnten sich die Diskutanten, ob es sich um die Fortsetzung der Diskussion handelte, die die Publikation des oben erwähnten Christian Faure über die Kultur zu Vichy-Zeiten ausgelöst hatte oder um eine ganz neue Facette, die sich um die Themen Erinnern und Vergessen dreht. Nichtsdestotrotz tat diese Diskussion dem großen erklärten Ziel der Tagung, nämlich Vichy von allen Seiten kritisch zu beleuchten, keinen Abbruch. In der französischen Folklore ging in dieser Zeit, und das machte der Kongress mehr als deutlich, vieles durcheinander: So war der Typus des Regionalisten nicht unüblich, der sich auf rechtsnationalistische Inhalte berief und doch während des Zweiten Weltkrieges der Résistance angehörte, wie Daniel Le Couédic (Universität Brest) am Beispiel von André Dézarrois darstellte. Weil man sich nicht sicher sein konnte, wer zu welchem Feld gehörte, hat man die Auseinandersetzung mit Vichy wohl eher zögerlich begonnen.

In der Schlussveranstaltung wurden die Diskussionsergebnisse der einzelnen Sektionen vorgestellt (zu den drei genannten kamen noch die Sektionen „Regionalisme & Nationalisme“ sowie „Loisirs, arts & cultures populaires“). Richtungsweisend war hier Florence Webers Aufruf (École normale supérieure, Paris), die Ethnologie Frankreichs künftig noch mehr in einen sozialwissenschaftlichen und internationalen Rahmen zu stellen. Joaquim Païs de Brito, (Leiter des nationalen Ethnologischen Museums, Lissabon) hatte das Schlusswort. Für ihn gab es während der Tagung zwei Pole: einmal die „Familiengeschichten“, also die Geschichte der Institutionen und des Faches, die sich auf eine nationale Ebene beschränkten und zum anderen die direkten Einflüsse und Koinzidenzen, die von außen auf Frankreich wirkten. Sein knappes Fazit: Man solle sich stets der „Ironie“ bedienen, um sich die nötige Distanz zum Forschungsobjekt zu verschaffen.

Das dichtbepackte Programm ließ ausführliche Diskussionen manchmal leider etwas zu kurz kommen. Alles in allem hat der Kongress einen Meilenstein gesetzt: Weit über die Fachöffentlichkeit hinaus hat er demonstriert, dass Vichy als Forschungsthema den Ethnologen immer noch neue Aspekte bietet und dass erst der kritische Umgang damit ermöglicht, die dunklen Seiten als Teil der Fachgeschichte zu akzeptieren, zu bewerten und gegebenenfalls zu verurteilen.

Nina Gorgus

Herder-Preis 2003

Würdigung für Prof. Károly Manherz, Ungarn

Am 9. Mai 2003 wurden in der Universität Wien die diesjährigen Herder-Preise der Alfred Toepfer Stiftung F.V.S Hamburg verliehen. Zu den Preisträgern, die als Wissenschaftler und Künstler mit dem Wort umgehen und das Wort als Gegenstand erforschen, gehört der Germanist und Sprachwissenschaftler Prof. Dr. Károly Manherz aus Budapest, ein durch zahlreiche Gastvorträge und Gastprofessuren in Deutschland und Österreich international anerkannter Forscher und akademischer Lehrer.

Herr Prof Manherz (Jg. 1942), der aus einer ungarndeutschen Familie stammt, studierte 1961 bis 1966 in Budapest Germanistik und Ungarisch und arbeitete anschließend dort zunächst als Gymnasiallehrer für Deutsch und Ungarisch. Dabei hielt er ständigen Kontakt mit der Universität und wurde dort 1968 mit der Dissertation über die „Deutschen Mundarten im Pilisch-Gebirge“, seiner Heimat, promoviert und ab 1970 mit Lehraufträgen für Vorlesungen und Seminare u.a. zur deutschen und ungarischen Dialektologie und Sprachsoziologie am Lehrstuhl für Germanistik betraut. Bereits drei Jahre später, 1971, habilitierte ihn die Ungarische Akademie der Wissenschaften aufgrund der Schrift „Sprachgeographische und sprachsoziologische Stratifikation der deutschen Mundarten in Westungarn“, die Grundlagenforschung zu einer zuvor nicht bearbeiteten Sprachlandschaft aus sprachsoziologischer Sicht bereitstellt. (Sie ist 1977 publiziert worden.) 1977 bis 1978 war er als Stipendiat der Alexander von Humboldt Stiftung in Marburg und München, 1981 wurde er zum Dozenten und Leiter des Lehrstuhls für Romanistik und Germanistik an die Philosophische Fakultät der Eötvös Universität berufen. In der Fakultät hatte er 1984 bis 1987 die Funktion des Prodekans, von 1987 bis 1989 die des für Auslandsbeziehungen der Universität zuständigen Prorektors inne. Die folgenden vier Jahre waren von intensiver Mitarbeit bei der politischen Um- und Neugestaltung Ungarns bestimmt: 1989 bis 1990 war er Vizeminister für Kultur und Bildung und als solcher verantwortlich für Wissenschaft, Forschung und Hochschulwesen. Er hat sich intensiv um den Anschluß Ungarns an das europäische Hochschulwesen verdient gemacht, u.a. als einer der Initiatoren der TEMPUS- und PHARE-Programme und als Mitwirkender an der Gründung zahlreicher Stiftungen. Nach dem Regierungswechsel 1990 wurde er zunächst als Staatssekretär in das Ministerium für Kultur und Unterricht berufen, ab 1. März 1991 wechselte er in der gleichen Funktion in das Ministerpräsidentenbüro, wo er für Fragen der ungarländischen ethnischen Minderheiten zuständig war und für einen sachbezogenen und nüchternen

Dialog und eine ausgleichende Verständigung zwischen den Minderheiten eintrat. 1992 kehrte er an die Universität zurück. Anlässlich der wesentlich von ihm initiierten Gründung des Germanistischen Instituts an der Eötvös Universität am 1. März jenes Jahres wurde er zu dessen Direktor und ein Jahr später zum Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Budapest gewählt und ernannt. Diese Aufgabe hat er bis zum Jahr 2000 wahrgenommen. Seiner Initiative und Tatkraft sind ganz wesentlich die Neugestaltung und Neukonzipierung des Germanistischen Instituts und der germanistischen Ausbildung und Forschung seit 1992 zu verdanken: Dazu gehört u.a. die Einrichtung der Lehrstühle für Sprachwissenschaft, Literaturwissenschaft, Sprachpraxis und Didaktik des Deutschen sowie für Skandinavistik und Nederlandistik, die Initiierung neuer Lehr- und Handbücher zum Sprach- und Grammatikunterricht, zur Literatur und Didaktik des Deutschen sowie zur Landeskunde der deutschsprachigen Länder.

Die Forschungs- und Lehrtätigkeit von Herrn Prof. Manherz umfaßt in beeindruckender Weite die Bereiche Deutsche Sprachgeschichte, Dialektologie und Mundartkunde, Sprachsoziologie sowie Ethnographie der Deutschen in Ungarn und dem pannonischen Raum. Seine Forschungsschwerpunkte sind die Beschreibung der Mundarten und Fachsprachen der deutschen Minderheit in Ungarn, ihrer Handwerke, Folklore und Handschriften sowie sprachsoziologische Erhebungen und Untersuchungen zu dieser Minderheit. Er ist Herausgeber zahlreicher Reihen, darunter der 1975 gegründeten „Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen, Ungarndeutsche Studien“ (1981) sowie „Ungarndeutsches Handwerk“ (1982). Sein Werk steht auf den Grenzen von Sprachwissenschaft und Ethnographie, die es beide überschreitet, und ist durch die Zuwendung zu umfassend kulturwissenschaftlichen Fragestellungen des Zusammenwirkens der Komponenten von Sprache, geographischem und sozialem Raum, materieller und geistiger Kultur charakterisiert. Die Bevorzugung der Erforschung der Ungarndeutschen hat nie eine Beschränkung auf die deutsche Minderheit allein bedeutet, sondern ist immer durch eine gruppen- und grenzüberschreitende Perspektive geleitet worden, die die vermittelnden Funktionen kultureller Austauschprozesse zwischen den Volksgruppen in dieser multiethnischen und -kulturellen Region hervorhebt. Diese übergreifende Sichtweise kennzeichnet auch seine zahlreichen Initiativen im Bereich der Wissenschaftsorganisation. Károly Manherz vertritt sowohl in Ungarn, wie in Europa die Germanistik, Linguistik und Ethnographie in gleichermaßen hervorragender Weise. Der Herder-Preis gilt dem Gelehrten von hohem Rang und zugleich dem Wissenschaftsorganisator.

Ulrike Jekutsch

Neuerscheinung

Mónika Lackner, Péter Granasztói

Cifraszűr/Hirtenmantel

Vom alltäglichen Kleidungsstück zum nationalen Symbol
Katalog zur Jahresausstellung 2003 des Ethnographischen Museums
Budapest im Ethnographischen Museum Schloss Kittsee vom
30. März bis 2. November 2003.

Wien/Kittsee, Österreichisches Museum für Volkskunde/Ethnographi-
sches Museum Schloß Kittsee, 2003, 48 Seiten, zahlr. Abb.
ISBN 3-902381-00-0

Inhalt:

Der Cifraszűr – das repräsentative Kleidungsstück der Hirten und
Bauern. 5–16; Abbildungsteil. 17–25; Der Cifraszűr als nationales
Symbol. 26–30; Darstellung des Cifraszűr in der Malerei und Grafik
des 19. Jahrhunderts. 31–34; Literaturverzeichnis. 35; Objektkatalog.
36–47; Karte von Ungarn. 48.

Bestellungen:

Ethnographisches Museum Schloss Kittsee, A-2421 Kittsee
Tel. 0043/2143/2304, Fax: 0043/2143/2025
e-mail: office@schloss-kittsee.at

EURO 9,90 (exkl. Versand)

EURO 6,60 (exkl. Versand) für Mitglieder des Ethnographischen
Museums Schloss Kittsee

Literatur der Volkskunde

BECKER, Siegfried, Andreas C. BIMMER, Karl BRAUN u.a. (Hg.): *Volkskundliche Tableaus. Eine Festschrift für Martin Scharfe zum 65. Geburtstag von Weggeführten, Freunden und Schülern*. Münster/New York/München/Berlin, Waxmann Verlag, 2001, 543 Seiten.

Festschriften werden selten gelesen: von vorn bis hinten oder auch nur in großen Teilen. Genutzt dagegen werden sie häufig: auf der Suche nach Themen und Autoren, vor dem Hintergrund einer bestimmten Forschungsfrage, im Bemühen um einen Überblick über das (aktuelle) Arbeiten eines Fachs. Zu Zeiten erlaubt man sich aber auch die intensive Lektüre, die allein Vorlieben und Zufällen folgt. In meiner Rezension werden sich Perspektiven und Lesehaltungen mischen, die systematische und die lustvolle Version wissenschaftlichen Lesens, doch interessiert mich vor allem anderes, wie sich unser Vielnamensfach, besehen im spezifischen Ausschnitt des Arbeitens einer bestimmten Forschergeneration und ihrer Netzwerke, präsentiert. Welche Versionen von Geschichten über Kultur finden sich hier, welche Aufmerksamkeiten, welche Darstellungsformen? Dass eine Rezension nicht der Ort ist, eine regelrechte Analyse zu entwickeln, versteht sich von selbst; zumal meine Überlegungen die Vielzahl und die Vielfalt der Beiträge (39 Beiträge) nur streifen können. Mir scheint die Bearbeitung von Festschriften für eine wissenschaftsgeschichtliche und -soziologische Untersuchung besonders lohnenswert, spiegeln sich hierin doch besonders klar die Ambiguitäten wissenschaftlichen Arbeitens zwischen Verpflichtungscharakter und Möglichkeitssinn. In diesem Genre, das als Textkompodium einen spezifischen kommunikativen Zusammenhang dokumentiert, zeichnen sich nicht nur Rücksichten (im historischen wie im sozialen Sinne) ab. Festschriften bieten gleichzeitig Freiheiten, wie sie im Alltagsbetrieb der Wissenschaftskulturen eher die Ausnahme sind, werden doch den Autorinnen und Autoren nur selten Themen oder Verfahren vorgegeben. Wenn strenge Geister gerne an Festschriften deren Heterogenität kritisieren, dann übersehen sie, dass das Genre eben auch eine Spielwiese ist – was nicht heißen muss, dass es als solche auch genutzt wird.

Wie beides, Verpflichtungscharakter und Möglichkeitssinn, in solchen Sammelbänden, aber auch in den einzelnen Aufsätzen zusammenspielen, dies ist nicht unabhängig von den jeweiligen Jubilaren und deren Wissen-

schaftsverständnis. Damit komme ich auf die vorliegende Textsammlung zu sprechen: Zumal Martin Scharfe in seiner Art und Weise, Wissenschaft zu betreiben, die Lust an der Freiheit vermittelt, sowohl neue Themen und Sichtweisen auszuprobieren als auch sogenannte klassische Felder immer wieder aufzugreifen und in veränderter Perspektive zu interpretieren; eine Lust und eine Freiheit, die wir – verstrickt in immer neue Rechtfertigungsgeschichten (wie Evaluierungen etwa) – hochachten und hochhalten sollten.

Eine bunte Mischung ist es, die mit dieser Festschrift vorgelegt worden ist. ‚Bunt‘ gemischt ist dieses Kompendium im Sinne von Themenwahl, Methoden und Theorien, vor allem anderen aber auch im Sinne der selbstverständlichen Einbeziehung und Diskussion von Ansätzen und Ergebnissen nicht nur eng benachbarter Disziplinen und Wissensfelder. Solche Selbstverständlichkeit wirkt sehr wohltuend in Anbetracht der aufgeregten politischen Forderungen nach Inter- und Transdisziplinarität.

Das ist es auch, was an dieser Festschrift als erstes ins Auge fällt: Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gehen hier zumeist sehr unaufgeregt und darum nicht weniger neugierig ihrem Geschäft des wissenschaftlichen Arbeitens nach, ob sie nun bereits beschrittene Wege und Themen ausbauen, neue Themen und Methoden entwickeln, Kanonisiertes im Wortsinne ‚revidieren‘. Dabei nehmen die Revision und die Reflexion der Entstehung und Organisation volkskundlichen Wissens breiten Raum ein; immerhin mehr als ein Drittel der Beiträge ist diesem Problemfeld gewidmet. Im Detail geht es da bei *Burkhard Fuhs* um die Bedeutung antiker Mythologie für die Kultur technischer Expeditionen, bei *Andreas C. Bimmer* um den Sonntag und dessen Rezeption in der Volkskunde, bei *Klaus Beitzl* um die Deutungsmuster des „Samson“-Brauches, bei *Herbert und Elke Schwedt* um die Gründungsphasen von Musikvereinen in Rheinland-Pfalz und um die Bedeutung von Konfessionen innerhalb dieser Prozesse. *Vilmos Voigt* berichtet über die Folklore der Lutheraner in Ungarn, *Alena Jeřábková* und *Richard Jeřábek* über die Ikonographie europäischer Zigeuner in der Volks-trachtenforschung des 19. Jahrhunderts. *Hans-Ulrich Roller* beschreibt die Wertvorstellungen von Kulturwissenschaftlern, „die mit ihren Hinweisen auf die Qualitäten des alten Handwerks und der Volkskunst, [...] eine vermeintlich heile Welt gegen ihrer Meinung nach falsch laufende Entwicklungen in der keramischen Szene beschwören“ (S. 261). *Siegfried Becker* vergleicht die Ideen der Erhabenheit, wie sie in kulturphilosophischen Traktaten über die österreichische Kaiserin Sisi formuliert worden sind, mit anderen „neoromantischen Kulturentwürfen des Bürgertums in der Industriegesellschaft“ (S. 418). *Ute Mohrmann* beschäftigt sich mit der DDR-Volkskunde in den 1970er Jahren, *Wolfgang Jacobeit* mit der Gewähnsfrau Ruth Holst und ihrem Volkskunstzirkel.

Während diese Texte vor allem an Deutungsmodellen der Volkskunden und verwandter Institutionen ausgerichtet sind, steht in den Beiträgen von *Bernd Jürgen Warneken* und *Konrad Köstlin* das Wechselspiel zwischen der Entwicklung des Faches und modernen Lebensstilen im Zentrum. Warneken etwa setzt sich kritisch mit der „Affinität zwischen Volkskunde und Gehkultur“ (S. 4) und „kulturelle[r] Immobilität“ und deren methodologischen Konsequenzen auseinander. Köstlins Gedankengänge kreisen um die Spielarten und Funktionen einer modernen Kompensationsrhetorik – in den Kulturwissenschaften ebenso wie in den Alltagskulturen.

Die Reflexion von Rolle und Funktion des Fachs im Verlauf der Modernisierungsprozesse bewegt sich auf einem hohen Niveau. Wissenschaftsgeschichte, wie sie hier praktiziert wird, ist nicht mit Vergewisserung gleichzusetzen. Das erweist sich auch in jenen Beiträgen, die spezifisch empirischen Vorgehensweisen und Materialien gewidmet sind. *Johanna Rolshoven* etwa entwickelt in ihrem Aufsatz die „Versuchsanordnung eines Wahrnehmungsspazierganges“ (S. 15) als Medium einer ethnographischen Stadtforschung. *Helge Gerndt* plädiert am Beispiel der „komplexen Wissensform“ Karikatur (S. 240) dafür, deutlicher als bislang geschehen, das „Bilder-Denken“ (S. 251) der modernen Gesellschaften in den Themenkatalog des Faches einzubeziehen. *Utz Jeggle* führt am Beispiel der Haigerlocher Juden und der Gedächtnisprozesse angesichts der Shoah vor, welche Bedeutung dem genauen Blick gerade auch auf bürokratische Strukturen und Quellen (etwa der Institution Finanzamt) zukommt.

Auch dann, wenn sich Autorinnen und Autoren auf die Suche nach den (neuen) Vätern begeben, wird offenkundig, dass die Beschäftigung mit der näheren oder fernerer Wissenschaftsgeschichte am wenigsten Selbstzweck ist. Solche Rückblicke ermöglichen, um einen Satz von Martin Scharfe abzuwandeln, allemal Fortschritte und regen dazu an, Perspektiven und vor allem Standorte zu verändern, mindestens aber zu variieren. *Ingar Kaldal* etwa führt uns durch die Geschichte der kulturellen Wendungen in der Historiographie bis hin zur „Dezentrierung des Blicks“ (S. 408) und auch der historischen Erzählungen. *Harm Peer Zimmermann* rekonstruiert hier Kants kritische Begründungen einer modernen Naturästhetik und empfiehlt diese unserer Aufmerksamkeit. *Helmut Eberhart* konzentriert sich in seinem Beitrag zu Raimund Friedrich Kaindl auf die Diskussion der Gegensätze in dessen Werk zwischen einerseits nationalistisch gefärbten Aussagen und andererseits Visionen einer föderalistischen Gestaltung Mittel- und Osteuropas. *Marita Metz-Becker* stellt uns die Reisebeschreibungen von Georg Forster vor, der „immer wieder multikausale Erklärungsansätze für seine Beobachtungen ausbreitet, ganze Reihen offener Fragen auffächert und divergierende Beobachtungs- und Beurteilungsperspektiven anskizziert ...“

(S. 389). Mit ihrem Aufsatz „Kulturwissenschaftliche Köpfe“ macht sie Lust, diesen, aber auch andere (Reise-)Schriftsteller wieder und neu zu entdecken.

Wissenschaftsgeschichtliche – und das meint immer auch wissenschaftskritische – Überlegungen sind grundsätzlich ein wichtiger Ausgangspunkt auch jener Beiträge, die sich mit Alltagshandeln und Kulturgebärden befassen. *Sabine Gieske* beispielsweise stellt gängige Zuschreibungen und Homogenisierungen in Hinblick auf ‚den Adel‘ in Frage und will den Blick öffnen für eine Kulturgeschichte der Adelskulturen. Auch *Carola Lipp* zeigt Leerstellen in der Protestforschung auf und macht die bürgerliche Beteiligung in den Revolutionen 1848 zum Thema.

Angesichts der Beiträge dieser Festschrift kann davon, dass die Volkskunde „aus dem eigenen Fach ausgewandert“¹ sei, wie Martin Scharfe es vor einigen Jahren als Frage gleichwohl in polemischer Absicht formuliert hat, nicht die Rede sein. Gerade auch die klassischen Themenfelder sind es, die hier bearbeitet und selbstbewusst besetzt werden. Wenn auch die deutliche Konzentration auf Fragestellungen der Frömmigkeitsforschung zu einem Gutteil dem Jubilar geschuldet sein mag, so bleibt dennoch bemerkenswert, wie viele der Beiträge von Phänomenen „fundamentalistischer Identitätsstiftung“ (Alber S. 129) in (post-)modernen Lebenswelten und -stilen ausgehen. Neben *Leopold Kretzenbachers* Abhandlung über die biblischen Ursprünge des volksbarocken Bildes „Christus der Gute Hirt trinkt als Blutquelle seine Schäflein“ beschäftigen sich *Zsigmond Csoma* und *Wolfgang Alber* mit der Entwicklung hin zu einem Neben- und Ineinander von heiligem und profanem Leben, Csoma im Zusammenhang der Verehrung von Weinheiligen im Karpatenbecken, Alber am Beispiel des „zeitlosen Heiligen“ St. Urban in der Weingärtnerkultur. *Margot Schindler* setzt in ihrem Aufsatz zu „Exzeß und Askese“ einen Schwerpunkt auf die Darstellung der christlichen Tradition der Nahrungsaskese. Mit *Andreas Hartmanns* Forschungen zur Meteorologie und zur „kulturellen Anverwandlung des Naturfaktors Wetter“ (S. 97) bestätigt sich der Einfluß religiösen Denkens auch in zeitgenössischen Wettermodellen. Auch *Christine Burkhardt-Seebass* verweist in ihrer Skizze zu dem Studienprojekt „Partnerschaftsrituale“ darauf, dass die kirchliche Trauung wenn auch keineswegs unbestritten, doch nach wie vor als Ritual „konkurrenzlos“ (S. 83) ist. Alle diese Autorinnen und Autoren aber, allen voran Gottfried Korff in

1 Scharfe, Martin: „Nicht das Knien hilft beim Beten, aber man kniet. Überlegungen zur volkskundlichen Fachidentität. In: König, Gudrun M., Gottfried Korff (Hg.): *Volkskunde '00. Hochschulreform und Fachidentität* (= Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 22). Tübingen 2001, S. 59–69, hier S. 68.

seinem Text zum Personenkult in der Gegenwart, warnen vor allzu schnellen Analogieschlüssen – so etwa, wenn im Kontext des Lady Di-Dramas der Begriff Heiligenverehrung in den Erklärungen nicht nur der Massenmedien Hochkonjunktur erlebte. Korff führt hier vor Augen, dass erst das präzise Wissen über unterschiedlichste kirchliche und populäre Formen von Devotion und Kult Aufschluss geben kann über zeitgenössische Phänomene.

Zum einen also sind Transformationen religiöser Sinn- und Deutungsmodelle sozusagen ein Generalthema dieser Festschrift, zum anderen Prozesse der Ästhetisierung der Lebenswelten in den letzten zweihundert Jahren – wiederum zu verstehen als Versuche der Sinnstiftung. Auch hier ist das Spektrum der Fragestellungen weit, sind die Perspektiven unterschiedliche. Wenn *Dieter Kramer* seine Überlegungen zur „mentalalen Infrastruktur für die Zeit nach der Vollbeschäftigung“ (Überschrift) entwickelt, setzt er – freilich eher implizit als explizit – auf die Fähigkeit des Einzelnen, aber auch der Gemeinwesen ihre Lebenszusammenhänge im Sinne des „Paradigmas des *guten und richtigen Lebens*“ (S. 332) zu gestalten. Aus den Untersuchungen *Elisabeth Katschnig-Faschs* zu „Spätmoderne[n] Lebenswelten“ (Überschrift), zu Familienleben, Geschlechterordnung, zu Ritualisierungen des Alltags, geht hervor, welche elementare Rolle der Vorstellung von der Gestaltbarkeit und der Gestaltung in den Identitätshaushalten der Befragten zukommt. Welche Ideale und Bilder des Körpers Robert Musil in seinen Essays zum Thema Sport entwickelt hat, dies ist das Thema eines Aufsatzes von *Hermann Bausinger*. Auf die Grenzen wiederum von solchen Diskursen und von Fortschrittsfiguren kommt *Jutta Buchner-Fuhs* in ihrer Studie zum Nyltest-Hemd zu sprechen: Von der „Tücke des Fortschritts im Alltag“ (Überschrift) wird da in biographischen Befragungen erzählt.

Oft sind es Gegenwelten, die heute noch als Vorbilder solcher Ästhetisierungsbemühungen dienen. Eine solche Vor-Geschichte und „Imaginierte Welten“ (Überschrift) zeichnet *Silke Göttisch* nach: in den Völkerschauen und Panoramen, in den Welt- und Industrieausstellungen des 19. Jahrhunderts. *Jürgen Wittstock* zeigt entlang von Beobachtungen zu Vernissagen, wie sehr und in welcher Weise heute die Rezeption kultureller Angebote zu bestimmten Lebensstilen gehört.

Die Ästhetisierung des Stadtraumes, über Alpinisierung und Ethnoboomb, und die Kontroversen, die sich hieran festmachen, behandelt *Ueli Gyr* in „Kühe in der Stadt“ (Überschrift). Wie Wegweiser als spezifische „ästhetische Strategien“ (S. 318) nicht nur auf Orte verweisen, sondern diese erst generieren, dies lässt *Karl Braun* am Beispiel der Wegweiser in Theresienstadt anschaulich werden.

Insbesondere Dinge werden als unverzichtbare Medien der Ästhetisierung und Ausgestaltung vorgestellt und diskutiert. *Christel Köhle-Hezinger*

skizziert die Bedeutung des Harmoniums als eines „bürgerlichen Ausstattungsstück[es] der Missionsehe“ (S. 192). Köhle-Hezinger, vor allem aber *Gudrun König* am Beispiel der Warenwelt und des Konsums um 1900 thematisieren die Strategien und Mechanismen einer „Moralisierung“ (König) über und durch die Dinge, auf die vielfältigen Versuche einer umfassenden Geschmackserziehung und Volksbildung. In der Geschichte des ‚guten Geschmacks‘ geht *Wolfgang Brückner* noch einen Schritt weiter zurück, er konzentriert sich in seinen Gedanken zur „Modellierung von Sinnlichkeit und Sinneserfahrungen“ (S. 504) insbesondere auf die Argumentationsweisen von Popularphilosophen des späten 18. Jahrhunderts.

Nicht nur in Anbetracht der thematischen Ausrichtung der zuletzt genannten Texte an der Frage der Ästhetisierung der Lebenswelten ist der Titel – „Volkskundliche Tableaus“ – gut gewählt. Die Beiträge behandeln nicht nur Tableaus, mit Hilfe derer wir unsere Alltage ausstaffieren, vielfach sind sie als Tableaus organisiert, als wirkungsvoll gruppierte Bilder von Alltagen (eingeschlossen denen der Wissenschaftskultur), die aber offen sind für Veränderungen und für die Ergänzung oder auch Korrektur der vorgelegten Interpretationen. Gerade darum würde ich den hier versammelten Aufsätzen eine diskutierfreudige Leserschaft wünschen, die Zeit und Muße hat – ein bisschen viel verlangt, ich weiß.

Klara Löffler

GINGRICH, André, Elke MADER (Hg.): *Metamorphosen der Natur. Sozialanthropologische Untersuchungen zum Verhältnis von Weltbild und natürlicher Umwelt*. Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag, 2002, 340 Seiten.

Vor ein paar Jahren, 1999, hatte die Deutsche Gesellschaft für Volkskunde die „Natur“ auf das Programm ihres 32. Kongresses in Halle gesetzt. Es ist dies ein basales Thema für jedes kulturanthropologische Fach, das sich im volkskundlichen Zugriff freilich allzu oft zu Binsenweisheiten verflüchtigte, weil es fast nur stupide mit immer denselben Mode-Begrifflichkeiten wie „Konstruktion“, „Konzept“ oder „Strategie“ erschlossen wurde. So erlag die Volkskunde, zumindest in Halle, in ihrer Beschäftigung der Vieldeutigkeit des Sujets; Systematisierungsversuche gelangen kaum. Jetzt legten Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aus dem Umfeld des Wiener Institutes für Ethnologie, Sozial- und Kulturanthropologie eine Anthologie mit Arbeiten zum „Verhältnis von Weltbild und natürlicher Umwelt“ (so eine Passage des Untertitels) vor. Selbstverständlich: Der Horizont der Kollegen aus der Nachbardisziplin ist zumindest einmal geographisch um

ein Beträchtliches weiter gespannt. Während die volkskundlichen Beiträge in Halle den kulturellen Raum Europas kaum einmal überschritten, werden hier Beiträge über fast alle Kontinente versammelt. Schade indes, dass bei den Thematisierungen des Naturthemas durch die „völkerkundlichen“ Fachvertreter die „volkskundlichen“ Annäherungsversuche nicht einmal wahrgenommen werden. Dies mag freilich auch am oft seichten Reflexionsniveau der Volkskunde liegen, das offenbar wenig inspirierend für eine theoretisch ambitionierte Kultur- und Sozialanthropologie ist. Darüber hinaus erscheint solch ein Verzicht auf Bezugnahme einmal mehr als Beleg dafür, dass sich hinter der Rede von der Annäherung der Ethno-Fächer faktisch nach wie vor eine disziplinäre Beziehungslosigkeit verbirgt.

Auch dieser Band widmet sich also Fragen nach kulturellen Differenzen und Gemeinsamkeiten in stofflichen und symbolischen Naturbeziehungen. So sehen sich auch die Kultur- und Sozialanthropologen in ihrer Auseinandersetzung mit „Natur“ mit dem Konstruktivismus-Dilemma konfrontiert. Allerdings: Sie lassen sich auf die Vielfalt und Wandelbarkeit menschlicher Naturvorstellungen ein, ohne sie restlos aufzulösen und ohne so zu tun, als ob es nur um Gesellschaft und Kultur ginge, wenn von „Natur“ die Rede ist, nicht aber auch um eine außermenschliche Größe. Wenn von den ethnologischen Wissenschaften nach dem Ort von Natur und Umwelt in unterschiedlichen Kulturen gefragt wird, so kann auf disziplinäre Traditionen kulturökologischen Denkens von Friedrich Ratzel über Marshall Sahlins bis zu Marvin Harris zurückgegriffen werden. Für eine Disziplin wie die Kultur- und Sozialanthropologie gehört es zu den Selbstverständlichkeiten, dass sie die Entgegensetzung von Natur und Kultur als eine spezifisch westliche Kulturtradition versteht. Sie weiß nur allzu gut, dass diese Dichotomie nur eines von zahllos möglichen Beziehungsmustern zur Natur darstellt. So löst sie „Natur“ in ihren Dekonstruktionsversuchen nicht restlos auf, sondern bindet die Naturbilder der jeweiligen Kulturen immer auch zurück an die ökonomische und ökologische Basis, auf der sie sich entwickelt haben. Natur existiert in diesen Reflexionen auch als eine Größe, die jenseits kultureller Konstruktionen und unabhängig von diesen existiert.

Die einzelnen Beiträge in diesem Wiener Band werden zwar durch eine gemeinsame Frageperspektive zusammengehalten. Der intellektuelle Hintergrund der internationalen Autoren und Autorinnen changiert jedoch zwischen Relativismus und Universalismus. Und da obendrein die erhobenen ethnographischen Materialien zu divergent sind und die Einzeluntersuchungen über ihr gemeinsames Interesse an der Natur hinaus zu eigenständig ausfallen, sollen sie zumindest in knappen Stichworten auch einzeln vorgestellt werden. Der Berliner Soziologe Klaus Eder trägt in seinem Beitrag zu den kulturellen Traditionen westlicher Naturbilder einmal mehr ein-

drucksvoll seine Überlegungen zur Entzweigungsstruktur der Naturbeziehungen in modernen Gesellschaften vor. Instrumentelle Naturbeziehungen sind zwar kein exklusives Monopol solcher Gesellschaften, für deren Ausbildung und Etablierung jedoch konstitutiv. Allerdings ist die durch Wissenschaft und Technik mögliche Bernächtigung der Natur keinesfalls ein linearer Prozess. Konstitutiv sind auch – vorwiegend symbolische – Naturbeziehungen, in denen ganzheitliche und alternative Bindungen zur Natur reklamiert werden und in denen Natur zur sakralen Größe in säkularen Gesellschaften erhoben wird. Die „Entzauberung“ von Natur und Welt erzeugt im selben Zug also ihre Wiederverzauberung – hie Versachlichung und da Re-Mythisierung. Neben der sozialen und nationalen Frage zählt die Naturfrage für Eder zu den drei zentralen Ordnungsmythen der Moderne.

Tim Ingold (Aberdeen) versucht am Beispiel der sogenannten Naturalökonomie von „Jäger- und Sammlergesellschaften“ die Kontroversen zwischen Naturalisten und Kulturalisten zu überwinden, indem er den Kulturalismus als spezifisch westliche Denktradition diskutiert und die Jäger und Sammler als Teil einer interaktiven Umwelt versteht. Der Autor entwirft dabei eine „Ontologie des Bewohnens“, wobei der Begriff der „Natur“ zur Disposition gestellt wird: „Denn die Welt kann nur für diejenigen ‚Natur‘ sein, die ihr nicht angehören, aber nur durch Zugehörigkeit wird die Welt konstituiert, in Beziehung zu Lebewesen und als deren Umwelt.“

Hildegard Diemberger (Cambridge) zeigt am Beispiel der Khumbo Ostnepals, wie im Weltbild der Bewohner die sie umgebende Landschaft zum sakralen Raum wird. Berge, Seen oder Felsen werden in dieser Kosmologie mit Bedeutung aufgeladen und zu Subjekten. Die Klassifizierung als „Natur“ macht auch hier keinen Sinn, wenn sie als Entgegensetzung zur menschlichen Kultur verstanden wird. Dass Nutzung von Natur und ihre Sakralisierung nicht wie in westlichen Denktraditionen auseinanderfallen müssen, sondern eine Einheit aus materieller Ressource und sakraler Sphäre bildet, entwickelt Eckart Boege (Mexiko) anhand der Ökonomie der Mazateken Zentralmexikos, wo in der Umformung der Natur durch menschliche Arbeit ökonomische, soziale und religiöse Aspekte ineinander verwoben werden.

Formt die Kultur die Natur oder determinieren spezifische natürliche Voraussetzungen bestimmte kulturelle Verhältnisse? André Gingrich (Wien) diskutiert diese grundlegende Frage anhand der tribalen Sozialstruktur südwestarabischer Bergbauern. Dabei plädiert er dafür, dass die Wirkungen der außermenschlichen Natur auf die Menschen und deren Rückwirkungen auf die natürliche Umwelt als „vernetzte und prozesshafte Interaktion verstanden“ werden sollten. Jean-Claude Galey (Paris) zeigt auf, dass die Idee eines Dualismus zwischen einer nach Autonomie strebenden Menschheit und einer ihr entgegengesetzten Natur in der kulturellen Logik Indiens

niemals entstehen könnte. Statt der Entgegensetzung von Natur und Gesellschaft geht es hier um die Verbindung von Göttlichem, Natürlichem und Menschlichem, wie Galey an den Vorstellungen der Seelenwanderung oder der Morphologie der Götterwelt entwickelt, die er als „Protokolle des Fließens“ versteht.

Die Integration der in westlichen Kulturen getrennten Sphären von Natur, Gesellschaft und Übernatürlichem rückt auch Elke Mader (Wien) ins Zentrum, wenn sie der „Macht des Jaguars“ nachspürt. In der Deutung von Naturerscheinungen und Träumen bei den Shuar und Achuar (Ecuador und Peru) rekonstruiert sie eine „ontologische Triade“ dieser drei Dimensionen, deren vielfältige Wechselbeziehungen sich in Ritualen, Mythen und Entwürfen von Persönlichkeit und Macht manifestieren. Umwelt und Gesellschaft werden auch im Weltbild des Vodun in Benin nicht separiert, wie Ulrike Davis-Sulikowski (Wien) entwickelt, sondern als lebendiges Netz mit vielfältigen Übergängen verstanden. Genausowenig vollzieht sich die Ordnung der Welt in Sri Lanka nach Marianne Nürnberger (Wien) durch die Entgegensetzung von Natur und Kultur. Hier sind es Temperierungslehren, die Ordnungsstrukturen ermöglichen. Im Buddhismus verankerte und auf dem asiatischen Kontinent gängige Klassifikationsmuster des „Hitzenden“ und „Kühlenden“ beziehen sich auf unterschiedlichste Phänomene wie Nahrungsmittel, Handlungen und geistige Vorgänge.

An gegensätzlichen Naturkonzeptionen staatlicher und bäuerlicher Provenienz zeigt sich Helmut Lukas (Wien) in seiner kulturökologischen Studie über Indonesien interessiert. Hier kollidieren, wie das Beispiel des Brandrodungsfeldbaus zeigt, agrarwissenschaftliche Zugänge als Erbe der Kolonialmächte mit einem traditionellen Verständnis, wobei zentrale Konflikte zwischen indigenen Kulturen und dem modernen Nationalstaat sichtbar werden. Ähnliche Konfliktstrukturen liegen auch den Auseinandersetzungen von Tschuktschen und Sibirischen Eskimos mit Umweltschutzprojekten europäischer Herkunft zugrunde. Peter Schweitzer (Alaska) zeigt, dass die indigenen Völker und die euro-amerikanischen Umweltschützer zwar ein gemeinsames Interesse an ökologisch intakten Naturverhältnissen haben, das allerdings gänzlich unterschiedlichen kulturellen Logiken folgt. Die Umweltschutzprojekte beidseits der Beringstraße beziehen weder Subsistenzformen noch Naturbeziehungen der indigenen Bevölkerungen ein, so dass sich der Naturschutz lediglich als die andere Seite westlicher Naturunterwerfung und damit als Projekt der Kolonisierung und Disziplinierung erweist.

In der Gesamtschau unterstreichen diese Beiträge eindrücklich die Relativität westlicher Naturvorstellungen und damit in einer globalen Perspektive den Reichtum möglicher Naturbeziehungen. Die westliche Tradition einer

eigentümlichen Ambivalenz von instrumentell versachlichter Naturbeziehung einerseits und symbolisch in Ästhetik und Emotion verzauberter Natur andererseits erweist sich dabei als Einzelfall. Diesem steht der Reichtum von Naturzugängen gegenüber, die ganz unterschiedlich in ökonomische, religiöse, politische und soziale Zusammenhänge eingebunden sind. Aus der Lektüre dieses Bandes resultiert denn eine Frage, die leider nicht diskutiert wird, die aber explizit auch einmal aufgerufen werden sollte, wenn sich Ethno-Wissenschaften der Natur annehmen: Warum scheinen sich im globalen Maßstab westliche Naturvorstellungen und -aneignungsformen mit ihrer Doppelgesichtigkeit der Anbetung und Ausbeutung durchzusetzen? Oder: Stimmt dieser Befund überhaupt im Sinne eines Bemächtigungsprozesses und der Zerstörung autochthoner Kulturen? Wenn nicht: Was passiert denn eigentlich, wenn unterschiedliche Beziehungsmuster aufeinander treffen, und entstehen dabei womöglich neue Sinn- und Bedeutungsschichten, wenn „Natur“ gesagt wird?

Friedemann Schmoll

KÖSTLIN, Konrad, Peter NIEDERMÜLLER, Herbert NIKITSCH (Hg.): *Die Wende als Wende? Orientierungen Europäischer Ethnologien nach 1989* (= Veröffentlichungen des Institutes für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 23), Wien 2002, Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 166 Seiten.

Unter dem wortspielerischen Titel „Die Wende als Wende?“ stellt der Band vielschichtige und tiefgreifende wissenschaftliche Fragen und Problemstellungen zur Diskussion. Der Untertitel präzisiert und ordnet den Band in die Wissenschaftslandschaft ein – es geht um die Rolle der Europäischen Ethnologien in Wissenschaft und Gesellschaft: „Orientierungen Europäischer Ethnologien nach 1989“. Das Fragezeichen im Titel sowie der Plural im Untertitel betonen die Akzentuierung auf Offenheit und Pluralismus, auf das produktive Zusammenführen von verschiedenen, auch konträren Perspektiven.

Der Rahmen des Bandes wird durch den einführenden Beitrag von Konrad Köstlin „Wenden‘ und Skalen“ und den abschließenden Aufsatz von Reinhard Johler „Wie viel Europa braucht die Europäische Ethnologie?“ vorgegeben: Es geht um die vielfältigen Zusammenhänge zwischen Gesellschaft und Wissenschaft, um die verschiedenen Strategien in den Ethnologien, um den Umgang mit dem Eigenen und dem Fremden und um die Notwendigkeit einer wissenschaftlichen Reflexion, die auch den wissen-

schaftlichen Alltag und die Hierarchien innerhalb der Wissenschaftsstrukturen mit einbezieht. Es geht auch um das Zusammenführen der mittlerweile schwer überschaubaren Vielfalt von „Sonderwegen“ der ethnologischen und anthropologischen Disziplinen – als Chance für einen intellektuell reizvollen und produktiven Dialog, um „[...] eine inhaltliche ‚unity‘ in der disziplinären ‚diversity‘ zu finden“ (S. 164).

Programmatisch und aus methodisch-theoretischer Perspektive argumentiert der Beitrag von Peter Niedermüller „Europäische Ethnologie. Deutungen, Optionen, Alternativen“. Um die epistemologische Grenze zu markieren, die die Europäische Ethnologie einerseits von der Volkskunde, andererseits von der Kultur- und Sozialanthropologie trennt, werden die Grundcharakteristika der volkskundlichen Fachtradition der Europäischen Ethnologie (und ihrer Modernisierung) sowie der als „anthropology at home“ und „anthropology of Europe“ firmierenden Richtungen skizziert. Somit wird ein historischer Überblick der vielfältigen Verbindungen von struktur-, sozial- und kulturgeschichtlichen Zugangsweisen, der Überschneidungen der Europäischen Ethnologie mit der Kultur- und Sozialanthropologie gegeben.

Darin spiegelt sich die Entwicklung der letzten 30 Jahre wider, in denen sich ehemalige wissenschaftliche Trennlinien in Zonen reger Austauschbeziehungen verwandelt haben und Interdisziplinarität großgeschrieben worden ist. Zugleich geschieht die beschriebene Annäherung im Rahmen einer gegenwärtigen Wissenschaftspolitik, die mit den Eckpunkten Spezialisierung (bei gleichzeitigen Konzentrationsprozessen), Mittelkürzungen und Stellenabbau angedeutet werden kann. Das bedingt die verstärkte Suche nach akademischem Profil, nach den Spezifika des Forschungsgegenstands, der Wissenschaftstheorie und der Zugänge.

Als ein konstitutives Merkmal des Faches wird in einer Reihe der hier versammelten Beiträge die Erhebung der eigenen Gesellschaft zum Forschungsobjekt hervorgehoben, wobei der Ausdruck „eigen“ auf durchaus differente semantische und theoretische Konzepte verweisen kann: Niedermüller folgend, etwa einen Wissenszustand, der den gemeinsamen kognitiven und historischen Rahmen bezeichnet, wie er durch „die europäische Moderne“ ungeachtet ihrer Differenzierung produziert worden ist.

Ein Diskussionspunkt, der den Band durchzieht, stellt die Unterscheidung von „insider und outsider insights“ dar. Nach Niedermüller besteht eine Differenz von „insider“ und „outsider“ allein schon durch das Postulat, dass in Bezug auf bestimmte Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie ein Anspruch seitens der „insider“ auf soziale und kulturelle Gleichartigkeit von Forschern und Erforschten als notwendige Voraussetzung ethnologischer Forschung erhoben wird. Wenn das so wäre, käme das dem Versuch

seitens der sog. „insider“ gleich, die Grenze zwischen „insider“ und „outsider“ als existentiell und determinierend festzulegen. Die Annahme einer solchen Forderung impliziert ein methodisches und theoretisches Defizit, das zur Legitimation des „outsider“-Blickes als der per se distanzierteren Zugangsweise genutzt werden kann. Problematisiert werden nur die „eigenen“ Interpretationen, bei denen die notwendige Distanz zu kurz komme, ohne die prinzipielle Subjektivität, Involviertheit und Interessenkonstellationen auch bei „outsiders“ zu reflektieren.

Im Zuge der Auseinandersetzungen um methodische Fragen ist seit den siebziger und achtziger Jahren die permanente Reflexion der eigenen Wissenschaftspraxis zum Prinzip des ethnologischen Interpretationsverfahrens erhoben worden. Das bedeutet, dass jene gesellschaftlichen Faktoren, die den Wissenschaftsdiskurs beeinflussen, mitzudenken sind: Die Position des Beobachters – im gesellschaftlichen Feld generell und im intellektuellen im besonderen – muss der gleichen kritischen Analyse unterzogen werden, mit der man auch an sein Objekt herangeht. Das bezieht sich sowohl auf die Erforschung der „eigenen“ wie auch auf die Analyse der „anderen“ Kultur.

Mehr Beachtung verdient auch die Frage nach den verdeckten und/oder offenen Machthierarchien. Gerade bei Fragen nach der Relation von Wissenschaft und Gesellschaft und aus dem Blickwinkel einer Wissenschaft, die auf „die Wirkungsmacht, die Funktion und den Wandel von kulturellen Konzepten und [Hervorhebung i. Orig.] auf die soziokulturelle Logik (g)lokaler Welten [zielt]“ (S. 55), erfordern solche Fragen umso größere Aufmerksamkeit. „Als Engländer polnische Bauern“, „als Amerikaner Türken in Berlin oder als Österreicher die kulturellen Formen und Symbole der österreichischen Nationalidentität“ (S. 62) zu untersuchen – das gehört zweifelsohne zu den wesentlichsten Merkmalen der Europäischen Ethnologie, zahlreich sind auch die Beiträge in dieser Tradition. Neu (und ich glaube auch zeitgemäß) wäre jedoch die Notwendigkeit des umgekehrten Blickes als gleichberechtigt anzuerkennen und gezielt zu suchen: z.B. als polnische(r) WissenschaftlerIn die englischen Bauern, als Türke aus Berlin zumindest bestimmte Probleme der amerikanischen Gesellschaft, als kroatische(r) EthnologIn die kulturellen Formen und Symbole der österreichischen Nationalidentität untersuchen.

Auch Christopher Hann betont in seinem Beitrag die Notwendigkeit der Außenperspektive – wenn auch aus einem anderen Blickwinkel und allein bezogen auf die Osteuropa-Forschung. Hervorgehoben werden die verschiedenen Forschungs- und Publikationsmöglichkeiten noch während der Zeit des „Eisernen Vorhangs“. Besonders bestimmte Themen wie z.B. die Untersuchung von Minderheiten, speziell der Roma, erforderten den Außenblick. Zugleich weist Hann mit Nachdruck auf ein wesentliches Problem der

Osteuropa-Forschung hin: – Kann man Untersuchungen akzeptieren, die ohne Kenntnis der jeweiligen Sprache und ohne längeren kontinuierlichen Aufenthalt im entsprechenden Staat durchgeführt worden sind? Dieser Ausdruck von Machtverhältnissen ist zudem ein wesentliches methodisches Problem.

Die kroatische Ethnologin Jasna Čapo-Žmegač stellt das Problem von „insider“ und „outsider“ aus der Perspektive der „kleinen“ Wissenschaften dar. „Ethnologists working ‚at home‘ are too easily defined as mere ‚natives‘ rather than ‚native ethnologists‘.“ (S. 105) Als konkretes Beispiel wird die Entwicklung und Bewertung der sog. „ethnology of wartime“ thematisiert. Diese unter den Gesellschaftsbedingungen im Kroatien der ersten Hälfte der neunziger Jahre entstandene spezifische Forschungsrichtung hat nach Čapo-Žmegač wesentlich zur Entfaltung der Alltagsforschung in der kroatischen Ethnologie beigetragen – da sie keinen Anspruch auf die totale Erfassung der Kriegswirklichkeit erhoben, sondern ihre Ziele in die Untersuchung verschiedener Aspekte der Realität, ihre Wahrnehmung von Individuen und soziale Schichten gelegt hat. Als Spezifikum wird hervorgehoben, dass in Kenntnis der postmodernen Epistemologie die EthnologInnen des Krieges eine bewusste Selbstreflexion zu unternehmen versucht haben, um die eigene Positionierung (politische, kulturelle, institutionelle) deutlich zu machen. Trotz der Einschreibung in gültige wissenschaftliche Paradigmen, würden ihre Interpretationen in den internationalen Diskussionen des „Zentrums“ oft nur als „native“, „voreingenommen“ oder „nationalistisch“ (S. 105) (ab)qualifiziert. So ist hier ein ganz bescheidener Anspruch einer „kleinen Ethnologie“ auf Akzeptanz nachzuvollziehen – der Anspruch „that their texts be recognised not just as native narratives about life in war, but as ethnological analyses of life in war“ (S. 103).

Eine Polarisierung von „insider“- und „outsider“-Perspektiven ist sicher nicht weiterführend; nützlicher ist die gezielte Suche nach Formen der Vernetzung und der Zusammenarbeit, die Raum für (Selbst-)Reflexion anbieten, so dass sich die verschiedenen Blickweisen gegenseitig bereichern. Als ein Schritt auf diesem Weg ist zweifelsohne der hier diskutierte Sammelband einzuschätzen.

In allen Beiträgen geht es – in der einen oder anderen Weise – um (Dis-)Kontinuitäten. Während die gesellschaftlich-politischen Veränderungen in Kroatien als bedeutsam für eine „Wende“ in der Ethnologie eingeschätzt werden, erkennt Michal Buchowski im Jahr 1989 für die Entwicklung der polnischen Anthropologie keine entscheidende Zäsur. So lässt sich ein grundsätzliches Problem erkennen: Die Spannung zwischen einem Verständnis von Wissenschaft als einmal auf Kontinuität und Kumulation angelegten Systemen und der zentralen Bedeutung, die dem Wandel bzw.

der Diskontinuität im Wissenschaftsmodell nach der sog. „Kuhnschen Wende“ zukommt.

Die „tribe-clan“-Metaphorik, die den Text von Buchowski durchzieht und seine Lektüre attraktiv macht, spielt auch im Beitrag von Christopher Hann in Bezug auf die Ethnowissenschaften in Deutschland eine Rolle. Zwar wirkt sie ein bisschen „exotisierend“ und lässt nach den Persönlichkeits-Konzepten, die dahinter stehen, fragen. Immerhin ist sie für die Stellung eines generellen Problems der gegenwärtigen Ethnologien/Anthropologien passend: Ob der Methoden-/Theoriepluralismus nicht zu einer Entropie führt, „whether a diversification of topics studied and theories applied goes along with a creation of discursive monads divided by walls of silence and lack of intellectual exchange“ (S. 63).

Unverkennbar ist eine Tendenz zur methodischen, organisatorischen, sogar sprachlichen Differenzierung der Geisteswissenschaften. Die Spezialisierung und Differenzierung/Parzellierung kann im Desinteresse an oder sogar in der Ignoranz der Arbeit anderer münden. Die Herausbildung von relativ homogenen und zum Teil auch isolierten Spezialistengruppen („Gemeinden“) von Gleichgesinnten, die als „Zitatenkartelle“ wirken, führt zu einem Kommunikationsstil, der vor allem der wechselseitigen Bestätigung dient und Kritik eher nicht fördert. Es lässt sich fragen, ob der Wandel in den Umgangsformen nicht ein Resultat eines Strukturwandels der Organisationsformen, eine Konsequenz nicht nur der personellen Ausdehnung der Wissenschaft, sondern v.a. des Konkurrenzdruckes beim Kampf um knappe materielle Ressourcen ist.

Brennende Fragen nach der Wissenschaftspolitik und -organisation stellt Don Kalb unter dem vielsprechenden Titel „From Locational Advantage to Extinction? Notes on the Anthropology of Europe in the Dutch Model“. Gezeigt wird der Prozess der Reorganisation der Wissenschaftspolitik in den Niederlanden, in dem eine vorher horizontal strukturierte Organisation in einer vertikalen und bürokratischen reorganisiert wird. Dabei kommt es in der Praxis dazu, dass bereits etablierte „insider“-Gruppen Privilegien genießen können, während verhältnismäßig neue Forschungsrichtungen marginalisiert werden. In eine Außenseiterposition wird auch die Europäische Anthropologie gedrängt – als ein neues Fach, entstanden in den sechziger und siebziger Jahren, das paradoxerweise gerade wegen seiner Interdisziplinarität und Internationalität nicht so einheitlich gewesen ist. Die Beispiele sollen auf die oft verschwiegene Zusammenhänge zwischen Geld/Finanzierung und Wissenschaft hinweisen.

Das Grundcharakteristikum der Globalisierung – die Wettbewerbsideologie, die ein wirkungsvolles Innovationselement ist – setzt sich auf allen Ebenen des gesellschaftlichen Lebens, einschließlich des Bereichs der Wis-

senschaft, durch. Das zeigt sich auch in der Sprache: „Struggle for Identity“ ist der Titel des Beitrags von Borut Brumen, in dem die Entwicklungstendenzen in der gegenwärtigen slowenischen Ethnologie und Kulturanthropologie thematisiert werden. Der Prozess der methodischen und theoretischen Neuorientierung und der Institutionalisierung der Kulturanthropologie wird als Sieg in einem harten Konkurrenzkampf dargeboten, wofür die benutzten Verben kennzeichnend sind: „to gain institutional space“, „turbulent reactions“, ein Eskalieren der Polemiken in einem „clash“, der immerhin zu qualitativen Veränderungen, zur Einführung neuer Themen in der Ethnologie geführt habe.

Der Band erweitert die methodischen und theoretischen Fragen auch durch die Vielfalt der Darstellungsweisen. Mit feinem Humor etwa beginnt Christopher Hann seinen Text, wobei er auch seine Gefühle bei der Begegnung mit den „Anderen“ (kommunistisches Osteuropa und „the tribe der Ethnowissenschaften in Deutschland“) darzustellen und mehr die „Ich“-Form in die wissenschaftliche Rhetorik einzubeziehen versucht. In der Form eines Essays stellt Violeta Zentai die Möglichkeiten einer kleinen Disziplin wie der Anthropologie in Ungarn zur Debatte: „Loss or Overproduction of Culture?“ – das sind die zwei konträren Grundthesen der Sozial- und Kulturwissenschaften in/über Ungarn (und insgesamt über die Reformstaaten, die als Herausforderung für die Anthropologie gesehen werden). Das Potential der Anthropologie wird im kritischen Hinterfragen derartiger Konzeptionen gesehen. Durch die Beleuchtung im Konkreten könnte der Instrumentalisierung von Kultur durch Politik und Markt entgegengewirkt werden.

Nach den vielen weiterführenden Problemstellungen um Theorie(n), Methode(n), Darstellungsform(en) der Europäischen Ethnologien gibt die im abschließenden Beitrag Reinhard Jöhlers provokant gestellte Frage, „Wieviel Europa braucht die Europäische Ethnologie?“, den Anstoß für weitere Debatten und Publikationen.

Anelia Kassabova-Dintcheva

BESENFELDER, Sabine: „*Staatsnotwendige Wissenschaft*“. *Die Tübinger Volkskunde in den 1930er und 1940er Jahren* (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 94). Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2002, 598 Seiten, s/w-Abb.

Tübingen hat seinen festen Platz in der Fachgeschichtsschreibung der deutschsprachigen Volkskunde und ihrer Denominationen – vor allem wenn es um jenen „Aufbruch“ der sechziger und siebziger Jahre geht, bei dem das

„Ludwig-Uhland-Institut“ Wortführer und Hauptakteur eines neuen Disziplinansatzes und damit einer Haltung gewesen ist, der (wie es Gottfried Korff einmal in rückblickendem Resümee auf den Punkt gebracht hat) „empirisch-kulturwissenschaftliche Selbstreflexion produktiver zu sein [schien] als volkstkundliche Selbstreferenzialität“. Über die Jahre jedoch, in denen dieses (seit 1971) „Ludwig-Uhland-Institut für empirische Kulturwissenschaft“ noch „Institut für deutsche Volkskunde“ geheißen hat, über die Zeit also, in der ab 1933 an der Tübinger Universität eine regimetreue Volkskunde etabliert und betrieben worden ist, war man bislang nur skizzenhaft informiert: Bei aller von jener Wissenschaftlergeneration um Hermann Bausinger seinerzeit geforderten Aufarbeitung der nationalsozialistischen Fachvergangenheit, hat man sich, nach erfolgreichem generellen Anstoß zu solcher kritischen Inventur, gerade hier um eine konkrete Rekonstruktion der eigenen Institutsgeschichte weniger gekümmert als andernorts.

Nun legt Sabine Besenfelder eine historische Detailstudie für das Tübinger Institut vor, die nicht mehr und nicht weniger als ein „Nachschlagewerk zur Institutsgeschichte“ sein soll – war es doch deklariertes Ziel der Autorin, „eine Enzyklopädie zu erstellen, die alle Quellen berücksichtigt, die zum Institut heute noch erhalten sind“ (S. 17). Die somit versprochene Maxime der Materialtreue und -fülle und der möglichst vollständigen und erschöpfenden Auswertung aller erreichbarer Quellen löst Besenfelder im Weiteren durchweg in präziser Nüchternheit ein; doch kann sie damit – ungeachtet aller Respekt gebietender Quellenakribie – mehr als eine lokale Aufarbeitung der NS-Vergangenheit der Volkskunde bieten. Fachgeschichte und Biographik verbindend, sucht sie, den institutionellen und personellen Kontext von Wissenschaft unter politisch-ideologischen Abhängigkeitsverhältnissen in den Blick zu nehmen und davon ausgehend eine exemplarisch-konkrete „Geschichte des wissenschaftlichen Alltags der Institution, des institutionalisierten Lebensmilieus volkstkundlicher Forschung und Lehre“ (S. 19) zu schreiben.

Angeichts der Tatsache, dass das Tübinger Institut die erste Neugründung einer volkstkundlichen Institution nach der Machtergreifung gewesen ist und als „beispielhafte nationalsozialistische Universitätseinrichtung gedacht war“ (S. 17), beschäftigt sich die Abhandlung – nach einem, den Zeitraum von 1850 bis in die zwanziger Jahre umfassenden Rückblick auf die Frühgeschichte des (wie anderswo unter germanistischen Vorzeichen stehenden) volkstkundlichen Lehr- und Forschungsbetriebs an der Universität Tübingen – zunächst mit den wissenschaftspolitischen Voraussetzungen und Bedingungen, die anno 1933, dem Gründungsjahr des „Institut[s] für deutsche Volkskunde“, das akademische Leben in Tübingen beherrscht haben.

Als einer der Hauptakteure bei der Durchsetzung all der seinerzeitigen Maßnahmen zur Anpassung sämtlicher Institutionen an den staatlich-zentralistischen Organisationsapparat wird bereits hier die Person Gustav Bebermeyers, Gründer und bis 1945 Leiter des Volkskundeinstituts, vorgestellt, diesfalls in seiner Rolle als „Gleichschaltungskommissar“, in der er nicht zuletzt – was angenehm unaufgeregt geschildert wird – auch für die Entlassung so mancher seiner Kollegen zumindest mitverantwortlich gewesen ist. Im Weiteren zeichnet Besenfelder sorgfältig die „politische und wissenschaftliche Biographie“ Bebermeyers nach, der es nicht nur zu oben genannter Funktion, sondern schließlich, nach anfangs eher schleppender Hochschulkarriere, anno 1933 zum Volkskunde-Ordinarius gebracht hat – trotz oder wegen und jedenfalls ungeachtet seiner im übrigen eher unspektakulären facheinschlägigen wissenschaftlichen Produktivität. Und wenn bei all den Zitaten aus Korrespondenzen und anderen Zeugnissen von und über ihn, die Figur Bebermeyers doch überraschend blass und unscharf bleibt, ist das wohl der hier wieder einmal bestätigten Tatsache geschuldet, dass so manche Individuen nicht viel mehr sind als Kreuzungspunkte oder Bündelungen des politischen und ideologischen Allgemeintrends ihrer Zeit. So bleiben vielleicht notwendigerweise etwaige persönliche Anstöße und individuelle Beweggründe weitgehend im Dunkeln, muss auch hier die Frage unbeantwortet bleiben, die Gerhard Lutz schon vor zwei Jahrzehnten einschlägiger Fachgeschichtsschreibung gestellt hat, nämlich „warum die Menschen immer wieder bereit sind, sich einseitig ideologischer ‚Führung‘ anzuvertrauen“.

Nach eingehender Auseinandersetzung mit den Umständen der Gründung des Instituts, wobei etwa auf die kulturpolitisch-propagandistisch motivierte zeitgleiche Einrichtung der „Fächertrias“ Rassenkunde, Frühgeschichte und Volkskunde eingegangen wird, widmet sich Besenfelder einem der interessantesten Aspekte der Institutsgeschichte (und wohl auch ihrer Arbeit), indem sie „Fachgeschichte als Sachgeschichte“ (S. 24) betreibt und die großteils bis auf den heutigen Tag erhaltenen materiellen Zeugnisse der Institutsgeschichte dokumentiert und interpretiert: Ein Institutsrundgang, beginnend bei den in Lage und historischer Substanz symbolträchtigen Gebäuden, die das Institut bis heute beherbergen, inspiziert dessen Sammlungs- und Archivbestände, die von den Hausmodellen bis zur Photothek von Anfang an als integraler Bestandteil des Instituts gedacht waren, bis hin zu seinem historistischen Interieur als dem in diesem Zusammenhang vielleicht aussagekräftigsten Sachzeugnis, das (bis heute erhalten) tatsächlich „Sinnbild und Zeichen“ für ein Fach ist, das „arteigene Überlieferung“ und „germanische Kontinuität“ nicht nur ideell gefeiert, sondern auch in ihrem (politischen und „volkserzieherischen“) Gebrauchswert hochgehalten hat.

Dabei werden, wo immer möglich, biographische Exkurse eingeschoben, über die ausführenden Kunsthandwerker wie auch über das technische Werkstattpersonal des Instituts. Und diesem biographischen Zugang folgt Besenfelder auch in den weiteren Kapiteln ihrer Arbeit, die immer wieder Einschübe zu den Akteuren der jeweils abgehandelten Themenbereiche bieten – ob es dabei um Infrastruktur, Ökonomie und Ausstattung des Instituts geht, um seinen Lehr- und Ausbildungsbetrieb (wobei etwa auch die Schüler bzw. Dissertanten Bebermeyers vorgestellt werden), um die Forschungsschwerpunkte seiner Mitarbeiter oder schließlich um seine weitere Entwicklung während des Krieges und danach.

Dass Bücher ihre Geschichte haben, und zwar „pro captu lectoris“, gilt auch für das hier angezeigte. Bei der Lektüre der ausführlichen und geduligen Arbeit mag vielleicht mancher Nicht-Tübinger der einen oder anderen Ausführung mit verhaltenerem Interesse begegnen. Er hätte dann allerdings nicht jenes *Ceterum censeo* Walter Benjamins im Sinn gehabt, an das die Autorin sich offensichtlich gehalten hat – „dass nichts, was sich jemals ereignet hat, für die Geschichte verloren zu geben ist“.

Herbert Nikitsch

FALCH, Sabine: *Heimatfern. Die Südtiroler Arbeitsmigration der 1950er und 1960er Jahre* (= Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte, Bd. 17). Innsbruck/Wien/München/Bozen, Studien Verlag, 2002, 247 Seiten, 28 Abb.

Ein bislang noch kaum aufgearbeitetes Kapitel aus der jüngeren Geschichte Südtirols steht im Zentrum des Buches von Sabine Falch¹: die primär arbeits- und ausbildungsbedingte Abwanderung in den ersten Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg – und in Zusammenhang damit das Entstehen und der Ausbau einer Betreuungsstelle für die so genannten „Heimatfernen“.

Im Zoom-Verfahren setzt die Autorin Abschnitt für Abschnitt inhaltlich wie methodisch und in einem klar strukturierten, systematischen Aufbau einen sukzessive größer werdenden Beobachtungsmaßstab an. Als Auftakt stehen zunächst „Rahmenbedingungen und Ausmaß der Südtiroler Arbeitsmigration“ entlang von Push- und Pull-Faktoren zur Debatte (S. 17 ff.). Wirtschaftliche Phasenverzögerungen und andere Strukturprobleme, in den Bereichen Ausbildung, Arbeitsbeziehungen und Bezahlung etwa, bewogen

¹ Es handelt sich dabei um die publizierte Fassung ihrer Dissertation, die sie im Jahr 2001 an der Universität Innsbruck abgeschlossen hat.

Männer und Frauen, das Land zu verlassen. Anziehung übten als erstes Zielland die Schweiz und infolge des wirtschaftlichen Aufschwungs ab den 1960er Jahren auch Deutschland und Österreich aus, hier insbesondere Tirol und Vorarlberg. Den größeren Rahmen konstituieren zwischenstaatliche Abkommen zur Anwerbung von Arbeitskräften, die am Beginn dieses Massenphänomens stehen, und betriebliche wie globale Plafondierungen und Anwerbestopps – in der Schweiz ab 1963 (S. 23), in Deutschland ab 1973 (S. 26). Damit ist tendenziell aus Südtirol-Perspektive auch ein Schlusspunkt markiert, nachdem inzwischen im Land selbst grundlegende wirtschaftliche wie politische Änderungen erfolgt waren (S. 38). Einen weiteren Kontext stellt auch die italienische Migration dar, deren schwerpunktmäßige Richtung sich im Laufe der 1950er Jahre von Überseedestinationen hin zu europäischen Ländern verlagerte (S. 31).

Die Südtiroler Migrationsraten der Nachkriegszeit lagen in den hier behandelten 1950er und 1960er Jahren am höchsten, der Schwerpunkt auf der Zeit zwischen 1955 und 1965. Das Ausmaß ist allerdings aus verschiedenen Gründen nicht genau festzulegen. Auf individueller Ebene wurde der Abmeldepflicht oftmals nicht nachgekommen; auf landespolitischer Ebene war man in Zeiten des „Volkstumskampfes“ an einer zahlenmäßigen Dokumentation der Schwächung der deutschsprachigen Bevölkerungsgruppe nicht interessiert und verbot entsprechende Erhebungen; die Statistiken der Zielländer unterscheiden nicht zwischen SüdtirolerInnen und ItalienerInnen. Grobe Schätzungen gehen von 15.000 bis 18.000 abgewanderten Südtirolern im Jahr 1970 als Höchststand aus; das entspricht etwa 10% der Erwerbsfähigen (S. 32 f.). Feriengäste wie Zeitungsinserate vermittelten vielfach die Arbeitsmöglichkeiten im Ausland, die ebenso disparat wie heterogen waren. Nur ein kleiner Teil lässt sich in Gruppen fassen: darunter „una tirolese“ als Haushaltshilfe in italienischen Großstädten oder Holzschläger im Schwarzwald, Frauen in Krankenschwesternausbildung oder Burschen in gezielten Lehrlingsaktionen (S. 34 f.).

Da im politischen Klima dieser Jahre jede/r ‚verloren‘ gegangene SüdtirolerIn zählte, und es der „Lockerung der Heimatbindung“ (S. 34) entgegen zu steuern galt, gründeten 1956 Priester und kirchennahe Gruppen das „Patronat zur Betreuung der Südtiroler außerhalb ihres Heimatortes“. Ziel war eine „religiös-sittliche, eine soziale und kulturelle Betreuung im Sinne der heimatlichen Tradition“ (S. 42) – auch der „Katholische Mädchenschutz“ nahm vergleichbare Aufgaben wahr. Aus dem Patronat als Vorläuferorganisation ging im Jahr 1961 die „Arbeitsstelle für Südtiroler Heimatferne“ unter der Ägide des „Katholischen Verbandes der Werktätigen“, kurz KVV, hervor; die Arbeitsstelle steht im Mittelpunkt des zweiten Kapitels (S. 43 ff.). Fragen und Debatten zu Organisation und Zielrichtung,

zur Abgrenzung gegenüber der „Südtiroler Volkspartei“, zu Kontakten mit einer vergleichbaren Institution im Trentino, zu Südtirol-Vereinen im Ausland und anderen Kontaktstellen vor Ort, zu Öffentlichkeitsarbeit und Betreuungsformen – Kartei, Treffen (in München, Zürich, Stuttgart, Köln und Rom), Heimatbriefe, Mitteilungsblätter und anderes mehr – bis hin zu Fördermaßnahmen für die Rückkehr rollt die Autorin anhand des Archivmaterials der Arbeitsstelle auf.

Interessante Perspektivenwechsel kann Falch dabei aufzeigen, etwa in Hinblick auf den Betreuungsradius: Bis zu einer Statutenänderung im Jahr 1975 galten auch jene, die innerhalb Südtirols blieben – etwa vom Dorf oder Tal in die Stadt gezogen waren – als „heimatfern“ (S. 50). Diffus blieb lange das Verhältnis zu „Altitalien“ – wie es damals genannt wurde –, das zunächst unter „Ausland“ rangierte (S. 45 f.). Im Kontext der Betreuungstätigkeit war eine zunehmend differenzierte Wahrnehmung verschiedener Gruppen von Heimatfernen auszuloten, und auch eine Verschiebung von religiösen Schwerpunkten hin zu sozialen (S. 58 f.). Problematisiert wurde Anfang der 1970er Jahre auch die aus einer solchen herkunftsbindenden, das heißt, dem Effekt nach tendenziell isolierenden Betreuung resultierende Ambivalenz: Sollten sich die Aktivitäten nicht stärker auf Integration ausrichten? (S. 60) Zu diesem Komplex führte die Arbeitsstelle 1972 eine Fragebogenaktion durch, auf deren Basis die Zielrichtung in Form eines Kompromisses formuliert wurde: Unterstützung in der Form zu bieten, „die am besten geeignet ist, die Verbindung der Abgewanderten mit ihrer Heimat aufrechtzuerhalten und die Förderung ihrer Persönlichkeit zu fördern und zu schützen“ (S. 62). Schließlich galt es auch, die sich ändernde Situation in Südtirol nach außen zu kommunizieren und diesbezügliche Vorurteile abzubauen (S. 62).

Kapitel drei ist mit „Biographische Merkmale der Südtiroler Heimatfernen“ übertitelt und basiert auf der Auswertung von 132 Fragebögen. Deren Ergebnisse setzt Sabine Falch dabei – methodisch gelungen – mit jenen aus der Studie von Lore Toepfer aus dem Jahr 1973, der bisher einzigen Monographie zum Thema, in Vergleich. Eine Fülle von Faktoren rund um den Zeitpunkt der Abwanderung, das Umfeld und die Motivationen sowie die Situation im Zielland, mit zum Teil sehr deutlich ausgeprägten geschlechtsspezifischen Unterschieden, wurden dafür quantitativ aufbereitet (S. 80 ff.).

So mancher Befund erscheint aus der zeitlichen Distanz zum untersuchten Phänomen in einem anderen Licht: Gewichtungen verschieben sich, neue Aspekte tauchen auf. Das im ersten Kapitel als Exkurs eingeführte Thema, „[d]ie Rücksiedlung umgesiedelter Deutschlandoptanten“ (S. 15 ff.), die ab 1948 auf ein entsprechendes Dekret hin legal ermöglicht

worden war,² erweist sich im Zuge der weiteren Analyse als wichtiger Konnex: So stellte sich heraus – und dies war bei Lore Toepfer noch kein Thema –, dass unter den ArbeitsmigrantInnen überproportional viele Rück-siedlerkinder waren (S. 85). In diesem Ergebnis sieht die Autorin nicht zuletzt eine Konsequenz von „frühen Erfahrungen von Heimatlosigkeit, Diskriminierung und Ausgrenzung“ (S. 85). Erst jetzt thematisierbar ist auch der Umstand, dass im politisch aufgeheizten Klima dieser Zeit Frauen und Männer, die so genannte „Mischehen“ mit ItalienerInnen eingingen, als „Volkstumsverräter“ geächtet wurden (S. 95 f.), wobei – in zeitgenössischer Diktion – „die [...] Erfahrung von der erhöhten Bereitschaft der Frau, die Grenzen des nationalen Heiratskreises zu überschreiten [...], sich auch in Südtirol [bestätigt]“ (S. 96).

In Kapitel vier, „Lebensgeschichten der Heimatfernen“, folgen 15 Porträts in Form von Interview-Ausschnitten und biografischen Rekonstruktionen (S. 122–215), um „subjektive Wahrnehmung zu dokumentieren“ (S. 119). Die nachgezeichneten Lebenswege – die Gesamtzahl der geführten Interviews bzw. Gespräche konnte ich nicht eruieren – dokumentieren in der Tat vielfältige Schicksale, Konstellationen und Motivationen. Ihre wissenschaftliche Bearbeitung beschränkt sich allerdings in der Hauptsache auf die ‚äußere‘ Lebensgeschichte, und damit auf einen ersten Schritt der *Oral History* als Methode. Einige Gemeinsamkeiten, die über die individuelle Ebene hinausweisen, sind auf einer knappen halben Seite herausdestilliert (S. 120 f.).

An diesem Punkt hätte sich angeboten, das Vergrößerungsglas noch für eine zusätzliche Nah-Einstellung und ein abschließendes Kapitel einzusetzen. Zahlreiche Anknüpfungspunkte für tiefer liegende Analyseebenen und Themenstränge, die aus einer Querperspektive bearbeitet werden könnten,

2 Auf Basis des Deutsch-italienischen Abkommens vom 22. Juni 1939 konnten die Südtiroler bis zum 31. Dezember jenes Jahres für die deutsche Staatsbürgerschaft optieren, was mit der Verpflichtung zur Auswanderung verbunden war, oder die italienische beibehalten. Von den auf über 220.000 geschätzten Deutschlandoptanten verließen etwa 75.000 tatsächlich das Land – vornehmlich jene, die nicht viel zu verlieren hatten –, bis die Umsiedelungs-Aktion, bedingt durch die Kriegereignisse, zum Stillstand kam. Im Jahr 1947 befanden sich 49.000 Optanten in Österreich, vielfach in eigenen Südtiroler-Siedlungen. Sie wurden nach Erlass des oben genannten Dekretes von österreichischer Seite unter Druck gesetzt, die italienische Staatsbürgerschaft zu beantragen. Schätzungsweise waren 8.000 bis 12.000 Optanten bereits zuvor illegal nach Südtirol zurückgekehrt (S. 15). Wenngleich die durch die Spaltung in „Dableiber“ und „Optanten“ entstandene Kluft in der Südtiroler Nachkriegsgesellschaft groß war, einten sich die beiden Gruppen in der angespannten wirtschaftlichen Situation jedoch gegen die Rücksiedler (S. 93).

hat die Autorin, insbesondere auch im dritten Kapitel, aufgezeigt. Lohnend wäre beispielsweise ein systematischer Blick auf Identitätskonstruktionen und Identifikationen im Kontext von Heimatbegriffen und auf Identitätszuschreibungen von außen entlang der Zeitschiene des Fernseins, nach biographischen Stationen und nach den jeweiligen ethnisch-regionalen Umfeldern gewesen – die des öfteren punktuell angesprochen wurden. Die sperrigen Antworten auf die Frage nach dem Zeitpunkt der Abwanderung wie „die offenbar nicht ganz einheitliche Auffassung der Befragten, was sie persönlich als ‚ihre Abwanderung aus Südtirol‘ auffassen“ (S. 86), oder Unschärfen in Zusammenhang mit dem Phänomen „Weiterwanderung“ hätten zum Anlass genommen werden können, in eine – auch im Kontext der neueren Migrationsgeschichte virulente – Debatte einzusteigen. Das Material bietet eine gute Grundlage für Differenzierungen in dieser Hinsicht, das heißt, für die Auflösung schematischer Bilder eines als solchen klar definierten Startmoments und ebensolchen Zielorts sowie des bewusst als Migration gedachten Weges von A nach B. Entsprechende Forschungsdesiderate liegen gerade für nicht organisierte Einzelmigrationen im kleineren geographischen Rahmen, um die es sich hier in der Regel handelt. Ab wann hat sich die Richtung der Orientierung, der Bindung vom Herkunftsland zum Zielland hin geändert? Ab wann haben die Heimatfern das vielfach als temporär gedachte, zeitlich unbestimmte Verlassen des Landes selbst als Abwanderung gesehen? Solche und andere Fragen – etwa nach Zeithorizonten und Knackpunkten von Entscheidungen, nach Generationswechsel – wurden zugunsten der Operationalisierbarkeit, zum Beispiel durch die einheitliche Festlegung des Beginns der Abwanderung auf „das Jahr der ersten Migration über Südtirols Grenzen hinweg“ (S. 87), nicht weitergehend thematisiert. Einige solcher Fäden systematisch aufzugreifen, hätte auch eine Basis für die Verdichtung der Schlussbetrachtung „Südtiroler Arbeitsmigration – ein Sonderfall der Binnenwanderung“ (S. 211–215) geboten: Spannend wäre dabei gewesen, die Ergebnisse der Studie nicht nur grob in bestehende Migrationsmodelle einzuordnen, sondern mit diesen auch in eine kritische Diskussion zu treten. Stoff dafür bietet der Band – auch ohne Erfüllung meines Wunschzettels – in ausreichendem Maß.

P.S.: Selbst in einer kommunalen „Heimatfern“-Kartei erfasst, seither regelmäßig per Post mit dem lokalen Gemeindeblatt beliefert und auch schon einmal zu einem sonntäglichen „Heimtfernen-Treffen“ in der „Heimat“ – mit Gottesdienst und Blasmusik – eingeladen, hat sich mir mit Sabine Falchs Buch nunmehr die bislang unbefragte Obskürität der ganzen Angelegenheit erhellt.

Margareth Lanzinger

Projektgruppe „Trench Art – Kreativität des Schützengrabens“ (Hg.): *Kleines aus dem Großen Krieg. Metamorphosen militärischen Mülls*. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2002, 227 Seiten, s/w-Abb.

Eben hat das Tübinger Uhland-Institut eine Dokumentation seiner seit 1974 durchgeführten Studienprojekte vorgelegt: ein eindrucksvolles Zeugnis von 59 Projekten forschenden Lernens und ihrer meist „anschaulichen Ergebnisse“.¹ Mit einem solchen „in die Öffentlichkeit hineinwirkende(n) Produkt“ (Gottfried Korff, S. 7) ist auch der vorliegende Band zur „Trench Art“ verbunden: Er ist als Begleitband zu einer Ausstellung im Haspelturm des Schlosses Hohentübingen im Frühjahr vergangenen Jahres erschienen und bediente damit auf textlich-diskursiver Ebene jenes Medium, das in der Tübinger Exploration kulturwissenschaftlicher Praxisfelder eine besondere Rolle einnahm und einnimmt.²

Thematisch knüpft die „expositorische Versuchsanordnung“ an den (mit LUI-Beteiligung) eingerichteten Sonderforschungsbereich „Kriegserfahrungen – Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit“ an und argumentiert auch in diesen hinein – quasi das kulturwissenschaftliche Insistieren auf die symbolische Ebene von Kriegserfahrung signalisierend. Ein damit verbundenes Kolloquium „Populare Religion und Kriegserfahrung“, das im Mai 2003 in Tübingen abgehalten wurde, bot die Möglichkeit, zu einer Präsentation und Diskussion der jüngeren LUI-Forschungen zu Themen wie den religiösen Symbolen im Ersten Weltkrieg (Sacré Coeur, St. Michael), zur volkscundlichen Kriegsaberglaubensforschung, zur politischen Marienverehrung und den Materialisierungen von Kriegserinnerung. Das Sonderforschungsbereich-(SFB-)Symposium wie auch das Studienprojekt „zur Kreativität des Schützengrabens“ dokumentieren aber auch die eingegangene Kooperation mit dem „University College of London“, die eine – hoffentlich zum Netzwerk auswachsende – Achse der Erforschung materieller Kultur und damit eine weitere Profilierung des Tübinger Schwerpunktes ermöglichen soll.

Dieser Zusammenarbeit verdankt der vorliegende Band auch einen die studentischen Beiträge rahmenden Überblicksartikel von Nicholas J. Saun-

1 Forschendes Lernen. Studienprojekte am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft (= Tübinger Korrespondenzblatt, Nr. 55, Mai 2003). Mit den „Dokumentationen“ des LUI verbunden ist ein Relaunch des Korrespondenzblattes – vgl. auch Jüdische Studien am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft (= Tübinger Korrespondenzblatt, Nr. 54, Dez. 2002).

2 Vgl. Gottfried Korff: Museumsdinge. Deponieren – exponieren. Wien/Köln/Weimar 2002; siehe dazu die Besprechung von Monika Sommer in ÖZV LVII/106, 2003, H. 2, S. 202 f.

ders, der als Fellow des UCL den Begriff der „Trench Art“ nicht nur wesentlich geprägt, sondern durch maßgebliche Studien der vergangenen Jahre mit deutlichen Konturen versehen konnte: Demnach bringt sein Beitrag „Killing Time“ auch eine nützliche Kategorienbildung für den plakativen, aber pars pro toto-argumentierenden Terminus. Er schließt mit Blick auf den „Großen Krieg“ neben den Produkten der Soldaten, Kriegsgefangenen und Verwundeten (1914–1919) auch die lange über den Krieg hinaus währende zivile Fertigung in Frankreich und Belgien, sowie die Herstellung bzw. Veredelung von Kriegsandenken durch gewerbliche Anbieter in Großbritannien mit ein. Für Saunders sind diese Objekte Dokumente einer Ästhetisierung der grotesken Natur des Weltkrieges, er stellt sie in den Kontext kriegerischer Raum- und Landschaftserfahrung sowie ihrer Funktion als Souvenirs und Memorabilia.

Der Verdienst der elf studentischen Beiträge – auf die im Folgenden nicht en detail eingegangen werden kann – liegt in synoptischen Zugängen und der Fokussierung auf bislang vernachlässigte Einzelaspekte gleichermaßen. Neben neuen Quellen und Materialien verschaffen sie sich so Zugang zu mentalen Strukturen und Dispositionen – zu bislang ununtersuchten Aspekten wie „Langeweile“, „Gemütlichkeit“, „inszenierter Idylle“ und „Kommunikation“. Darin – und nicht allein im Vermessen des an sich schon aufregenden Gegenstands – liegt vielleicht das eigentlich Innovative des Projektes. Die Texte zeigen allesamt einen interessiert-neugierigen und vor allem kreativen Umgang mit den überlieferten Zeugnissen von Erfahrung und Erinnerung, und das bei einer nicht minder bewundernswerten Sicherheit in der Argumentation mit den theoretischen Konzepten und Begriffen einer kulturwissenschaftlichen Sachforschung. So lassen sie auch etwas von dem Anregungspotential erahnen, das sich im Projektstudium durch die Arbeit in der Gruppe über mehrere Semester hinweg ergibt und das in der ‚gewöhnlichen‘ Lehre niemals in dieser Intensität erreicht werden kann.

„[D]as Bedeutungspotential der Dinge in unterschiedlichen Zusammenhängen auszuloten“ (S. 37), ist etwa das Ziel eines als „Reflexion in sieben Gegenständen“ untertitelten Beitrages zur „Verdinglichten Kriegserfahrung“ (Leonie Fuchs, Fabio Gygi, Anne Ulrich). Das AutorInnenteam schlägt dabei verschiedene Lesarten von Trench Art vor, die von einer idyllisierenden Verarbeitung des industriellen Krieges, über u.a. nationalistisch-patriotische und religiös-sakrale bis hin zu therapeutischen reichen. Die dichte Erfassung und Analyse der Signifanz der Dinge hilft Kontexte erschließen und zeigt, wie sowohl in der Transformation militärischen Mülls als auch im Gebrauch der Erinnerungsstücke kleine und große Geschichte miteinander korrespondieren. Sorgfältig verfolgt wird die dabei angeschnittene Kernfrage nach den Mechanismen der Materialisierungen von Kriegs-

erfahrung in den „Überlegungen zum Erinnerungswert der Dinge“ unter dem Titel „Die Anwesenheit des Abwesenden“ (Sonja Braun). Im Kontrast zu den öffentlichen Zeichen arbeitet Braun die durch das Handgemachte und Körpernahe gegebene „Dingbeseelung“ heraus: „Dinge überwinden Distanzen räumlicher und zeitlicher Art.“ (S. 136) Angesichts des diskutierten Gegenstands geht es dabei unübersehbar wohl auch um ‚Distanzen‘ kultureller Art, oder anders gesagt, um die Überwindung von Fremdheitserfahrungen im Krieg bis hin zur Inkongruenz der Person. Einiges von der Grammatik der Übertragung der Erinnerung (als einer Strategie der Menschen die Kommunikation über Leben und Tod zu ritualisieren) klärt sich in dem Beitrag von Fabio Gygi „Der Geist aus der Granate. Explosive Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg“, wobei neben den individuell psychologischen Motiven auch die öffentlich politischen Aspekte (des Kults um die un-/toten Helden) benannt werden. An einer Analyse, in der die popularreligiösen Facetten der politischen Kultur zwischen den Kriegen mit den (meist sehr privat dimensionierten) aufgeladenen Relikten aus dem Krieg deutlicher verbunden wird, wäre aber noch weiter zu arbeiten. Was den allgemein theoretischen Hintergrund anlangt, wird man sich dafür von den volkscundlich-kulturwissenschaftlichen Forschungen des SFB „Kriegserfahrungen“ einiges erwarten können.

Der Band wird abgerundet durch eine ausführlich Objektdokumentation, die nicht nur einen Einblick in die Vielschichtigkeit des Phänomens Trench Art bietet, sondern die in öffentlichen und privaten Sammlungen recherchierten Objekte auch einzeln kommentiert und damit in den Interpretationsrahmen des Projektes rückt. Dass Trench Art befragt gehört (wie jede Form materieller Kultur), um zu ihrem Sinn zu kommen, ist klar; dass die Antworten präziser und fundierter ausfallen, je dichter und eindringlicher gefragt wird, stellt der Tübinger Projektband eindrucksvoll unter Beweis. Und in diese Richtung – als Ermunterung für neue Fragen – ist auch ein Interview mit Freddy Raphaël, dem mit Tübingen mannigfach verbundenen Straßburger Soziologen und Ethnologen, zu verstehen: „Ces objets n'ont une signification que parce qu'on les interroge.“

Bernhard Tschofen

HOTTENROTH, Johanna und Hans-Hagen: *Die Radstädter Keramik*. Scheibbs, Eigenverlag, 2002, 216 Seiten, Abb.

Das Interesse an Keramik ist zurzeit groß. Neben zahlreichen Publikationen belegt dies auch ein Blick auf das Wiener Ausstellungsgeschehen im Frühjahr 2003. Zwei Eröffnungen von Keramikausstellungen fanden an promi-

nenten Orten statt: in der Postsparkasse am Georg Coch-Platz wurde die Sammlung „Art déco Keramik Bunzlau“ von Konrad Spindler eröffnet (Inge Lippert, Konrad Spindler, Werner Endres, Ekkehart Lippert: Bunzlauer Keramik: Die Feinstezeugfabrik Julius Paul & Sohn in Bunzlau 1893–1945. Stuttgart 2001). Zeitlich, stilistisch und technologisch vergleichbar mit der Bunzlauer Ware ist das spritzdekorierte Wilhelmsburger Geschirr, welches u.a. der Niederösterreicher René Edenhofer sammelt. Sein Blaugeschirr war im Jahre 2000 im Weinviertler Museumsdorf Niedersulz ausgestellt. René Edenhofer ist auch Autor der Publikation über die „Deutsch-Wagramer Kunst-Keramik 1932–1940“ (Deutsch-Wagram 2001). Mit der Produktion von Alpenblumenkeramik entsprach der Kunstkeramiker Johann Hittinger ganz dem modischen Trend der dreißiger Jahre. Die zweite Eröffnung fand im Kassenraum der BA-CA „Am Hof“ statt. Zu sehen war eine Privatsammlung an figuraler Keramik des Leopold Anzengruber, eines späten Vertreters der kunstkeramischen Richtung (Uta Matschiner: Anzengruber Keramik Wien. Linz 2002).

Keramik ist als Sammel- und Ausstellungsobjekt also wieder einmal gefragt. Da von wissenschaftlich-musealer Seite nur wenig Neues vorliegt, sind die österreichischen Sammler selbst als Autoren und Kuratoren initiativ geworden und bringen vor allem ihre eigenen Bestände – mit Begeisterung zusammengetragen, liebevollst gepflegt und stolz präsentiert – an die Öffentlichkeit. Ausschlaggebende Impulse für die Publikationstätigkeit der österreichischen Keramiksammler hatten Johanna und Hans-Hagen Hottenroth im Jahre 1994 mit ihrem Buch „Tonindustrie Scheibbs 1923–1933. Scheibbscher Keramik 1937–“ gesetzt. Die Basis für dieses Werk bildet der eigene Bestand, beeindruckend im Umfang, faszinierend in den ausdrucksstarken Formen und der Farbigkeit. Kontakte zwischen den Keramikern führten das Autorenehepaar zur Beschäftigung mit weiteren Werkstätten. Ebenfalls im Eigenverlag erschien im Jahr 2001 die „Linzer Keramik“, der ein Buch über Walter Bosse (Mitautorin ChERICA Schreyer-Hartmann) vorausgegangen war.

Konkreter Anknüpfungspunkt für eine Auseinandersetzung mit der Töpfergeschichte von Radstadt waren die Lebenserinnerungen der Keramikerin Hilde Heger, die sowohl für die Radstädter als auch für die Scheibbscher Keramik als Modelleurin tätig gewesen war. Über private Kontakte des Autors und der Autorin kam es zu einem persönlichen Gespräch, welches das Buch einleitet. Basierend auf lokalhistorischen Daten entrollt sich dem Leser eine „klassische“ 500-jährige Geschichte der Bedeutung von Hafnerei und Töpferei im historischen Alltag. Den Radstädter Bürgern war die Versorgung der Stadt mit Kacheln und Gefäßen durch viele Jahrhunderte sehr wichtig. Sie besaßen die lokale Lehmgrube und sie verpachteten diese an einen Hafner ihrer Wahl.

Johanna und Hans-Hagen Hottenroth nehmen kurz Bezug auf die aktuelle wissenschaftliche Position, die erhaltenen Radstädter Renaissancekacheln wären Produkte der berühmten Salzburger Werkstatt Strobl (Christa Svoboda: *Alt-Salzbürger Hafnerkunst. Ausstellungskatalog des SMCA, Salzburg 1981*), schließen dies aber aus. Im 19. Jahrhundert bekamen jene Renaissancekacheln eine neue Funktion als Vorlagen für die Produktion historistischer Öfen. Auftraggeber waren vor allem Schlossbesitzer in der Umgebung von Radstadt.

Die Umstellung bäuerlicher Haushalte von der Rauchküche auf den Sparherd brachte den Radstädter Hafnern einen letzten Wohlstand. Als die traditionelle handwerkliche Gefäßkeramik in die Krise kam, setzten an den Kunstgewerbeschulen ausgebildete Keramiker neue Impulse. Die „Radstädter Kunstkeramik“ erfuhr durch Leo Miller eine neue Blüte. Seine Modelle zieren den Einband und erinnern an die Produkte der Wiener Keramik. Die handwerkliche Keramikherstellung in Radstadt wurde 1964 stillgelegt. Die Eröffnung eines Keramikateliers im Jahre 1985 macht das wiedererwachte Interesse am Umgang mit Ton deutlich.

Eine, auf Natur und Heimat bezogene Ästhetik der dreißiger Jahre fand ihre Ausprägung im alpenländischen Dekor auf Alltagsgegenständen. Nicolaus von Martiny produzierte sog. Alpenblumenkeramik zuerst in Radstadt und gründete im Jahre 1925 die „Alpenländische Kunstkeramik Liezen“ (Irmgard Gollner: *Alpenländische Kunstkeramik Liezen. Heft 19, Trautenfels 1990* und vgl. auch das vom „Autor und Volkskeramiksammler“ Erwin Scheikl im Eigenverlag für 2003 angekündigte Buch über die Volkskeramik Müzzuschlag und die Steirische Kunstkeramik 1911–1975).

Eine wichtige Vergleichsquelle für jeden Sammler ist ein Verzeichnis der Herstellermarken und ein umfangreiches Bildmaterial. Der Band enthält 590 Abbildungen – wieso sie manchmal in vertauschter Reihenfolge gebracht werden, ist nicht einsichtig. Wertvolle authentische Quellen sind die wiedergegebenen Modellhefte; die Werkverzeichnisse wurden für die Publikation zusammengestellt. Leider lässt sich das umfangreiche und vielgestaltige Oeuvre von Leo Miller (Schaffenszeit von 1913 bis 1965) anscheinend zeitlich nicht genauer einordnen. Johanna und Hans-Hagen Hottenroth ist es wiederum gelungen, einen Puzzlestein mehr in der Keramikgeschichte Österreichs zu setzen.

Claudia Peschel-Wacha

Buchanzeigen

TOMKOWIAK, Ingrid (Hg.): *Populäre Enzyklopädien. Von der Auswahl, Ordnung und Vermittlung des Wissens*. Zürich, Chronos Verlag, 2002, 306 Seiten, s/w- und Farb-Abb.

Der vorliegende Band enthält die Beiträge eines interdisziplinären Symposiums über populäre Enzyklopädien, das von der Abteilung Europäische Volksliteratur der Universität Zürich im Oktober 2001 veranstaltet wurde. Populäre Enzyklopädien werden dabei als Scharnier zwischen Wissenschaft und Alltagswissen verstanden. Sie speichern das für nötig erachtete Wissen einer Zeit und vermitteln es einem breiteren Publikum. Je nach dem zugrundeliegenden Wissensverständnis und je nach Programmatik und Tradition, in die sie sich stellen, heißen sie zum Beispiel auch Speculum, Compendium, Katalog, Thesaurus, Lexikon, Handbuch oder Hausbuch. Ihre Zielsetzungen variieren beträchtlich: eine Enzyklopädie kann den Stand des erreichten Wissens und Könnens dokumentieren oder moralisch belehren, praktische Kenntnisse vermitteln oder bestimmte Anschauungen verbreiten, oder auch dazu dienen, zum Lob Gottes die Schönheit und Perfektion der Schöpfung sichtbar zu machen. Die inhaltliche und formale Gestalt von Enzyklopädien kann also ganz unterschiedlich ausfallen, alle erheben sie aber einen gewissen Anspruch auf Vollständigkeit.

Der Bandbreite an unterschiedlichsten Formen von populären Enzyklopädien entspricht auch jene der versammelten Beiträge, wobei durch die jeweilige fachliche Herkunft der Autorinnen und Autoren zusätzlich spezifische Akzente gesetzt werden. Gefragt wird nach den jeweiligen Organisationssystemen des Wissens, dem zugrundeliegenden Verständnis von Gott, der Welt, der Geschichte, den Dingen und den Menschen, der Position und Funktion einzelner Personen, Werke, Gattungen und Konzepte. Historisch gesehen spannt sich der Bogen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Der ehemalige Zürcher Ordinarius für Europäische Volksliteratur Rudolf Schenda, dessen Andenken der Band gewidmet ist, liefert mit „Hand-Wissen“ eine „Vorgeschichte der großen Enzyklopädien“ am Beispiel von Handbüchern und Klein-Enzyklopädien des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit. Der Zürcher Germanist Paul Michel beschäftigt sich in seinem Beitrag „Ordnungen des Wissens“ mit den Besonderheiten und Bedingungen enzyklopädischen Arbeitens. Mit der Weltsicht populärer Enzyklopädien des arabisch-islamischen Raumes setzt sich der Göttinger Islamwissenschaftler Ulrich Marzolph auseinander, mit der Stellung des Universalgelehrten Athanasius Kircher zwischen den modernen und vormodernen Wissenschaften und dessen Positionierung im Wissenschaftsdiskurs der Würzburger

Volkskundler Christoph Daxelmüller. Enzyklopädischem in Erbauungsschriften spürt der Freiburger Germanist Reinhart Siegert nach, den Tendenzen in der deutschen Publizistik und Volksaufklärung des 18. Jahrhunderts der Bremer Pressehistoriker Holger Böning. Die Zürcher Kinder- und Jugendliteraturforscherin Verena Rutschmann geht der Frage nach, ob die von Johann David Wyss im ausgehenden 18. Jahrhundert konzipierte Sacherzählung „Der Schweizerische Robinson“ als eine erzählte Enzyklopädie gelten kann. Der Basler Musikwissenschaftler Hans-Georg Hoffmann beschäftigt sich mit dem Einfluss der Musik auf „die Bildung der Gemüther“, die Berliner Historikerin Ina Ulrike Paul mit der Tradierung von Nationalstereotypen in europäischen Enzyklopädien des 18. Jahrhunderts. Uwe Puschner, ebenfalls Berliner Historiker, verfolgt die Gegenwart des Mittelalters in lexikalischen Geschichtsbildern. Das Schweizerische Landesmuseum als visuelle Enzyklopädie der vaterländischen Geschichte ist Thema des Beitrags des Zürcher Literaturwissenschaftlers Alfred Messerli. Populäres Wissen über den menschlichen Leib analysiert der Zürcher Historiker Jakob Tanner. Und schließlich behandelt der Bremer Kulturwissenschaftler Bernd Stickfort das Internet als enzyklopädische Utopie. Die hier umrissene Themenvielfalt veranschaulicht auch, dass die Begriffe „Enzyklopädie“ und „encyklopädisch“ bewusst weit gefasst und nicht nur textgebunden verstanden wurden. (SB)

RITTERSBACHER, Christa: *Frau und Mann im Sprichwort. Einblicke in die sprichwörtliche Weltanschauung Großbritanniens und Amerikas* (= Heidelberger Frauenstudien, Bd. 9). Heidelberg, Wunderhorn Verlag, 2002, 332 Seiten, Tabellen.

Dass Frauen in Sprichwörtern schlecht behandelt werden, ist ein Gemeinplatz. Ihn zu hinterfragen, stellte sich die deutsche Anglistin Christa Rittersbacher in ihrer hier vorliegenden Dissertation als Aufgabe. Auf der Grundlage von zwei einschlägigen Lexika, dem *Dictionary of American Proverbs* (1992) und dem *Oxford Dictionary of English Proverbs* (1970), analysiert sie die geschlechtsspezifischen Aspekte von Sprichwörtern des anglo-amerikanischen Sprachraums. Zum ersten Mal werden dabei die geschlechtsspezifischen Stereotypen beider Geschlechter berücksichtigt. Die Autorin betont eingangs, dass sie sich nicht – wie häufig üblich – auf die Sammlung und Analyse von negativen Frauenbildern in Sprichwörtern beschränkt, sondern auch die positiven miteinbezieht. In ihrem Resümee kann sie dann allerdings drastische Unterschiede in der Darstellung der Geschlechter nicht

leugnen: Frauen kommen in den untersuchten Sprichwörtern bedeutend schlechter weg als Männer. In ihren negativen Grundeigenschaften (schlecht, schwach, dumm, benutzbar) ähneln sich die Geschlechter zwar, im Detail interpretiert das Sprichwort diese Eigenschaften jedoch deutlich geschlechtsspezifisch, wobei die männliche Variante viel harmloser ausfällt. Die negativen Eigenschaften der sprichwörtlichen Frau sind nicht nur zahlreicher als jene des sprichwörtlichen Mannes, sie äußern sich auch in weit schlechteren Charakterzügen. „Die Einträge über Männer können in keiner Weise an die Grausamkeit, Bosheit, Brutalität und Menschenverachtung derer über Frauen heranreichen. [...] In bisweilen menschenverachtender Art schreiben die Sprichwörter der Frau mannigfaltigere, ausgeprägtere und gravierendere negative Eigenschaften zu als dem Mann. [...] Bei genauerer Betrachtung erregt das Charakterbild des Mannes eher Mitleid, das der Frau Verachtung.“ (S. 267) (SB)

KAINDL, Kurt (Hg.): *Stefan Kruckenhauser. In weiten Linien ... Das fotografische Lebenswerk*. Salzburg, Edition Fotohof im Otto Müller Verlag, 2003, 136 Seiten, 170 Duoton-Abb.

Vor einigen Jahren konnte das Land Tirol den Nachlass von Stefan Kruckenhauser (1905–1988) erwerben, er wurde dem Tiroler Kunstkataster, einem Referat der Kulturabteilung, zur Verwahrung und Bearbeitung überantwortet. Die Öffentlichkeit hat Kruckenhauser als sog. „Skipionier“ in Erinnerung: Er leitete im Ständestaat und nach dem Krieg bis 1972 das Bundessportheim in St. Christoph am Arlberg und prägte als Verantwortlicher für die staatliche Skilehrerausbildung nach 1945 mit seiner „Wedel-Schule“ die österreichische ‚nationale‘ Skikultur (ein bis heute ununtersuchtes Kapitel zu Sport und Identität).

Fast schon vergessen ist, dass Kruckenhauser auch ein Pionier auf anderem Gebiet war: Er gilt als einer der ganz maßgeblichen Wegbereiter der Kleinbildfotografie und hat viel zur Ausbildung einer spezifischen Ästhetik in der Landschafts- und Kulturfotografie mit der „Leica“ beigetragen. Dieses Oeuvre will der vorliegende Band – der begleitend zu einer diesen Sommer gezeigten Präsentation des fotografischen Nachlasses in Stift Stams (Tirol) erschienen ist – dokumentieren und würdigen. „In weiten Linien ...“ versammelt faszinierendes Bildmaterial, Abzüge von eigener Hand wie auch Druckvorlagen, die für verschiedene Auftraggeber des Wintertourismus, vor allem aber im Zusammenhang mit Kruckenhausers in ihrer Zeit berühmten Bildbänden entstanden sind. Zu erwähnen sind hier in

alpiner Hinsicht die Buchpublikationen „Du schöner Winter in Tirol“ (1937) und „Das Bergbild mit der Leica“ (1938), während die „Verborgene Schönheit“ (1938 und nochmals stark verändert 1954) wie auch „Das Meisterwerk von Kefermarkt“ als stilbildende Meilensteine der bildnerischen Repräsentation „kulturellen Erbes“ gelten können. Ein trotz vergleichsweise hoher Auflage weitgehend unbekannt gebliebener Band „Ein Dorf entsteht“ (1952) dokumentiert die Entstehung einer Arbeitersiedlung der Schindler-Werke in Kennelbach (Vorarlberg) – seine Bildersprache wäre wohl noch im Hinblick auf kollektive Vorstellungen, Rhetoriken und Ideale, des „Wiederaufbaus“ in der österreichischen Nachkriegszeit zu befragen.

Solches bleibt der Band leider weitgehend schuldig, gleichwohl manche Spur bereits gelegt ist, die eine kulturwissenschaftliche Bild- und Fotoforschung nun weiter zu verfolgen hätte: Maria Embergers biographischer Einführungstext erwähnt die Prägung durch den „Wandervogel“, dessen katholischer Gruppe „Quickborn“ Kruckenhauser über Jahre angehörte. Das Empfinden der Jugendbewegung schimmert nicht nur durch die frühen Aufnahmen, sondern wäre auch für die Frage der Körper- und Geschlechterbilder sowie für die von Michael Mauracher untersuchte Arbeit am „Österreichbuch“ („Verborgene Schönheit“) und die darin angelegte Raumauffassung, die Korrespondenz von Kultur und Landschaft, mitzudenken. Zu diskutieren wären dabei auch nochmals die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zur „völkischen“ Fotografie. Dass solches nicht nur für die als innere Emigration gedeuteten Kefermarkter Bilder und ähnliche unvollendete Projekte (S. 12) zu leisten wäre, sondern auch für die in der NS-Zeit, während der Versetzung Kruckenhausers an die Wirtschaftsoberschule Mehrerau, entstandenen Aufnahmen turnender Jugendlicher, legen allein die Motive und ihre technische Bewältigung nahe. Und überhaupt wäre das didaktische Konzept des Ski- und Fotolehrers noch eingehender und im Kontext seiner beiden Standbeine zu befragen: Denn auch eine Ideologie- oder Mentalitätengeschichte des österreichischen Skilaufs und -schulwesens (für die Clemens M. Hutters sehr persönlich gefärbter Essay im Band neues Material liefert) bleibt noch Desiderat.

Wenngleich also die Rolle der Fotografie Kruckenhausers als Medium der Einübung in kollektive Wahrnehmungsmuster, Wertvorstellungen und letztlich „Alltage“ einer spezifisch österreichischen Moderne noch nicht ausreichend ausgeleuchtet erscheint, ist ein wichtiger Anfang gemacht: Dafür ist dem Tiroler Kunstkataster einerseits, Kurt Kaendl als Herausgeber und den Autorinnen und Autoren andererseits zu danken, vor allem aber auch dem Verlag für den hervorragend ausgestatteten Band und eine Qualität der Duplexdrucke, die den Fotografien Kruckenhausers alle Ehre macht. (BT)

Neuerscheinung

Körpergedächtnis. Unterwäsche einer sowjetischen Epoche

Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 2003. Erweiterte deutschsprachige Ausgabe der russischen Erstauflage St. Petersburg 2000. Übersetzung aus dem Russischen von Swellana und Fabian Steinhauer. 171 Seiten, zahlr. Abb., Querformat 25,0 x 16,5, Kartoneinband mit Transparentumschlag, Wire-O-Bindung (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Band 82)
ISBN 3-900359-99-7

Katalog zu einer Ausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien in Zusammenarbeit mit dem Staatlichen Museum der Geschichte St. Petersburgs unter Beteiligung des Staatlichen Zentrums für zeitgenössische Kunst Nizhnij Nowgorod, 20. März bis 3. August 2003

Die Ausstellung „Körpergedächtnis“ versteht sich als Schritt zum Verständnis der authentischen Geschichte privaten Lebens in der ehemaligen UdSSR. Exemplifiziert wird sie an den Veränderungen der Unterwäsche in drei zeitlichen Abschnitten zwischen 1917 und 1991, die den gesellschaftspolitischen Entwicklungen im Land entsprechen. Der Periode der Ideale unmittelbar nach der Oktoberrevolution folgte in den 50er und 60er Jahren die Ernüchterung samt Rückzug ins Private und schließlich in der Zeit vor der Perestrojka, neben der ständigen Suche nach Mangelwaren, die Sehnsucht nach persönlichkeitsbestätigender Ästhetik. Die Arbeiten zeitgenössischer russischer Künstler und Künstlerinnen begleiten die einzelnen Kapitel mit diagnostisch-identifizierendem, oft auch sanft ironischem Blick.

Inhalt: Margot SCHINDLER, Gobelins des Lebens. Über die Wirkmacht kultureller Schnittmuster. 8–15; Ekaterina DEGOT, Abschied von der Vergangenheit. Einleitung. 16–17; Ekaterina DEGOT, Vom Genuß zum Genossen. Zu einer Ästhetik jenseits von Markt und Ware. 18–29; Julia DEMIDENKO, Eine kurze Geschichte der Unterwäsche in der Sowjetunion. 30–47; Irina SANDOMIRSKAJA, Anziehen – Ausziehen – Umziehen. Die Unterwäsche und die Inszenierung des Körpers. 48–57; Ekaterina DEGOT und Pawel PEPPERSTEIN, Dialog über die Scham. 58–66; Katalogteil: Individuum/Kollektiv 20er–40er Jahre. 67–92; Alltag/Scham 50er–60er Jahre. 93–116; Depression/Tagträume 70er–80er Jahre. 117–130. Künstlerpositionen. 131–161; Objektliste. 162–171.

Bestellungen:

Österreichisches Museum für Volkskunde, Laudongasse 15–19,
A-1080 Wien
Tel. +431/406 89 05, Fax +431/408 53 42
e-mail: office@volkskundemuseum.at

EURO 21,- (exkl. Versand)

EURO 14,- (für Mitglieder des Vereins für Volkskunde)

Eingelangte Literatur: Sommer 2003

Verzeichnet finden sich hier volkskundliche Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt und in die Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde aufgenommen worden sind. Die Schriftleitung behält sich vor, in den kommenden Heften die zur Rezension eingesandten Veröffentlichungen zu besprechen.

Adam Peter u.a. (Bearb.), Oberösterreich. Band 1: Mühlviertel. (= Dehio-Handbuch, Die Kunstdenkmäler Österreichs). Horn/Wien, Verlag Berger, 2003, 1058 Seiten, 59 Orts- u. Lagepläne, 179 Grundrisse, 8 farb. Karten, 10 Skizzen. ISBN 3-85028-362-3.

Altdeutsches Namenbuch. Die Überlieferung der Ortsnamen in Österreich und Südtirol von den Anfängen bis 1200. Herausgegeben vom Institut für Österreichische Dialekt- und Namenlexika (vormals Kommission für Mundartkunde und Namenforschung). Bearbeitet von Isolde Hausner und Elisabeth Schuster. 14. Lieferung: Sittendorf [Fortsetzung] – Watzendorf. Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2003, Seiten 1017–1096. ISBN 3-7001-3165-8.

bila. Burgenländischer Identitätsladen. Konsumentenschutzinformationen. Ausstellung im Landesmuseum Burgenland, Eisenstadt, 29.5.–16.11.03. Eisenstadt, 2003, 26 Seiten, 1 Beilage.

Bruckmüller Ernst, Ernst Hanisch, Roman Sandgruber, Norbert Weigl, Geschichte der Österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert. Politik, Gesellschaft, Wirtschaft. Herausgegeben von Franz Ledermüller. Wien, Ueberreuter, 2002, 855 Seiten, Abb., Graph., Tab., Karten. ISBN 3-8000-3859-5.

Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Band 11, Lieferung 1. Berlin/New York, Walter de Gruyter, 2003, 480 Spalten. ISBN 3-11-017560-6.

Feurstein Thomas (Bearb.), Vorarlberg-Bibliographie. Berichtsjahre 1998/99. Band 2. Herausgegeben von der Vorarlberger Landesbibliothek. Feldkirch/Graz, Vorarlberger Landesbibliothek, W. Neugebauer Verlag GmbH, 2003, 677 Seiten, Abb., 4655 Eintragungen, Autoren-, Sachtitel-, Orts-, Körperschafts-, Personen- und Sachregister. ISBN 3-85376-181-X.

Gesser Susanne, Dokumentation zum 30. Jubiläum des Kindermuseums, „Ein Museum für Kinder im Museum“. (= Kleine Schriften des Historischen Museums in Frankfurt am Main, 53). Frankfurt am Main, Kindermuseum des Historischen Museums, 2003, 96 Seiten, Abb. ISBN 3-89282-042-2.

Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.), Endlich Urlaub! Die Deutschen reisen. Begleitbuch zur Ausstellung im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bonn, 6. Juni bis 13. Oktober 1996. Köln, DuMont Buchverlag und Bonn, Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, 1996, 132 Seiten, Abb. ISBN 3-7701-3915-1.

Hilbert Günter S. u.a., Sammlungsgut in Sicherheit. Beleuchtung und Lichtschutz, Klimatisierung, Schadstoffprävention, Schädlingsbekämpfung, Sicherungstechnik, Brandschutz, Gefahrenmanagement. 3., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. (= Berliner Schriften zur Museumskunde, 1). Berlin, Gebr. Mann Verlag, 2002, 554 Seiten, Abb., Graph., Tab. ISBN 3-7861-2348-9.

Hiller Hubertus, Jäger und Jagd. Zur Entwicklung des Jagdwesens in Deutschland zwischen 1848 und 1914. (= Kieler Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 2). Münster/New York/München/Berlin, Waxmann, 2003, 279 Seiten, Abb. ISBN 3-8309-1196-3.

Kallinich Joachim, Bastian Bretthauer (Hrsg.), Botschaft der Dinge. (= Kataloge der Museumsstiftung Post und Telekommunikation, 18). Heidelberg, Edition Braus, 2003, 192 Seiten, Abb. ISBN 3-89904-056-2.

Mauersberger Klaus, Johannes Moser (Hrsg.), Studium, Alltag und Kultur in Dresden um 1850. Der Briefwechsel des Studenten der polytechnischen Bildungsanstalt Dresden August Diezel mit seinem Vater Carl August in Elsterberg 1848–1854. (= Volkskunde in Sachsen, 15). Dresden, Thelem Universitätsverlag, 2003, 280 Seiten, Abb., Tab. ISBN 3-935712-43-X.

Metzger Wolfgang, Handel und Handwerk des Mittelalters im Spiegel der Buchmalerei. Graz, Akademische Druck- u. Verlagsanstalt, 2002, 168 Seiten, Abb. ISBN 3-201-01781-7.

Niederstätter Alois, Österreichische Geschichte. Band 4: 1278–1411. Die Herrschaft Österreichs. Fürst und Land im Spätmittelalter. Herausgegeben von Herwig Wolfram. Wien, Ueberreuter, 2001, 519 Seiten, Abb., Graph., Tabellen, Karten. ISBN 3-8000-3526-X.

Obermaier Walter (Hrsg.), Plakate aus Wien. (= Publikationen aus der Wiener Stadt- und Landesbibliothek, 8). Wien, Wiener Stadt- und Landesbibliothek, 2003, 55 Seiten, Abb. ISBN 3-902053-08-9.

Preußisches Wörterbuch. Deutsche Mundarten Ost- und Westpreußens. Band 1, Lieferung 7: bezippeln – Born. Neumünster, Wachholtz Verlag, 2003, Spalte 769–896, Abb., Karten. ISBN 3-529-04611-6.

Preußisches Wörterbuch. Deutsche Mundarten Ost- und Westpreußens. Band 1, Lieferung 8: Bornbalken – Bulle. Neumünster, Wachholtz Verlag, 2003, Spalte 897–1024, Abb., Karten. ISBN 3-529-04611-6.

Reinisch Johanna, „Nimm an Löffl und iss mit“. Bäuerliche Kost – Vergessene Gerichte. Mit Rezepten. 2. Auflage. Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag, 2002, 252 Seiten, Abb. ISBN 3-205-77004-8.

Rohr Christian, Festkultur des Mittelalters. Graz, Akademische Druck- u. Verlagsanstalt, 2002, 166 Seiten, Abb. ISBN 3-201-01792-2.

Stelzl-Marx Barbara, Unter den Verschollenen. Erinnerungen von Dmitrij Čirov an das Kriegsgefangenenlager Krems-Gneixendorf 1941 bis 1945. (= Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes, 43). Waidhofen/Thaya, Waldviertler Heimatbund, 2003, 272 Seiten, Abb., Tabellen, Karten. ISBN 3-900708-17-7.

Sudetendeutsches Wörterbuch. Wörterbuch der deutschen Mundarten in Böhmen und Mähren-Schlesien. Band IV, Lieferung 2: Fehler – ver-külp-en. München, Oldenbourg, 2003, Seite 81–160. ISBN 3-486-56708-X.

Willand Detlef, Wönsch Glück em Schtall. Die Ställe der Walser. Hirschegg, W. presse, 2000, 108 Seiten, Abb. ISBN 3-920269-13-6.

Zipes Jack, The Brothers Grimm. From Enchanted Forests to the Modern World. 2. Auflage. New York u.a., Palgrave Macmillan, 2003, 331 Seiten, Abb. ISBN 0-312-29380-1.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Matthias Beitzl
Ethnographisches Museum Schloß Kittsee
A-2421 Kittsee

Karl Christoph Berger
Institut für Europäische Ethnologie/Volkskunde
Innrain 52
A-6020 Innsbruck

Mag. Susanne Breuss
Georg Sigl-Gasse 11/23
A-1090 Wien

Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Brückner
Bohlleitenweg 59
D-97082 Würzburg

Barbara Frischmuth
A-8992 Altaussee 175

Dr. Nina Gorgus
Bonner Talweg 182
D-53129 Bonn

HR Hon.-Prof. Dr. Franz Grieshofer
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
A-1080 Wien

Hermann F. Hummer
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
A-1080 Wien

Univ.-Prof. Dr. Ulrike Jekutsch
Institut für Slawistik
Universität Greifswald
Domstraße 9/10
D-17487 Greifswald

Ass.-Prof. Dr. Anelia Kassabova-Dintcheva
Ethnographisches Institut mit Museum
BAW – Bulgarische Akademie der Wissenschaften
ul. „Moskovska“ 6A
BL-1000 Sofia

Mag. Nikola Langreiter
Vorgartenstraße 159/1/19
A-1020 Wien

Univ.-Ass. Dr. Margareth Lanzinger
Institut für Geschichte
Universität Wien
Dr. Karl Lueger-Ring 1
A-1010 Wien

Ao. Univ.-Prof. Dr. Klara Löffler
Institut für Europäische Ethnologie
der Universität Wien
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien

Mag. Herbert Nikitsch
Institut für Europäische Ethnologie
der Universität Wien
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien

Dr. Claudia Peschel-Wacha
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
A-1080 Wien

HR Dr. Margot Schindler
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
A-1080 Wien

PD Dr. Friedemann Schmoll
Ludwig-Uhland-Institut für Empirische
Kulturwissenschaft
Universität Tübingen
Schloß
D-72070 Tübingen

Ao. Univ.-Prof. Dr. Bernhard Tschöfen
Institut für Europäische Ethnologie
der Universität Wien
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien

Museen der Kultur – Kultur der Museen Perspektiven volkskundlicher Museumsarbeit¹

Bernhard Tschofen

Die Veränderungen in den europäischen Museumslandschaften, wie sie unter anderem von der Entstaatlichung des Kultursektors ausgelöst und begleitet werden, scheinen derzeit zwei große Verlierer zu kennen: Neben den Universalmuseen sind das die Häuser, die ein breites anthropologisches Konzept von Kultur vertreten und deren Sammlungs- und Zeigetraditionen auf „Kultur als Ganzes“ zielen. Neben renommeebedingten Startnachteilen auf dem „freien Markt“ sind sie offensichtlich von der Krise der „Repräsentation“ als fraglich gewordener Abbildbarkeit von Kultur besonders betroffen. Der Beitrag versucht, die Problembereiche – Kulturbegriff und Repräsentation, Sammlungsstrategie und Konzeption materieller Kultur – zu benennen und zu analysieren. Schließlich formuliert er einige Konditionen für eine zeitgemäße kulturwissenschaftliche Museumsarbeit, die der Verfasser in transversalen, memorialen, explorativen und im Ganzen reflexiven Zugängen zu Kultur und Gesellschaft sieht.

„Das fröhliche Ende der Hofratskunst“ verkündete das Feuilleton der Neuen Zürcher Zeitung im Sommer 2002 in einem großen Artikel über „Österreichs Museumslandschaft“.² Ein kluger Beitrag, der die Tücken des Wandels benennt, wie er durch die Ökonomisierung und Politisierung der Museen hervorgerufen worden ist. Und der vor allem einen Vorgeschmack auf den Konkurrenzkampf zwischen den einzelnen Häusern und um die Besucher gibt, wie er angesichts rasant gewachsener Ausstellungsflächen hierzulande mittlerweile neue Dimensionen erreicht hat.³ Doch zugleich ist der Artikel symptomatisch

1 Überarbeitete, ergänzte und mit einem Anmerkungsapparat versehene Fassung eines Vortrags beim Festkolloquium „MuseumsPerspektiven‘ – 150 Jahre Germanisches Nationalmuseum“, Nürnberg 14./15. September 2002.

2 NZZ, Nr. 190, Mo., 19. August 2002 (Internationale Ausgabe, Feuilleton, S. 19).

3 Seit Sommer 2003 gibt es Ansätze einer öffentlichen Debatte um Profilbildung und stärkere Steuerung der Programme in den eben erst entstaatlichten Wiener

für die öffentliche Wahrnehmung des Museumsbetriebs: Spricht er im Untertitel noch von „Österreichs Museumslandschaft“, so reduziert der folgende Aufmacher diese bereits auf die „Wiener Museen und Ausstellungsorte“; und liest man dann den gesamten Beitrag, gibt es nur noch Kunstmuseen – Kunstmuseen kommen darin nur vor, sofern sie dem mächtigen Drang in Richtung Kunstbetrieb gefolgt sind. Zwar kommt die Rede kurz auf Völkerkunde- und Theatermuseum – aber nur im Rahmen einer Auflistung der Einverleibungen durch das Kunsthistorische Museum mit seinem ausführlich portraitierten „Museumsunternehmer“ Wilfried Seipel. Keiner Erwähnung gewürdigt werden das Naturhistorische und das Technische Museum, die wie die anderen Bundesmuseen mehr oder weniger erfolgreich aus der öffentlichen Verwaltung ausgegliedert worden sind, aber auch nicht das Historische Museum der Stadt Wien, das mit all seinen agglomerierten Auslegern und Spielstätten diesen Weg unter seiner neuen Führung gehen wird.⁴ Dass das – trotz recht ambitionierter Ausstellungsvorhaben klein und unsichtbar gebliebene – Österreichische Museum für Volkskunde in der beschaulichen Josefstadt in einer solchen Übersicht nicht einmal gestreift wird, verwundert dann schon nicht mehr.

Wie immer: Den Museen der Kultur, generell den Universalmuseen, geht es nicht gut – so muss leider auch aus Wiener Sicht der Befund lauten (und die Revue der NZZ ist dafür nur ein Beleg von vielen). Wie würde er erst mit Blick auf die gesamte österreichische Museumslandschaft ausfallen? Und wie, wenn man dann noch die kulturhistorisch und volkscundlich orientierten Abteilungen innerhalb der Museumsverbünde und der Komplettanbieter-Museen in den Bundesländern ins Visier nähme? Einerseits müsste man hier von personell ausgehungerten Anstalten berichten, die sich mit oft dürftiger Mitgift aus der Landesobhut in die Vollrechtsfähigkeit begeben haben und in den verschiedensten Zweck- und Rechtskonstruktionen wiederfinden, andererseits von erfolgreich bespielten Kunsthallen,

Museen; vgl. die Sendung „Treffpunkt Kultur“ zum Thema „Wer soll das alles sehen? Quotenjagd statt Standortbestimmung in Wiens Museen“, ORF-TV 2, Mo., 15. September 2003; zur Diskussion stellvertretend Wischenbart, Rüdiger: Wo geht's hier zur Kultur. In: Der Standard vom 4. September 2003; vgl. Die Presse vom 9. April 2003, sowie vom 17. April 2003.

- 4 Es hat soeben seinen Relaunch als „Wien Museum“ hinter sich – eine Bezeichnung, die durch Zusatz der jeweiligen Spielstätten ergänzt wird (z.B. „Wien Museum Karlsplatz“ oder „Wien Museum Hermesvilla“).

die entweder das Wiener Rezept „Gold geht immer“ auf regionales Format zu adaptieren suchen oder die Unbeschwertheit eines ‚Museums ohne Sammlung‘ für ein (Kunst-)Ausstellungsprogramm von internationalem Niveau nützen. Und dann – wenn die Rede auf Volkskunde und Kulturgeschichte käme – hätte man auch noch zu rapportieren, dass ganze Häuser und Abteilungen jahrelang geschlossen vor sich hindämmern können, ohne von der Öffentlichkeit vermisst zu werden⁵; und ansonsten desparate Kustodinnen und Kustoden nach Mitteln und Wegen suchen, ihren sperrigen, inhaltlich den Wissensstand der Nachkriegszeit (wenn überhaupt) spiegelnden (und bislang ebenso dürftig präsentierten) Sammlungen neues Leben einzuhauchen – was oft an den Mitteln und wohl auch an den Ideen scheitert, weil sie ihre Anschlussfähigkeit an Fragen und Bedürfnisse der Gegenwart verloren zu haben scheinen.⁶ (Auf die Ursachen dafür wird weiter unten noch zurückzukommen sein.)

Die somit angeschlagene Larmoyanz droht freilich, die eigentlichen Probleme der Museen zu überdecken. Denn die Krise der Kultur Museen trifft nicht nur die personell und finanziell chronisch schlecht ausgestatteten Museumsfossile, sondern ein Stück weit auch die einstmals florierenden Nischen des Kulturbetriebs, jene Einrichtungen, die vom Museumsboom der letzten 20 Jahre besonders profitiert, ja ihn in quantitativer Hinsicht sogar ausgemacht haben. In der Last der Sammlungen kann ihr Problem nicht liegen, denn oft stehen hinter den Präsentationen schlanke Kollektionen mit recht hoher Passgenauigkeit. Woran liegt es dann, dass der kulturwissenschaftlich-kulturgeschichtliche Sektor im Museumswesen so wenig Aufsehen von sich macht? Woran, dass es kaum mehr kontrovers diskutierte Konzeptionen gibt, dass daher auch die theoretische Auseinandersetzung an Stoff und damit an Bedeutung verloren hat?

Sieht man sich die Entwicklung einiger Häuser in den vergangenen Jahren an – und das gilt für traditionsreiche Einrichtungen fast gleichermaßen wie für manche nicht unerfolgreiche jüngere Gründung –

5 Eine Kritik des nach mehr als anderthalb Jahrzehnten des reduzierten Betriebs am 16. Mai 2003 wiedereröffneten Steirischen Volkskundemuseums siehe in diesem Heft, S. 451–460.

6 Vgl. zu diesem Befund den die historischen Sammel- und Zeigeabsichten mit den gegenwärtigen Problemen verknüpfenden Essay – Fliedl, Gottfried: Im Museum. Essayistische Anmerkung zu Geschichte und Funktion der Landesmuseen in Österreich. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 13 (2002), H. 1 (= Gedächtnis – Erinnerung – Identitäten), S. 88–121.

dann scheint der *crucial point* aktueller Museumsarbeit in der Transformation vom Gegenständlichen zum Konzeptionellen zu liegen. Das ist die Hürde, die einerseits zögern lässt, und die andererseits, einmal genommen, auch scheitern lassen kann: sei es, weil die präsentierten Inhalte ohne Relevanz sind und sich daher umso rascher abnützen; sei es, weil die Präsentationsmittel nicht adäquat gewählt sind und die Inhalte sich so nicht vermitteln lassen; oder sei es schlicht, weil die Präsentationsabsichten an den Erwartungen des Publikums vorbeigehen.

Vielleicht lohnt es sich, exemplarisch an diesem offensichtlich virulenten Schnittpunkt von gegenständlicher und konzeptioneller Ebene Nachschau zu halten und die mit ihm zusammenhängenden Herausforderungen und Probleme herauszuarbeiten. Dabei soll es weniger um die museographischen Konsequenzen – die Praxen und Formen des Präsentierens und Vermittelns – gehen als vielmehr um ein Verständnis der veränderten kulturellen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und um die Fragen, die sich damit den Institutionen für eine kulturwissenschaftlich orientierte Museologie (aber auch für eine Ethnographie der Kunstmuseen) stellen.⁷

Solche Fragen will der Beitrag zunächst aus dem zugegeben nicht gerade optimistischen Befund heraus entwickeln – Fragen, die den Blick auf die konstatierte Lähmung etwas klarer machen und verhindern sollen, ökonomische, strukturelle und inhaltliche Dimensionen unnötigerweise zu vermischen. In einem nächsten Schritt werden die offensichtlich problematischen Bereiche – Kulturbegriff und Repräsentation, Sammeln und materielle Kultur – zu isolieren gesucht, um schließlich daraus einige Konditionen für eine zeitgemäße volkscundlich-kulturwissenschaftliche Museumsarbeit ableiten zu können.⁸

7 Für die Kunstmuseen ist das Problem bereits vor etlichen Jahren unter dem Aspekt von Innovation diskutiert worden – Groys, Boris: Über das Neue. Versuch einer Kulturökonomie. München/Wien 1992.

8 Zum Stand der aktuellen volkscundlichen Debatte vgl. u.a. Heidrich, Hermann (Hg.): SachKulturForschung. Tagung der Arbeitsgruppe Sachkulturforschung und Museum in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 15. bis 19. September 1998 im Fränkischen Freilandmuseum Bad Windsheim (= Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums, Bd. 32), Bad Windsheim 2000; Meiners, Uwe (Hg.): Materielle Kultur. Sammlungs- und Ausstellungsstrategien im historischen Museum. Referate der 14. Tagung der Arbeitsgruppe Sachkulturforschung und Museum in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 3. bis 6. Oktober 2000 im Museumsdorf Cloppenburg. Cloppenburg 2002.

Die Krise der Universal Museen als Krise des Kulturbegriffs?

Museen sind Kultureinrichtungen und sie ressortieren in politischer, ökonomischer und medialer Sicht nicht nur bei „Kultur“, sie bewahren auch Kulturdinge und vermitteln Kulturwerte. Mehr denn je teilen dieses Selbstverständnis auch Sammlungen, die von der klassischen Konzeption eines kunst- oder kulturhistorischen Hauses weit entfernt sind: Die Natur- und Technikmuseen haben in den vergangenen Dezennien nachvollzogen, dass ihre Kollektionen kulturalisiertes Wissen beherbergen, wenngleich die gegenwärtigen Entwicklungen der Ausstellungspraxis in den unterschiedlichen Museumstypen mitunter die Rede von den „zwei Kulturen“ angemessen erscheinen lassen.⁹ Doch das soll hier zunächst nicht weiter beschäftigen, weil Fragen der Repräsentation (als Fragen nach dem Gegenstand) vor den Fragen der Präsentation (als seiner Darbietung) stehen.

Weit weniger selbstverständlich als die Vorstellung, mit ihren materiellen Hinterlassenschaften „Kultur(en)“ zu verwalten und dem Publikum darzubieten, ist nämlich die Auffassung von Museumsarbeit als kulturelle Praxis, eine Auffassung, nach der Museen Agenturen des Kulturellen sind, in denen sich „Kulturen“ erst konstituieren und als homogenes Ganzes konstruiert werden. Damit ist aber der Kulturbegriff der Institution – und nicht nur jener der Kulturmuseen – doppelt fraglich geworden. Denn solches hat schon die in den siebziger Jahren einsetzende Kritik am bürgerlich affirmativen Kulturverständnis der Museen, an der durch exklusive Wertsetzung und exkludierende Wirkung bedingten Tendenz zur Fortschreibung sozialer Ungleichheit, vorbereitet. Wobei sie aber, zunächst Bringschulden der Geschichte einfordernd, grundsätzlich an der Abbildbarkeit von Kulturen festgehalten haben – einerseits in Fragmenten und andererseits als Ganzheit, getragen von der Idee der Identität. Dementsprechend sind in jenen Jahren neugegründete und neukonzipierte Häuser angetreten, Sammlungen zu verdrängen und vergessenen Kulturen zusammenzutragen und diese in Dauer- und Sonderausstellungen in ihr Recht zu setzen. Gründungen wie das „Museum industrielle Arbeitswelt“ (Steyr), das Nürnberger „Zentrum (jetzt „Museum) Industriekultur“ oder das Hamburger „Museum der Arbeit“ sind

9 Resch, Christine: Van Gogh und das zweite Gesetz der Thermodynamik. Kunst- und technische Museen als Teil der „zwei Kulturen“. In: Wespennest. Zeitschrift für brauchbare Texte und Bilder (Wien), Nr. 123, Juni 2001, S. 86–92.

Paradebeispiele dieser Entwicklung. Auch die zaghaft gegründeten Frauenmuseen des deutschen Sprachraums (so in Bonn, Wiesbaden, Meran) und manche thematischen Regionalmuseen vertreten diesen Typus.

Doch wer heute solche Museen besucht, wird sich – wenn sie nicht die regelmäßige Revision ihrer Konzeptionen und Strategien betrieben haben – des Eindrucks neu erfundener Kulturprovinzen kaum erwehren können. Sie ordnen sich damit ganz entgegen ihrer Gründungsabsichten dem alten Paradigma des Museums unter, wonach bei allen Differenzierungsabsichten materielle Hinterlassenschaften als Sedimente eindeutiger kultureller Ordnungen fungieren. Freilich war damals das Museum noch weit entfernt von einer Krise der Repräsentation, es gab genug nachzuholen und nachzutragen. Aber zwischen den Zeilen der Katalogvorworte, in den theoretischen und konzeptionellen Markierungen der Museumsleute und in den Suchbewegungen gleichenden Gestaltungspositionen zeichnete sich bereits eine Skepsis ab, die Jahre später eine neue Qualität erreicht zu haben scheint; steckt doch heute – scheinbar paradoxerweise in Zeiten musealer Hochkonjunktur – die Institution Museum in ihrer lähmendsten und gleichzeitig fruchtbarsten Krise. Mit Fug und Recht lässt sich nämlich behaupten, dass die Probleme des Sammelns und Zeigens von Kultur, die dabei evozierten Sinneffekte und gesellschaftlichen Implikationen, nie zuvor Gegenstand so weitreichender Reflexion waren. Dies neben und trotz der seit wenigen Jahren in Europa geführten Debatte um die Ausgliederung der Museen aus der öffentlichen Verwaltung, um ihre Umwandlung in autonome wissenschaftliche Einrichtungen und Kulturinstitute¹⁰ – eine Debatte, bei der die mitunter mühsam erworbene Reflexivität der neoliberalen Begeisterung für vermeintliche Unabhängigkeiten geopfert wird und bei der eine forcierte Ökonomisierung wenig mit der gleichzeitig gewachsenen Skepsis gegenüber den Unschärfen kulturalisierten Arbeitens zu tun hat. Im Gegenteil: Ungeachtet dieser Unschärfen ist das durchökonomisierte Haus der ‚Kulturgesellschaft‘ eines, in dem Kultur ein Spiel ohne Grenzen ist und ältere normative Systeme wie Kunst, Gesellschaft oder gar Geschichte konstituiert. Oder, um im eingangs mit der NZZ eingeschlagenen Bild zu bleiben: Wenn nach den Hofräten die Mana-

10 Ansätze einer Reflexion solcher Prozesse und ihrer Konsequenzen u.a. bei Schneede, Uwe M. (Hg.): *Museum 2000. Erlebnispark oder Bildungsstätte?* Köln 2000.

ger das Ruder übernehmen, sagt das noch gar nichts über den intellektuellen Input der runderneuerten Institutionen aus.

Fasst man indes das nähere Feld der Kultur- und Ethnomuseen ins Auge, so lassen sich für die europäische und speziell deutschsprachige Situation – neben den allgemeinen Diskussionen um die demokratische Öffnung der Institution – zumindest zwei Richtungen ausmachen, aus denen sich die Kritik am musealen Kulturkonzept genährt hat. Zum einen ist das die – durch den Musealisierungsboom¹¹ der achtziger Jahre verstärkte – historisch kritische Auseinandersetzung mit deutschen und europäischen Museumstypen vor allem des 20. Jahrhunderts. Und da wären – naturgemäß neben den aufs große Ganze der National- und Kulturgeschichte gehenden historischen Museen – besonders die Nationalismus und Lokalismus/Regionalismus verbindenden Heimatmuseen zu erwähnen. Gottfried Korff hat sie in ihrem „hochmoderne[n] Antimodernismus“ als die „folgenreichsten und wirkungsvollsten Einrichtungen der Museumsge-schichte des 20. Jahrhunderts“¹² bezeichnet und dafür nicht zuletzt die in den „sinnlich dimensionierten Präsentations- und Gestaltungs-modalitäten des Heimatmuseums“¹³ angelegten Qualitäten ins Treffen geführt. So gut die Anfänge der Heimatmuseen¹⁴, ihre Ideen- und Institutionengeschichte dokumentiert sind, so wenig wissen wir immer noch über die Wirkungsgeschichte ihrer vitalistischen Konzeptionen, so wenig über ihren Einfluss auf die gängigen Imaginierungen von Kultur im 20. Jahrhundert und darüber hinaus. Ihr Nachleben – auch in museumsfremden Bildern – erscheint jedenfalls ebenso unbestritten wie ihr Erneuerungspotential: Vielleicht ist es kein Zufall, dass einige der innovativsten Ausstellungsideen in den vergangenen Jahren von kulturhistorisch orientierten Kleinmuseen ausgegangen sind¹⁵; und auch ein in den großen Ausstellungen der vergangenen

11 Vgl. etwa Zacharias, Wolfgang (Hg.): Zeitphänomen Musealisierung. Das Verschwinden der Gegenwart und die Konstruktion der Erinnerung. Essen 1990.

12 Korff, Gottfried: Kulturbilder aus der Provinz? Notizen zur Präsentationsabsicht und -ästhetik des Heimatmuseums um 1900. In: Regionaler Fundamentalismus? Geschichte der Heimatbewegung in Stadt und Land Oldenburg. Oldenburg 1999, S. 120–131, hier S. 129.

13 Korff: Kulturbilder (wie Anm. 12), S. 128.

14 Roth, Martin: Heimatmuseum. Zur Geschichte einer deutschen Institution. Berlin 1990.

15 Vgl. dazu auch Anna Schönes Untersuchungen zu den flexiblen Anwendungen des alltagskulturellen Paradigmas in Museen – Schöne, Anna: Alltagskultur im

beiden Jahrzehnte mit Erfolg angewandter historisch ironischer Umgang mit der materiellen Kultur des Alltags nährt sich – zumindest in gebrochener Form – aus den dichten Veranschaulichungsweisen dieses Museumstyps.

Zum anderen wäre eine postkolonial-anthropologische Schiene auszumachen, die zwar auch von disziplinen- und institutionengeschichtlichen Reflexionen begleitet wird¹⁶, für die aber das Museum darüber hinaus Anlass für eine grundsätzliche Neuvermessung des anthropologischen Kulturkonzeptes ist. Wenn dabei die Rolle des anthropologischen Museums eher eine passive ist (und es stärker als Gegenstand denn als Ort der Neuorientierung dient), dann muss das nicht das Potential der vorwiegend aus dem Bemühen um ein egalitäres Verständnis von Kultur entwickelten Positionen schmälern. So hat etwa James Clifford seine aus der Kritik statischer Konzepte der Anthropologie entwickelten Untersuchungen zur kulturellen Mobilität mit den traditionellen Grundlagen musealer Sinnkonstruktion in Beziehung gesetzt. Vor dem Hintergrund praktischer Fragen der (Re-)Präsentation indigener Kultur an der amerikanischen Nordwestküste plädiert er – sich dabei des in der Interethnik entwickelten Begriffs der „contact zone“ bedienend – für ein neues Verständnis des Sammelns und Präsentierens: Clifford sieht das alte Modell des Museums mit seinem Machtanspruch über die Definition von Zentrum und Peripherie und mit seinem (nicht-reziproken) Verhältnis von Sammlern und Gesammelten als Relikt überkommener (jedenfalls zu überwindender) Ordnungen und als nicht länger legitimierbar. Stattdessen plädiert er für eine „Kontaktzonen“-Perspektive, um Museen und ihre in den Sammlungen angelegte Struktur als andauernde historische, politische und moralische Beziehung, als machtgesteuerten Komplex von Austauschprozessen sichtbar zu machen. „A contact perspective

Museum. Zwischen Anspruch und Realität (= Internationale Hochschulschriften, Bd. 254). Münster u.a. 1998.

- 16 Einen guten Überblick bietet Lidchi, Henrietta: *The Poetics and Politics of Exhibiting other Cultures*. In: Hall, Stuart (Hg.): *Representation: Cultural Representations and Signifying Practices* (= *The Open University: Culture, Media, and Identity*). London 1997, S. 151–222. In wissenschaftsgeschichtlicher Hinsicht anregend Jacknis, Ira: *The Ethnographic Object and the Object of Ethnology in the Early Career of Franz Boas*. In: Stocking, George W. Jr. (Hg.): *Volksggeist as Method and Ethic. Essays on Boasian Ethnography and the German Anthropological Tradition* (= *History of Anthropology*, vol. 8). Madison/Wis. 1996, S. 185–214.

emphasizes how subjects are constituted in and by their relations to each other“, sagt er und versucht damit die Darstellung von Kultur und Tradition sowohl in seiner Bedeutung für ein emanzipatives „Empowerment“ als auch für die wachsenden Bedürfnisse nach Identitätsspielen theoretisch zu fundieren.¹⁷

Die Idee des Museums als eines Ortes der verhandelten Beziehungen mag so neu nicht sein – Krzysztof Pomian sieht in ihm „eine der Institutionen, deren Funktion darin besteht, einen Konsens zu schaffen über eine bestimmte Form, das Sichtbare dem Unsichtbaren entgegenzusetzen [...]“¹⁸ –, aber die daraus abgeleitete Forderung nach transparenten Ordnungen, nach der Entmystifizierung und Demokratisierung der Museumsautorität trifft die auf das Sammeln, Bewahren und Präsentieren von Kulturen gebaute Konzeption des europäischen Museums in ihrem Kern. So ist etwa durch die Analyse musealer Sprechakte, wie sie die niederländisch-amerikanische Narrativistin und Kulturwissenschaftlerin Mieke Bal theoretisch konzipiert hat, die wissenschaftliche Autorität der Museen, die Herstellung von Authentizität und Wahrheit auf neue Art lesbar geworden.¹⁹ Die Frage, wer mit welchen Absichten zu wem spricht, ist heute im Umgang mit Repräsentationen (und damit auch auf der ganz funktionalen Ebene der Museumsarbeit in der Konzeption von Präsentationen) nicht mehr zu umgehen. Sie ist in den vergangenen Jahren in einer *gender*-orientierten Museologie – etwa von Roswitha Muttenthaler mit Blick auf die „Gesten des Zeigens“ in österreichischen Museen²⁰ – mit einer Konsequenz verfolgt worden, die für andere Kategorien und Konstellationen von Differenz noch aussteht: Zu denken wäre für die hier diskutierten Museen etwa an Fragen nach

17 Clifford, James: Museums as Contact Zones. In: Ders.: *Routes. Travel and Translation in the Late Twentieth Century*. Cambridge/Mass. 1997, S. 188–219, hier S. 193; vgl. in theoretischer Hinsicht zur Dynamisierung des Kulturbegriffs Ders.: *Traveling Cultures*, ebd., S. 17–46.

18 Pomian, Krzysztof: *Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln*. Berlin 1988, S. 69.

19 Bal, Mieke: Sagen, Zeigen, Prahlen. In: Dies.: *Kulturanalyse*. Frankfurt am Main 2002, 72–116; vgl. Bal: Konzeption des Sammelns aus narrativer Perspektive – Vielsagende Objekte. ebd., S. 117–145, sowie Dies.: *Double Exposures. The Subject of Cultural Analysis*. New York/London 1996.

20 Muttenthaler, Roswitha: Gesten des Zeigens – zur Kapazität von Ausstellungsdisplays, Geschlechtergeschichten zu erzählen. In: Burckhardt-Seebass, Christine und Sabine Allweier (Hg.): *Geschlechter-Inszenierungen. Erzählen – Vorführen – Ausstellen*. Münster u.a. 2003, S. 39–56; dort auch die weitere Literatur.

Zentrum und Peripherie (in einem naturgemäß nicht nur räumlichen Sinn), nach dem „Wir“ und den „Anderen“, nach Bürger und „Volk“.

Materielle Kultur: Gegenständliches oder symbolisches Sammeln?

In einer Tagungspublikation deutschsprachiger Ethnologinnen und Ethnologen mit dem Titel „Das Ding. Die Ethnologie und ihr Gegenstand“²¹ werden zwar eine Reihe anregender Ansätze zur Erforschung materieller Kultur vorgestellt und Fragen nach der Essenz disziplinären Wissens auf hohem Niveau diskutiert, vom musealen Objekt als „Ding“ der Ethnologie ist darin aber verblüffend wenig die Rede. Das mag daran liegen, dass es sich leichter mit der Vorstellung lebt, ein Abstraktum wie „Kultur“ als Gegenstand zu konstituieren, als mit dem Gedanken, dass sich das konkrete und untrügliche Objekt einer – zumal andauernden – Tauschbeziehung mit dem Fach und seinen Institutionen verdanken könnte.²² Die dahinter stehende – und die Ethnologie begleitende – Frage nach „materieller oder materialisierter Kultur“ ist in den vergangenen Jahrzehnten mit klarem Ausschlag in Richtung letzterer beantwortet worden²³ und hat wohl erst in jüngster Zeit aufgrund eines Unbehagens über das Entgleiten der Materialität in der Kultur zu erneutem Nachfragen geführt. Ein Befund, der übrigens für die durch eine ähnlich „spürbare Entfremdung“²⁴ von Universitäts- und Museumswissenschaft gekennzeichnete Volkskunde/Europäische Ethnologie nicht anders zu stellen wäre.²⁵

Bemühen in dem genannten Band manche Beiträge noch „das Museum“ im metaphorischen Sinne als Ort der Dinge, so beschränken sich Hinweise auf die spezifische Materialität der Museumsdinge

21 Das Ding: Die Ethnologie und ihr Gegenstand (= Archiv für Völkerkunde 51/2000). Wien 2000.

22 Zum ethnographischen Objekt vgl. Kirshenblatt-Gimblett, Barbara: Objects of Ethnography. In: Dies.: Destination Culture. Tourism, Museums and Heritage. Berkeley/Los Angeles/London 1998, S. 17–78.

23 Johansen, Ulla: Materielle oder materialisierte Kultur? In: Zeitschrift für Ethnologie 117 (1992), S. 1–15; vgl. auch die verschiedenen Kommentare ebd. 118 (1993), S. 145–197.

24 Feest, Christian F.: Das Ding: Die Ethnologie und ihr Gegenstand. In: Archiv 51 (wie Anm. 21), S. 5–7, hier S. 6.

25 Vgl. etwa Könenkamp, Wolf: Sachforschung als Qualifikation für die wissenschaftliche Museumsbahn? In: Kieler Blätter zur Volkskunde 30 (1998), S. 109–115.

auf knappe Passagen²⁶, während gleichzeitig – und unter Ausblendung des musealen Deutungsrahmens – ein quasi „ins Feld“ redimensioniertes Ding Anlass zu grundsätzlichen Überlegungen im Hinblick auf eine Anthropologie der materiellen Kultur gibt. Dabei bauen – wie Claudius Müller gezeigt hat – gerade die völkerkundlichen Wissensordnungen auf die in den Museen zusammengetragenen Sammlungen materieller Kultur: „Das Museum ist also nicht nur eine vorläufige Endstation, an der die Dinge eingeordnet und in einen für Besucher ‚präsentablen‘ Zusammenhang gebracht werden, sondern auch Ausgangspunkt zur Erforschung ihres Herkunftskontextes. So können sie [wohlgemerkt: die Museen, B.T.] zur Erklärung kultureller Prozesse und historischer Entwicklung beitragen.“²⁷

Das trifft sich nur zum Teil mit den Forderungen Jonathan Haas’²⁸, der den Museen zwar eine historisch gewichtige Rolle bei der Formierung der Disziplin attestiert, für die Gegenwart jedoch nur einen einseitigen Wissenstransfer zwischen Museum und Anthropologie ausmachen kann: während das Fach das Museum zum Gegenstand mache und am Umgang mit Objekten die Paradigmen anthropologischen Arbeitens einer kritischen Revision unterziehe, habe das Museum der Anthropologie heute wenig zu sagen; innovative Ansätze der Dokumentation und Deutung gegenwärtiger kultureller Bedingungen fehlten zur Gänze. Und während das Museum von einer reflexiven Anthropologie längst als „agency of public knowledge and ‚definitional‘ power“²⁹ ausgemacht und (zumal in historischer Perspektive) auch gesichtet worden ist³⁰, verschließt sich die Institution weitgehend einem prospektiven Wissenstransfer. Selbst dort, wo Kernkompetenzen vermutet werden könnten, nämlich in der Erschließung der Bedeutungen materieller Kultur für die Handlungs-

26 Müller, Claudius: Das Maß in den Dingen: In: Archiv 51 (wie Anm. 21), S. 121–134; Kaufmann, Christian: Gegenstände im Warteraum, ebd., S. 135–146.

27 Müller: Das Maß (wie Anm. 26), hier S. 121.

28 Haas, Jonathan: Power, Objects and a Voice for Anthropology. In: Current Anthropology 37 (1996/Suppl.), S. 1–22.

29 MacDonald, Sharon J.: Consuming science: public knowledge and the dispersed politics of reception among museum visitors. In: Media, Culture and Society 17 (1995), S. 13–29, s. S. 13.

30 Stocking, George W. (Hg.): Objects and Others. Essays on Museums and Material Culture (= History of Anthropology, vol. 3). Madison/Wis. 1985; Karp, Ivan, Steven D. Lavine (Hg.): Exhibiting Cultures. The Poetics and Politics of Museum Display. Washington/London 1991.

spielräume und -optionen historischer und gegenwärtiger Alltage, verlässt sich das Museum weitgehend auf das gesicherte, von außen herangetragene Wissen.

Wie gesagt, die Ethnologie bildet da keine Ausnahme. Auch über die volkskundlichen und kulturhistorischen Museen wird vermutlich mehr geforscht als in ihnen – außer in rein sammlungsimmanenter oder repetitiver Manier. Vor gut einem Jahr veranstaltete die „Arbeitsgruppe Sachkulturforschung und Museum“ der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde ihre 15., programmatisch an den Regensburger Volkskunde-Kongress „Umgang mit Sachen“ anschließende, Tagung in Detmold: „Die Dinge umgehen? Sammeln und Forschen in kulturhistorischen Museen“.³¹ Nina Hennig hat in diesem Zusammenhang die Publikationen der Arbeitsgruppen-Tagungen im Hinblick auf den Umgang mit Dingen durchgesehen; sie stieß dabei – was an das oben zitierte Postulat Müllers erinnert – auf „eine lange Reihe von Vorschlägen dazu, was sie [die Dinge, B.T.] alles aussagen können“, aber sie konnte kaum Belege dafür finden, dass die „hohe[n] Ansprüche an die Aussagefähigkeit der Dinge“³² in der Museums- und Ausstellungspraxis auch eingelöst worden wären, geschweige denn, dass jenseits einer stets als defizitär empfundenen Objektdokumentation Präsentationen sich auf das Wagnis theorieorientierter Erkundung eingelassen hätten.

Immerhin hat die Detmolder Tagung für das Fach und seine Museen versucht, die Probleme des Sammelns und Forschens wieder im Kontext anzugehen³³, nachdem über Jahrzehnte die forschungsgeleitete Redimensionierung historischer Sammlungen unabhängig von der konstatierten Perspektivenlosigkeit fortgesetzten Sammelns problematisiert worden ist. Dabei ist die Einheit von Kollektion und Exploration wohl gerade für die von der breitgelagerten Erzählung

31 Carstensen, Jan (Hg.): Die Dinge umgehen? Sammeln und Forschen in kulturhistorischen Museen (= Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold, Bd. 23). Münster u.a. 2003; vgl. Köstlin, Konrad, Hermann Bausinger (Hg.): Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs. 23. Deutscher Volkskunde-Kongress in Regensburg 1981 (= Regensburger Schriften zur Volkskunde, Bd. 1). Regensburg 1983.

32 Hennig, Nina: Dinge umgehen – mit Dingen umgehen. In: Carstensen: Die Dinge umgehen? (wie Anm. 31), S. 29–35, hier S. 35.

33 Vgl. Auch Carstensen, Jan: Chaos und Ordnung. Sammeln als Grundlage für die Erforschung von Sachkultur. In: Heidrich: SachKulturForschung (wie Anm. 8), S. 34–47.

von „Kultur“ zusammengehaltenen Museen Grundlage jeder weiteren Entwicklung. Eine in Wien im vergangenen Jahr anlässlich der Ausgliederung als wissenschaftliche Anstalt und der Neubesetzung der Direktion der Museen der Stadt Wien in Auftrag gegebene „Vorstudie zu einem Leitbild für ein Wiener Stadtmuseum“ knüpft die Frage einer Neuorientierung des Sammelns eng an die Frage musealer Forschungstätigkeit.³⁴ Dabei ist im Zusammenhang der Debatte um die Zukunft des Historischen Museums der Stadt Wien noch im Frühjahr 2002 selbst der Ruf nach einer Trennung von den Sammlungen laut geworden und – wie andernorts auch³⁵ – mehr oder weniger ernsthaft diskutiert worden, ob ein solcher Akt für das Haus nicht ein Befreiungsschlag sein könnte. Es kann als gutes Zeichen gewertet werden, dass nun mit der Bestellung des Historikers, Journalisten und Ausstellungsmachers Wolfgang Kos eben jener Bewerber zum Zug kam, der sich bei einem vorangegangenen Hearing besonders für das Sammeln als das die künftige Attraktivität der Museen begründende explorative Verfahren stark gemacht hat. Ganz folgerichtig argumentiert er dabei nicht für das Weitersammeln, sondern für einen Neuanfang des Sammelns: „Es ist höchste Zeit, endlich neue und möglichst originelle Sammlungsbegründungen zu erarbeiten, um sich mit neuem Elan auf neue Abenteuer und Risiken einzulassen. Auch die durchlebte Gegenwart sollte den zukünftigen Generationen Signifikantes hinterlassen.“³⁶

Gibt es also bereits eine Trendumkehr? Auch andere Museen scheinen das Gebot der Stunde erkannt zu haben: Sogar das Wiener „Museum für Angewandte Kunst“, das ja schon länger kein solches mehr sein will und demgemäss nur mehr das Kürzel MAK mit dem Zusatz „Applied Arts/Contemporary Art“ trägt, trat im vergangenen

34 Matt, Gerald, Siegfried Mattl und Thomas Mießgang: Vorstudie zu einem Leitbild für ein Wiener Stadtmuseum. Endbericht. Wien 2002, Kap. 4 f., S. 38–40.

35 Vgl. die Debatten dazu im Kontext der Transformation des Pariser „Musée National des Arts et Traditions Populaires“ in ein in Marseille zu errichtendes „Musée des Civilisations de l'Europe et de la Méditerranée“; s. dazu Gorgus, Nina: Paris zieht in die „Provinz“: Das Musée national des Arts et Traditions populaires (Paris) wird 2008 zum Musée national des Civilisations de l'Europe et de la Méditerranée (Marseille). In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LVI/105 (2002), S. 436–440.

36 Kos, Wolfgang: Generalismus als Atout. Vorläufige Überlegungen zu einer Sammlungs- und Ausstellungsstrategie für ein Großstadt-Museum. Vortrag bei der Enquête „Aufgaben und Ziel städtischer Museen im 21. Jahrhundert“, Wien 10. April 2002, unveröff. Ms., o.S. (hier Kap. 5, „Pars pro toto“).

Jahr mit einer Ausstellung „S.O.S. Zur Rettung der MAK-Sammlung“ an die Öffentlichkeit. Das verwundert in einem Haus, in dem sich die (kunstgewerblichen) Kollektionen im vergangenen Jahrzehnt kaum behaupten konnten – weder in der vor zehn Jahren eröffneten Schausammlung noch in dem zwar als Sammlung inszenierten Schau-depot und schon gar nicht in den Ausstellungen des Hauses, die entweder in ihrem gestaltungsgeschichtlichen Ansatz mit den historischen Kunstgewerbebeständen nicht recht zu bestücken waren oder aber den Anspruch, ein (weiteres Wiener) Museum zeitgenössischer Kunst sein zu wollen, in den Mittelpunkt stellten. Laut Selbstbeschreibung wollte die Ausstellung Folgendes erreichen: „S.O.S. Zur Rettung der MAK-Sammlung“ rückt die zentrale Bedeutung des Sammelns in den Mittelpunkt. Diese Ausstellung symbolisiert einen pragmatischen Neubeginn, Sammlungen als identitätsstiftende Orte der Auskunft über kulturelle und künstlerische Vorgänge unserer Zeit zu sehen. Als Spiegel gesellschaftlicher Entwicklung und überdauernde Repräsentation menschlicher Geschichte.“³⁷ Freilich, das sind große Worte, aber dahinter scheinen doch konzeptionelle Überlegungen und der Wunsch nach ernsthafter Auseinandersetzung mit dem öffentlichen Auftrag von Museen zu stehen – wenn auch, betrachtet man die Konkretisierung des Projektes, deutlich wird, dass ein Gutteil seiner Kapazität allein im Marketing gelegen hat und noch wenig über das Erkennen der Notwendigkeit einer neuen Sammlungs-politik hinausgeführt hat. Wie immer: Der plakative Titel „S.O.S.“ mag auch ein Indiz dafür sein, dass die neuen Kunstmuseen den konventionellen Kunstmuseen mehr als nur ihre erfrischende Art voraus haben. Während nämlich in diesen Theorie und Praxis zusehends auseinandergehalten werden – und damit Nachdenkprozesse von den Präsentationen ferngehalten werden –, ist in der ‚Kuratorenkunst‘ der Ausstellungshäuser und Kunsthallen ‚die Theorie‘ längst ein wichtiges Ausstellungsthema: Auch an Statements zur Sammelbarkeit von Welt und den Möglichkeiten ihrer ethnographisch-künstlerischen Sichtung fehlt es dabei nicht.³⁸ Ein sich in Freibeuterei

37 Zit. n. Ausstellungsfolder bzw. Einladungstext; ein Katalog ist nicht erschienen. Die Neue Zürcher Zeitung kommentierte die Ausstellung als S.O.S.-Funkruf an potentielle Sponsoren, vgl. NZZ, Nr. 222, Mi., 25. September 2002.

38 Prototypisch etwa die Ausstellung „Lifestyle. Kunstwelt ohne Grenzen?“ des KUB/Kunsthause Bregenz (1998); vgl. Bianchi, Paolo (Red.): Lebenskunst als Real Life (= Kunstforum international 143), 1999. Aktuelle Beispiele bieten die „thematischen“ Ausstellungen der Kunsthalle Wien: „Attack! Kunst und Krieg

gefallender Zugang, in dem theoretische Linien der *cultural studies*, der *postcolonial studies* wie auch älterer Wissensbestände der Kulturtheorie zusammenfinden, bestimmt zusehends die Programmarbeit der musealen Spielstätten für Gegenwartskunst.

Ein letztes Beispiel soll hier noch illustrieren, wie die verschiedenen Museumstypen Ansätze einer neuerlichen Annäherung an ihre materielle Basis entwickeln. Es führt zurück zu den Erfahrungen der volkskundlichen Museen in den Jahren nach 1989, die in inhaltlicher Hinsicht das Brüchigwerden der Paradigmen in den mehrheitlich national oder ethnisch/regional konzipierten Häusern sichtbar gemacht und mit den Veränderungen in Politik und Ökonomie auch die strukturelle Basis der Museen in Frage gestellt haben. Seit einigen Jahren treffen sich daher regelmäßig die Vertreterinnen und Vertreter der ethnographischen Museen Mittel- und Osteuropas (vor allem auch Südosteuropas), um sich über ihre Sammelstrategien der letzten Dekade auszutauschen und über die Möglichkeit von Forschungs- und Sammlungsnetzwerken zu diskutieren. Nach einer ersten Annäherung 2001 in Budapest, galt eine Wiener Arbeitstagung des Jahres 2002 der Etablierung konkreter länderübergreifender und temporär schwerpunktmäßig verfolgter Arbeitsvorhaben; ein Treffen in Martin (Slowakisches Nationalmuseum) im Oktober 2003 diente einer ersten Evaluierung und der weiteren Abstimmung.³⁹ Es wird sich zeigen, ob die Zusammenarbeit der nach Struktur, Ausgriff und Pouvoir sehr verschiedenen Häuser mittelfristig eine Stärkung bringen kann; und der Erfolg der zentraleuropäischen Kooperation wird nicht zuletzt an der Fähigkeit der Museumsleute selbst liegen, mit den (national) verschiedenen Begriffen, Konzepten und Legitimationen der Ethnographie und ihrer Sammlungen umzugehen. Jedenfalls gibt es Beispiele, die zeigen, dass die vernetzte und konzeptionell wohl-

in den Zeiten der Medien“ oder „Go Johnny Go! Die E-Gitarre – Kunst und Mythos“ (beide 2003).

39 Wilhelm, Gábor (Hg.): Papers of the Conference „Ethnographic Museums in East- and Central Europe. Challenges and Chances at the Beginning of the 21st Century. Budapest, Hungary 14–16 June 2001. Museum of Ethnography, Budapest 2001; Beitzl, Matthias (Red.): Die Museumssammlung – Sammlungsintention, Auswahlkriterien, Kontextualisierung. Inhalte und Strategien der vergangenen 10 Jahre sowie Zielsetzungen für die nächste Dekade. Beiträge der II. Internationalen Konferenz der Ethnographischen Museen in Zentral- und Südosteuropa in Wien vom 18.–21. September 2002 (= Kittseer Schriften zur Volkskunde, Bd. 15). Wien/Kittsee 2003.

begründete Sachexploration dem musealen Sammeln eine Zukunft eröffnen kann.⁴⁰ Um konkret zu werden: Welche vornehmere Aufgabe könnte man sich für die Museen einer sich zunehmend als Europäische Ethnologie gerierenden Volkskunde vorstellen als die hochselektive und komparative Dokumentation gegenwärtiger transnationaler Kulturprozesse – das Aufstöbern der Spuren einerseits, wie sie Europäisierung an den Reibeflächen nationaler, regionaler oder lokaler Traditionen hinterlässt, und der Optionen andererseits, wie sie über die Dinge in die Alltage eingelagert werden?⁴¹ Welche Dinge, welche Symbole begleiten den Wandel, welche sind sein Widerlager?

Aber – da der Fragenkatalog schon einmal eröffnet ist: Wie sehen die adäquaten Mittel des Sammelns aus, welche Rolle kommt dem Original zu und wie verändert es sich in einer virtuellen Umgebung? Über diese Fragen wissen wir noch viel zu wenig, obwohl sie sowohl auf der Bühne einer internationalen Museumstheorie andiskutiert sind⁴² als auch – in etwas anderer Wendung – das Feld der Praxis bereits eingeholt haben: Die oben erwähnte Detmolder Tagung „Die Dinge umgehen?“ steht schließlich in einer langen Reihe volkskundlicher Auseinandersetzungen mit den Strategien der Alltagsdokumentation – eine Herausforderung, die angesichts der Dynamisierungen und neuen Gleichzeitigkeiten europäischer Alltage die Diskussion weiter in Fluss halten wird.⁴³

40 Auch das vielbewunderte skandinavische Programm Samdok ist in Veränderung begriffen – vgl. aktuell Kjerström Sjölin, Eva: Fokus Gegenwart. Die aktuelle Diskussion und Praxis der Dokumentation schwedischer Museen. In: Carstensen: Die Dinge umgehen? (wie Anm. 31), S. 11–16.

41 Vgl. Jöhler, Reinhard: Europäische Orte. Territorialisierungsprozesse im „neuen Europa“. Vortrag beim 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde „Ethnografie Europäischer Modernen: Ort – Arbeit – Körper“, Berlin, 5.–8. Oktober 2003, unveröff. Manus.

42 Hein, Hilde S.: The Museum in Transition. A Philosophical Perspective. Washington/London 2000; Hein thematisiert insbesondere die Frage nach Veränderungen der Museumserfahrung („*museum experience*“) durch neue Präsentationspolitiken.

43 Umso bedauerlicher ist es, dass sich die Museen in den vergangenen Jahren aus dem Fachdiskurs fast gänzlich verabschiedet haben: Dabei hätten etwa gerade die an Begriffen, Verständnissen und Verfahren einer (breit verstandenen) Kulturanalyse orientierten Kongresse der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde „Komplexe Welten. Kulturelle Ordnungssysteme als Orientierung“ (Jena 2001) und „Ort – Arbeit – Körper. Ethnografie europäischer Modernen“ (Berlin 2003) Platz und Bedarf für museologische wie auch sachkulturell zugeschnittene Beiträge gehabt. Schließlich berühren Fragen nach den Konditionen von Identität

Bilanz: Konditionen kulturwissenschaftlicher Museumsarbeit mit Perspektiven

Als Museen holistischen Zuschnitts sind die historisch gewachsenen Kulturnuseen in Europa besonders von der sog. „Krise der Repräsentation“ betroffen: Der begründete Zweifel an ihren alten Primärfunktionen, an ihren (die ungleiche Verteilung von Macht verkörpernden) Konstruktionsleistungen und besonders daran, was die in ihnen versammelten Gegenstände vor- und darstellen sollen, hat eine gewisse Lähmung der Museumsarbeit in dieser Gattung bewirkt.

Diesen Museen sind sowohl die Voraussetzungen ihrer Existenz, als auch ihre Sammlungen und ihre Botschaften suspekt, wenn nicht obsolet, geworden. Das betrifft auch – und in besonderem Ausmaß – die Museen für Volkskultur, wie sie sich seit nunmehr gut einem Jahrhundert vor allem im nördlichen und mittleren Europa etablieren konnten.⁴⁴ Wie wir heute wissen, verdanken sie ihre Existenz einem Paradox der Moderne, nämlich dem, dass Veränderung einerseits der Motor jeden antiquarischen Interesses, also auch dem an der Volkskultur, ist, und dass andererseits mit der Sehnsucht die Beharrung, Veränderungen auszuschließen, einhergeht. So erscheinen heute Volkskundemuseen als Stabilisierungsversuche der modernen Gesellschaften, eine Funktion, die ihren Sammlungen noch heute eingeschrieben ist und es schwer macht, neue „Ordnungssysteme“ zu etablieren, wie Konrad Vanja neulich dargestellt hat⁴⁵. Vor dem Hintergrund der Entdeckung kultureller Unterschiede (eine andere Voraussetzung der Ethnographie) gewinnt in ihnen und durch sie das Eigene Kontur. Das hatte weitreichende Folgen für die Konstruktion von Identitäten in diesem Jahrhundert: Ethnographisches Wissen und die Prinzipien seiner musealen Darbietung ließen sich nicht nur im

tät/Alterität in der Moderne, nach dem Raumbezug von Kultur oder auch nach der Konzeption ethnographischen Wissens ganz zentral die kognitiven und objektiven Grundlagen der Museumsarbeit.

44 Eine europäisch-komparative Studie zur Rolle der ethnographischen Museen in den spezifischen Identitätsbildungsprozessen der (nationalen/regionalen) Modernen bleibt weiterhin Desiderat.

45 Vgl. Vanja, Konrad: Konstruktionen – Dekonstruktionen – Rekonstruktionen. Kulturgeschichtliche und kulturpolitische Perspektiven auf museale Ordnungssysteme. In: Götsch, Silke und Christel Köhle-Hezinger (Hg.): Komplexe Welt. Kulturelle Ordnungssysteme als Orientierung. 33. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Jena 2001. Münster u.a. 2003, S. 81–91.

Prozess des *nation building* instrumentalisieren, sondern wurden zu mächtigen Faktoren der großen Erzählungen und ideologischen Entwürfe des 20. Jahrhunderts – Nation und Rasse, Volk und Heimat, Gemeinschaft und Region oder Tradition und Fortschritt.

Dadurch ist das kulturhistorische und ethnographische Museum heute unter doppelten Druck geraten: Einerseits musste es registrieren, dass selbst auf ureigenem Gebiet sein Deutungsmonopol längst gebrochen war und die Kulturalisierung des Alltags in den spätmodernen Gesellschaften an andere Sinnagenturen übergegangen war, andererseits hatte es angesichts des beschriebenen Potentials seiner Ideen auch auf Distanz zu seinen Sammlungen zu gehen. So sehen heute die westeuropäischen Volkskundemuseen ihre Aufgabe weniger in der Konstruktion von Identitäten als in der Dekonstruktion – Jacques Hainard spricht von der „*déstabilisation de la culture*“ – und auch zunehmend weniger in der Bewahrung nostalgiebesetzter Werte als in der Exploration neuer Entwicklungen (Krzysztof Pomian).⁴⁶

Die in Paris bzw. Marseille anstehende Transformation eines Museums der (historisch abgeschlossenen) nationalen Volkskünste in ein Museum der europäischen Zivilisationen und Kulturen des Mittelmeerraums kann als klassisches Beispiel einer durch den Verlust der grundgelegten Erzählung notwendig gewordenen „Neuerfindung“⁴⁷ verstanden werden. Sie ist soeben in einem Beitrag des norwegischen Europäischen Ethnologen Bjarne Rogan in den Kontext von Dekolonisierung und europäischer Integration gestellt worden. Rogan hat dabei die ungewohnt politisch forcierte Kreation eines post-nationalen Museums mit dem Horizont einer *métissage culturel* als Versuch beschrieben, die Verhältnisse in der Kultur neu zu ordnen, nachdem Volkskunst und Tradition keine tragenden Konzepte mehr sein können.⁴⁸ Und das berührt das Verhältnis zur eigenen und zur fremden Kultur. Bezeichnenderweise betrifft aber die Dekolonisierungs- und Denationalisierungspolitik der französischen Museen nicht die mit Nationalstolz verbundenen Häuser, nämlich die Kunstmuseen, son-

46 Vgl. Korff, Gottfried: Fremde (der, die, das) und das Museum. In: Jürg Steiner (Hg.): Museumstechnik. Berlin 1997, S. 8–18.

47 Collardel, Michel, Denis Chevallier (Hg.): Réinventer un musée. Le Musée des Civilisations de l'Europe et de la Méditerranée à Marseille. Paris 2002.

48 Rogan, Bjarne: Toward a Post-colonial and a Post-national Museum. The Transformation of a French Museum Landscape. In: Ethnologia Europaea. Journal of European Ethnology 33 (2003), H. 1, S. 37–50; vgl. Gorgus: Paris zieht ... (wie Anm. 35).

dem reduziert das Problem der fraglich gewordenen Kulturkonzepte auf die ‚Kulturmuseen‘ im engeren Sinn: auf das Feld der Anthropologie also, die sich dem kolonialen Dilemma durch eine Tendenz zur Kunst zu entziehen versucht, und auf das Feld der innerfranzösischen Ethnographie, die nun zugleich ‚anthropologisiert‘ wird: Zieht sie sich doch gewissermaßen auf eine einzige Erzählung zurück, in dem die alleinige Logik der Neugründung nun die einer Darstellung europäischer Kulturen der Gegenwart in ihren historischen Dimensionen ist. Sie baut also auf die Formel Europa (und relativiert diese zugleich durch ihren mediterranen Ausblick), aber sie folgt damit auch nur jener Tendenz, nach der Europa – in verschiedenen Konzeptionen als ‚Container‘, Gegenstand, Horizont – an die Stelle älterer Koordinaten tritt⁴⁹: Diese auf das nationale Erbe reduziert zu sehen, käme allerdings einer unzulässigen Verkürzung ethnographischer Museen gleich, in denen neben analytischen Kategorien stets auch abstrakt-irrationale Größen (wie Heimat, Tradition und Gemeinschaft oder Kulturerbe) regiert haben. Zurecht ist daher Europa als einziger neuer Horizont (binnen-)ethnographischer Museen in Frage gestellt worden, weil er oftmals auf einen Austausch von Etiketten hinausläuft⁵⁰ – das scheint aber ein grundsätzliches Problem der zur Europäischen Ethnologie mutierenden Volkskunde zu sein.⁵¹

Bleibt also neben dem europäischen Weg und der konsequenten Umsetzung der Rede von den „Kulturen im Plural“ den angesprochenen Gattungen noch viel mehr als das enge Feld reflexiver Museologie? Und welche Perspektiven bieten sich vor allem auf einer regionalen Ebene? Diese ist nur auf den ersten Blick weniger von den Prozessen der Entnationalisierung und Deterritorialisierung betroffen

49 Rogan, Bjarne: The Emerging Museums of Europe. In: *Ethnologia Europaea. Journal of European Ethnology* 33 (2003), H. 1, S. 51–60.

50 Vgl. etwa die Diskussion *Das Museum Europäischer Kulturen in Berlin. Kommentare zu einer Neugründung*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 96 (2001), H. 1, S. 50–77 und 115–118.

51 Korff, Gottfried: Namenswechsel als Paradigmenwechsel? Die Umbenennung des Faches Volkskunde an deutschen Universitäten als Versuch einer „Entnationalisierung“. In: Weigel, Sigrid, Birgit Erdle (Hg.): *Fünfundzwanzig Jahre danach. Zur Nachgeschichte des Nationalsozialismus*. Zürich 1996, S. 403–434; vgl. auch Niedermüller, Peter: *Europäische Ethnologie. Deutungen, Optionen, Perspektiven*. In: Köstlin, Konrad, Peter Niedermüller und Herbert Nikitsch (Hg.): *Die Wende als Wende? Orientierungen Europäischer Ethnologien nach 1989* (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 23). Wien 2002, S. 27–62.

und sieht sich doch ebenso mit veränderten Grundlagen (jenseits einer Region als historisch gewordene und stabile kulturelle Einheit) konfrontiert. Aber die Wahrnehmung von Veränderungen birgt große Chancen: Sie ermöglicht eine Museumsarbeit der aktiven Konfrontation von Geschichte und Gegenwart, ein Befragen der überlieferten Bestände und die Entwicklung neuer (weniger auf Identität denn auf Alterität setzender) Konzepte und Präsentationspraktiken.⁵² Grundlage dafür ist die wissenschaftliche Arbeit im Museum – sie hat sich nicht allein auf die zweifellos wichtige fachwissenschaftliche Erschließung der Sammlungen zu beschränken, sondern hat im Dialog u.a. mit einer transdisziplinären Museologie und den neuen Kulturwissenschaften/Cultural Studies die konzeptionelle Arbeit des Museums zu bestimmen. Das betrifft ganz zentral die Erarbeitung neuer Sammelstrategien; sie werden sich an Brennpunkten der sozialen und kulturellen Entwicklung zu orientieren haben und können nicht länger (ohnmächtig) einem „progressiven Reliktanfall“ (H. Lübke) folgen. Und was ihre Aufmerksamkeitsfoci anlangt, hätten sich – den Gegebenheiten unserer spätmodernen Gesellschaft entsprechend – die historisch-kulturwissenschaftlich argumentierenden Museen verstärkt den sozialen und ökonomischen Konflikten der Gegenwart zu widmen: einerseits auf jeden Fall kritisch kommentierend, andererseits vielleicht bei entsprechender Distanz auch unter Einbezug der „Communities“ und gesellschaftlichen Gruppen in Richtung eines eigenständigen Identitätsmanagements (Empowerment).⁵³

Wenn Henri Pierre Jeudy in seinem immer noch anregenden Buchlein „Die Welt als Museum“ die Ethnologie als das „große Unternehmen zur Sakralisierung des Vergangenen“ bezeichnet hat, dann wollte er damit zum Ausdruck bringen, dass es keine Form des Umgangs mit dem kulturellen Erbe geben kann, „ohne Sinneffekte der Gegenwart

52 Tietmeyer, Elisabeth: Fremdbilder – Eigenbilder. Reflexionen im Museum Europäischer Kulturen Berlin. In: *Comparare. Comparative European History Review* 1/2001 (= *Seeing Others. Questioning Europe*), S. 47–71.

53 Die Diskussion um Engagement und Praxis ist für die europäischen Museen noch nicht ausreichend geführt worden; vgl. die unterschiedlichen Positionen bei einer Tagung amerikanischer und deutscher Volkskundler – Korom, Frank: *Ermächtigung im Museum. Repräsentation und Kooperation*. In: Bendix, Regina und Gisela Welz (Hg.): *Kulturwissenschaft und Öffentlichkeit. Amerikanische und deutschsprachige Volkskunde im Dialog* (= *Kulturanthropologie Notizen*, 70). Frankfurt am Main 2002, S. 253–263; vgl. auch die Beiträge und Kommentare im selben Band von Gottfried Korff, Gisela Welz und Peter Tokofsky.

zu erklären“.⁵⁴ Damit sind Crux und Chance der volkskundlichen Museen gleichermaßen angesprochen, oder anders gesagt: auch im *revisiting* oder *restudying* der historisch gewachsenen Sammlungen bilden sich die Bedürfnisse ab, welche Gesellschaft und Öffentlichkeit an die Institutionen und die sie begleitenden Disziplinen stellen. Nicht weniger gilt das freilich für die Versuche der Museen, sich gegenwärtigen Alltags anzunähern, verbirgt sich doch dahinter letztlich der Wunsch, Sinn und Ordnung in aktuelle Lebenspraktiken zu bringen, diese in ihren kulturellen und historischen Dimensionen zu vermessen. Hier liegt wohl noch eines der großen Defizite gegenwärtiger Museumspraxis, denn so selbstverständlich inzwischen der kritische Umgang mit der Vergangenheit geworden ist, so wenig haben sich die Grundsätze einer reflexiven Museologie in den Sammlungen und Präsentationen zur Gegenwart durchsetzen können.

Doch noch einmal ganz knapp: Vertrauen in die Sammlungen bei gleichzeitiger Dauerreflexion⁵⁵ der unterlegten Bedeutungen, Mut zum Experiment, zur thesenhaften und laborartigen Expositionspraxis (die dann auch Unsicherheiten zulässt) und schließlich neue Sammelstrategien und -techniken, die theoriegeleiteten und anlassbezogenen (also begründbaren) Kriterien folgen – das wäre die Forderung. Und wenn Qualitätssicherung in der Grundlagen- und Vermittlungsarbeit insgesamt die Voraussetzung zur Positionierung eines Museums als kontemporäre Einrichtung ist – auch um es neben den durchökonomisierten Häusern des spätmodernen Event- und Kulturbetriebs (mit ihren mehrheitlich affirmativen Programmen) konkurrenzfähig platzieren zu können –, dann ist die Grundlage dafür allemal ein tragfähiger Kulturbegriff. Eine Auffassung von Kultur, die auch den Dynamiken der Moderne (selbst der späten!) gerecht wird und sich weder vor dem Plural noch vor Fragezeichen scheut. Nur so werden sich einerseits die mächtigen Paradigmen von primordialer Ethnizität, von Kultur im Raum und andererseits die betulichen Bilder homogener, harmonischer Alltags, stabiler Identitäten und bruchloser Traditionen konterkarieren lassen.

54 Jeudy, Henri Pierre: Die Welt als Museum. Berlin 1987, S. 25 f.

55 „Wer exponiert, ist zur kulturellen Dauerreflexion seiner Tätigkeit aufgefordert“ – Korff, Gottfried: Das ethnographische Museum: Schule des Befremdens? In: Kiss, Réka und Attila Paládi-Kovács: Times – Places – Passages. Ethnological Approaches in the New Millennium. Seventh International Congress of SIEF, Budapest 2001. Budapest 2001, S. 133–151, hier S. 144.

So selbstverständlich das Postulat einer *reflexiven Museumsarbeit* erscheinen mag – voraussetzungslos ist es nicht. Vielmehr bedingt es ein Verlassen ausgetretener Pfade auch jenseits der Befragung institutionellen Tuns und seiner gesellschaftlichen Verantwortlichkeit. Zumindest drei Voraussetzungen sind zu benennen:

Zum Ersten eine *transversale Museumsarbeit*: Die Ordnungen der Kunstmuseen, der Ethno- und Universal Museen, entstammen dem 19. Jahrhundert und haben im Verlauf des 20. Jahrhunderts notwendige Ergänzungen und Erweiterungen erfahren. Dadurch sind sie weder treffsicherer noch beweglicher geworden, sondern haben das Denken in Sparten, in sachlichen Kategorien und Typologien eher verfestigt denn aufgelöst. Wenn die Narrative der Museen an Aussagefähigkeit gewinnen und die Grenzen eines prekär gewordenen Kulturbegriffs hinter sich lassen wollen, setzt das ein noch konsequenteres Denken und Argumentieren über Gattungs- und Epochen Grenzen hinweg voraus. Regionale Museen, die Präsentationen ihrer Kunstsammlungen neben den historischen Sammlungen, Technik- oder Wissenschaftskollektionen geschehen lassen, bringen sich ebenso um ihr eigentliches Potential wie ein ethnographisches Museum, das geschlossene Regionen formuliert oder technologische Ordnungen über offene Kulturprozesse zu legen versucht. Dass es gerade die kulturhistorischen Ausstellungen waren, in denen die Möglichkeiten der Sach- und Sinnkonfrontation in den vergangenen Jahrzehnten erfolgreich erprobt und vorgeführt worden sind, muss nicht heißen, dass eine transversale Museumsarbeit von vornherein auf das Temporäre und Ereignishafte zielen wird und damit keinen Platz mehr lässt für historisch gewachsene Sammlungen und ihre weitere Bearbeitung. Im Gegenteil: Neue Kontexte bringen zumeist neue Ideen, neue Anknüpfungspunkte und vor allem neues Verständnis für ‚überlieferten‘ Sinn.

Die zweite Voraussetzung schließt an die erste an und überträgt auf die Zeitschiene, was bisher in sachlicher Hinsicht angesprochen war – man könnte daher von der Notwendigkeit einer *memorialen Museumsarbeit* sprechen. Memoriale Museumsarbeit heißt, die Möglichkeiten nützen, die dem Museum als einem Speicher des Gedächtnisses – Gaynor Kavanagh spricht von „*dream spaces*“⁵⁶ – einge-

56 Kavanagh, Gaynor: *Dream Spaces. Memory and the Museum*. London/New York 2000; vgl. zur Umsetzung derartiger Ansätze in englischen Stadtmuseen: Ders. und Elisabeth Frostick (Hg.): *Making City Histories in Museums*. London 1998.

schrieben sind. Sie sind in den vergangenen Jahren in theoretischer Hinsicht vielfach vermessen worden⁵⁷, in der konkreten Museumsarbeit haben sie aber noch wenige Spuren hinterlassen.⁵⁸ Eine Ausnahme bilden die jüdischen Museen in Europa, von denen mit Fug und Recht behauptet werden kann, dass sie sich in den vergangenen Jahren zu echten Vorreitern einer theoriegeleiteten und hochreflektierten Praxis entwickeln konnten. Das liegt nicht zuletzt an der in ihnen auch durch den Gegenstand (die Shoa und die Abwesenheit der Objekte) vorgegebenen Notwendigkeit erinnernder Rekonstruktion. Ein solcher – das soziale Gedächtnis zum Thema machender – Zugang, in dem sich Geschichte und Gegenwart in einer „Doppelbewegung“ der „Aneignungsgeschichten“ verbinden⁵⁹, argumentiert immer multitemporal und thematisiert, was Museen oft verschweigen: Nämlich, dass das Gewesene erst im Heute zu seinem Sinn kommt und in der Geschichte stets auch das Zeitgenössische aufgehoben ist.

Die dritte Voraussetzung könnte als Notwendigkeit einer *explorativen Museumsarbeit* umschrieben werden. Damit ist ein das Sammeln und Präsentieren in forschender Absicht konzipierender Zugang gemeint, der sich nicht auf den deutenden Nachvollzug beschränkt, sondern das Museum als Ort auffasst, an dem aktiv erkundet und erschlossen wird, wofür zunächst noch keine Antworten in Sicht sind und oft auch erst die Fragen formuliert werden müssen. Und das betrifft die aktuell zu haltenden kulturhistorischen Häuser regionalen oder nationalen Zuschnitts nicht weniger als die ihren ethnographi-

57 Vgl. dazu u.a. die beiden Bände des Forschungsprojektes „Orte des Gedächtnisses“ (ÖAW-Kommission für Kulturwissenschaft und Theatergeschichte) – Csáky, Moritz und Peter Stachel (Hg.): Speicher des Gedächtnisses. Bibliotheken, Museen, Archive 1: Absage an und Wiederherstellung von Vergangenheit – Kompensation von Geschichtsverlust. Wien 2000; Dies.: (Hg.): Speicher des Gedächtnisses. Bibliotheken, Museen, Archive 2: Die Erfindung des Ursprungs – Die Systematisierung der Zeit. Wien 2001.

58 Auch hier erweisen sich Ausstellungen gegenüber den Museen als das experimentierfreudigere Medium. So hat etwa die Ausstellung „Berg der Erinnerungen“ neue Formen erinnerungsorientierter Alltagskulturfor schung erkundet; sie war mit über 100.000 Besuchern zugleich eine der erfolgreichsten Veranstaltungen im Rahmen von „Graz 2003. Kulturhauptstadt Europas“ – Hofgartner, Heimo, Katia Schurl und Karl Stocker: Berg der Erinnerungen. Die Geschichte der Stadt ist die Geschichte ihrer Menschen. Katalog zur Ausstellung im Stollensystem des Grazer Schlossberges, 22. März bis 28. September 2003. Graz 2003.

59 Offe, Sabine: Ausstellungen, Einstellungen, Entstellungen. Jüdische Museen in Deutschland und Österreich. Berlin/Wien 2000, hier S. 49 f.

schen Auftrag für gegenwärtige Entwicklungen in den Gesellschaften ernst nehmenden Museen der Kultur. Ihr partieller Holismus (*sit venia verbo*) lässt oft wenig Platz für Ausgriffe in unsicheres Terrain, aber die behauptete Homogenität wird ohne Experiment und Risiko auch nicht stabiler. Daher wäre für mehr museale Empirie zu plädieren, und das heißt auch: für die Entwicklung von am Gegenstand und seinen Erfordernissen geschulten neuen Kollektions- und Dokumentationsweisen. Auch wenn dabei das authentische Objekt nach wie vor seinen Platz haben wird, kann dies nicht in einer Weise geschehen, die Mobiles still stellt und Prozessuales in den Aggregatzustand des Definitiven überführt. Anders gesagt: Exploratives Arbeiten setzt Begründung voraus – und die Auseinandersetzung mit Alternativen.

Diese thesenhafte Explikation des Schlagworts einer „reflexiven Museumsarbeit“ ist unvollständig und – so könnte ins Treffen geführt werden – nicht mehr als eine weitere Zuspitzung älterer Argumente. Sie haben hier aber nicht zuletzt den Zweck, mögliche Perspektiven auf das Museum als Agentur des Wissens selbst zu entwickeln. Woran die Museen, die Museologie und die betroffenen Fachwissenschaften nämlich gleichermaßen arbeiten müssen, ist die Entwicklung ihrer Kritikfähigkeit. Denn obwohl Ausstellungen zu den wichtigsten und faszinierendsten Medien der Vermittlung von Kultur zählen, haben bislang weder Fach- noch öffentliche Diskurse angemessene Instrumente entwickelt, Ausstellungen als „Publikationen“ zu verstehen, zu analysieren und zu kritisieren. Das zeigt sich zumal angesichts des Typus der kulturhistorischen Schau mit seinen, den Ästhetisierungstendenzen der Gegenwart entsprechenden, Präsentationsprinzipien: Darstellungsformen, die sie – Unterhaltung und Belehrung verbindend – zu mächtigen Agenturen der Verwissenschaftlichung und der Kulturalisierung gegenwärtiger Alltagserfahrungen gemacht haben. Das zeigt sich aber auch in den öffentlichen Debatten um Museen und die Modernisierung ihres Betriebs, in denen oft bauliche, strukturelle und inhaltliche Maßnahmen unzulässig vermischt werden, oder aber das eine forciert wird, ohne auch nur Aspekte des anderen mitzudenken. Was weitgehend fehlt, ist die integrierende Auseinandersetzung, eine Diskussionskultur für Museen und Ausstellungen, die Form und Inhalt im Kontext kulturwissenschaftlichen Argumentierens verbindet. Es ginge also darum, ein Vokabular und eine Verständigungsbasis dafür zu schaffen, wie Konzepte zu lesen sind und welchen Sinn ihre szenographische Übersetzung in Arrangements von Objekten, Texten und Medien suggeriert.

Wenn Museen und Ausstellungen Orte popularisierten (und popularisierenden) Wissens sind, dann gilt es verstärkt daran zu arbeiten, sich den Expositionsprinzipien und ihren Botschaften kulturanalytisch zu nähern, um plausibel machen zu können, wie die „Museumsdinge“ und ihr Publikum zu ihrem Recht kommen können. Solche Reflexion der Praxis ist das vielleicht wichtigste Instrument der Qualitätssicherung für ein Institut und Medium, das den Anspruch auf das Populäre mit machtvoller Fiktion verbindet und dessen Entwürfe dazu neigen, Vorbilder gelebter Wirklichkeit zu werden: Die Perspektiven der Museen der Kultur werden also maßgeblich von der Kultur der Museen bestimmt. Dass diese weitgehend in der Hand der Museen selbst liegt, sollte jene zu einem verantwortungsvollen Umgang ermuntern, dass sie von und für Gesellschaft handelt, dem Dialog mit Wissenschaft und Öffentlichkeit zuarbeiten.

Museums of Culture and Cultures of Museums: Reflections on Ethnographic Museum Work

Changes in the museum landscape in Europe seem to have created two categories of losers: multipurpose museums and museums heir to anthropological notions of culture where collection and display tradition are oriented to showing “culture as a whole”. The trigger has been the more general denationalization of culture, so museums (esp. the less prestigious) previously strongly dependent upon public money and public purpose find themselves at a considerable disadvantage on the open market. The problems are also connected to a “crisis of representation”, inasmuch as the depiction of culture itself has been put into question.

This essay casts light on culture, representation, collection strategies, and the conceptualization of material culture, seeing them as problematic areas that require definition and analysis. It concludes with suggestions of which conditions need to be met for an ethnological museum concept in keeping with the times – which the author regards as only possible if culture and society are seen reflexively, cross-sectionally, exploratorily and with a due regard for memory cultures.

Neuerscheinung

Franz Grieshofer, Kathrin Pallestrang (Red.)

Messerscharf

Reflexionen über einen Alltagsgegenstand

Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 2003, 124 Seiten,
Abb., Format 21 x 22 cm, brosch.

(= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Band 83)

ISBN: 3-902381-01-9

Ausstellung und Begleitbuch verweisen auf die Bedeutung der Messer – die zu den ältesten Geräten überhaupt zählen – in der Geschichte der Zivilisation und macht sie als Universalwerkzeuge begreifbar. Messer werden tagtäglich verwendet. Als selbstverständliche Alltagsgeräte sind sie in allen Epochen und allen Kulturen in verschiedensten Variationen zu finden und sind mehr als bloße Werkzeuge: Sie sind Identifikationssymbole, Zeichen von Prunk und Reichtum, nationale Embleme. Im Gebrauch der Messer spiegelt sich auch der Wandel von Tischsitten und Tafelkultur im Laufe der Jahrhunderte.

Inhalt:

Franz GRIESHOFER, Vorwort. 7–8; Franz GRIESHOFER, Messer – Ein Gebrauchsgegenstand als Sammelobjekt. 9–15; Kathrin PALLESTRANG, Wie das Messer seine Spitze verlor ... Betrachtungen zum Thema Besteck. 16–24; Bildteil. 15–78; Katalog. 79–123.

Bestellungen:

Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19, A-1080 Wien
Tel +431/406 89 05, Fax +431/408 53 42
E-mail: office@volkskundemuseum.at

EURO 15,0 (exkl. Versand)

EURO 12,0 (exkl. Versand) für Mitglieder des Vereins für Volkskunde

Mitteilungen

Zur Symbolik von Mohnblume und Mohnkapsel auf Grabsteinen

Johannes B. Bauer

Auf unseren Friedhöfen sehen wir nicht selten Grabsteine, die als symbolischen (?) Schmuck kleine Sträuße von Mohnblumen und Mohnkapseln oder einzelne Blüten und Kapseln zeigen. Damit stellt sich die Frage nach einer vielleicht christlichen Symbolik dieser Darstellungen. Dagegen heißt es in einem Wörterbuch der Sinnbilder der christlichen Kunst: „Als christliche Todessinnbilder sind nicht anzuerkennen: der antike Genius mit der umgekehrten Fackel; Genien Seifenblasen herstellend; Urnen; Aschenkrüge; Schmetterlinge; Mohn.“¹ Und doch könnte man daran denken, dass Christen, die solche Mohndarstellungen auf den Grabmälern für ihre Lieben haben, sich an die Worte Jesu erinnern, die er angesichts des Leichenzugs für die Tochter eines Synagogenvorstehers gesprochen hat: „Das Mädchen ist ja nicht tot, es schläft nur.“ (Mt. 9,24)² Ähnlich äußerte er sich am Grab des Lazarus: „Lazarus, unser Freund, schläft, aber ich gehe hin, um ihn aufzuwecken.“ (Joh. 11,11).

1 Doering, O.: Christliche Symbole. Freiburg 1932, S. 91. Es wundert deshalb auch nicht, dass das Stichwort „Mohn“ in LCI (Lexikon der christlichen Ikonographie) und in DACL (Dictionnaire d'Archéologie chrétienne et de Liturgie) fehlt. Desgleichen bei Beigleder, Oliver: Lexique des Symboles. Paris 1969; Timmers, J. J. M.: Symboliek en Iconographie der christelijke kunst. Roermond 1947. Sachs, H. et al.: Christliche Ikonographie in Stichworten. München 1975, S. 67, weiß nicht mehr als „Der Mohn bedeutet Schlaf und Tod“. Irgend eine christliche Symbolik erwähnen weder das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 6. Berlin 1935, Nachdruck 1987, S. 450–452, noch das Wörterbuch der deutschen Volkskunde. 3. Aufl., Stuttgart 1974, S. 567 f. Pöschl, V.: Bibliographie zur Antiken Bildersprache. Heidelberg 1964, nennt keine Literatur zu papaver oder mekon.

2 „Schlafen dient zwar zur euphemistischen Bezeichnung des Todes (1 Thess. 5,10), aber Christliches liegt in dieser Redeweise nicht. Mt. 9,24 Par ist am ehesten dahin zu verstehen, dass die Seele des Mädchleins zwar den Körper verlassen hat, sich aber noch in der Nähe desselben aufhält und deshalb durch ein Machtwort Jesu in der Kraft Gottes zurückgerufen werden soll. Dass der Tod in Allgemeinen nur ein Schlaf sei, will das Wort nicht sagen.“ (Oepke, A.: Theologisches Wörterbuch, Bd. 3. Stuttgart [1938], S. 439 f.)

Johannes Chrysostomus deutet die Etymologie von Zömeterium so: „Der Ort heißt koimeterion, damit du erfährst, das die Gestorbenen und daselbst Liegenden nicht gestorben sind, sondern schlafen.“³

Das schließt an griechische Vorstellungen an. Kallimachos dichtet beredt: „Saon, des Dikes Sohn, der Akanthier, schlummert den heiligen Schlaf hier. Nenn es nicht Tod, ging der Gerechte zur Ruh.“⁴ In einem anderen Grabgedicht lesen wir: „Die Rede sei, lieber Mann: ‚Popilia schläft‘. Denn nicht recht wäre es, vom Tod guter Menschen zu reden: nein, süßen Schlafes genießen sie.“⁵ Nicht anders der Christ Gregor von Nazianz: „Hier ist Nonna, die treue, zum tiefen Schlaf entschlummert und ihrem trauten Gemahl Gregor mit Freuden gefolgt.“⁶

Als Schlafbringer ist der Mohn seit alters bekannt, Belege bieten die Lexika in Fülle. In Vergils Gedicht vom Landbau ist die Rede von „Mohn, getränkt mit dem Schlaf des Vergessens“ (G. Herzog-Hauser, *Lethaeo perfusa papavera somno*). Unzählige Male bis ins Mittelalter ist von *soporiferum papaver* (Verg. *Aen.* 4,486) die Rede.

Nichts freilich erfahren wir über seine etwaige Symbolik. Darstellungen gibt es schon in der minoischen Kunst.⁷

Bekannt ist der Mohn auch im alten Ägypten. Er wurde im Garten angebaut, wie Fußbodenmalereien in El Hawata vermuten lassen. Blütenfunde gibt es von einem Blumengewinde aus der 22. Dynastie und aus der griechisch-römischen Zeit. Man fand Ornamente bei der Schmuckherstellung, wenn auch die Deutung als Mohnkapseln nicht eindeutig ist. Andere Forscher sehen darin Kornblumen oder Granatäpfel. Ein ägyptischer Name für Mohn ist nicht bekannt⁸, ebenso wenig wie im Hebräischen. Im vorislamischen Mesopotamien fehlen jegliche Hinweise auf die Pflanze oder ihre Produkte. Dass das früher als akkadisches Wort für Mohn gehaltene *irru* sei, ist unrichtig. Darstellungen aus vorislamischer Zeit zeigen Fruchtkapseln als Schmuckformen oder auch als Elemente des heiligen Baums. Unsicher freilich ist, ob diese Fruchtkapseldarstellungen als Mohn, als Granatapfel oder als Fruchtkapseln von Seerosen aufzufassen sind. Ein eindeutiges Unterscheidungsmerkmal ist noch nicht gefunden. „Um eindeutig auf die Wiedergabe von Mohnkapseln schließen zu können, müssten eine

3 De coemeterio et de cruce 1. *Patrologia Graeca* 49 (1862), Sp. 393.

4 Kallimachos: *Anthologia Graeca* VII, 451 (ed. H. Beckby, Bd. 2. München 1957, S. 271).

5 Peek, W.: *Griechische Grabgedichte*. Berlin 1960, S. 163, Nr. 271.

6 Kallimachos: *Anthologia Graeca* VIII, 60 (ed. H. Beckby, Bd. 2. München 1957, S. 479).

7 Ziegler, K.: *Mohn*. Der Kleine Pauly, Bd. 3. Stuttgart 1969, S. 1390 f.

8 Germer, R.: *Mohn*. *Lexikon der Ägyptologie*, Bd. 4. Wiesbaden 1982, S. 189 f.

Verdickung am Stengel vor Ansatz der Fruchtkapsel und abgerundete Enden der Narbe oder auch Porenlöcher vorhanden sein.“⁹

Außer der medizinischen (als Narkotikum) und der kulinarischen Bedeutung des Mohns und neben der allgemeinen Beziehung zu Schlaf und Tod, begegnen wir einer gewissen sinnbildlichen Bedeutung in einem homerischen Gleichnis: „Teukros schnellte einen Pfeil gerade auf Hektor zu; ihn zu treffen strebte sein Mut. Und ihn verfehlte er, doch den untadeligen Gorgythion ... traf er in die Brust. Und wie ein Mohn senkte er das Haupt, das von Helm beschwerte.“ (Ilias 8,301–308 W. Schadewaldt)

Was hier der Sohn des Priamos erlitt, erleidet bei Vergil (in voller Nachahmung Homers) Euryalus: „Schon hatte die Klinge des Volcens kraftvoll die Rippen durchstoßen, die schimmernde Brust ihm gespalten. Sterbend wälzte Euryalus sich, die lieblichen Glieder rötete Blut, schlaff glitt schon der Nacken über die Schultern; ebenso sinkt die von der Pflugschar zerschnittene purpurne Blume matt auf die Erde, läßt auch der Mohn im Prasseln des Regens von den erschlaffenden Stengeln sinken die prächtigen Blüten.“ (Aeneis 9,437 D. Ebener)

Hermann Fränkel hat das homerische Gleichnis deutlicher erklärt. Er schildert die Gestalt eines epischen Kriegers: „Der Leib im Lederkoller trägt ein Haupt, welches durch das gewaltige Gebäude eines Helms von mächtigem Umfang und Gewicht beschwert ist.“ Das fühlbare statische Missverständnis gab Anlass zum Vergleich mit dem Mohn, der auf dünnem Stiel eine überschwere Frucht zu tragen hat. Der Vergleich mit dem fruchtbeschwerten Mohnstengel ist nicht für empfindsame Verwendung geschaffen worden, sondern für den derben Kriegerwitz. Dafür spricht Il. 14,499: das abgeschlagene Haupt des Feindes wird an der Lanze, die noch in der Augenhöhle steckt, „hochgeschwenkt wie eine Mohnfrucht“.¹⁰

Anzuschließen ist hier noch eine „symbolische Handlung“.¹¹ Die Antwort, die der alte Tarquinius gibt, ist so eine: „Dieser Bote erhielt, weil er, wie ich glaubte, nicht vertrauenswürdig war, keine Antwort in Worten. Der König durchschritt wie in Gedanken versunken den Garten des Hauses, der Bote folgte ihm; dort soll er beim Gehen ohne ein Wort zu sagen die höchsten Häupter des Mohns mit seinem Stab abgeschlagen haben.“ (Livius 1,54,6) Der Empfänger

9 Farber, W.: Mohn. Reallexikon der Assyriologie, Bd. 8. Berlin (1993/97), S. 345 f. Bleibtreu, F.: Mohn in der Bildkunst. Reallexikon der Assyriologie, Bd. 8. Berlin (1993/97), S. 346–148. Mit gutem Grund heißt das neuhebräische Wort für Mohn *päräq*, nach Buxdorf, J.: *Lexicon Chaldaicum, Talmudicum et Rabbinicum*. Basel 1639, 1841: *in calamis vel in culmis est geniculum, nodus*.

10 Fränkel, H.: Die homerischen Gleichnisse. 2. Aufl. Göttingen 1977, S. 40.

11 Bauer, J. B.: Symbolische Handlungen. In: Lurker, M.: Wörterbuch der Symbolik. 5. Aufl. Stuttgart 1991, S. 724.

versteht den Sinn der symbolischen Handlung und lässt die Vornehmsten der Stadt umbringen. Mit einer sehr ähnlichen symbolischen Handlung antwortet der Tyrann Thrasybulus dem Tyrannen Periander (Herodot 5,92). In der Bibel werden eine ganze Reihe symbolischer Handlungen berichtet. Ein Beispiel: Der Prophet Agabus nimmt Paulus den Gürtel ab und bindet sich selbst damit als Hinweis auf die Gefangennahme des Apostels (Apg. 21,10).

Noch ein paar Worte zum Mohn als Götterattribut. Als uralte Kulturpflanze steht der Mohn in engster Beziehung zu Demeter, deren Attribut er ist, wie auch das Abzeichen der Priesterinnen der Demeter. Isis wurde mit Demeter verschmolzen und mit Mohn und Fackel als Göttin von Eleusis gekennzeichnet. Wie Demeter als Erdmutter und Göttin der Fruchtbarkeit des Bodens kommt auch Ceres in diesen Bereich. Die Fruchtbarkeit durch den Samenreichtum des Mohns hat diese Deutung mit sich gebracht. Aus dem gleichen Grund wird der Mohn auch zu Aphrodite in Beziehung gesetzt.¹² Besonders aber ist der Mohn dem Gott Hypnos, Somnus, dem Schlaf zugeordnet. Auf einer berühmten Madrider Statue geht Hypnos schnell, leisen Schrittes einher. In der erhobenen Rechten hält er das Horn, aus dem er den Schlaf auf die Lider der Menschen ausgießt, die Linke hält zu Boden gesenkt einen Mohnstengel.¹³

Schließlich galt der Mohn als Totenpflanze auch als Symbol der Totenherrin Hekate und in hellenistischer Zeit noch des großen Totengottes Osiris.¹⁴

Aus den antiken Quellen schöpften die Emblematiker der zweiten Hälfte des 16. und dann des 17. Jahrhunderts. Es gab vielfach aus Motto und Bild zusammengesetzte Devisen.¹⁵ Hier finden wir etwa bei Jacobus Boschius¹⁶ die Devise zum Mohn: *Papaver nudatum foliis, corona nihilominus remanente*. L(emma): *Non omnis moriar*. Ex Horatio (Carm. 3,30,6). Die in Senecas Troades formulierte Frage: *An toti morimur, nullaue pars manet nostri*, empfängt eine geradezu christliche Antwort: „Nicht gänzlich werde ich sterben, ein großer Teil von mir wird entgehen der Todesgöttin.“ Also gilt die Devise des Mohns der gemeinchristlichen Auffassung, dass der Tod

12 Steier, A.: Mohn. Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft (= RE) 15/2, S. 2433–2446, hier S. 2445.

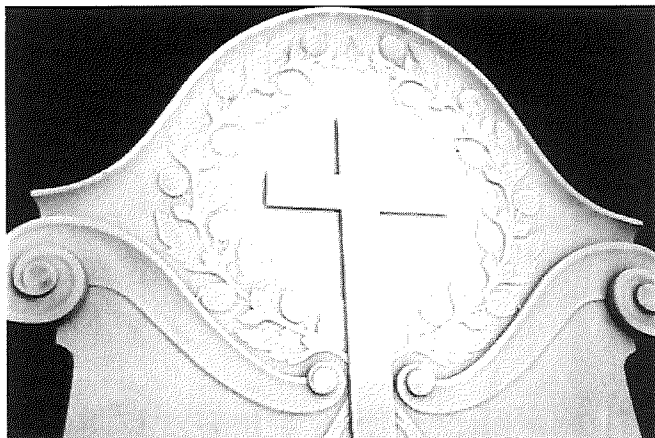
13 Jolles, A.: RE 9, S. 323–329, hier S. 327.

14 Hopfner, Th.: Griechisch-Ägyptischer Offenbarungsglaube, Bd. 1. Leipzig 1921, S. 133, § 528. Ausführlicher Heckenbach, J.: RE 7, S. 2769–2782 und Helck, W.: RE, Supplement 9, S. 469–513.

15 Über Emblem und Emblembücher vgl. M. Schilling in: Lurker: Wörterbuch der Symbolik (wie Anm. 11), S. 170–173.

16 Symbolographia sive de arte symbolica, Augsburg und Dillingen 1701, 2, Nr. 556 (ND Graz 1972).

die Trennung von Leib und Seele ist¹⁷, sterblich ist nur der Leib des Menschen, seine Seele ist unsterblich.



Oberteil eines Grabmals aus Carrara-Marmor, an dessen Fuß ein Fries aus Mohnkapseln und unterhalb nochmals drei Mohnkapseln stehen. Nußdorfer Friedhof, Wandgruft Abt. IV Nr. 120. Ankauf zur Wiederverwendung kürzlich von Hofrat V. M. Bauer. Foto: V. M. Bauer



Oberteil des Jugendstilgrabs von Hans Brandstetter s.u. mit stehenden Stengeln samt Mohnkapseln. Foto: J. B. Bauer

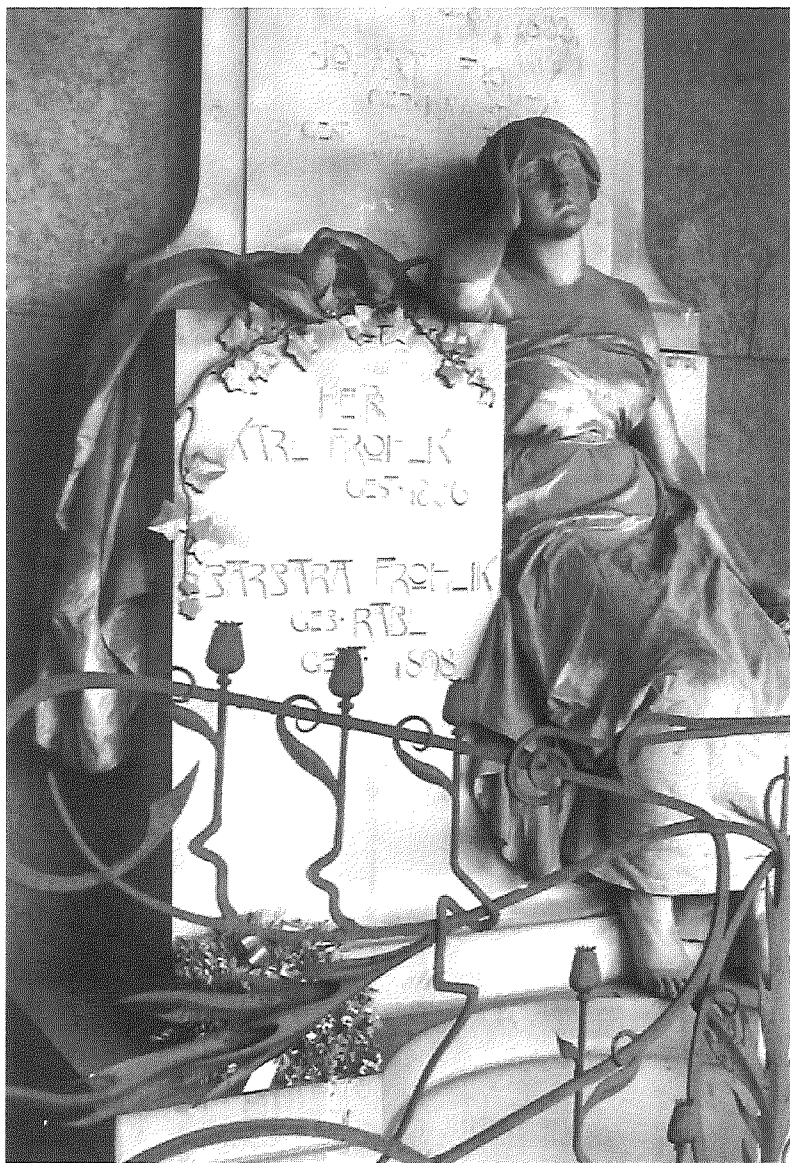
¹⁷ Augustinus: Gottesstaat 13,6: *quod attinet ad corporis mortem, id est separationem animae a corpore.*



Reliefplatte, Bronzeguss mit Jüngling auf dem Grabstein von Theodor Helm, Generalstabsarzt 1837–1917, Zentralfriedhof Graz, Feld 5a II 13, vgl. Derler, K., I. Urbanek: Planung für die Unendlichkeit. Der Grazer Zentralfriedhof. Graz 2002, S. 117. Foto: J. B. Bauer



Grabmal in Form einer großen Urne mit darübergeworfenem Gewand, auf dem Sockel darunter drei Mohnkapseln. Die Vorderseite der Urne ziert ein Blumenstengel mit drei Blüten von unten rechts nach links oben geneigt (durch ein Mißgeschick Standortangabe verloren). Foto: V. M. Bauer



Jugendstilgrab von Hans Brandstetter in den Gruftarkaden des Grazer Zentralfriedhofs, vgl. Derler, K., I. Urbanek: Planung für die Unendlichkeit. Der Grazer Zentralfriedhof. Graz 2002, S. 108 f. Foto: J. B. Bauer

Rechtsbrauchtum und Redewendungen

Ottavio Lurati

Die aus verschiedenen Komponenten bestehenden kollektiven Vorstellungen werden, unter anderem, auch durch die Interiorisierung der Rechtsbräuche gebildet. Besonders markante Rechtsereignisse, die im Leben der Gemeinschaften einen tiefen Eindruck hinterließen, zeigen sich oft heute noch, viele Generationen später, in manchen Redewendungen. In gewissen Fällen wird auf diese Weise die „wiederholte Rede“ zu einer Art „erlebten Rede“. In ihrer Konservativität widerspiegeln Redewendungen oft substantielle geschichtliche und kulturelle Aspekte.

Eine der auffallendsten Lücken in vielen der geläufigen Sammlungen von Redewendungen ist – so meinen wir – die unzureichende Einbeziehung der Rechtsgeschichte. Gewiss schenkt L. Röhrich¹ in seinem Werk der Komponente des Rechtslebens die gebührende Beachtung. Wer jedoch andere, insbesondere romanische Sammlungen zu Rate zieht, wird zum Schluss verleitet, Rechtsbegriffe vergangener Generationen seien kaum in Redewendungen festgehalten. Ein Eindruck, der sich als völlig falsch erweist. Man vergleiche etwa den erfolgreichen Band von Guiraud² über französische Redensarten; die verschiedensten Lebensbereiche werden darin als Quellen für Redewendungen angeführt: Alltagsleben, Volksglaube, Wirtschaft, Kirche, Feudalsystem, Jagd, Reitkunst, Krieg, Spiele, Technik, im weiteren Mythologie, Bibel und Literatur. Das Recht wird vollständig ignoriert. Spuren alter Rechtsbräuche sind jedoch in den Redewendungen in beträchtlichem Maße vorhanden: Diese Feststellung ist auch nützlich, um die faszinierende Problematik der Rezeption des Rechts in weiten Bevölkerungsschichten anzugehen.

Es ist überflüssig, hier auf bereits Bekanntes zurückzukommen. Nützlich scheint mir die Beschäftigung mit einigen bis heute ungeklärten Redewendungen, die sich meiner Ansicht nach nur rechtsgeschichtlich erklären lassen.

Zum Beispiel die deutschen Redewendungen *durch den Korb fallen lassen*, *einen Korb geben* ‚einen Freier abweisen‘, *einen Korb bekommen* ‚bei einem Liebes- oder Heiratsantrag eine Abfuhr erhalten‘ werden noch immer mit einer vermeintlichen mittelalterlichen Sitte in Zusammenhang

1 Röhrich, Lutz: Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten, Bd. 1. Freiburg 1977, S. 23, mit bibliographischen Hinweisen auf die Arbeiten von Graf, Dietherr, Künnberg, Cohen, Günther, Winkler.

2 Guiraud, P.: Les locutions françaises. Paris 1961.

gebracht: Ein umworbenes Mädchen wies einen nicht genehmen Freier ab, indem es einen Korb, dessen Boden gelockert war, von seinem Fenster aus an einem Seil hinunterließ. Wurde der Freier nun in diesem Korb hinaufgezogen, musste er zwangsläufig *durchfallen*, also *durch den Korb fallen*³.

Ein derartiger Brauch ist aber höchst unglaublich. Es ging der Frau nicht darum, den Freier nochmals zu beleidigen, nachdem sie ihn schon abgewiesen hatte. Dazu wäre es ihr unmöglich gewesen, einen so schweren Korb zu sich hinaufzuziehen. Ebenso unhaltbar ist eine Variante dieser „Deutung“, die auf einen Schwank hinweist: Eine Frau verspricht, einen Liebhaber, der ihr nicht passt, in einem Korb in ihr Zimmer hinaufzuziehen, sie lässt ihn aber auf halber Höhe stundenlang hängen. Es ist kaum denkbar, dass ein Schwank eine derart verbreitete Redensart hätte prägen können. Gegen die Herleitung von einem literarischen Vorbild spricht auch die Tatsache, dass verschiedene Bräuche⁴ existieren, in denen ein wirklicher Korb tatsächlich und physisch eine Rolle spielt.

Der Ursprung der Redewendung muss anderswo gesucht werden. Sie muss – meiner Meinung nach – auf die Schandstrafe der Schupfe oder Wippe zurückgeführt werden, die in Deutschland, Italien, Frankreich und anderen europäischen Ländern während vieler Jahrzehnte in Gebrauch war.

Mit der Schupfe oder Wippe ließ man einen Delinquenten ins Wasser (in einen See oder Fluss) fallen. Die Vollziehung der Strafe erfolgte auf verschiedene Weise: Der Verbrecher wurde entweder mit einem Schnellgalgen ins Wasser getaucht (meistens dreimal) oder im sogenannten *Schandkorb* über den Fluss gehalten, bis er selber herabsprang oder das Seil riss. In Rottenburg am Neckar musste der Übeltäter auf einem wippenden Balken über das Wasser laufen, fiel dann in einen angehängten Korb und aus diesem ins Wasser. Diese Schandstrafe hat sich da und dort bis anfangs des 19. Jahrhunderts erhalten. In München wurde sie gegen Gartendiebe, zänkische Weiber, Ehebrecher und unehrliche Bäcker angewandt. Sie trug verschie-

3 Röhrich (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 528 - 530.

4 In verschiedenen Gegenden Deutschlands übergab z.B. im 18. Jahrhundert das Mädchen dem Freier als abweisende Antwort einen echten Korb. Im Luxemburgischen stülpten die Knabenschaften einen Korb auf den Kopf des zurückgewiesenen Freiers. Dass es sich dabei keineswegs um scherzhafte Versinnbildlichungen der Redensart handelt, bezeugt die Tatsache, dass solche Bräuche auch in Gegenden vorkommen, in denen die Redewendung *einen Korb geben* nie bestanden hat, so etwa in Norditalien (Brescia), wo dem Abgewiesenen bis etwa 1950 zum Spott ein Korb (*frisèll*) ans Haus gehängt wurde. Viele Belege aus der europäischen Anthropologie werden in Lurati, O.: *Dizionario dei modi di dire italiani*. Milano 2001, Garzanti Grandi Opere, S. 1060, insbes. S. 155 (cesto) wiedergegeben.

dene Bezeichnungen: Schupfe, Prelle, Wippe, Schandkorb, Lasterkorb, durch den Korb springen, durch den Korb fallen, usw.

Unsere Redewendung und die erwähnten Bräuche sind nichts anderes als die letzte, bruchstückhafte Erinnerung an eine alte Schandstrafe des Mittelalters und der darauf folgenden Jahrhunderte: *Einen Korb bekommen*, *durch den Korb fallen* bedeutet eigentlich „verhöhnt werden“ und dann auch „keinen Erfolg haben mit einem Heiratsantrag oder in einer Prüfung“. Nicht ein novellistisches Motiv, sondern eine alte Rechtsgewohnheit schlägt sich in solchen Fällen in Brauchtum und Redewendung nieder.

Die Strafe des Ins-Wasser-Tauchens wurde in Italien als *corbellatura* (aus *corbello* „Korb“) bezeichnet. Damit lassen sich *corbellare* ‚sich über jemanden lustig machen‘, *corbellatura* ‚Spöttelei, Fopperei‘, *essere scorbellato* ‚erzürnt, störrisch, widerspenstig‘ erklären. Eine ganze Reihe weiterer Redewendungen gehören zur selben Gruppe: sizilianisch *dar la coffa* (*coffa* bedeutet ‚Korb‘) ‚einen Freier abweisen, einen Diener wegschicken‘, italienisch *appiccar zana a qualcuno* ‚jemanden betrügen‘ (wörtlich: ihm einen Korb anhängen). Alle diese Redewendungen wurden – so will es mir scheinen – bisher auf wenig befriedigende Art erklärt.

Auch viele Franzosen brauchen ähnliche Ausdrücke: *cabas* ‚Marter, Qual‘, *cabasser* ‚quälen‘. Das FEW (Französisches Etymologisches Wörterbuch) 2.1.241–244 führt sie auf ein nicht belegtes **cabas* ‚Tasche des Gauners‘ zurück. Meiner Meinung nach haben wir es aber ebenfalls mit sprachlichen metaphorischen Überbleibseln der Schandstrafe zu tun (in Frankreich hieß sie *tombereau*, *tumbrellum*): *cabas* setzt in der Tat das lateinische *capacium* ‚Korb‘ fort. Dieselbe Entwicklung lässt sich übrigens auch in *vanner* ‚quälen, ermüden‘ aus *van* ‚Korb‘ beobachten.

Verschiedene Parallelen untermauern unsere These, dass *einen Korb geben* ursprünglich an einen Rechtsbrauch geknüpft war. Der Piemonteser Ausdruck *dare il cane* bedeutet ‚einen Freier abweisen‘ oder ‚zu einem vereinbarten Treffen nicht erscheinen‘. Er spielt auf eine verbreitete mittelalterliche Schandstrafe an: Ritter, die gegen das Gesetz verstoßen hatten, mussten zur Strafe einen Hund durch die Stadt tragen⁵. Man wollte sie auf diese Weise erniedrigen, man wollte ihnen ihre Ritterwürde entziehen. Auch im deutschen Raum wirkt diese Strafe in verschiedenen Redewendungen nach: *Hunde tragen* ‚unangenehme, beschwerliche Pflichten ausführen‘, *jemandem einen Hund antun* ‚einen bitteren, kränkenden Spott zufügen‘, *auf den Hund kommen* ‚herunterkommen, in schlechte Verhältnisse geraten‘, *den Hund bekommen* ‚weggeschickt werden‘, *einen Pudel machen* ‚einen Fehler begehen‘. In einigen französischen Regionen ist heute immer noch

5 Vgl. Lurati (wie Anm. 4), S. 119–121 (cane), S. 21–26 (animale).

die Wendung *avoir le chien* ‚Misserfolg haben‘ zu hören, ähnlich ist italienisch *avere il cane* ‚in einer unangenehmen Lage sein‘. Im französischen Argot bedeutet *piquer un chien* ‚einschlafen‘ (Lurati 2001); ebenso steht norditalienisch *ciapá la cagna* (wörtlich: die Hündin bekommen) für ‚wütend werden, sich verschlafen und zu spät kommen‘, *vegh la cagna* für ‚Pech haben, keinen Erfolg haben, etwas versäumen, sich verschlafen, jemanden schlecht behandeln, ihn betrügen‘. In dieselbe Gruppe gehören auch spanisch *dar perro* ‚jemanden lange warten lassen‘ (wörtlich: den Hund geben) und rätoromanisch *avair la chogna* ‚schläfrig sein, der Letzte sein, unterliegen‘⁶.

Anstelle des Hundes musste der Bestrafte im Mittelalter und in den folgenden Jahrhunderten, im Rahmen der Volksjustiz, oft zum Spott vor allen Mitbewohnern seiner Stadt oder seines Dorfs ein Schwein auf den Schultern durch die ganze Stadt tragen⁷. An diese Gewohnheit erinnert unter anderem die italienische Wendung *pigliare il porco* (wörtlich: das Schwein bekommen), die soviel wie ‚gefoppt werden, Pech haben‘ bedeutet. Ähnlich ist der folgende Ausdruck aus dem Friaul: *dar la purcita* (wörtlich: das Schwein geben) ‚einen Freier abweisen‘⁸. Auch das deutsche *Schwein haben* wurde lange Zeit in seiner ursprünglichen Bedeutung ‚Pech haben‘ verwendet. Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts kehrte die Studentensprache die Wendung scherzhaft in ihr Gegenteil um.

Unsere Beispiele stehen keineswegs isoliert da. Das Rechtsbrauchtum hat seine Spuren in anderen zahlreichen Redewendungen hinterlassen, so z.B. auch im italienischen *mutria* ‚mürrischer, finsterer Gesichtsausdruck, schlechte Laune‘ oder in den Ausdrücken *prendere il cappello* ‚zornig werden‘, *avere il cappello* ‚zornig sein‘, die man bis jetzt auf recht banale Art erklärt hat: „Wer wütend ist, nimmt seinen Hut und geht weg“. Eine solche Deutung lässt einen zweifeln, umso mehr, als *prendere il cappello* nicht ‚weggehen‘, sondern eben ‚zornig werden‘ heisst. Sie verschweigt zudem, dass *prendere il cappello* auch ‚umkippen, fallen‘ bedeutet. Man kann in unserem Falle nicht mit dem bequemen „Passepartout“ der Metapher oder der Phantasie operieren, sondern man muss sich mit tatsächlichen Bräuchen auseinandersetzen.

6 Wenig überzeugend ist die Erklärung des DRG (Diczinnari Rumantsch Grischun, Bd. 3. Cuera-Chur 1992) 3.603–604: „beim fahrenden Volke trottet der Hund oft am Schwanz des Zuges, angebunden an den letzten Wagen, mit“.

7 Anstelle des wirklichen Tieres traten später oft Masken in Tierform. Diese Schandmasken trugen dieselben Bezeichnungen wie die ursprünglichen Strafen.

8 Weitere Dokumentation in Lurati, O.: *Modi di dire. Nuovi percorsi interpretativi*. Varese 2002 (Erste Ausgabe 1998) und in Lurati (wie Anm. 4), S. 23 (porco): vgl. dort etwa deutsch *die Sau tragen*, ursprünglich auf die letzte Garbe der Mahd bezogen.

Man sollte eher von der Antike ausgehen, die der Kopfbedeckung oft eine besondere Rolle zuschrieb. Das Mittelalter übernahm in manchen Fällen diese Vorstellungen und sah im Hut ein Zeichen der Würde, der politischen und richterlichen Gewalt⁹. Jemandem den Hut vom Kopf zu reißen, galt als schwere Beleidigung¹⁰.

Der Hang vieler mittelalterlichen Gemeinschaften zu krassen und grotesken Kontrasten ließ aus dem Würdezeichen Hut ein Schandzeichen werden, eben die *mitra*¹¹ wie sie in Spanien, Italien und Frankreich hieß oder *Iffel*, wie sie die deutschen Gesetze nannten: ein Papierhut, der beim öffentlichen Strafvollzug dem Verbrecher aufgesetzt wurde, und auf dem das jeweilige Verbrechen bildlich dargestellt war. Diesen Hut musste der Schuldige am Pranger tragen oder er wurde ihm bei seinem Ritt durch die Stadt – umgekehrt auf einem Esel sitzend – auf den Kopf gesetzt. Die Zeichnung auf dem Schandhut gab dem leseunkundigen Publikum Auskunft über die Verfehlungen des Verurteilten. Die *mitra* stellt also eine Art breiten Bevölkerungsgruppen angepasste Urteilsveröffentlichung dar. Dieser Rechtsbrauch steht meiner Meinung nach auch hinter dem italienischen *mutria* ‚finsterer, mürrischer Gesichtsausdruck‘, das den Etymologen seit jeher viel Kopfzerbrechen bereitet hat. *Mutria* ist die lautliche und semantische Entwicklung von *mitra* ‚Schandhut‘, das in vielen Dialekten weiterlebt: so z.B. im Sizilianischen *smitrari* ‚jemanden beschämen‘, im Toskanischen *ci vuole una bella mutria a fare così* ‚man muss schon recht unverfroren sein, um sich so zu benehmen‘, im Kalabrischen *avere la mutria* ‚einen mürrischen Gesichtsausdruck haben‘, im Venezianischen *aver la mutria* ‚schmollen‘. Wir müssen

9 Man braucht nur an den Hut zu denken, den Gessler in Altdorf aufhängen ließ und dem Tell nicht huldigen wollte. Auch auf Schafotten brachten Grafen und Herzöge oft Hüte an als Zeichen ihrer Macht.

10 Viele italienische Statuten sehen Buße für diese Beleidigung vor: „*si quis caputem, vel capellum de capite levaverit, vel traxerit, vel deposuerit, condemnatus in soldis quinque*“. Vor diesem Hintergrund erklären sich auch altitalienisch *correre il cappello a uno* ‚jemanden beschimpfen, sich über ihn lustig machen‘ oder der gleichbedeutende moderne italienische Ausdruck *lasciarsi correre* oder *portar via la berretta* ‚sich unterdrücken lassen‘. In den gleichen Zusammenhang gehört auch die Gewohnheit, eine Kopfbedeckung als Pfand zurückzubehalten. Verschiedene mittelalterliche Verordnungen verbieten dem Wirt, seinen Gästen den Hut für Zechschulden zu beschlagnahmen: „*de non levando capucium vel aliud pignus alicui persone*“. Der Hut wurde auch als *launenchild* (ahd. *lōngelt*), d.h. als Pfand bei einem Vertrag benutzt. Weitere Elemente in Lurati (wie Anm. 4), S. 125–131 (*cappello*).

11 Es handelt sich um eine übertragene Bedeutung; eigentlich bezeichnet lat. *mitra* den Bischofshut, die Kopfbinde der Priester, genau wie *infula*, das im deutschen Sprachraum zu *Iffel* geworden ist.

von der Wendung *aver la mutria* (eigentlich: *aver la mitria*) ausgehen. Sie bedeutet etwa ‚erzürnt sein, schmollen‘. In der Folge wurde das Substantiv *mutria* vom Ausdruck abgespalten und isoliert verwendet. Als Beweis für diese Deutung möchte ich auch die Mailänder Jargon-Wendung *far motria* ‚an den Pranger kommen‘ anführen oder die französischen Argot-Ausdrücke *le mitré* der ‚Gefangene‘, *mitre* ‚Strafe‘ (und dank einer semantischen Spezifizierung auch ‚Gefängnis‘), *mitte* ‚Knast‘, *mitard* ‚Gefangener‘, *mitarder* ‚ins Gefängnis bringen‘¹².

Interessanterweise hat sich der Brauch der *mitra* da und dort lange im Bereich der Volksjustiz erhalten. Jede Dorfgemeinschaft kontrollierte und überwachte ihre Mitglieder. Wer gegen die Moral verstieß, wurde bestraft. Träger dieser Volksjustiz waren oft die Knabenschaften: Sie schritten ein, wenn jemand unmäßig trank, sich den Mädchen des Dorfes gegenüber schlecht benahm oder sich in der Ehe etwas zuschulden kommen ließ. Wer den Jungen ihre Vorrechte strittig machte, hatte ebenfalls mit Strafe zu rechnen, so z.B. Witwer, die junge Mädchen heirateten. Die Strafen der Knabenschaften setzten oft die offiziellen Schandstrafen der mittelalterlichen Justizien fort. Der Schandhut beispielsweise hat sehr lange weitergelebt: Noch gegen 1900 setzten die Knaben in mehreren französischen Gegenden sich wiederverheiratenden Witvern die Mitra auf. In einigen süditalienischen Ortschaften mussten noch gegen 1940 heiratslustige Witwer genau wie im alten Rechtsbrauch verkehrt auf einem Esel sitzend durch die Straßen reiten. Auch im ligurischen Dorf Giustenice setzten bis etwa 1915 die Knabenschaften am Martinstag denjenigen, die sich schlecht benommen hatten und den Trunkenbolden eine Mitra auf. Derselbe Brauch hat sich auch in gewissen Schulen erhalten, wo bis gegen 1910 den faulen Schülern eine Schandmütze (it. *cappello d'asino*, franz. *bonnet d'âne*) aufgesetzt wurde.

In deutschen Gebieten musste oft der Verbrecher eine Mütze (*Iffel*) tragen, auf der man sein Vergehen aufgemalt hatte. Bemerkenswert ist die Tatsache, dass sich diese *Iffel* bis heute in der hohen, kegelförmigen Mütze erhalten hat, die der Fasnachtsharlekin im Kanton Luzern trägt und die *Niffele* heisst. In der rätomanischen Surselva spricht man von *gnefla* ‚Mitra‘ und von *gnef*, *gneffa* ‚hässliches Gesicht, Fratze, Grimasse; Tiergesicht, Rüssel‘.

Nicht nur die offiziellen Bezeichnungen (Mitra, Infula) des Schandhuts haben überlebt; es sind auch zahlreiche verwandte Redewendungen entstanden, die auf *cappello*, *chapeau*, *Hut* usw. anspielen.

12 Ausdrücke, die im Französischen Etymologischen Wörterbuch (FEW) von W. von Wartburg, Bonn, Leipzig, Basel 1928 ff. nicht gedeutet werden.

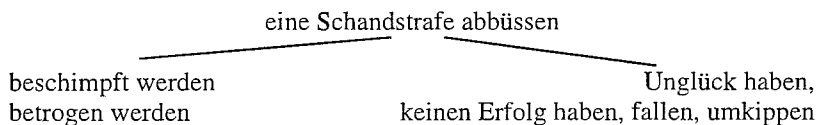
Einige Beispiele: friaulisch *ciapelatis* ‚Hexen‘ (wörtlich: die mit dem Hut Versehenen; es war üblich, den Hexen eine Mitra aufzusetzen); norditalienisch *mett sü un brütt capèll a quaidün* ‚jemanden verleumden‘; italienisch *canaglia berrettina* ‚Schelm, Verbrecher‘ (*berretta* bedeutet ‚Mütze‘); französisch *porter le chapeau* ‚einen schlechten Ruf haben‘; altprovenzalisch *portar mal capel* ‚schlecht beleumdet sein‘.

In dieselbe Gruppe gehören wahrscheinlich auch deutsche Redewendungen wie *jemandem eins auf den Hut geben* ‚ihn zurechtweisen‘ *eins auf den Hut kriegen* ‚getadelt werden‘; vgl. Lurati 2001, S. 125–131.

Das semantische Feld der mit ‚Hut‘ gebildeten Wendungen scheint sehr weit zu sein; es geht von ‚beschimpfen‘ u.ä. (z.B. italienisch *dare un cappellaccio a uno* ‚jemanden beschimpfen‘ oder regionalfranzösisch *chapiroonner* ‚ausschelten‘) bis zu ‚verleumden‘ (z.B. italienisch *mettere un cappello a uno*, französisch *mettre un chapeau à quelqu'un*, beide im Sinne von ‚seinem guten Ruf schaden‘ u.a.m.). Auf den Zorn des Bestraften beziehen sich italienisch *prendere il cappello* ‚böse werden‘ ebenso wie welschschweizerisch *il a la bereta* ‚er ist wütend‘. Dazu gehören schließlich auch italienisch *fare una cappellata* ‚eine große Dummheit machen, die eigentlich Strafe verdient‘ und rätoromanisch *capelada* ‚Zurechtweisung‘.

Im Laufe der Zeit hat man unserer Redewendung auch die Bedeutung ‚Unglück, Pech haben‘ und schließlich ‚fallen, umkippen‘ zugeschrieben: italienisch *fare cappello* oder *cappuccio* ‚Unglück haben‘, französisch *faire bonnet* ‚Fiasko machen‘, italienisch *fare cappello*, *cappuccio* oder *cuffia* ‚fallen, stolpern, umkippen‘ (von einem Boot gesagt), ebenso im gesprochenen Französischen *prendre un gadin* ‚fallen‘ (*gadin* bedeutet ‚alter Hut‘).

Die semantische Entwicklung lässt sich folgendermaßen zusammenfassen:



Schon aus diesen wenigen Beispielen lässt sich eine häufige Tendenz der gesprochenen Sprachen und der Argots ablesen. Eine Grundvorstellung, z.B. ‚den Hut bekommen‘ bzw. ‚geben‘, produziert durch Synonymenersatz¹³ Dutzende gleicher oder ähnlicher Redensarten wie z.B. regionalfranzösisch

¹³ Es sind der Drang und das Spiel mit der *irradiation synonymique*, mit der *irradiazione sinonimica*. Zahlreiche Belege solcher Neigung sind in allen Sprachen zu finden: vgl. etwa Lurati, O.: Per modo di dire ... Storia della lingua e antropologia nelle locuzioni italiane ed europee. Bologna 2002, S. 280.

buse ‚Hut‘, *attrapper une buse* ‚einen Misserfolg erleiden‘, *prendre un gadin*, italienisch *mettere la cuffia, il berretto a uno* ‚jemanden betrügen‘ usw.

Gesprochene Sprachen, Argots, Studentensprachen usw. sind oft auf Expressivität ausgerichtet. Ihre Wendungen nützen sich sehr schnell ab und verlangen ständig nach Neuerung. Diesem Bedürfnis nach *variatio* kommt man nicht selten eben durch Synonym-Irradiation entgegen. Daraus ergeben sich auch arbeitstechnische Konsequenzen für den Linguisten: Es ist verfehlt, derartige Wendungen isoliert zu behandeln, sie sollen immer als Teil einer ganzen Gruppe gesehen werden.

Das kommt im folgenden Beispiel – so glauben wir – sehr schön zum Ausdruck: Um die Wörter *mantello, tabarro, cappotto*, alle mit der Grundbedeutung ‚Mantel, Kleid‘, gruppiert sich eine ganze Anzahl Redewendungen wie etwa *jemandem einen blauen Mantel umhängen* ‚ihn betrügen‘ oder französisch *capoter* ‚umkippen‘, die mit rein sprachlichen Mitteln nicht zu entschlüsseln sind. Auch in diesem Fall ist die Erklärung viel umfassender.

Alle diese Redewendungen lassen sich meiner Meinung nach auf den Brauch des Schandmantels zurückführen. Jahrhundertlang mussten Ketzer, Hexen, Dirnen, usw. sowohl nach kirchlichem als auch nach weltlichem Recht zur Strafe für ihre Taten einen Schandmantel tragen. Man nannte ihn *sambenito, abitello* oder *mantelletum*. Auf diesen Rechtsbrauch spielen heute noch verschiedene Redewendungen an, wie z.B. italienisch *dare un tabarro o mantello a uno* ‚jemandem eine Schuld zuschreiben, ihn beschimpfen‘. Er muss auch mit den verbreiteten französischen und italienischen Ausdrücken *capoter* ‚umkippen‘, *faire capot, fare cappotto* ‚beim Kartenspielen verlieren‘ in Zusammenhang gebracht werden. Die traditionellen Etymologien für den Spielausdruck sind wenig überzeugend. FEW 2.1.278 meint: „Mit Littré und Spitzer ist dieser Ausdruck wohl daraus zu erklären, dass der im Spiel restlos Unterlegene verloren und gefangen ist, wie wenn man ihm eine *capote* überstülpen würde.“ *Faire capot/capoter* ‚umkippen‘ (von einem Boot) wäre dagegen nach Bloch-Wartburg „altération d’après *capot* (terme du jeu) du prov. *faire cabot* propr. ‚saluer‘, qui aura été employé par plaisanterie par les marins“. Semantisch gesehen geht die Rechnung nicht ganz auf: Wie soll man von der Bedeutung ‚grüßen‘ auf ‚umkippen‘ kommen? Ausserdem ist *faire cabot* im Sinne von ‚umkippen‘ in französischen Texten nirgends belegt.

Berechtigter scheint mir, italienisch *dare il cappotto* ‚verleumden‘, *pigliare il cappotto* ‚verspottet werden, keinen Erfolg haben‘, venezianisch *dar cappotto* ‚jemanden verlassen, betrügen‘, rouchi *avoir une capote* ‚getadelt werden‘ mit dem Schandmantel zu verbinden. Wer verspottet wird, hat Unglück oder Pech. Dieses Pech kann sich auch als ‚beim Spiel verlieren‘ oder ‚stolpern, umkippen‘ äußern: italienisch *dar cappotto a uno* ‚jemanden

beim Spiel verlieren lassen', französisch *faire capot* 'beim Spiel verlieren' und *faire capot, capoter* 'umkippen'. Beiden Bedeutungen ist die Komponente 'Unglück haben' gemeinsam. Die französische Wendung wurde dann im Dreissigjährigen Krieg (1643) von deutschen Soldaten übernommen: *kaputt machen* bedeutete ursprünglich 'erledigen, vernichten'. Darin wollte Kluge-Götze das lat. *caput* 'Kopf' und 'Vorderteil des Schiffes' sehen. In Wirklichkeit ist es die deutsche Adaptierung des französisch *capot*, das seinerseits mit *cappa* 'Mantel' zusammenhängt. Die semantische Entwicklung der Redewendungen um den Schandmantel und um den Schandhut verlaufen parallel und sind typisch für zahlreiche andere Ausdrücke, die von Schandstrafen ausgehen; weitere Dokumentation in Lurati 2001, S. 125–131.

Es darf aber nicht der Eindruck entstehen, dass nur die praktisch unerforschten Schandstrafen Spuren in Brauchtum und Sprache hinterlassen hätten. Auch andere Sparten des Rechts haben gewisse Redewendungen jahrhundertlang nachhaltig beeinflusst. Man vergleiche etwa französische *rompre le fétu* 'jemandem die Freundschaft kündigen', italienisch *bruciare il paglione* 'wortbrüchig werden, das Wort brechen, ein Versprechen nicht einhalten' (wörtlich: den Strohhalme verbrennen). Beide Wendungen beziehen sich auf den alten Rechtsbrauch, einen Vertrag durch die Übergabe eines Strohhalmes rechtsgültig abzuschließen (lat. *festuca, stipula*).

Der in der Lombardei und im Tessin gebräuchliche Ausdruck *dá un'alzada* 'jemandem einen Rüffel verpassen' erinnert an die Gewohnheit, einen Gefolterten, dem man Gewichte an die Beine gehängt hatte, an einem Seil hochzuziehen, um ihn so zu einem Geständnis zu bewegen. Auf das Baumeln der Gefolterten am Strang spielt ironisch der Bergamasker Ausdruck *fa fa l balett* 'jemanden zum Sprechen bringen, ihn zu einer Entscheidung drängen' an. Wörtlich bedeutet er: 'jemanden ein Tänzchen machen lassen'. In das gleiche Kapitel gehört auch der Ausdruck *ghirla* 'Beichtstuhl', *ghirlàss* 'beichten', den die Kaminfeger aus dem Tessiner Verzascatal in ihrer Geheimsprache benützten. Er bezieht sich auf italienisch *cúrrulo, cúrlo*, die Winde, mittels derer man Gefolterte in die Höhe zog, um sie zum Sprechen zu bringen. Der Gerichtsausdruck wurde dann scherzhaft auf die Beichte übertragen, die ja auch eine Art Verhör darstellt.

Auf einen Rechtsbrauch geht auch der Ursprung von italienisch *essere al verde* 'abgebrannt sein, pleite gehen' zurück. Etymologische Wörterbücher führen die Wendung gewöhnlich darauf zurück, dass man bei Versteigerungen eine Kerze mit einem grünen Streifen anzündete: Wenn die Flamme den grünen Streifen erreicht hatte, durften keine weiteren Angebote mehr angenommen werden.

In der Tat hängt die Redewendung auch mit einer weit verbreiteten und lang andauernden Praxis bei Bankrotterklärungen zusammen. Dem Händler,

der Konkurs machte, wurde öffentlich die Geldbank zerbrochen (daraus *far bancarotta* ‚Bankrott machen‘); zudem musste er lebenslang einen grünen Hut tragen. Die Statuten der Stadt Rom aus dem 14. Jahrhundert schrieben z.B. vor, dass: „*quicumque petierint se admitti ad cessionem, non audiantur nisi publice biretum viride in capite deferant*“. Der Brauch war in fast ganz Italien und in Frankreich verbreitet und konnte sich jahrhundertlang halten: Noch 1743 mussten in Bologna zahlungsunfähige Händler ihr Leben lang eine grüne Mütze tragen¹⁴. Der grüne Hut als Zeichen der Zahlungsunfähigkeit erscheint auch im italienischen Argotwort *verdaccia* ‚Armut‘, in romagnolisch *tò la bretta verde* (wörtlich: die grüne Mütze bekommen) ‚Bankrott machen‘, französisch *porter le bonnet vert* ‚Bankrott machen‘, *bonnet vert* ‚Bankrotteur‘. In verallgemeinertem Sinne von ‚Pech haben‘ kommt der grüne Hut auch in einer rätoromanischen Wendung vor: *avè il chapè verd* ‚aus dem Dienst entlassen werden, einen Korb bekommen‘.

In Frankreich schrieb das Gesetz vor, die Häuser der Bankrotteure safran-gelb anzustreichen: deshalb mittelfranzösisch *estre au safran* ‚Bankrott gemacht haben‘ und neufranzösisch *aller au safran* ‚verarmen, keinen Erfolg in den Geschäften haben‘. Dass jemand abgebrannt ist oder Bankrott gemacht hat, drückt man manchmal auch heute mit der spöttischen Wendung *il trafique en safran* aus (Paris 2001).

Diese Beispiele stehen nicht allein. Auch italienisch *essere in bolletta* und *essere al breve* (wörtlich: im Brief sein) beziehen sich auf einen mittelalterlichen Rechtsbrauch, nämlich die Namen der Bankrotteure in einem amtlichen Blatt (*bolletta*) zu veröffentlichen.

Die aufgeführten Beispiele lassen vor allem die strafende Funktion des Rechts deutlich werden. Wir sind uns der Einseitigkeit unserer Betrachtungsweise durchaus bewusst. Die Auswahl der Beispiele ist aber absichtlich so erfolgt, da die Schandstrafen und ihr Niederschlag in gewissen Redewendungen bis heute kaum behandelt worden sind, während für andere Rechts-sparten ausführliche Untersuchungen vorliegen. Es darf aber keineswegs der Eindruck entstehen, man habe nur strafende Funktionen ausgeübt.

Ein Ziel dieses Beitrags war es, einer Forschungsrichtung exemplarisch in verschiedenen europäischen Sprachräumen nachzugehen. Dabei drängen sich vor allem zwei Aspekte in den Vordergrund. Einerseits die kapillare Durchdringung der tradierten Rechtsverhältnisse im Sprachalltag (z.B. Besitzverhältnisse, Besitzeinsetzung), andererseits der Einfluss besonders markanter – auch gefühlsgeladener – Rechtsbräuche, die im Leben der Gemeinschaften wichtige Momente darstellen. So etwa verhöhrende Prak-

¹⁴ Die lebenslängliche Strafe war ein Ersatz für die Brandmarkung des Gesichtes, gegen die verschiedene Rechtslehrer ernsthafte Einwände richteten: „*non debet facies hominis, ad similitudinem Dei formata, foedari*“.

tiken wie das an den Pranger Stellen der betrogenen Männer (*Hörner tragen; to horn*: vgl. Lurati 1998) oder die mittelalterlichen Gesten, die Schuld und Strafe versinnbildlichen sollten (*jemandem einen Korb geben; fare l'accullata*), nicht zuletzt auch die vielschichtigen und weitverbreiteten Arten der Schandstrafen.

Einer verbreiteten Meinung nach wären Redewendungen oft oikotypisch. In den erwähnten Redewendungen beeindruckt aber gerade die große intersprachliche Verbreitung: Derselbe phraseologische Typ erscheint in verschiedenen Sprachräumen (Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien). Dieser intersprachliche Charakter spiegelt oft mittelalterliche Situationen: Kultur und Recht erstreckten sich in vielen Fällen auf weite Teile des europäischen Raums.

Es bleibt noch die Frage der vermeintlichen Bildhaftigkeit gewisser Sprachregister. Den gesprochenen Sprachen und den Rotwelschen schreibt man oft große Kreativität und Expressivität zu. Quelle dieser sogenannten Expressivität ist aber oft nicht die Phantasie, sondern die Wirklichkeit: Viele Redewendungen sind ganz einfach konservativ und entpuppen sich als letzte Nachklänge alter Gewohnheiten. Es geht nicht um Phantasie, sondern um Kulturgeschichte¹⁵.

Wir haben versucht eine Perspektive aufzuzeigen, die oft auch in der aktuellen Phraseologieforschung vernachlässigt wird. Somit werden manchmal Aspekte ausgeblendet, die gut verwurzelte und kulturgeschichtlich bedeutende Motivationen haben. Dabei handelt es sich um Spuren von Rechtslagen und Rechtsereignissen, die in den Alltagsvorstellungen der Menschen – auch gemessen an der Häufigkeit ihres Vorkommens – eine nicht unbedeutende Rolle spielten. Die „Rechtsredewendungen“ entpuppen sich als interessanter, ja faszinierender Sektor: In vielen Fällen – und dies

15 Lehmann, H. L.: Die Republik Graubünden, historisch-geographisch-statistisch dargestellt. Brandenburg 1799, S. 272. Hoffmann-Krayer, E.: Knabenschaften und Volksjustiz in der Schweiz. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 8 (1904), S. 83 ff., S. 171 ff., erwähnte gleichartige Bräuche, ohne jedoch ihren Ursprung und ihre geschichtliche Kontinuität zu erkennen. Er sah darin keine Strafe, sondern eine Art „Reinwaschung“ des Schuldigen. Das war nur einer der ursprünglichen Sinne der Handlung; daraus war aber eine weitverbreitete Rechtsgewohnheit entstanden. Ähnliche Überlegungen drängen sich für gewisse Volksbräuche auf. Man hat gern Strafen gegen Witwer und unbeliebte Personen als willkürlich und phantastisch interpretiert. In vielen Fällen führen sie jedoch alte Strafen der offiziellen mittelalterlichen Justiz weiter. Das dreimalige Ins-Wasser-Tauchen mit dem Korb z.B. hat sich, genau so wie es in den mittelalterlichen Statuten festgelegt war, während Jahrhunderten in den Gewohnheiten der friaulischen, trentinischen und rätoromanischen Volksjustiz erhalten: Noch anfangs des 19. Jahrhunderts tauchte man in Graubünden bei Verfehlungen den Sünder dreimal in den Dorfbrunnen.

in allen untersuchten Kulturen – lassen sich Rückschlüsse auf die Einstellungen grösserer Bevölkerungsgruppen und somit auf die mit der Rechtsrezeption verbundenen Dynamiken ziehen; es handelt sich sozusagen um einen Schlüssel zu breit geteilten Gefühlen, die sich oft in manchen Sprachausdrücken niedergeschlagen haben.

Chronik der Volkskunde

Wie glatt muss Volkskunde heute sein?

Das Volkskundemuseum in Graz eröffnet nach langer Schließzeit
mit einer neuen Schausammlung – eine Ausstellungskritik

*„Habet also Mut und laßt Euch durch nichts lähmen.
Hänget ja nicht sklavisch am Alten, von mir Aufgestellten.“¹*

Wie die Volkskunde dazu neigt, ihre Quellen selbst zu schaffen, unterscheiden sich die in ihrem Geiste entstandenen Museen von anderen Häusern des Sammelns, Verwahrens und Vermittelns durch die Fähigkeit, selbst Objekte zu generieren: Diesen Eindruck jedenfalls könnte gewinnen, wer sich unvorbereitet auf einen Rundgang durch das am 16. Mai 2003 wiedereröffnete Museum in der Paulustorgasse begibt. Gleich zu Beginn trifft man dort nämlich auf eine Reihe von Objekten, deren Ursprung im Museum selbst liegt. Es sind offensichtlich eilig und en bloc in den Sammlungsbestand inventarisierte Ausstellungsmöbel, Einrichtungsstücke und Dokumente aus der Zeit der Einrichtung des Hauses durch Viktor von Geramb. Sie spielen eine gewichtige Rolle in der den eigentlich gegenständlichen Kapiteln des Museums vorgespannten Abteilung „Volkskunde im Museum“, wo unter anderem von „Ausstellungskonzepten und Zeitgeist“ gehandelt wird.

Eines signalisiert die Neuaufstellung damit gleich im Entree: Das Volkskundemuseum 2003 will sich seinen Beständen, seiner Geschichte und seinen Vorläuferinstitutionen mit reflexiver Geste nähern. Und es hat hohe Ansprüche an sich selbst, denn es will – so das der Präsentation leitsatzartig vorangestellte Postulat – nicht nur die Begegnung mit historischen Zeugnissen ermöglichen, ihren Sinn und ihre Bedeutung freilegen, sondern reklamieren für sich auch eine prospektive Funktion: Seine Bestände „so auszustellen, dass dieses [ihnen eingeschriebene, B.T.] Wissen zugänglich wird, darin liegt die von der Gesellschaft dem Museum zugewiesene Aufgabe. Erfahrungen daraus zu schöpfen und für die Zukunft nutzbringend anzuwenden, darin liegt der Wert des Museums für die Zukunft.“

¹ Aus dem sog. „Geramb-Testament“, vgl. Kundegraber, Maria: Viktor von Geramb an seine Nachfolger. Ein Beitrag zur Geschichte des Steirischen Volkskundemuseums. In: Blätter für Heimatkunde. Hg. vom Historischen Verein für Steiermark, 58 (1984), H. 1, S. 3–15, hier S. 8.

Das lädt ein, Konzept und Parcours auch als Statement zum „Gegenwartsnutzen“ von historischer Volkskultur zu verstehen und nach den Perspektiven zu fragen, die sich daraus gewinnen lassen. Zunächst aber wird die Aufmerksamkeit den Grundzügen der Gestaltung gelten. Sie ist an anderer Stelle bereits ausführlich besprochen – und gelobt – worden², so dass hier einige akzentuierende Anmerkungen genügen mögen. Dass die mit der Sanierung verbundene räumliche Reorganisation der um die historische Klosteranlage gruppierten Gebäude gelungen ist, spürt man schon, wenn man sich dem Museum nähert: von der aus der Paulustorgasse ansteigenden Rampe über die nach vorne in das sog. Stöckelgebäude ausgelagerte Kassa mit Shop, den früher seltsam undefinierten Hof bis zum Eingang in die Schauräume wird man nun von einer adäquaten Gestaltung geleitet – sie spricht die Sprache eines zeitgemäßen Museumsbetriebs und schafft es ohne großen Aufwand, etwas Ordnung in das amorphe Ambiente zu bringen. Dieser Eindruck setzt sich im Inneren fort, unglückliche Eingriffe der jüngeren Vergangenheit konnten größtenteils zurückgenommen werden. Und alles in allem lässt sich der historische Ort heute besser erfahren als zuvor, denn dass sich die Ausstellungsräume um einen Kreuzgang gruppieren, blieb früher wohl vom Publikum weitgehend unbemerkt. Die mit der neuen Transparenz gewonnene Orientierung wiegt jedenfalls schwerer als das Aufbrechen der durch die Klosterzellen vorgegebenen Ordnung. Dennoch könnte mit guten Argumenten darüber diskutiert werden, ob das Verschleiern der baulichen Strukturen im Detail – durch das Umbauen von Wänden mit Wanddisplays von ganz immateriellem Charakter oder durch die (mit technischen Erfordernissen begründete) abgehängte Decke – in dieser Konsequenz einem Museum in denkmalgeschützten Mauern angemessen ist.

„Die Ausstellungssarchitektur des Jahres 2003“ (von der Architektengruppe BEHF, verantwortlich: Erich Bernard) versteht sich, so ein Ausstellungstext, als „neutrale Bühne, welche die Objekte voll zur Geltung bringt“. Diese Haltung (wenngleich der Glaube an eine neutrale Gestaltung zu den naiven Mythen der Moderne gehört) kann man aus der Geschichte des Museums heraus gut nachvollziehen und als Reaktion auf den Überhang an Tradition verstehen, der das Haus von seiner Einrichtung unter Viktor von Geramb (ab 1913) bis in die Zeit der Schließung und verzweifelten Suche nach neuen Konzepten beherrscht hat. Eine solche Haltung verlangt allerdings nicht nur „starke“ Exponate, sondern auch „durchgearbeitete“ Arrangements im Sinne einer Anordnung der Objekte im Raum und in Korrespon-

2 Vgl. Wächter-Böhm, Lisbeth: Flanieren durch den Alltag. In: Die Presse, Sa., 24. Mai 2003, Spektrum S. IX.

denz mit anderen Objekten – Arrangements, durch die die ausgestellten Dinge erst zu ihrem Sinn gelangen. Zu den Effekten der „neutralen Bühne“ zählt nämlich nicht zuletzt, dass sie die Objekte allein auf sich gestellt sein lässt: Werden sie auf der Konzeptebene nicht ausreichend durch Ideen zusammengehalten, kann leicht in ein Sammelsurium umschlagen, was eigentlich der Selbst-„Geltung“ der Dinge zuarbeiten wollte.

In konzeptioneller Hinsicht entspricht dieser (mitunter kräftig hinlangenden) Zurückhaltung eine auf den ersten Blick sehr einleuchtende Gliederung – womit nun endlich Gestaltung und Konzept, Formen und Inhalte im Kontext angesprochen wären. Nach dem erwähnten, in Museen dieses Typs offensichtlich unverzichtbaren, Präludium „Volkskunde im Museum“ sind die drei großen Bereiche mit „Haus und Wohnen“, „Kleidung und Tracht“ sowie „Ritual und Glaube“ überschrieben. Damit ist ein Prinzip angeschlagen, das nicht nur einem anthropologischen Programm gleichkommt, sondern die versammelten Objekte auch sehr basalen Ordnungen unterwirft – Ordnungen, durch die sich da und dort ein etwas vordergründiger Funktionalismus einschleicht. Dieter Bogner, Leiter des vom Landesmuseum Joanneum beauftragten Konsulentenbüros, das gemeinsam mit dem Team des Volkskundemuseums (Leitung: Roswitha Orac-Stipperger) für Konzept und Realisierung verantwortlich zeichnet, spricht daher von den drei Ebenen des „Schutzes“ als Leitidee.³ Das ist ein ebenso naheliegender wie überzeugender Gedanke, der sich nur leider die Fixierung auf „vormoderne“ Kulturpraktiken fast zwangsläufig einhandelt und wohl auch „anthropologisiert“, wo eigentlich historische und soziale Differenzierung nötig wäre. Man wird nicht fehl liegen, wenn man die der Präsentation eignende gewisse Perspektivenlosigkeit hier ihren Ausgang nehmen sieht: Warum wird kein einziges Mal die komplex und widerspruchsvoll anmutende Ästhetik der Dinge zum Ausgangspunkt der Erzählung genommen, warum wird nicht öfter der Versuch unternommen, durch „genreübergreifende“ Objektkonfrontationen Bedeutungsebenen freizulegen, die auf den ersten Blick verdeckt bleiben müssen? Ist das die Konsequenz eines nicht rechtzeitig fortentwickelten volkskundlichen Wissens, dass nun alles wieder höchst „einfach“ wird?

3 Vgl. Der Standard, Fr., 16. Mai 2003, S. 10. Die nunmehrige Präsentation geht auf ein Konzept zurück, das 1997 bis 1999 von Jutta Baumgartner, Dieter Bogner, Helmut Eberhart, Roswitha Orac-Stipperger und Christian Rapp gemeinsam erarbeitet worden war. Die Realisierung (2002/03) erfolgte arbeitsteilig und wurde u. a. durch die Unterstützung des Vereins „Freunde der Wiedereröffnung und Förderung des Volkskundemuseums“ ermöglicht (Auftrag an Christian Rapp als externer Kurator für den Bereich „Haus und Wohnen“). Bereichskurator für „Ritual und Glaube“ war Helmut Eberhart (Universität Graz).

Was aber ist zu sehen? Wie gesagt, der Auftakt mit „Volkskunde im Museum“ ist vielversprechend – und die Historisierung der Sammlungs- und Präsentationskonzepte hilft bei der Begegnung mit einem Museum dieses Typs. Der Bogen spannt sich dabei von der kulturhistorischen Sammlung des Kunstgewerbemuseums unter Karl Larcher (1850–1908) über Gerambs Ideal eines auf Ganzheitlichkeit getrimmten Museums bis zum Verweis auf „die theoretischen Positionen und den gesellschaftlichen Kontext“, den wie jede dieser Ausstellungen auch die gegenwärtige spiegelt. Viel Platz (und Material) wird naturgemäß, seiner Bedeutung für das Museum, für Fach und kulturpolitische Praxis entsprechend, der Person und dem Wirken Viktor von Gerambs (1884–1958) eingeräumt: Dokumentiert werden nicht nur seine Ideen vom Museum als „Gesamtkunstwerk“, sondern auch seine Sammlungswanderungen und die mit seiner Auffassung von Kultur verbundenen schwerpunktmäßigen Interessen.⁴ Angesichts jüngerer kultur- und museumswissenschaftlicher Arbeiten wäre das freilich auch der Ort, das Museum als Agentur der Sinnkonstruktion weitergehend zu thematisieren und den steirischen Fall zum Anlass zu nehmen, nach der Rolle volkskundlichen Wissens in den Identitätsbildungsprozessen der Moderne zu fragen. Immerhin, eine Ansicht des Volksbildungsheimes Schloss St. Martin etwa deutet an, dass für Geramb das Sammeln und Präsentieren Teil eines umfassenden erzieherischen Programms gewesen ist – als Ausgangspunkt für die Rückvermittlung ins „Volk“ und als Vorwurf eines Lebensstils: ein von Geramb auch biographisch vertretener und in der Steiermark bis auf den heutigen Tag folgenreicher regionaler Sonderweg von Modernisierung.⁵

Der seltene Brückenschlag zwischen historischem Sammlungsbestand und aus dem Gegenstand heraus reflexiv entwickelter Information gelingt durchgängig am ehesten im Bereich „Haus und Wohnen“. Obwohl ebenfalls mit vielleicht allzu naheliegenden Themen und Überschriften wie „Hausbau einst und jetzt – eine Bilanz“, „Arbeit und Alltag im Bauernhaus“, „Schlafen“ und „Die gute Stube“ versehen, spürt man hier jenen Grad an konzeptioneller Durcharbeitung, den es braucht, wenn man altes Material zeitge-

4 Die Geschichte (der Einrichtung) des Volkskundemuseums in der Paulustorgasse ist erstmals ausführlich referiert worden von Sepp Walter: Das Steirische Volkskundemuseum in den Jahren 1913 bis 1961. In: Sutter, Berthold (Hg.): Festschrift 150 Jahre Joanneum 1811–1961. Graz 1969, S. 205–211; vgl. auch Schweighofer, Bernhard: „Heimatschutz“ und „Volksbildung“. Zur Geschichte des Steirischen Volkskundemuseums 1911–1949. Phil. Univ. Dipl.-Arb. Graz 2000.

5 Vgl. u.a. Jöhler, Reinhard, Herbert Nikitsch und Bernhard Tschofen: Schönes Österreich. Heimatschutz zwischen Ästhetik und Ideologie (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 65). Wien 1995; Tschofen, Bernhard: Berg – Kultur – Moderne. Volkskundliches aus den Alpen. Wien 1999, S. 171 ff.

mäße Geschichten erzählen lassen will. So bleibt etwa die Visualisierung bäuerlichen Wohn- und Wirtschaftsalltags mit einem aufwendigen Schichtmodell und durch eine an Otto Neuraths Bildstatistik gemahnende Playmobil-Sequenz im Gedächtnis hängen. Und dass die aus der alten Präsentation übernommene Rauchstube mit Dokumenten der Translozierung (und der hier fast obligaten Erwähnung von Roseggers Museumsbesuch) und verschiedenen Interventionen im Raum zu einem mehrdimensional erfahrbaren „Exponat“ wird, zeigt, dass die Entscheidung für den Beibehalt dieses zugegeben sperrigen und räumlich exponierten Ensembles richtig war. Stimmungen transportiert auch – wenngleich auf ganz andere Art und Weise – eine Installation mit Objekten der bäuerlichen Arbeit; sie werden in einem setzkastenartigen Arrangement abwechselnd angeleuchtet und durch literarische Texte von Peter Rosegger bis Christine Lavant (und ihrer räumlichen Herkunft nach nicht immer passgenau gewählte populäre Autobiographik) zum – jetzt kann man einmal zurecht so formulieren – „Sprechen“ gebracht: Selten gelingt im ganzen Parcours die Begegnung verschiedener Medien oder Zeitschnitte in dieser Eindrücklichkeit. Die Fotografien von Schlafenden aus Manfred Willmanns (gerne als Quelle missverstandenen und daher immer wieder traktiertem) Zyklus „Das Land“ (1986–1991) wirken dagegen nur als Versatzstücke; und eine Installation zur Bedeutung der Stube im österreichischen Symbolhaushalt geht inhaltlich wohl in die richtige Richtung, lässt aber formal – mit drei Flachbildschirmen mit Ausschnitten zur Stube in Werbung, Fernsehen und Kino – rasch an die Grenzen des Intervenierens in als Gesamtheit wahrgenommene Bilder stoßen. Wären hier andere Mittel oder aber eine Trennung von begehbarem Exponat und medialem Kommentar vielleicht effektiver?

Auch „Kleidung als Tracht“, der räumlich jedenfalls umfangreichste Bereich der Schausammlung, bewegt sich argumentativ in sicheren Bahnen. Er handelt etwa von „Trachtenbewusstsein“, von „Stadt und Land“ oder „Wissenschaft und Ideologie“, und er erzählt damit eine Geschichte nach, die von der volkskundlichen Kleidungsforschung der vergangenen Jahrzehnte hinlänglich aufgearbeitet worden ist. Allein, die Präsentation scheitert sowohl am selbstgesteckten Ziel als an der Rolle, den der Bereich im Parcours zu spielen hätte. „Kleidung als Tracht unterliegt einem steten Wandel, der gesellschaftlich, wirtschaftlich und politisch bedingt ist“ – eine Allerweltsbotschaft, die diffus bleiben muss, weil ihre Umsetzung schwer die verschiedenen Materialebenen auseinanderhalten und damit bei den Besucherinnen und Besuchern wohl auch keinen Sinn entwickeln kann für den Konstruktionscharakter augenscheinlich authentischer Kleiderrealien und Bildquellen. Wenn dann die „Bäuerliche Kleidung um 1900“ durch eine „Herren Latzhose“ aus dem Baumarkt und Belege zur Landhausmode

konterkariert wird, sagt das noch gar nichts, und selbst wenn die Gestaltung mit sandwichartigen Vitrinenkonstruktionen den Exponaten zuarbeitet und so geradezu zum filettierenden Blick einlädt, bleibt die Zusammenstellung merkwürdig unbestimmt. Dabei – und das ist der zweite Punkt – ist dieser Bereich eine heikle Schnittstelle, wohl als Vorbereitung auf den Besuch des „Trachtensaals“ gedacht. Ihn erreicht man von hier über einen technoiden Skywalk, der die Besucherinnen und Besucher für einen Moment zum lebenden Exponat auf einem glasgefassten Laufsteg macht. So wird der einstmalige Monolith, der sich in dem aus den dreißiger Jahren stammenden Zubau (mit Heimatsaal und Heimatwerk den Brückenschlag zum Angewandten festigend) erhalten hat, zu einem in den Rundgang integrierten Dokument. Konservatorisch adaptiert, mit sensiblem Licht und die empfindlichen Textilien schützenden Vorhängen versehen, präsentiert sich der Saal nun als „Museum im Museum“ – eine kluge und lange ungewiss gebliebene Entscheidung.⁶ Obwohl (nach einer unglücklichen Umgestaltung im Jahre 1985) „in seine ursprüngliche Gestaltung zurückgeführt“, atmet der 1938 eröffnete Saal dennoch etwas vom Geist der (in der Volkskunde und ihren Institutionen lange nachwirkenden) Nachkriegszeit. Die vor Betreten des Steges mit auf den Weg gegebene Kritik der „Urtracht“-Theorie Gerambscher Prägung, dezente Informationen zur Geschichtlichkeit des Ensembles und exakte Legenden (auf zwei neuen Pulten) können den Eindruck einer gewissen Hilflosigkeit nicht ganz zerstreuen: Vielleicht, weil der Saal nun losgelöst von seiner für den reproduzierenden Gebrauch bestimmten Nachbarschaft (Nähstube und Bühne!) erscheint und selbst formal nicht nur von Kontrasten zur heutigen Präsentation bestimmt ist, vermittelt sich das Drehbuch nicht mehr, nach dem er seinerzeit gebaut (und lange benützt) worden war – als lineare Herleitung des zeitgenössischen Entwurfs für ein besseres Leben, als Legitimität verschaffender Stammbaum der im Haus selbst verwalteten Trachtenpolitik.

Das Steirische Volkskundemuseum – das war allen, die sich je damit befasst haben, stets bewusst – ist ein schwieriges Haus. Zu einem Teil erklären sich die Schwierigkeiten, die sich bei der Neubefragung seiner Sammlungen ergeben, aus dem Problem von Nähe und Distanz: Die Objekte dieser Sammlung sind zum größten Teil unter dem Zweck zusammengetragen worden, als sinnstiftende, Halt und Identifikation bietende Zeugnisse der Vergangenheit wieder abgerufen werden zu können; sie sollten nicht

6 Roswitha Orac-Stipberger hat über den Gang und Stand der Planungen ausführlich informiert, vgl. Dies.: Phönix aus der Asche. In: Grieshofer, Franz und Margot Schindler (Hg.): Netzwerk Volkskunde. Festgabe für Klaus Beitzl zum siebzigsten Geburtstag (= Sonderschriften des Vereins für Volkskunde in Wien, Bd. 4). Wien 1999, S. 215–227.

Quellen und Dokumente im Sinne des Archivars sein, der (idealtypisch) mit dem Übriggebliebenen zunächst einmal kein anderes Ziel verfolgt, als nachkommenden Generationen etwas zu hinterlassen. Deshalb ist dieses Museum – wie vielleicht alle Volkskundemuseen – auch mehr und offensichtlich von den Glaubenssätzen seiner Erfinder, Sammler und Deuter durchwoben als andere Sammlungen: Eigentlich Fremdes ist in ihnen heimlich imprägniert und das einzelne Objekt steht ungewollt unter dem Eindruck des großen Ganzen. Auch wenn dieses den Museen zwangsläufig längst abhanden gekommen ist, hat jene Identifikation mit dem Popularen dafür gesorgt, dass sich die Unterscheidbarkeit zwischen Gegenstand und Interesse nachhaltig verwischt hat und den „Realien“ die einmal mit ihr verbundenen Imaginationen nach wie vor anhängen. Das macht ja auch einen Teil der „Krise der Repräsentation“ aus, unter der Volkskundemuseen seit geraumer Zeit leiden – ob sie nun Kultur auf lokaler, regionaler oder nationaler Ebene abbilden wollen.

Der den Rundgang abschließende Bereich „Ritual und Glaube“ kann als beispielhaft für dieses Problem stehen. Pointiert gesagt (und bestimmt unzulässig verkürzt): Man weiß nicht recht, ob hier ein Weltbild vermittelt oder der kulturanalytischen Präsentation ausgesetzt werden soll. Wer spricht da zu wem (und mit welchen Intentionen), könnte man sich fragen, wenn man sich etwa in einem hagiographischen Schnellkurs mit essentialistischem Wissen konfrontiert sieht und die Wirkung gläubiger Praktiken erklärt bekommt. Das soll kein Argument gegen die Notwendigkeit derartiger Informationen sein – wie wenig heutige Besucherinnen und Besucher mit den Zeichen und Dingen christlich durchtränkter Kultur anzufangen wissen, ist bekannt. Die Frage aber bleibt, ob nicht mit solchen Haltungen die Chance verspielt wird, den historischen Kollektionen Anschluss an Fragen und Probleme der Gegenwart zu eröffnen. Eine Kapitulation vor dieser Aufgabe bedeuten wohl die dem Bereich vorangestellten Sätze zu „Ritual und Glaube“: „Geht der Glaube verloren, verlieren auch die Rituale ihren Inhalt und damit ihre Funktion. Sie geraten in Vergessenheit oder leben nur in der glaubensfernen Welt folkloristischer Schaukultur fort“.

So will die Präsentation einerseits Phänomen und Funktion des Rituals nach anthropologischem Katalog deklinieren („Rituale in allen Lebenslagen“, „Rituale als soziale Handlung“ etc.) und kommt andererseits doch nicht los von einer Unterscheidung in „Frömmigkeit“ und „Aberglaube“, wodurch ihr etwa die Information über die Sakramente rasch zur katechistischen Übung gerät. Objektreich und kleinteilig bestückt, geht durch solche Ordnungen jede Möglichkeit verloren, in den Sammlungen angelegte Erzählungen fortzudenken und durch mehr als nur eindimensionale Fortschreibungen zu verfolgen: Da bleibt dann ein Filmdokument zu „Wallfahrt im

Film“ ähnlich stumm wie der Versuch (im vorangegangenen Bereich „Tracht als Kleidung“), in einem Video namens „Ein Sonntag auf dem Lande“ rezente Bekleidungsgewohnheiten einzufangen. Bei all dem ist die Präsentation in „Ritual und Glaube“ auch historisch ungenau; während die Gruppentexte in der Vergangenheitsform (offensichtlich bereits abgegangene?) religiöse und rituelle Praktiken referieren, schwappen die Legenden auf der Ebene der Objekte in den ethnographischen Präsens hinüber: „Bauopfer – wird eingemauert“, lautet die dürftige und überzeitliche Gültigkeit suggerierende Information.

Dabei ist das Kommunikationsdesign an sich recht überzeugend gewählt. Graphisch folgt es dem Farbleitsystem der Gestaltung, drei Textebenen bringen Informationen verschiedener Tiefenschärfe. Bereichstexte stecken zunächst die inhaltlichen kulturhistorischen Koordinaten ab und eröffnen den Besucherinnen und Besuchern den Deutungshorizont des Skripts. Gruppentexte bündeln dann kleinere Einheiten und geben formale Erläuterungen zu Ensembles und Objekteinheiten. Diese Texte sind durchwegs gut zu lesen, zumindest auf der obersten Ebene sind sie redaktionell aufeinander abgestimmt und vermitteln sehr allgemeine Kontexte, von daher sind sie vielleicht auch etwas konturlos und glatt. Die dritte Textebene ist mit Rücksicht auf die Wirkung der mitunter sehr kleinteiligen und inhomogenen Exponate in vier Booklets ausgelagert. So sind die Objekte größtenteils ohne eigentliche Beschriftungen, Sachinformationen finden sich weitgehend nur in den graphisch ansprechenden Broschüren, die am Anfang eines jeden Bereiches zur freien Entnahme bereit stehen. Aber welche Informationen? Was nützen Auskünfte wie „Schere, Metall“ oder „Kästchen, Holz“? Und nicht nur, dass vielfach weder Datierungen noch nähere Herkunftsangaben zu finden sind – auch dort, wo sich Detaillierteres findet, wird man nach dem Sinn der ausgebreiteten Fakten fragen. Deutende Zusätze, die Kontexte herstellen und das einzelne Exponat im Rahmen des Konzeptes argumentieren, fehlen zur Gänze. Wiedergegeben wird – so der Eindruck – lediglich das mitunter sehr dürftige hausintern tradierte Inventarwissen; und Desiderat bleibt, die Neuaufstellung auch zum Anlass für eine Neubefragung der Sammlungen und für eine Abgleichung mit dem Wissen der Gegenwart zu nützen.

So bekräftigt die Betextung der Ausstellung den zwiespältigen Eindruck, den ein Rundgang durch das Haus insgesamt vermittelt: Sauber und aufgeräumt wirkt alles auf den ersten Blick, der Gesamteindruck ist luftig, und selbst museographisch und inhaltlich glaubt man mit zeitgenössischen Standards konfrontiert zu sein. Sieht man aber etwas genauer hin, gibt die glatte Oberfläche (und die überzieht nicht nur die Gestaltung) Ungereimtheiten frei. Das beginnt bei der Reduktion der Ausstellungsarchitektur auf zwei

Grundtypen – hinterleuchtete Wandvitruinen und kniehohe Glaskörper –, die dann teilweise recht plump wirkende Adaptierungen durch verschiedene Ausleger notwendig machen, und das setzt sich über den Umgang mit Text und mit den audiovisuellen Medien bis auf die inhaltliche Ebene fort: Doch eine schlüssige Präsentation setzt begründete Exponate voraus – und dazu wieder braucht es neben Ideen, Mut und Kreativität auch Sicherheit im kulturwissenschaftlichen Denken und Argumentieren, die neben der vielleicht hier wirklich übermächtigen Tradition einigermaßen bestehen kann.

Wie aber steht es nun in Graz um den für sich in Anspruch genommenen „Wert des Museums für die Zukunft“, oder bescheidener gefragt: Was hat die nach 17 langen Jahren nun zugängliche Präsentation der Gegenwart zu erzählen? Das Postulat der Reflexivität allein aktualisiert ja einen Bestand noch ebenso wenig wie das Ausstellen von Gummistiefeln und Latzhosen (oder von als Funktionsäquivalenten aufgefassten Platzhaltern der Alltagskultur). „Vertrautes aus neuem Blickwinkel betrachten“⁷, will das Museum offerieren. Vielleicht liegt es an dieser vorausgesetzten vertrauten Nähe, dass die zum Thema gemachten „vielfältigen Beziehungen zur Vergangenheit“ recht eindimensional erscheinen. So vermittelt sich – von einzelnen geglückten Schlaglichtern einmal abgesehen – insgesamt wenig von den Spannungen und Gleichzeitigkeiten in Kulturprozessen. Und weil zwar die Präsenz der Geschichte in unserer Gegenwart thematisiert wird, aber umgekehrt nicht vollzogen wird, dass historische Alltage (und damit ihre Zeugnisse) sich sozial konstituieren, bleiben die Botschaften seltsam geschichtslos. Was sollen die Besucherinnen und Besucher nun mit Exponaten anfangen, die weder (und ganz zurecht nicht) zur Identifikation taugen, noch dazu einladen, Erfahrungen der eigenen Alltage an den Koordinaten von Kultur und Gesellschaft zu vermessen?

Noch einmal sei zum Schluss das eigentliche Paradox betont⁸: Alles ist gut gemacht – aber das ist es dann leider auch schon. Etwas mehr Ecken und Kanten – Fragen statt Antworten, Verstörung und Experiment statt konformer Runderneuerung – hätten dem Haus gut getan. Und die inhaltliche

7 Orac-Stippenberger, Roswitha: Das Volkskundemuseum. Vertrautes aus neuem Blickwinkel betrachtet. In: Der Vierzeiler. Zeitschrift für Musik, Kultur und Volksleben, 23 (2003), Nr. 3, S. 34 f.

8 Diese Kritik verdankt wichtige Anregungen der Diskussion mit Diplomandinnen und Diplomanden des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien im Rahmen einer Exkursion in die „Kulturhauptstadt 2003“ (27.–29. Juni 2003): Birgit Hadler, Elisabeth Kreuzwieser, Susanne Paschinger, Sepp Ploner, Magdalena Puchberger und Maria Takacs sei herzlicher Dank gesagt. Ebenso Wolfgang Wehapp, mit dem während der Textabfassung ein kurzer, aber intensiver Austausch erfolgte; vgl. Ders.: Von der Auseinandersetzung mit dem Raumgeist. Grazer Volkskundemuseum. In: *Innovation Steiermark* (im Druck).

Positionierung dieses Museums wird nun umso mehr von den angekündigten Sonderausstellungen abhängen. Vielleicht werden ja dort Wege beschritten, die dann wieder in die Dauerpräsentation zurückwirken.

Bernhard Tschofen

Universitärer Museumskurs 2003

Mühlviertler Schlossmuseum Freistadt, 22. bis 25. September 2003

Nach vierjähriger Pause und Überwindung etlicher Hürden fand 2003 wieder ein Museumskurs für die Studierenden des Faches Volkskunde/Europäische Ethnologie der Universitäten Wien, Graz und Innsbruck statt. Von 22. bis 25. September konnten sich StudentInnen der Institute für Europäische Ethnologie in Wien und Innsbruck sowie des Instituts für Volkskunde und Kulturanthropologie in Graz im Schlossmuseum Freistadt (OÖ) mit der Praxis im Museum auseinandersetzen. Veranstalter war wiederum der Österreichische Fachverband für Volkskunde.

Die Einführungsvorträge der Referenten und Referentinnen, Franz Grieshofer, Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien, Andrea Euler, Leiterin der Volkskundeabteilung der Oberösterreichischen Landesmuseen, und Peter Assmann, Direktor der Oberösterreichischen Landesmuseen, fanden im renovierten, zu einer Musikschule und einem Kulturzentrum ausgebauten „Salzhof“ im Altstadtkern von Freistadt statt. Für die Universitätsinstitute waren Olaf Bockhorn (Wien), Editha Hörandner (Graz) und Ingo Schneider (Innsbruck) mit StudentInnen angereist.

Franz Grieshofer musste absagen und übersandte seinen Vortrag mit dem Titel „Museumsgeschichte – Von der Reliquie zum Kulturerbe“ an Olaf Bockhorn, der ihn für die Zuhörerschaft referierte. In dem Referat wurde die Geschichte des Museums von den frühen Anfängen im 18. Jahrhundert bis zu den institutionalisierten Formen und den ersten „modernen“ Museen des 19. Jahrhunderts dargestellt. Weiters zeigte er auch die Geschichte der ersten volkskundlichen Sammlungen und Abteilungen um das Jahr 1900 auf und beschrieb deren Weiterentwicklung bis hin zu eigenständigen Volkskunde-, Volkskultur- oder auch Volkskunstmuseen.

Im Zentrum des Referats von Peter Assmann stand das Thema „Der Bildungsauftrag der Museen“. Auch er verwies mit wenigen Worten auf die Geschichte der Museen. Sie sind aus dem Geist der Aufklärung heraus entstanden und beinhalten deshalb von jeher einen gewissen Bildungsaspekt, auch wenn sich dieser in seinem Charakter und seiner Umsetzung über die Jahrhunderte deutlich verändert hat.

Sammeln, Bewahren, Ausstellen und Vermitteln von Kulturgut und Kulturerbe, das sind nicht nur laut ICOM-Definition (International Council of Museums; www.icom-oesterreich.at) die Aufgaben eines Museums heute. Diese Aufgaben sollen bestmöglich erfüllt werden, und so bedarf es speziell ausgebildeten Fachpersonals. Gab es früher fast ausschließlich den Weg des „Learning by Doing“, so gibt es mittlerweile auch Lehrgänge zu den verschiedensten Museumsbereichen. Natürlich sind alle Aufgabenbereiche des Museums gleich wichtig, doch durch geplante Umstrukturierungen im Bereich der Finanzen und Verwaltung – Schlagwort „Ausgliederung der Bundesmuseen“ – gewinnen gerade die Bereiche Vermittlung und Öffentlichkeitsarbeit zunehmend an Gewicht. Assmann steht dieser Ausgliederungswelle sehr skeptisch gegenüber, da für ihn die Museen einen wichtigen Demokratisierungsschritt bedeuteten. Man sollte den Zugang zum Museum erleichtern, anstatt ihn restriktiv zu handhaben. Sowohl marktwirtschaftliche Überlegungen als auch Bildungswerte sollen in der Diskussion um die Museen Platz finden.

Den Vortragsreigen an diesem Nachmittag schloss Andrea Euler mit ihrem Referat über die Inventarisierung von Objekten im Museum. Sie gab einen einleitenden Überblick über die verschiedensten Problemstellungen in diesem Zusammenhang. So spannte sie den Bogen vom Erwerb der Objekte und den damit verbundenen rechtlichen Rahmenbedingungen (Kauf, Leihgabe, Spende usw.) über das Anlegen und Führen von Eingangsbüchern und Inventarlisten (auch mittels Computerprogramm Compendis) bis hin zur exakten Anbringung der Inventarnummer am Objekt und korrekter Objektlagerung.

Am zweiten Kurstag wurden die Studierenden aller drei Universitäten nach Zufallsprinzip aufgesplittet (um den Austausch und die Kommunikation innerhalb der verschiedenen Institute zu fördern) und jeweils drei verschiedenen Arbeitsgruppen zugeteilt. Diese Gruppen widmeten sich bestimmten Arbeitsthemen, und so sollte jeder der KursteilnehmerInnen in einer Art Zirkel an zwei Vormittagen und einem Nachmittag mit dem jeweiligen Arbeitsbereich im Museum vertraut gemacht werden und Erfahrungen sammeln. Gearbeitet wurde in den Räumen des Schlossmuseums bzw. im Archiv und im Depot.

Susanne Hawlik vom Büro für Museumskonzepte und -beratung leitete die Gruppe „Ausstellungskonzeption, -gestaltung & -vermittlung“, Andrea Euler widmete sich dem Feld „Umgang mit dem Museumsobjekt: Erhaltung – Pflege – Aufbewahrung“ und Fritz Fellner (Kustos des Mühlviertler Schlossmuseums in Freistadt) begab sich mit seiner Gruppe in den Arbeitsalltag seines Museums unter dem Thema „Inventarisieren am Beispiel des Mühlviertler Schlossmuseums Freistadt“.

Alle drei ArbeitsgruppenleiterInnen versuchten in ihren Kursen vor allem praxisorientiert zu arbeiten, sei es durch Aufgabenstellungen und gemeinsames Erarbeiten von Lösungen oder auch durch das Einbringen persönlicher Erfahrungen aus ihren Arbeitsbereichen.

Am Mittwochnachmittag fanden zwei Vorträge zu speziellen Teilbereichen im Museum statt: „Öffentlichkeitsarbeit von Kleinmuseen“ von Fritz Fellner; Erwin Garstenauer machte die Zuhörer mit dem wichtigen Bereich der „Förderungen von Museen und Ausstellungen in Österreich mit spezieller Berücksichtigung der Situation in Oberösterreich“ bekannt. Fellner betonte in seinen Ausführungen vor allem den Punkt der persönlichen Kontaktaufnahme mit verschiedenen Medien und die Berücksichtigung der Reichweite und Spezifik des gewählten Mediums zur optimalen Verfassung von Pressemitteilungen. Garstenauer wurde nicht müde zu betonen, dass man den Gürtel wieder enger schnallen werde müssen, da die Kulturförderung des Landes Oberösterreich für das Jahr 2004 um ein Drittel weniger betragen wird als im Jahr 2003 (Anm.: 2003 wurden 2,66% der Ländermittel für Kulturförderungen ausgegeben). Er wies auch darauf hin, dass man derzeit von Förderungsseite dazu übergeht, bereits bestehende Museen zu unterstützen, statt in weitere Neugründungen zu investieren. Ein interessanter Punkt seiner Ausführungen war die exakte Aufschlüsselung der Fördermittel des Landes Oberösterreich für die verschiedenen Teilbereiche. So fließen beispielsweise 18% der Fördermittel des Landes in den Topf für „Museen, Archive und Wissenschaft“.

Anschließend an die Referate gab es Zeit für kurze Diskussionen, die von den KursteilnehmerInnen ausgiebig genutzt wurde. Aufgelockert wurde dieses Programm durch eine kurze Führung durch den „Salzhof“. Danach konnte man das angeeignete Wissen des Tages bei einer detailreichen Führung durch die Freistädter Altstadt sich setzen lassen.

Den Abschluss fand der diesjährige Museumskurs am letzten Tag mit einer Fahrt ins nahegelegene Windhaag, wo Susanne Hawlik durch das Mühlviertler Waldhaus führte, an dessen Konzeption sie mitgearbeitet hat. Das Museum befindet sich in einer ehemaligen Schule, die baulich den neuen Aufgaben angepasst worden war. Das Mühlviertler Waldhaus wurde in den 1980er Jahren konzipiert und ist Teil der Mühlviertler Museumsstraße, einem oberösterreichischen Museumsverbund, dem auch das Schlossmuseum Freistadt angehört.

Im Anschluss an den Museumsbesuch gab es bei einem abschließenden gemeinsamen Mittagessen, noch die Möglichkeit Anregungen und Kritik an die Veranstalter zu richten. Die KursteilnehmerInnen äußerten sich großteils sehr zufrieden. Kritik gab es nur an einzelnen Punkten wie etwa der spezifischen Ausrichtung auf die oberösterreichische Museumslandschaft.

Außerdem wurde der Wunsch nach Verlängerung des Kurses und nach mehr praktischen Übungen laut.

In einem waren sich jedoch alle einig: Dass es notwendig wäre, solche Kurse regelmäßig, wenn schon nicht jährlich, dann vielleicht alle zwei Jahre abzuhalten, eventuell mit einer theoretischen Begleitvorlesung über ein Semester hindurch. Auch die Zusammenarbeit der drei Institute im Rahmen dieses Kurses wurde von allen StudentInnen sehr begrüßt.

Birgit Hadler

„Museum und Politik“

15. Österreichischer Museumstag vom 25. bis 27. September 2003 in Innsbruck

Der 15. Österreichische Museumstag, der zugleich den 11. Gesamttiroler Museumstag darstellte, fand von 25. bis 27. September im Kongresshaus Innsbruck statt und wurde von ICOM Österreich, dem Österreichischen Museumsbund und dem Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum organisiert. Als Schwerpunktthema stand „Museum und Politik“ auf dem Programm.

Der Reigen der Begrüßungsreden wurde von Gert Ammann, Direktor des Ferdinandeums, in seiner Rolle als Gastgeber eröffnet: Er definierte die Museen als Orte der Beständigkeit und zugleich der Veränderung, die auf gesellschaftliche Bedürfnisse reagieren, aber auch aktiv Akzente setzen und damit Politik machen. Er unterstrich in diesem Zusammenhang die Kompetenz der Museen, Grundlagen für die Bewältigung von Problemen zu erarbeiten, und betonte die Verantwortung der Politik, ihre kulturelle Basisfunktion ernst zu nehmen. Anschließend erinnerte Günther Dembski, Präsident von ICOM Österreich, in seinen Grußworten an die Situation zahlreicher Museumslandschaften, in denen der Einfluss der Politik stark zu spüren sei, so etwa in Frankreich oder noch drastischer durch Kriege wie im Gebiet des ehemaligen Jugoslawien und im Irak. Es folgte Peter Assmann, Präsident des Österreichischen Museumsbundes, der auf den öffentlichen und damit von vornherein auch politischen Charakter von Museen hinwies: Museen erfüllen eine Aufgabe für die Gemeinschaft; sie schaffen und sammeln Erkenntnisse, vermitteln diese, sind Kommunikationszentren und tragen zur Identitätsstiftung bei. In ihren Aufgaben werden die Museen jedoch von der Politik unterschätzt. So wäre es wichtig, im Zusammenhang mit der Privatisierungsdiskussion die politischen Werte der Institution Museum ins Zentrum und vor allem ins Bewusstsein der Entscheidungsträger der Verwaltung

zu rücken. Vor allem die Frage, wie weit ein Museum privat strukturiert sein kann, darf oder muss, sollte offen diskutiert werden.

Die politischen Eröffnungsredner sahen das Museumstagsthema aus etwas anderer Sicht als die Museumsleute und spielten den Ball der Verantwortung letztlich wieder zurück an die Museen selbst. Am freundlichsten klang die Situation in Südtirol, dessen Kulturreferent, Bruno Hosp, versicherte, dass die Landesregierung auf keinen Fall daran denke, die neun frisch geschaffenen Landesmuseen zu privatisieren und damit ihrem wirtschaftlichen Schicksal zu überlassen. Der Eröffnungsredner, Herwig van Staa, Landeshauptmann von Tirol, teilte den versammelten Museumsangeestellten mit, dass sich die österreichischen Museen ohnehin in einer glücklichen Lage befänden, da sie vielfältiger und besser ausgestattet seien als anderswo, woran man sehe, dass sich hierzulande die Politik der Museen sehr wohl annehme. Damit die einzelnen Bundesländer die Museen verstärkt unterstützen könnten, müssten sie größere finanzielle Mittel vom Bund zur Verfügung gestellt bekommen. Die solchermaßen angesprochene Bundesministerin für Bildung, Wissenschaft und Kultur, Elisabeth Gehrler, ging darauf nicht ein, sondern verortete die Museen in den drei Spannungsfeldern: Globalisierung und Region, Flexibilität und Sicherheit, Zentralismus und Eigenständigkeit. Letztere, so meinte sie, sei durch den Weg der Privatisierung bestmöglich gewährleistet. Die dadurch für die Museen entstehenden gravierenden Finanzprobleme blieben an dieser Stelle unerwähnt. Darüber hinaus lobte Gehrler die Zusammenarbeit von Bund und Ländern und versicherte, dass es weiterhin kein starkes Eingreifen in die inhaltliche Arbeit der Museen geben werde.

Der Eröffnungsvortrag wurde im Anschluss an die Begrüßungsreden vom Mathematiker und Biologen Ernst Peter Fischer, Professor für Wissenschaftsgeschichte an der Universität Konstanz, gehalten und trug den Titel: „Einstein trifft Picasso und geht mit ihm ins Kino. Warum wir im Museum können, was wir müssen: Wissenschaft verstehen.“ Ausgangspunkt des Vortrags war der Gedanke, dass die bisherigen Methoden, die Wissenschaft – gemeint war die Naturwissenschaft – den Menschen näher zu bringen, gescheitert seien. Bisher wurde meist versucht, komplexe Vorgänge und Zusammenhänge, die etwa in der Physik oder der Biologie erforscht werden, immer mehr zu vereinfachen, um sie verständlich zu machen. Dies könne, laut Fischer, nicht funktionieren, da Menschen nichts erklärt bekommen, sondern verstehen wollen. So habe auch Einstein nicht die Lösung, nicht die Klärung eines Problems als den Motor der Forschung angesehen, sondern die Suche nach dem nächsten Geheimnis. Die Kluft zwischen der Wissenschaft und den sogenannten Laien sei in den letzten 150 Jahren immer größer geworden. Das Ziel müsse nun sein, es den Menschen wieder

zu ermöglichen, nicht die Wissenschaft, sondern die Welt, in der sie leben, zu verstehen, über sie nachzudenken und vor allem über sie zu sprechen. Die Wissenschaft entwerfe ein Bild der Welt und dieses Bild müsse zugänglich gemacht werden, wofür das Museum der ideale Ort sei. Anhand mehrerer Beispiele führte Fischer die gemeinsame Basis von Wissenschaft und Kunst aus und erläuterte ihre Sichtweisen auf die Welt, die sie im 19. und 20. Jahrhundert entwarfen.

Um zum Titel des Vortrages zurück zu kehren: Fischer erläuterte, welches Gesprächsthema Einstein und Picasso bei einem Treffen vielleicht gewählt hätten. Die Relativitätstheorie ließe sich beispielsweise anhand von Picassos Werken wunderbar veranschaulichen, die den Zusammenhang von Raum und Zeit vor Augen führen und den Begriff der Gleichzeitigkeit thematisieren. Ebenso zeige der Kubismus, dass die Welt aus geometrischen Formen bestehe, wie auch die Physik den Zusammenhang von Raum und Masse nur über die Geometrie erklären könne. Auch die Quantenphysik lasse sich über die Kunst verstehen: Atome haben eine eigene Form von Wirklichkeit, sie sind ein Sammelsurium von Möglichkeiten, sind also keine Gegenstände, sondern Formen. Dies bedeutet, dass die Welt eigentlich abstrakt ist, ganz so wie sie unter anderem Kandinsky gemalt hat. Anhand der romantischen Kunst ließe sich etwa verdeutlichen, dass die Wissenschaft der Natur ihr Verständnis aufzwinge, dass Wissenschaft das Produkt des menschlichen Geistes sei. Um Wissenschaft verständlich zu machen, sei es also unumgänglich, Gleichnisse zu finden – zum Beispiel Kunstwerke –, die die Bilder, die von der Wissenschaft geschaffen werden, auch sinnlich wahrnehmbar werden lassen.

Anschließend an die Diskussion des Vortrags fand die Generalversammlung des Österreichischen Museumsbundes als letzter Programmpunkt dieses Vormittags statt.

Das Nachmittagsprogramm startete mit dem Vortrag „Wir haben den elfenbeinernen Turm schon lange verlassen“ von Gerhard Tarmann vom Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum. Er erklärte zunächst das Bild des „Elfenbeinturms“, das von französischen Künstlerkreisen des 19. Jahrhunderts geprägt worden war und ein Symbol für die selbstgewählte Isolation von Künstlern und Wissenschaftlern geworden ist. Heute, in einer vom Kosten-Nutzen-Denken geprägten Gesellschaft, sei dieses Bild durch und durch negativ besetzt und tiefere Erkenntnis nicht mehr gefragt. Der Druck der Öffentlichkeit auf die Museen wachse, maximale Marktorientierung und maximale Besucherzahlen werden gefordert. Die Erwartungshaltungen der Politik, der Wirtschaft und der Presse seien vielfältig (Publicity, Events, Tourismus, Bildungspolitik, Neuentdeckungen, Sensationen etc.).

Einen Ausweg aus dieser Situation könnten die Museen finden, wenn es ihnen gelänge, den Nutzen ihrer Kerntätigkeiten deutlich zu machen. Tar-

mann nannte drei Beispiele aus seiner Arbeit in der Naturwissenschaftlichen Sammlung des Ferdinandeums. So könne etwa, erstens, die umfangreiche Kollektion an Schmeißfliegen im Vergleich mit heutigen Daten wichtige Erkenntnisse zu gegenwärtigen Umweltbelastungen liefern. Zweitens leite das Museum ein Monitoringprojekt zur biologischen Schädlingsbekämpfung in Südtirol, der größten zusammenhängenden Apfelanbaufläche Europas, zu dem es überhaupt erst durch die Forschungen des Landesmuseums kommen konnte. Und drittens habe auch das Projekt „Die helle Not“ einen großen, öffentlich sichtbaren Erfolg gebracht, indem zahlreiche Gemeinden in Tirol, so auch die Stadt Innsbruck, dazu bewegt werden konnten, die Straßenlampen mit weißem Licht gegen solche mit gelbem zu tauschen. Diese locken – neben anderen Vorteilen – nachtaktive Insekten weniger an und tragen so zur Erhaltung der Insektenpopulationen bei.

Solche Projekte und Forschungsergebnisse seien nur zu erzielen, wenn genügend Zeit zur Verfügung stehe, um kreativ und qualitativ arbeiten zu können. Darüber hinaus müsse den WissenschaftlerInnen ein gewisser Freiraum eingeräumt werden, der es erlaube, Ideen nachzugehen, und nicht nur das zu erforschen, wovon das Ergebnis – und damit der Nutzen – von vorne herein feststehe. Tarmann schloss den Vortrag damit, dass der Elfenbeinturm sehr wichtig sei, die Türen aber offen bleiben müssten, um draußen gehört zu werden. In der anschließenden Diskussion wurde unter anderem nochmals der hohe Stellenwert der Grundlagenforschung betont, der der Öffentlichkeit schrittweise vermittelt werden müsse.

Der zweite Teil des Nachmittags bot die Möglichkeit, das umgebaute und neugestaltete Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum zu besichtigen, sowie die Sonderausstellung „In freier Natur – Von Cézanne bis Picasso“ – beides leider ohne Führungsmöglichkeiten. Im Rahmen eines Empfangs des Landes Tirol und der Stadt Innsbruck in den Museumsräumlichkeiten wurden schließlich, wie schon bei den beiden vorangegangenen Museumstagen, weitere Museumsgütesiegel verliehen, Qualitätszertifikate, die „wirkliche“ Museen von unfachmännisch geführten unterscheiden sollen. Nach einleitenden Worten von Gert Ammann und der Innsbrucker Bürgermeisterin Hilde Zach wurde die Plakette dem Montafoner Heimatmuseum Schruns, dem Oberösterreichischen Sensenschmiedemuseum in Micheldorf, dem Rabalderhaus in Schwaz, dem Museum Thurnfels in Völs und der Münze Hall in Hall i.T. überreicht.

Der Vormittag des zweiten Konferenztages war dem Kernthema „Museum und Politik“ gewidmet. Drei parallel stattfindende Podiumsdiskussionen beschäftigten sich mit verschiedenen Aspekten der Materie, nämlich „Machen Museen Politik?“, „Brauchen Museen die Politik?“ und „Sind Museen Sondermülldeponien?“. Die erste Diskussionsrunde, die von Margot

Schindler (Österreichisches Museum für Volkskunde) geleitet wurde, nahm von folgenden Statements ihren Ausgangspunkt: Hartmut Prasch (Museum für Volkskultur in Spittal a.d. Drau) sah in den Abhängigkeiten, in denen Museen aufgrund der Trägerschaft oder der Subventionen stehen, einen Hemmschuh, der sie daran hindert, provokant Aufmerksamkeit zu erregen. Dennoch gebe es für Museen die Möglichkeit, die Politik zu beeinflussen, etwa in ihrer Rolle als Identitäts- und Wirtschaftsfaktor, als touristischer oder gesellschaftsbildender Faktor. Erich Marx (Salzburger Museum Carolino Augusteum) hob vor allem die Politik des Lobbying hervor, derer sich die Museen zunehmend bedienen sollten, und die Möglichkeit, mit Ausstellungen selbst Politik zu machen. Astrid Schönweger (Frauenmuseum Meran) meinte, dass Museen quasi „automatisch“ Politik betreiben, weil sie durch ihre Sammeltätigkeit einem Sachverhalt Bedeutung beimessen. Das Frauenmuseum agiere darüber hinaus ganz bewusst, indem es Frauennetzwerke fördere und als Sprachrohr für Frauenbelange diene.

Die Moderation von „Brauchen die Museen die Politik?“ übernahm Renate Goebel (Österreichischer Kunsthistorikerverband), die die Frage zu: „Welche Politik und wieviel Politik brauchen die Museen?“ umformulierte. Das Podium, bestehend aus Paul Rösch (Touriseum Schloss Trauttmansdorff, Meran), Wilfriede Hribar (Abgeordnete zum Tiroler Landtag) und Horst Christoph (Profil) sowie das Plenum diskutierten die verschiedenen Sichtweisen auf das Thema, wobei sich einige Kernpunkte herauskristallisierten: Die Frage nach der Zukunft von Museumsneugründungen wurde gestellt, die als Prestigeobjekte finanziert werden, dann aber im normalen Museumsbetrieb weiterlaufen müssen – was die Frage der Verteilung von Fördergeldern nach sich zog, ebenso wie die Frage nach den inhaltlichen Vorgaben der Politik an die Museen: Was ist Kulturpolitik und wo beginnt die Einmischung? Von Museen wird auch zweierlei gefordert, was scheinbar in entgegengesetzte Richtungen geht. Einerseits sollen sie Aktualität gewährleisten und in Sonderausstellungen kritische, dynamische Foren sein, andererseits aber Sammlungsbestände betreuen, die personelle und finanzielle Ressourcen in Anspruch nehmen, ohne nach außen hin prestigeträchtig zu sein. Von der Politik wünschte man sich ein klares Kulturkonzept und eine ehrliche Stellungnahme zu den Museen, und weiters im Falle einer Bejahung der Museen auch tatsächlich die Zuteilung der benötigten Ressourcen. Dabei sollten die Besucherzahlen nicht das einzige Kriterium für die Beurteilung der Leistungen eines Museums sein. Ein klares Bekenntnis der Politik zu den Museen als Orte des Bewahrens und Forschens und die Unterstützung der Museen in der Öffentlichkeit wurde eingefordert. In diesem Zusammenhang kam auch die Rolle der Museen als ständiger Bittsteller gegenüber der öffentlichen Hand zur Sprache. Museen seien Partner

und keine Almosenempfänger. Die Diskussion schloss mit der Warnung vor einem wirtschaftlichen Verdrängungswettbewerb im Museumsbereich, dem die Museen auf alle Fälle entgegenwirken müssen.

Die dritte Runde, „Sind Museen Sondermülldeponien?“, geleitet von Heimo Kaindl (Diözesanmuseum Graz) ging von zwei Statements aus: Hans Gschnitzer (Tiroler Volkskunstmuseum) war der Ansicht, dass jedes Objekt durch die Sammelintention zu einem spannenden Beleg werden könne, dass also kulturgeschichtliche Museen alles, auch Müll oder Sondermüll, sammeln könnten. Andreas Rudigier (Talschaftsmuseum Montafon) wies hingegen die Sondermüll-Idee für die Museen im Bezirk Bludenz zurück. Sein Ansatz zielte auf die Museen als geeignete Kulisse und Bühne für politische und touristische Interessen.

So angenehm die Diskussion eines Themas in kleinerer Runde war, so bedauerlich war es auch, dass alle TagungsteilnehmerInnen gezwungen waren, je zwei Themenkreise zu versäumen. Leider gab es nach den Podiumsdiskussionen auch keine Abschlussitzung im Plenum, in der die Gruppenergebnisse kurz vorgestellt hätten werden können.

Nach dem – dank des Engagements der Veranstalter gesponserten – Mittagessen bestand die Möglichkeit, in kleineren Gruppen verschiedene Museen in Innsbruck zu besuchen. Unter anderem wurde eine Führung durch die neuen Depot- und Werkstättenräume des Ferdinandeums angeboten. Der gesellschaftliche Abschluss der Tagung wurde mit der Standseil- und Gondelbahnauffahrt zur Seegrube und einem gemeinsamen Abendessen begangen. Dabei konnte man in 1900 m Seehöhe den Ruheraum der Ausstellung „Stadtflucht 10m/sec“ besichtigen.

Der letzte Tag der Konferenz gestaltete sich in Form einer Busexkursion in die Umgebung von Meran in Südtirol. Ziel waren das Südtiroler Landesmuseum auf Schloss Tirol und das Tourismuseum „Touriseum“ auf Schloss Trauttmansdorff, die beide in diesem Jahr neu eingerichtet beziehungsweise neu gestaltet worden waren. Die überaus interessante und landschaftlich schöne Fahrt beschloss einen Museumstag, der ein brisantes und wichtiges Thema aufgegriffen hatte, das kleine wie große Museen gleichermaßen betrifft. Der 16. Österreichische Museumstag wird von 9. bis 11. September 2004 zum Thema „Marketing-Konzepte“ in Graz stattfinden.

Kathrin Pallestrang

Faszination Berge: Chancen und Gefahren des Tourismus im Alpenraum seit 1750

Internationaler Kongress der Internationalen Gesellschaft
für historische Alpenforschung in Innsbruck
vom 24. bis 27. September 2003

Das trotz einiger Ausfälle immer noch dicht gedrängte Programm der Tagung war zu drei Schwerpunkten zusammengefasst: „Mythos und Realität der Berge“, „Erschließung der Alpen“ und „Alpenländische GastgeberInnenkultur“ – die Alpen also von der Drachenheimat bis zum Sportgelände und Erholungspark unserer Tage. Insgesamt und besonders in der ersten Hälfte der Tagung waren viele Beiträge der Periodisierungsarbeit gewidmet. Hier wiederum lag ein gewisses Gewicht auf den zögerlichen Anfängen der touristischen Nutzung des Alpenraums. Besonders faszinierend ist offenbar das lustvermischte Grausen, das den Blick aufs Gebirge in dieser Phase kennzeichnete, das vielleicht aber – so die in der Diskussion angemeldeten Bedenken – zu groß geredet wird. Rund um Wahrnehmungs- und Sichtweisen, Umgang und Motivation – also über das Verhältnis von Menschen zu Gebirgen quer durch die Zeiten, war vieles zu hören, das man kennt, wenn man sich ein bisschen im Thema umgelesen hat. Oft zitierte Literatur und vielfach behandelte Protagonisten wurden auch hier abermals bearbeitet, vor allem Petrarca und „Die Alpen“, Albrecht von Haller, Horace Bénédicte de Saussure, Belsazar de la Motte Hacquet, Johann Jakob Scheuchzer sowie Jean-Jacques Rousseau.

Eine ideen- und mentalitätsgeschichtliche Skizze in diesem Sinn lieferten z. B. Gilles Bertrand, der über den Wandel des Bergbildes in französischer Reiseliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts referierte, oder der Input von Ruth und Dieter Groh „Von den schrecklichen zu den erhabenen und nützlichen Bergen“. Ebenfalls im Bereich der Wahrnehmungen bewegten sich Gunda Barth-Scalmani und Kurt Scharr. Unter dem Motto „Von der Strecke zum Raum“ interpretierten sie Darstellungen zweier exemplarisch herausgegriffener Routen – über den Brenner und durch das Höhlensteintal – in unterschiedlichen Auflagen des „Baedeker“ in die Richtung veränderter Sehgewohnheiten und einer Verdichtung der Information im Zuge des infrastrukturellen Ausbaus und verkehrstechnischer Neuerungen.

Vielschichtig war die Tour d’horizon von Hans Heiss zu „Entwicklungsetappen in der Geschichte des Tourismus 1830–2002“ angelegt, die zum Tagungsauftritt vor allem auch die Potenziale unterschiedlicher Zugänge zu Tourismuswissenschaften aufzeigte. Desiderate ortete er dabei unter anderem in der Körpergeschichte unter dem Aspekt der Selbstwahrnehmung und in der Geschlechtergeschichte. Sein Schlussplädoyer galt der interdisziplinären

nären und transnationalen Arbeit an diesem „Forschungsfeld der Zukunft“ – wie er es titulierte.

Einen historischen Abriss zu Phasen und Konzepten des Tourismus in Slowenien vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg gab Olga Janša-Zorn. Eine Linie lässt sich dabei vom relativ früh einsetzenden Kur- und Bäderfremdenverkehr über Bergwandern und Bergsteigen zum aufkommenden Wintertourismus ziehen. Es gab eine ganze Reihe thematisch fokussierter Überblicksdarstellungen: Andrea Leonardi thematisierte Gastfreundschaft in den südlichen Alpen im 19. und 20. Jahrhundert als eine spezifische Kultur, die er in vier Konstellationen angelegt sieht: Handelsaktivitäten, bedingt durch die Lage als privilegierter Kanal von Kontakt und Austausch zwischen dem Mittelmeerraum und mitteleuropäischen Regionen; die jahrhundertealte Erfahrung mit Pilgerschaft; die Tradition der „Bauernbadln“, die sich vielfach zu Kurorten mit neuen Gästeschieden wandelten und schließlich die Sommerfrische, die Andrea Leonardi als weiteres Feld der Einübung in den Umgang mit ‚Fremden‘ lokalisierte.

An einer Chronologie an schwerpunktmäßigen Destinationen, Motivationen und Interessen der in die Berge Reisenden arbeitet Reto Furter in seinem auf quantitative Methoden gestützten Projekt zur Entdeckung und Erschließung der Alpen: Die statistische Aufbereitung historischer facts – was, wann, wo, wer, wie viel – soll Grundlagen für eine ‚äußere‘ Geschichte des Alpenraums bereitstellen. Mit der hier (noch) im Nebeneinander präsentierten anderen Seite, der ‚inneren‘ Geschichte, setzt sich Simona Boscani-Leoni für die Schweiz seit 1750 auseinander – ebenfalls im Rahmen des Forschungsprojekts „Die Eliten und die Berge: Alpiner Diskurs und Gegen Diskurs seit der Renaissance“. Ihr Augenmerk galt subjektiven Alpenbildern aus Selbstzeugnissen der Menschen vor Ort, inneralpinen Reaktionen sozusagen. Auch in anderen Beiträgen wurden die BewohnerInnen der alpinen Regionen und Zonen immer wieder einbezogen und nicht nur – wie oft in der Tourismusforschung – touristische Perspektiven eingenommen. Mitunter konzentrierten sich einzelne Abschnitte der Ausführungen insgesamt auf die sogenannten ‚Bereisten‘, stets als aktiv Handelnde verstanden. Bernd Stübing beispielsweise präsentierte eine Arbeit zum Verhältnis von Erstbesteigern und deren Helfern, den ortsansässigen Bergführern; Luigi Zanzi befasste sich mit ökonomischen und gesellschaftlichen Auswirkungen des Tourismus und sprach in diesem Zusammenhang von einer „Mobilität vor Ort“. Wolfgang Meixner fragte nach der Professionalisierung der Tourismusbranche im Spannungsfeld zwischen dynamischen und retardierenden Momenten. Und Christoph Merki inkludierte Position und Beziehungsnetz eines Tourismusspioniers in Zermatt sowie dessen soziale Situation allgemeiner in seine Überlegungen zu Destinationsmanagement im 19. Jahrhundert.

‚Innen‘ und ‚außen‘ stellte auch ein Kriterium dar, wenn es um Kapitalflüsse und deren Provenienz ging – unterschiedliche Erschließungsmuster waren das Ergebnis.

Einige wichtige Teil-Komponenten aus dem Gesamtspektrum standen mehrfach zur Debatte, so berühmte Berge wie das Matterhorn oder der Großglockner, Wegstrecken durch und über die Alpen, Erschließungstechniken wie Eisenbahn oder Seilbahn, aber auch Katastrophen – so bei René Favier im Kontext des Bäder- und Kurtourismus in den französischen Bergen oder bei Miha Pavšek in Zusammenhang mit dem „großen Schnee“ des Winters 1951/52 im Isonzotal. Nicht zuletzt wurde mehrfach auf nationale Deutungsmuster von Alpen und Alpinismus und deren Hintergründe – gesellschaftlicher, politischer, wirtschaftlicher Art –, auf Weltanschauung in umfassendem Sinn rekurriert. Genderspezifisches war relativ selten explizit Thema, wenngleich des öfteren – merklich – mitgedacht.

Dort und da gab es methodisch interessante Ansätze: Cord Pagenstecher stellte eine Analyse von privaten Urlaubsfotos einer Autofahrt auf den Großglockner vor und interpretierte den Wandel touristischer Leitbilder im Zuge und Verlauf der Automobilisierung von den 1950er Jahren an. Auch Bernhard Tschofen ging es um Symbolproduktion und -konsum, er verband Tourismus mit Modernisierung und österreichischer Identität und präsentierte auf zwei parallelen Ebenen – Bild und Text – die immer wieder zusammenliefen: Exemplarisch wurde das Schifahren herausgegriffen und wiederum auf Krieg, Körper und kulturelle Ausdrucksformen (insbesondere Fotografie) fokussiert.

Auf die Brechung der durch Bergromane und Heimatfilme geprägten und verfestigten Alpen-Mythen durch Werke österreichischer Gegenwartsliteratur wies Wolfgang Hackl hin. Die kultur- und wirtschaftspolitische Instrumentalisierung einer idyllisch-alpinen Gegenwelt, die zugleich als Unterfutter nationaler Identitätsbildung dient, evozierte Destruktion – bei Thomas Bernhard oder Elfriede Jelinek etwa. Ebenfalls mit Bildern – hier einer Feldforschung – setzte unser eigener Beitrag zu Schutzhüttenkulturen im österreichisch-italienischen Grenzgebiet ein. Der auf den ersten Blick thesenhaft an nationalen Identitäten festgemachte Befund erfuhr durch Einbeziehen struktureller Faktoren und historischer Rückblenden gleichermaßen Relativierungen und Differenzierungen wie Bestätigungen.

Dass Organisationsgeschichte spannend ist, zeigte Laurent Tissot am Beispiel der Eisenbahngesellschaft Montreux-Oberland Bernois (MOB) und ihrer Tätigkeit zwischen 1900 und 1950, die sich keineswegs auf Schienenwege beschränkte. Sie erschloss nicht nur ein technisch schwierig zu realisierendes Teilstück der Verkehrsachse durch die Schweiz von Süden nach Norden, sondern agierte als allumfassendes Touristikunternehmen, das

in Art einer Montagekette ein vielfältiges, fast ganzheitliches Tourismusprodukt erzeugte – von verkehrstechnischer Infrastruktur inklusive Aufstiegsanlagen über Unterkunft bis hin zu Attraktionen.

Generell wurde trotz Zeitknappheit intensiv diskutiert, im Speziellen zu transnationalen Vergleichen angeregt. Die Stimmung im Plenum war interessiert und wertschätzend, dabei durchaus kritisch. Für ein wenig Kontroverse sorgte Jean-Pierre Pralong mit seinem praxisnahen Modell der touristischen Valorisierung des Alpenraums und seiner Kulturgüter: Geologisch-geomorphologisches, bio-ökologisches und kulturelles Erbe sollten als Potenzial erkannt und miteinander verschränkt werden. Vielleicht rief der unbekümmerte Umgang mit Begriffen und der überzeugte Vortrag des Geografen KulturwissenschaftlerInnen auf den Plan, vielleicht erzeugte auch die extreme Anwendungsorientierung mit dem eindeutigen Ziel erfolgreicher touristischer Nutzung Abwehr: Jedenfalls wurde Reflexion als Aufgabe von Wissenschaft eingemahnt.

An Disziplinen waren auf diesem internationalen Kongress der Internationalen Gesellschaft für historische Alpenforschung neben Geschichtswissenschaften Europäische Ethnologie, Geografie und Germanistik vertreten, mehrere Museumsleute beteiligten sich. Die ReferentInnen kamen aus Deutschland, Frankreich, Italien, Liechtenstein und Österreich, aus der Schweiz und Slowenien. Die Tagung war hervorragend organisiert und von einer stets aufmerksamen Administration/Koordination geprägt, drei Dolmetscherinnen räumten Sprachbarrieren synchron aus. Wohlbestückte Kaffeepausen begleiteten durch das dichte Programm, und am Abend gab es jeweils einen angenehmen Ausklang: einen Empfang des Rektors, Einladungen in das Alpenverein-Museum Innsbruck und in die Hotelfachschule Villa Blanka sowie zum Abschluss der Veranstaltung eine Exkursion in das neue „Touriseum“ in Schloss Trauttmansdorff bei Meran.

Nikola Langreiter und Margareth Lanzinger

„Frauenalltag“

Symposium im Rahmen des Projekts „Alltagskultur seit 1945“
Graz, Volkskundemuseum 16./17. Oktober 2003

Graz ist nicht nur Kulturhauptstadt 2003, sondern war auch der Veranstaltungsort für das Symposium „Frauenalltag“, das vom Museumsforum Steiermark vom 16. bis 17. Oktober 2003 im Volkskundemuseum veranstaltet wurde. Es verstand sich als weiterer Mosaikstein jenes Projekts, das seit 2001 unter dem – zwar diskutierten, aber mangels Alternative unveränder-

ten – Titel „Alltagskultur seit 1945“ schon einige Veranstaltungen initiierte. Ausgehend von der Beobachtung, dass vor allem in der (österreichischen) Museumslandschaft kaum Sammlungsstrategien oder überdachte, koordinierte Konzepte zur Erweiterung der meistens nur bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts vorhandenen Objekte existieren und der beschleunigte Informationsfluss Fakten unwiederbringlich mit sich reißt, entschlossen sich die Volkskundler Andrea Euler (Volkskundeabteilung der OÖ. Landesmuseen) und Alexander Jalkotzy (Institut für Volkskultur der OÖ. Landeskulturdirektion) zusammen mit dem Direktor der Oberösterreichischen Landesmuseen Peter Assmann österreichweit Unterstützung für einen Forschungs-, Sammlungs- und Ausstellungsschwerpunkt im Jahr 2005 aus der Fachwelt aller volkskundlich, kulturhistorisch arbeitenden Institutionen und Einrichtungen zu bekommen. Es kam zu regelmäßigen (Arbeits)Treffen von Interessierten wachsender Zahl, der Gründung eines Vereins, zur Einrichtung einer eigenen Homepage (www.alltagskultur.at) und zu jährlich stattfindenden Symposien. Nach dem ersten im Linzer Schlossmuseum („Quellen und methodische Zugänge“) 2001 und einem zweiten in Schloss Trautenfels („Alltagsobjekte – Forschungsstand“) 2002, bei denen eine Standortbestimmung der Forschungen zur Alltagskultur versucht wurde, widmete man sich im Innsbrucker Zeughaus im Mai 2003 konkret „Aspekten der Alltagskultur in den 1950er Jahren“, womit man ein geplantes mehrteiliges Ausstellungsprojekt in der Tiroler Landeshauptstadt einleitete.

In Graz stellte man nicht einen Zeitabschnitt, sondern die „Rolle der Frau“ in den Mittelpunkt des gut besuchten Symposiums, zu dessen Erfolg etliche Institutionen und Einrichtungen maßgeblich beitrugen (Organisation Gabi Wolf).

Einerseits gingen sowohl eine Politikerin (Landesrätin K. Edlinger-Ploeder), als auch der Intendant des Landesmuseums Joanneum (Peter Pakesch) und Referentinnen auf ihre persönlichen Erfahrungen im Zusammenhang mit dem weiblichen Geschlecht – erlebt oder betroffen – ein, andererseits wurde die Rolle der Frau innerhalb bestimmter Institutionen vorgestellt. Denn die Vernetzung und Einbindung der in der Steiermark zum Thema „Frau“ arbeitenden Initiativen, Vereine und Projekte bildet einen wesentlichen Teil des steirischen Beitrags „Zwischen Zurückstecken und Aufbrechen“ für das Gesamtprojekt „Alltagskultur seit 1945“, das deshalb auch vorgestellt wurde (Olaf Bockhorn, Institut für Europäische Ethnologie, Universität Wien).

Thema des Vortrags der Zeitgeschichtlerin Karin Schmidlechner („Geschlechterrollen und Geschlechterbeziehungen in der Zweiten Republik“, Institut für Geschichte, Universität Graz) war zunächst die Frage der Rollenverteilungen in Österreich seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Dabei

wurde rasch klar, dass die in der Kriegs- und Nachkriegszeit situationsbedingt fast aufgehobene traditionelle Rollenverteilung zwischen Frauen und Männern ohne größeren Widerstand von Seiten der Frauen sukzessive wieder etabliert wurde. Dies bedeutete unter anderem, dass die Frauen nach und nach vom Arbeitsmarkt verdrängt und auf den ihnen von der konservativen Gesellschaftspolitik ausschließlich zugebilligten Bereich der Reproduktions- und Familienarbeit verwiesen wurden und nun wieder die Männer die „Alleinversorger“ der Familie, was die finanziellen Aspekte betraf, sein sollten. Eine erste Aufweichung dieser starren Rollenverteilung erfolgte in den späten 1950er Jahren unter dem Einfluss des damaligen Wirtschaftsaufschwungs. Diese Tendenz zu weiblicher Berufstätigkeit setzte sich von da an fort und verstärkte sich seit den 1970er Jahren immer mehr. Ob bzw. welche Auswirkungen sich daraus ergaben, war dann Thema des weiteren Vortrags, den Regina Brunnhofer mit einer Zusammenfassung ihrer mit einem Förderungspreis ausgezeichneten Diplomarbeit „Liebesgeschichten, Heiratssachen und andere Verhältnisse – Frauenschicksale in der britischen Besatzungszeit“ konkretisierte: Das Beziehungsspektrum zwischen Frauen in der Steiermark und den britischen Besatzern war äußerst vielfältig und reichte von Freundschaft, Flirts, Affären bis hin zu Ehen. Möglichkeiten, einander kennen zu lernen, gab es genug: Viele Frauen arbeiteten für die Besatzer und lernten ihre späteren Partner bei diversen Tanzveranstaltungen kennen. Von österreichischer Seite stand man solchen Verbindungen mehr als skeptisch gegenüber; mit gut gemeinten Ratschlägen, abfälligen Bemerkungen bis hin zu Drohungen und körperlichen Übergriffen versuchte man, diese zu verhindern. Zahlreiche „Besatzungskinder“, die diesen Beziehungen entstammten und oftmals nichts über ihre wahre Herkunft wissen, machten die Situation zusätzlich brisant. Vor allem interessant war das Forschungsergebnis, dass die Erinnerungen betroffener Frauen sich nicht immer mit den (welt)geschichtlichen Tatsachen decken; z.B. erinnerte sich kaum jemand an das Fraternisationsverbot.

Kaum auf Erinnerungen, aber dafür auf umso stärkere Emotionen griffen zwei Schülerinnen der Maturaklasse der HLW Schrödingerstraße zurück. Sie referierten die Geschichte der Schule unter dem Titel „Haus – Wirtschaft – Management“, indem sie die Rolle der Schülerin und deren Chancen und Möglichkeiten innerhalb der Schule im Laufe der Zeit darstellten bis hin zur kritischen Auseinandersetzung mit dem Lehrplan und der sich immer wieder ändernden Bezeichnung der Schule.

Ebenso feministische Ansätze fanden sich bei der Vorstellung von „WOMENT! und 20+03 WOMENT!-ORTE. Grundlagen, Umsetzung und Ziele einer Würdigung von Frauen in der Öffentlichkeit“ durch ihre Initiatorin und Koordinatorin der zehn WOMENT!-Netz-Produktionen Bettina Behr, die

als Teil des Programms von Graz 2003 Kulturhauptstadt Europas verwirklicht wurden. Eine Möglichkeit der Erinnerung und Würdigung von Frauen in, aus und um Graz, wer sie sind, wer sie waren und was sie getan haben und tun, steht im Mittelpunkt der Bemühungen des feministischen Projekts WOMENT!, das aus zehn Produktionen besteht und acht Frauenorganisationen beteiligt. Eine der zahlreichen Möglichkeiten des Sichtbarmachens der Geschichte der Frauen wurde bei „20+03 WOMENT! ORTE“ realisiert, in dessen Rahmen 23 (also 20 plus 03) Würdigungstafeln zur Geschichte der Grazer Frauen im Stadtraum angebracht wurden und auch über das Jahr 2003 hinaus bestehen bleiben werden.

Wie bedeutend tatsächlich Grazerinnen für die Geschichte der Stadt im Bereich der Kirche sind, wurde im Referat von Maria Irnberger (Diözese Graz Seckau) „Frauen gestalten Kirche“ deutlich: Frauen bekamen durch das 2. Vatikanische Konzil als einschneidendstes Ereignis seit 1945 die Möglichkeit der Beteiligung und Mitgestaltung, wovon über 20.000 Mitglieder in der Katholischen Frauenbewegung der Steiermark Nachhaltigkeit von Initiativen und Organisationen sichern oder als Diözesan- und Pfarrgemeinderätinnen Lebensraum gestalten. Als erste Frau in der über 400-jährigen Geschichte übernahm schließlich 1997 sogar Anne Jensen den Lehrstuhl „Ökumenische Theologie und Pastologie“ an der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Graz.

Zwar bekleiden sie keine herausragenden Führungspositionen, dafür aber nehmen sie wichtige Stellen innerhalb der Landwirtschaft ein: die „Bäuerinnen – zwischen Tradition und Fortschritt“, von denen Astrid Holler (LFI Steiermark) berichtete. Ihre Erfahrungen sind einerseits von ihrem täglichen Kontakt mit Bäuerinnen geprägt, andererseits durchleuchtete die Mitarbeiterin des Ländlichen Fortbildungsinstituts die Änderung der Rolle der Bäuerin aber sehr wohl in einem historischen Abriss: die Strukturveränderungen im 20. Jahrhundert, die Auflösung der einstigen Produktions- und Sozialgemeinschaft, bedingt(e) Mehrarbeit, die vorwiegend von den Frauen übernommen (oder maschinell erledigt) wird, bzw. die neuen Produktionszweige, Nischen, Erwerbskombinationen, die ebenfalls zu Lasten der Bäuerinnen gehen, Stichworte wie „Verkauf ab Hof“, „Urlaub auf dem Bauernhof“. Das Bild der Bäuerin bedürfe einer Korrektur in der Gesellschaft, denn schon längst sind diese Frauen nicht mehr die „Bäuerinnen mit dem Kopftuch“, sondern Unternehmerinnen, Mütter, Hausfrauen, Alten- und Krankenpflegerinnen und Kulturträgerinnen – und je nach Betrachtungswinkel eben angesiedelt „zwischen Tradition und Fortschritt“.

Das geplante Referat „Die Konstruktion von Geschichte am Beispiel „Berg der Erinnerungen“ der beiden Gestalter der viel gepriesenen Ausstellung im Grazer Schlossberg Karl Stocker und Erika Thümmel konnte erfreu-

licherweise an den Ort des Geschehens verlegt werden, weil die als „Speicher des kommunikativen Gedächtnisses der Stadt Graz“ konstruierte Ausstellung verlängert und daher besucht werden konnte.

Die ausgeführte Version der Geschichte von Graz basiert auf zweierlei: auf einer intensiven Phase von Quellenstudium, indem im „Büro der Erinnerungen“ zwischen Mitte Mai und Mitte Oktober 2002 insgesamt etwa 20.000 einzelne Erinnerungsstücke von Privatpersonen gesammelt bzw. abgegeben wurden. Zum Anderen begann das wissenschaftlich/künstlerische Team ab Mitte Oktober die Ausstellung zu konzipieren, die verschiedene Aspekte der „kommunikativen“ Geschichte der Stadt Graz zeigen sollte. Eine Reihe von Exponaten wurde ausgewählt, die vom Gestaltungsteam im Stollensystem des Grazer Schlossbergs „in Szene gesetzt“ wurden. Nicht nur das nicht immer unkomplizierte Wechselverhältnis zwischen Inhalt und Ästhetik wurde diskutiert, sondern auch paradigmatisch die Relevanz derartiger Geschichtskonstruktionen problematisiert. Denn der „Berg der Erinnerungen“ ist das Konstrukt weniger AusstellungsmacherInnen, die „reale“ Erinnerungen von Menschen sammelten, Geschichten anhörten, teilweise wörtlich, teilweise referierend wiedergaben, thematisch gliederten und zu einem Konstrukt formierten, das „100 Jahre Graz aus der Sicht seiner BewohnerInnen“ bedeuten sollte.

Mit dem Gang durch die den menschlichen Gehirnwindungen nachempfundene Präsentation im Schlossberg wurden nochmals alle im Symposium angesprochenen (und auch alle diesmal ausgesparten) Themen der „Alltagskultur seit 1945“ aufgegriffen und Anregungen und Denkanstöße gegeben, zur nächsten geplanten Veranstaltung, der Österreichischen Volkskundetagung im Frühjahr 2004 in St. Pölten („Alltagskulturen“), beizutragen.

Andrea Euler

Literatur der Volkskunde

SCHARFE, Martin: *Menschenwerk. Erkundungen über Kultur*. Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag, 2002. 387 Seiten, 114 Abbildungen, Bildnachweise, Namensregister.

Selten lässt sich in kurzer Zeit die Entwicklung und Wirkung einer wissenschaftlichen Persönlichkeit aus so vielfältiger Perspektive einsehen, wie das im Verlauf von knapp zwei Jahren für Martin Scharfe der Fall ist. Zwischen der Publikation der umfangreichen Festschrift *Volkskundliche Tableaus* (Siegfried Becker et al. (Hg.), Münster 2001)¹ und den von Harm-Peer Zimmermann herausgegebenen Beiträgen zum Festkolloquium anlässlich Scharfes 65. Geburtstag (*Was in der Geschichte nicht aufgeht*, Marburg 2003) hat Martin Scharfe selbst ein Buch vorgelegt, in dem er die verschiedenen Pfade nachzeichnet, entlang welcher sich ihm der Kulturbegriff aufgezeigt hat. Kultur – das ist für Scharfe „Menschenwerk“ oder, in der Konzeption von Karl Popper, der in diesem dichten Text an prominenter erster Stelle als Kulturtheoretiker eingeführt wird, sind es die Manifestationen in der Welt der Objektivationen.

Ebenfalls recht selten ist die Veröffentlichung von Vorlesungen, obwohl gerade Wissenschaftler im deutschsprachigen Europa im Laufe ihrer Berufstätigkeit verhältnismäßig viel an grundlegender Forschung und Wissensverarbeitung vorlesenderweise vermitteln. *Menschenwerk* erwuchs aus Vorlesungen zum Thema „Was ist Kultur?“ in Graz und Marburg von 1995 bis 1999. Die im pädagogischen Kontext eingesetzten zahlreichen Folien werden im Buch zu Illustrationen, die dem Betrachter aber gleichzeitig Martin Scharfes Wege zur Erkenntnissuche in Erinnerung rufen: Aus dem oft zufällig gefundenen Bildlichen, von Ölgemälden oder kirchlicher Schnitzerei bis zu Cartoon und halb verdeckter Graffiti, ergeben sich für Scharfe Einblicke und Einsichten, die sich als Anstoß und Prüfsteine für theoretische Vorgaben eignen. Die bezüglich ihrer sozialen Abstammung sehr unterschiedliche Genese dieser Visualisierungen interessiert Scharfe hier nicht. Sein Buch begibt sich auf die Suche nach dem Kulturbegriff im Werk westlicher Denker vom 18. bis zur zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, wobei stets der Mensch in Ganzheit interessiert. Die im Fach (und seinem

1 Vgl. die Besprechung von Klara Löffler in Heft 3, S. 369–374.

Umfeld) bisweilen zu Auseinandersetzungen führende Diskussion um die schichtspezifische Zuständigkeit unseres Arbeitens bleibt hier irrelevant, bzw. wird überwunden (vgl. „die zwei Kulturen“, S. 6–7), denn, wie Teil III („Bausteine einer Theorie der Kultur“) aufzeigt, lassen sich die volkskundlichen Arbeitsbereiche und Dauerfragen (z.B. „Die Gesamtkultur und der Einzelne“ oder „Dauer und Kontinuität in der Kultur“) aus der Perspektive des hier erarbeiteten theoretischen Blickwinkels referieren. Was wir heute (auch nicht mehr leichten Herzens) Kultur nennen, wird in Be- und Umschreibungen, von Kernaussagen bis hin zu ausformulierten Theoriegeflechten erkannt und mit Bezug auf vorhandene oder mögliche Verwendung in der Kulturwissenschaft Volkskunde überprüft.

Im Fach wenig rezipierte Theoretiker sollten hier aufgeschlüsselt werden, ebenso Denker (insbesondere etwa Herder), die Scharfe anders und v. a. breiter zu lesen empfiehlt. Wie Scharfe die Entstehung des eigenen Theoriehorizonts beschreibt, darf vielleicht auch dem Leser seines Buches auf den Weg mitgegeben werden: „Schließlich muss ich zugeben, dass sich mir das Werk mancher oft vielfach und hoch gerühmter Autoren nicht geöffnet hat: es schweigt also in diesem Buche. Überhaupt ist das Kapitel der selektiven Rezeption ein Mysterium“ (S. 13). *Menschenwerk* bietet sich zur selektiven, häppchenweisen Lektüre an: Scharfes gedanklicher Habitus wird sich nicht jedem in gleicher Weise eröffnen und um Übereinstimmung und Kritik mit dem eigenen Denkgerüst zu eruieren, bedarf es der seriösen Auseinandersetzung mit einem Text, der Anspruch erheben darf, breit rezipiert und diskutiert zu werden. Manche der Namen, die heute zentral auf der Leseliste von Kulturtheorieseminaren stehen, werden hier nicht referiert (z.B. Bourdieu, Foucault, Geertz), aber es ist durchaus vorstellbar, dass Verbindungslinien zwischen ihnen und Scharfes Kompendium gezogen werden, genauso wie dies Scharfe etwa mit Popper und Friedrich Schiller tut. Als kleines Beispiel: Von Arnold Gehlens Begriff der „Hintergrundserfüllung“, so wie ihn Scharfe diskutiert (S. 60–61), ließen sich allenfalls Verbindungen herstellen zu Bourdieus Habitus-Begriff, obwohl Gehlen das Augenmerk auf die Institutionen, Bourdieu aber auf die Akteure richtet.

Die drei Hauptthemen, die sich dieser Leserin innerhalb Scharfes erzählendem und verknüpfenden Kompendium kulturtheoretischen Denkens eröffnen, sind 1) Tod, 2) Erkenntnis und Differenzierung von Kultur und 3) das Menschsein (die Frage „was ist Kultur?“ setzt Scharfe der Frage „was ist der Mensch?“ gleich, vgl. S. 51). Ich stelle den Tod an erste Stelle nicht nur, weil Scharfe im vierten und letzten Teil des Buches „Kultur als Gewalt und das Ende aller Dinge“ die Zeichen nahenden Endes apokalyptisch-kritisch-aufrufend benennen will und auch entsprechend illustriert. Der Tod ist latent auch präsent in Scharfes Präsentation von Karl Poppers Theoriegerüst,

und die Zentralität von Popper wiederum in der Reflexion über das eigentliche „Menschenwerk“ tritt durchgängig hervor. Es ist Poppers Welt 3, die gemäß Scharfe dem Menschenwerk bzw. der Kultur fast gleichzusetzen ist. Poppers Welt 1 betrifft das Materielle, Körperliche, „objektiv“ Vorhandene. Welt 2 ist der subjektive Bereich, die Denkvorgänge und Gefühle, wobei das Kreative, Schaffende (in welcher Gefühlsvariante auch immer) wiederum als besonders wesentlich hervorgehoben werden muss für die Entstehung von Welt 3: Das „was objektiv aus der geistigen Tätigkeit der Menschen hervorgeht, und was sich dann von den Menschen trennt und fernerhin losgelöst von ihnen existiert“ (S. 17). Welt 1, 2 und 3 konstituieren sich gegenseitig, aber die Selbständigkeit von Welt 3, die aus Welt 2 (unter Zuhilfenahme von Welt 1) geboren wird, diese innige Beziehung aber nur durch weitere kulturelle Hilfestellungen (wie etwa das Copyright) dauerhaft aufweisen kann, deutet auf die Vergänglichkeit von Welt 2, die Präsenz des Todes in den Schaffenden, deren Werk dazu bestimmt ist, zu überdauern, während sie vergehen.

Das Loslösen der ausgesprochenen Geschichte vom Erzähler, des getöpterten Gefäßes von den es formenden Händen, aber auch der wissenschaftlichen Idee von dem, der sie gedacht hat: dies ist eine Typik und zugleich ein Schmerz, auf welche Scharfe vielfältig zurückkommt. Insbesondere Abschnitt III 6. „Objektive Kultur und Entfremdung“ behandelt Indizien vom einfachen Befremden, das Menschen beim Hören der eigenen Stimme auf Band empfinden, bis zum von Wahnsinn geprägten Verleugnen der Provenienz eigener, zu „Kultur“ gewordener, Schöpfungen: Geschaffen und abgestreift gleich einer Schlangenhaut (auch dieses von Goethe stammende Bild des Schicksals des Werkes wird hier eingearbeitet) – für manche ist dies quasi die Natur der Kultur, kaum ist ein Teil vom Einzelnen geschaffen, so wird er auch schon verarbeitet und verändert; für andere ist es Grund zur Verzweiflung und Erkenntnis der Vergänglichkeit des Leibes. Für Scharfe scheint jedenfalls diese leibliche und psychische Belastung, die sich mit dem Überdauern des Werks ohne den schaffenden Menschen verbindet, nicht ohne Konsequenz zu sein: Er unterscheidet nämlich Kulturtheoretiker, die das Können und Vermögen des Menschenwerkes hervorheben (Popper, Schiller, Kant, Herder, Gehlen, Scheler), von jenen, die das Unvermögen – Leib, Trieb, Affekt und Unbewusstes – vordergründig theoretisieren (die „Elektrizitätstheologie“ des 18. Jahrhunderts, Feuerbach, Marx, Hegel, Schopenhauer, Nietzsche, Freud).

Martin Scharfe *Menschenwerk* verarbeitet einen Reichtum kulturtheoretischer Erkenntnisse über das Menschsein, deren Schöpfer die Gesetzmäßigkeit von Poppers Welt 2 und 3 genauso erfahren müssen wie der Koch die Verselbständigung seiner Rezepte. Um sein eigenes kulturtheoretisches

Gebäude zu zimmern, hat Scharfe alle diese Ideen in seine Gegenwart gebracht. Hierbei baut er auf Poppers Gedanken des „Überschusses“ im Werke auf – das Werk beinhaltet mehr, als der Künstler weiß, d. h., Nachfolgende setzen es in neue Erkenntnisgeflechte. Für Scharfe ist dies, am Rande, Grund zur Kritik und Ermunterung, „lieb und bequem gewordene Wissenschaftskonventionen zu überdenken“ (S. 26) – gemeint ist vielleicht die Empirie mit ihrer kontextimmanenten Befragung, die das Augenmerk auf das Hier und Jetzt des ethnographischen oder historischen Momentes lenkt. Doch wird Scharfe mit seinem *Menschenwerk* kaum der fachtypischen Spezifik und der punktuellen, dringlichen Einsicht ins Menschsein die Daseinsberechtigung entziehen wollen. Ein Fach bedarf der theoretischen Reflexion und Summierung, aber auch der unmittelbaren Auseinandersetzung mit Praktiken und Akteuren, die um die Deutung ihrer Gegenwärtigkeit ringen.

Auf der Grundlage seiner kulturtheoretischen Bausteine kann Scharfe sich gegen Ende des Buches auch mit fachinternen theoretischen Vorgängern befassen und deren Erkenntnisse unter der seiner eigenen Theorie inhärenten Rubrik des Missverständnisses einordnen (etwa das „Zersingen“ oder das „gesunkene Kulturgut“). Insgesamt ist die Frequenz der im Fach diskutierten und hier aufgegriffenen, aber im Gesamtaufbau integrierten Themen beträchtlich. Auf welche Weise Martin Scharfes Werk, das jetzt losgelöst von seinem Schöpfer in Welt 3 residiert, in- und außerhalb des Faches aufgegriffen werden wird, bleibt zu sehen. Die vermittelten Denkanstöße empfehlen es jedenfalls zur Diskussion in unserer Welt 2.

Regina Bendix

HAUSCHILD, Thomas, Bernd Jürgen WARNEKEN (Hg.): *Inspecting Germany. Internationale Deutschland-Ethnographie der Gegenwart* (= Forum Europäische Ethnologie, Bd. 1). Münster/Hamburg/Berlin/London, Lit Verlag, 2002, 568 Seiten.

Das Buchcover und der Titel zeigen an, worum es in diesem sehr vielfältigen und anregenden Band der beiden Tübinger Herausgeber Hauschild und Warneken geht: Ein afrikanischer Ethnologe in traditioneller afrikanischer Bekleidung steht, „bewaffnet“ mit Stift und Schreibblock, vor einem Mann um die sechzig mit einem Schäferhund an der Leine. Mit dem Ausdruck kritischer Beobachtung bei der Feldforschung mustert er das hochgewachsene Forschungsobjekt, welches Brille trägt und durch Jagdhut und -kleidung dem Klischee des „typisch Deutschen“ entspricht. Der beobachtende

Afrikaner ist nicht als Scherz misszuverstehen, als ob die beiden Seiten der historischen Forschungssituation, „Weißer“ erforscht „Farbigen“, lediglich vertauscht wären. Viel mehr verweist das Bekräftigen von Klischees auf deren Unrichtigkeit, meint: Die Klischees, die über Afrikaner auch durch ethnologische Forschungen in den westlichen Gesellschaften entstanden sind, haben kaum etwas mit der Realität zu tun, und in „Inspecting Germany“ möchte man eine alternative Perspektive einnehmen, die vom Klischee „der Deutschen“ abweicht. Diese Perspektive entspringt einer zunehmenden Fülle an Forschungen über Deutschland und Deutsche von – jedenfalls aus der Sicht des Untersuchungsobjektes – „Fremden“. Die Autoren thematisieren ihre Feldforschungen und Fremdheitserfahrungen in Deutschland, womit sie über die Außenperspektive zum Verständnis darüber beitragen, wer die Deutschen sind, was für Strukturen sich in der Gesellschaft finden und wie darüber heute ethnologisch und ethnographisch geforscht wird. Deutschland wird „inspiziert“, unter die Lupe genommen und es werden unterschiedliche gegenwärtige Forschungen über Deutschland und die Deutschen aus einem internationalen Forscherkreis vorgestellt.

Das Buchcover ist weise gewählt, weil es nicht nur den Inhalt und die Forschungsperspektive verdeutlicht, sondern auch auf einen Vortrag hinweist, der für diesen Band von ausschlaggebender Bedeutung war. Entstanden im Zusammenhang einer Tagung in Tübingen unter dem Titel „Inspecting Germany“ im September 1999 – deren Ziel es war, eben jenen internationalen Forscherkreis zusammen zu bringen und die Ergebnisse der Deutschland-Ethnologie zusammen zu tragen –, verweist das Bild auf den Ethnologen Flavien Ndonko, der während der Tagung und auch später noch für viel Aufsehen sorgte. „Nicht ohne Vorahnung hatte er sich in ein elegantes kamerunisch-afrikanisches Oberschichtkostüm gekleidet. Kamerun bildete einst das Herz des deutschen Kolonialreiches in Afrika. Nun schlug der ‚Wilde‘ nicht zurück, sondern konterte geschickt. Er sprach über eine Gesellschaft, in der Hunde besser behandelt werden als viele Menschen in Afrika. [...] Ndonko blieb die ganze Tagung durch mit Interviews beschäftigt. Wir beantworten bis heute immer wieder Medienanfragen über ‚den Afrikaner, der über Hunde forscht‘ – das erinnert ein bisschen an die Massim der Trobiand-Inseln, die ihren Ethnographen Bronislaw Malinowski, den Begründer der modernen Feldforschung, anscheinend heute noch erinnern als ‚der Mann, der singt‘“. So kann man in der Einleitung lesen, und die Herausforderung, das zu untersuchende ‚Objekt Deutschland‘ auch in seiner Reaktion auf fremde Beschreibende in unterschiedlichen Kontexten darzustellen, nahmen die Autoren mutig an. Die meisten der insgesamt achtundzwanzig Autoren sind Amerikaner, es kommen jedoch auch europäische Perspektiven aus England, Irland, der Türkei, Tschechien, Ungarn, Däne-

mark oder Frankreich zu Worte und außereuropäische Interpretationen aus Indonesien, Kamerun, Japan und Russland. Die Beiträge der Autoren stützen sich allesamt auf ethnologische Feldforschungen in Deutschland, sie geben einerseits deren Ergebnisse und andererseits die persönlichen Erfahrungen mit Deutschen im jeweiligen Forschungskontext wieder. Eingeteilt in vier Bereiche werden die Erkenntnisse zu „Deutschen Mustern“, „Neues Deutschland?“, „Neue Deutsche“ und „Neue Länder“ vorgestellt.

Im ersten Teil „Deutsche Muster“ geht es vor allem um deutsches Verhalten, Gesellschaftsordnungen und Geschlechtervorstellungen, sowie kommunikative und soziale Regeln des Lebens in Deutschland. Die Beobachtungen zum Umgang der Deutschen mit ihren Hunden finden sich hier, aber auch ein Beitrag zum Flohmarkt als Spiegel sozialer Komplexität oder Erkundungen zu Interaktionen zwischen deutschen und japanischen Arbeitern in einem Betrieb. Die verschiedenen Texte arbeiten das Alltagsleben von Deutschen heraus und analysieren, welche kulturellen Muster den beschriebenen Vorstellungen und Verhaltensweisen zu Grunde liegen. Im zweiten Teil werden dann Prozesse des Wandels beschrieben, wobei das Fragezeichen in der Überschrift „Neues Deutschland?“ kennzeichnet, dass Wandel auch immer mit Resistenzen und Kontinuitäten zu kämpfen hat und es fragwürdig ist, wie weit die Erneuerung Deutschlands geht. Unterschiedliche Themen zeigen die Veränderungen in politischen, historischen, wissenschaftlichen oder alltäglichen Diskursen auf, um herauszustellen, was das „Objekt Deutschland“ heute ist: ein Land mit sich wandelnden Imaginationen des Zusammenlebens, der nationalen Identität und dessen, was eigen und was fremd ist. Kulturell interpretierte Differenzen und die ‚Nation‘ als Deutungskontext kommen in den Beiträgen zur antirassistischen Szene genauso zum Tragen wie in den Texten zur Oral History, zu kollektiver Schuld oder in den Beschreibungen des Zusammenlebens im Grenzgebiet Böhmen, Mähren, Niederösterreich. Der dritte Bereich beschäftigt sich mit den „Neuen Deutschen“ und der Frage danach, welche Auswirkungen der erörterte Wandel und Migrationsbewegungen auf das alltägliche Zusammenleben in Deutschland haben. „Eines der Hauptprobleme von Nationalstaaten ist es, die interne Differenz zwischen seinen religiösen oder kulturell definierten Gruppen zu bearbeiten, ohne den Zusammenhalt des Gemeinwesens oder die Solidarität der ‚imaginären Gemeinschaft‘ zu gefährden“, schreibt Ayse Caglar und leitet damit die Diskussion ein. Mit dem Schwerpunkt auf den türkischen Migranten werden die Themen kultureller Integration und Multikulturalität, aber auch politische, diskursive, rechtliche und soziale Ausgrenzungen und Bestrebungen der Re-Territorialisierung diskutiert. Und im vierten Teil des Bandes, „Neue Länder“, werden die neuen Bundesländer, der ‚deutsche Osten‘ thematisiert. Vom Fasching in Sachsen,

über ostdeutsche kommunalpolitische Reaktionen, bis hin zu Vorstellungen über die ehemalige innerdeutsche Grenze reicht das Spektrum an Interpretationen zu Unterschieden und Gemeinsamkeiten zwischen Ost und West.

Nachdem man einen guten Überblick erhalten hat – nicht nur über die Entwicklungen in Deutschland, sondern auch darüber, worüber Forscher mit „fremdem Blick“ in Deutschland forschen –, entsteht der Eindruck, gefördert durch die analytische Schärfe und kritische Auseinandersetzung der Autoren, dass das Buch selbst „typisch deutsch“ ist. Die Gliederung verweist auf schon länger besprochene deutsche Themen: die grundsätzlichen kulturellen Muster, Holocaust und Fremdenfeindlichkeit, sowie (vor allem türkische) Migranten und natürlich „den Osten“. Aber die ethnologischen Forschungen zu Deutschland und den Deutschen in diesem Buch finden neue Antworten auf diese Themen, die abweichen von einer kulturellen Charakterisierung einer Nation und ihrer Bewohner. Der „wilde Afrikaner“ auf dem Buchcover untersucht den Deutschen zwar ähnlich, wie Malinowski ehemals die Massim der Trobriand-Inseln erforscht hat, versucht dabei aber vom Klischee „des Deutschen“ und kulturellen Zuschreibungen wegzukommen, um neuere Entwicklungen in Deutschland heraus zu arbeiten. Dadurch liefert „Inspecting Germany“ nicht nur dichte Beschreibungen und Interpretationen des gesellschaftlichen Geschehens in Deutschland, sondern auch analytische Beispiele dafür, wie man Ethnologie heute betreiben kann.

Katerina Kratzmann

LANGBEIN, Ulrike: *Geerbte Dinge. Soziale Praxis und symbolische Bedeutung des Erbens* (= *alltag & kultur*, Bd. 9). Köln/Weimar/Wien, Böhlau Verlag, 2002, 256 Seiten.

Dass Erben nicht bloß die Übertragung ökonomischer Ressourcen ist, sondern ganz basale kulturelle und soziale Reproduktion, hat in unserem Fach bisher keine konsequente Forschungsaufmerksamkeit erfahren. Mit Ulrike Langbeins veröffentlichter Dissertation könnte dieses Thema – hoffentlich – Schwung holen. Denn auch wenn sich die Welt ins Groteske verzerrt, auch wenn alle Tabus gebrochen, verulkt und verpoppt werden, das Erbe der Väter bleibt als unantastbares Heiligtum, das von seinen noch so unseligen Besitzern auch ums Verrecken bewahrt wird ... Mit der Geschichte von der Uhr aus dem Kultfilm der Neunziger „Pulp Fiction“ entwirft die Autorin eingangs ihre Intention: Die Macht des Erbes schafft Auftrag und Identität und produziert auch hinter spätmodernen Kulissen kulturelle Eigentlichkeit.

Nicht vom ökonomisch bemessenen und testamentarisch verfügbaren materiellen Erbe ist die Rede, sondern vom inkorporierten Identitätsreservoir noch so banal erscheinender Dinge, die durch ihre hohe symbolische und emotionale Besetzung Erbe und Auftrag werden. Hier geht es um die kulturellen, sozialen wie emotionalen Konflikte, die diese ideellen Erbstücke schaffen, um soziale Zugehörigkeiten und Abgrenzungen, die mit ihnen ihren symbolischen Ausdruck finden und um das dicht gesponnene Geflecht ihrer vielschichtigen kulturellen Bedeutung. Da werden Füllhalter, Gehstock, Sammelmappe zum Motor komplexer Prozesse, die über Generationen hinweg ihre Besitzer und Besitzerinnen bewegen. Angetrieben von der zeitlos zentralsten kulturalistischen Frage, warum sich Menschen so verhalten, wie sie sich verhalten, dechiffriert, rekonstruiert und entschlüsselt Ulrike Langbein mit Intensität und spürbarer Leidenschaft für Dinge und ihre Geschichten Schritt für Schritt die Vorstellungswelten ihrer Gesprächspartner und -partnerinnen. In semantischer Dichte seziert sie die kleinen Erbschaften. Sie werden zu Protagonisten, zu Schlüsselereignissen, die zu den schmerzvollen Zusammenhängen zwischen gestern und heute, zwischen Lebenden und Toten führen.

Um den thematischen und methodisch mehrdimensional angelegten Rahmen zu positionieren, stellt die Autorin zunächst soziologische Zugänge, die den doppelten institutionellen Charakter des Erbens als ökonomischen Transfer und als „familiäres Symbol“ fassen und mit denen soziale Ungleichheiten (Geschlecht, soziale Schicht, Ost-West) reproduziert werden, kulturwissenschaftlichen Zugängen gegenüber. Zum einen ist das Erbe „zentrale Steuerungs-Kategorie“ des Werte- und Normsystems (Andrea Hauser) und soziale und kulturelle Praxis (Utz Jeggle), zum anderen sowohl ein integrierender wie dissozierender Prozess der Familienreproduktion (Jack Goody/E.P. Thompson; David Sabeau). So werden Ansätze aus der volkskundlichen Gemeindeforschung, aus der historischen Sachkulturforschung und aus der anthropologischen Sozial- und Familienforschung zur komplexen Kulturtechnik des Erbens zusammengeführt, welche die Werte und zwischenmenschlichen Beziehungen einer Gesellschaft über die Beziehung zu Dingen normativ ordnet und familiäre Kontinuität sichert. Ulrike Langbein setzt auf einen subjektorientierten Weg ihrer Analyse, der von konkreten Akteuren und Akteurinnen zwar ausgeht, deren Wort jedoch hinter dem der Autorin verborgen bleibt. Den kulturellen und sozialen Prozess des Erbens entfaltet sie aus der interpretierten Beziehungsgeschichte zwischen dem Besitzer bzw. der Besitzerin und den Erbstücken.

Klassiker der kulturellen Logik der Gabe, wie Marcel Mauss und Georg Simmel, fungieren in einem kritischen Exkurs als Kontrastfolie ihres eigenen, nach diesen subjektiven Aspekten des Erbens und Schenkens suchen-

den Blickes. Auf eine dezidierte Auseinandersetzung mit dem komplexen Erbbegriff Bourdieus, mit dem die Auswirkungen gegenwärtiger gesellschaftsbedingter Veränderung auf die relationale Logik des Erbens zu diskutieren gewesen wäre – schließlich bezieht sich die Analyse oft und kontrastiv darauf –, verzichtet die Autorin hier leider. Nach einer Darstellung des Dokumentations- und Analyseverfahrens (Sinnverstehen, Dichte Beschreibung) und einer mehrdimensional entwickelten Kontextanalyse, stellt sie sich im Exkurs über „Liebe und andere Grausamkeiten“ die Frage, wie denn die um die ererbten Dinge gebauten Gefühle überhaupt zu beschreiben seien. Diesem Unterfangen versucht sie mit subjektiven Fallstudien beizukommen. Das „Herzstück“ der Untersuchung bilden daher tiefauslotende, spannend zu lesende Analysen dreier – aus 17 Interviews – ausgewählter Fallstudien aus dem bürgerlichen Milieu. Was sich da um die einzelnen ererbten Dinge herum aufbaut, ist zunächst ein schmerzhafter Generationenkonflikt zwischen Vater und Sohn und ihren unterschiedlichen Werthaltungen. Da versucht der demonstrativ erfolglose Sohn die aus dem Nachlass des stur statusbedachten Vaters angeeigneten Erbstücke, eine Füllfeder und eine Armbanduhr, zwar seinem eigenen Geschmack und seiner eigenen Wertewelt einzupassen, vergeblich jedoch, denn es ist eben das Erbe, das ihn in der verhassten Ordnung gefangen hält. Mit der Erbgeschichte des über die sozialistischen Zeiten hinweg geretteten Tafelsilbers und eines vom Vater an die Tochter vererbten Flügels demonstriert die zweite Fallanalyse den verzweifelte Versuch einer (geschiedenen) Pfarrersfrau aus der ehemaligen DDR, mit dem Verlust von Besitz, Status und Familie und den nicht verkraftbaren kulturellen und sozialen Diskontinuitäten symbolisch fertig zu werden. Ein „subversiver Konservatismus“, so die Autorin, eine kulturelle Strategie der Widerständigkeit gegen die strukturelle Macht der politischen und sozialen Veränderung. Im dritten hermeneutisch nach dem gleichen Muster ausgeloteten Beispiel geht es um die symbolische Arbeit einer Frau an den von der Mutter ererbten Dingen. Auch hier beeindruckt die Geschichte rund um einen alten Gehstock und einen Aktenordner. Das geschlechtsspezifische Erbmuster verrät das paradoxe Substrat der Familie als soziale Reproduktion von Ungerechtigkeit. Hinter der Sehnsucht nach normativer Sicherheit verbergen die geradezu masochistisch „heraufbeschworenen und symbolisch hergestellten heiligen Dinge“ eine unheilvolle Kontinuität der Kränkung, womit die Ungleichheitsbeziehung des bürgerlichen Familienmusters auch durch die Schuld- und Opferbeziehung zwischen Töchtern und Müttern transportiert wird.

Zusammenfassend systematisiert Ulrike Langbein im letzten Abschnitt die Merkmale der Kultur des Erbens und fragt nach deren Mechanik (Aneignung, Symbolisierung, Auratisierung) und nach deren Metaphorik. Die

Beseelung der ererbten Dinge hat ein Geschlecht, sie fungieren als Verpflichtung der Aufrechterhaltung des familiären Beziehungssystems für Frauen und als Statussymbole für Männer. Da ganz allgemein Beziehungssysteme durcheinandergeraten, verliert die geschlechtsdifferente Auratisierung zwar an Kraft, dennoch ist sie weiterhin milieuspezifisch zu orten. Die Konstruktion dieser affektiven Intensität, mit denen jenseits von jeglichem objektiven Wert unscheinbare Dinge übernommen und inkorporiert zum Erbe werden, rührt aus der Versinnbildlichung von Personen und ihren Werten. Und das funktioniert nicht nur aus Achtung, sondern auch aus Verachtung. Freilich, so die Autorin in ihren zusammenfassenden Überlegungen zur Praxis des Erbens, werden Dinge nur dort zur normativen Orientierung und zu Beziehungssymbolen, wo die Familie zumindest noch als ethisch gebundene Kategorie gedacht wird, dort, wo die kulturelle Praxis des Erzählens über die Dinge Sinn macht – und sei es als Kompensation des Statusverlustes oder als soziale Kontinuierung der Sehnsucht nach Dauer in einer sich rasch verändernden Welt. Welchen Einfluss die objektiven gesellschaftlichen und kulturellen Veränderungen über das doch recht eng gefasste bürgerliche Milieu dieser Untersuchung hinaus auf die Erbpraxis ausüben, welche eminenten kulturellen Konfliktbereiche zwischen dem „Auftrag“ des Erbes und den gegenwärtigen Werte- und Sozialverschiebungen sich auftun, das weiter zu fragen, sehe ich als wichtige Hinterlassenschaft dieser interessanten Arbeit.

Elisabeth Katschnig-Fasch

GRIES, Rainer: *Produkte als Medien. Kulturgeschichte der Produktkommunikation in der Bundesrepublik und der DDR*. Leipzig, Leipziger Universitätsverlag, 2003, 624 Seiten.

Um es gleich vorweg zu sagen, der zu kommentierende Band ist die beeindruckende Habilitationsschrift des Historikers Rainer Gries, vorgelegt an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Sie ist für die volkskundliche Kulturwissenschaft besonders für zwei thematische Bereiche relevant, für die Erforschung der deutsch-deutschen Alltagskultur und für die Erforschung der materiellen Kultur im speziellen Gewand der Konsumkultur. Gries hat im Bereich der Konsumgeschichte schon vor Jahren Aufmerksamkeit erregt, als er gemeinsam mit Volker Ilgen und Dirk Schindelbeck vorschlug, die Geschichte der Werbung als Mentalitätsgeschichte zu begreifen und zu betreiben.

Hier nun wird ein weiterführendes, theoretisch komplexes Analysemodell der Produktkommunikation vorgestellt und kulturhistorisch angewen-

det. Ausgehend von der Verdrängungsmacht der Westprodukte in den Ostregalen nach der Wende 1989 und der Wiederkehr mancher Ostprodukte in den letzten Jahren, diskutiert der Autor Nostalgie- und Ostalgieprozesse der Wenderepublik Deutschland.

Dies markiert aber nur den Einstieg in eine Kulturgeschichte der beiden deutschen Staaten, die ihren Beobachterstandort nah an die Dinge und nah an die Subjekte des Konsums bindet. Was Gries in weiten Teilen über die Produkte in der Konsumkultur sagt, ihre symbolische Aufladung, ihre Vieltimmigkeit, ihren Zeichencharakter, hat die volkskundliche Kulturwissenschaft in der Analyse der Alltagsdinge bereits vielfach erkundet. Gerade deshalb ist Gries' Beschränkung auf die Konsumwaren sehr anregend, zumal seine Kulturgeschichte intendiert, den Menschen und nicht das Produkt in den Mittelpunkt des Forschungsinteresses zu stellen.

Die Studie bietet quantitativ, aber auch qualitativ drei Hauptperspektiven, die für sich genommen Stoff für drei Buchbände geben könnten, zumindest dann, wenn diese Arbeit als Produkt Buch und nicht als Qualifikationsschrift gelesen wird. Diese drei Teile weist der Covertext präzise aus: Es ist zunächst die Darlegung des Produktverständnisses aus der Absatz-, Marketing-, Zeichen- und Medientheorie und seine Überleitung in ein dreidimensionales Kommunikationsmodell, das die theoretische Grundlage für den kulturgeschichtlichen Ansatz bildet. Ein ambitioniertes Unterfangen, das für die kulturwissenschaftliche Konsumforschung wichtige Überlegungen bündelt und Anregungen bietet. Die Visualisierung des Modells ist jedoch nicht so erhellend, wie man es von einer Bilderklärung wünschen würde: Das Zentrum der Graphik bildet der Produktkern, zweifach ummantelt von der Oberfläche als Denotat und der Corona als konnotativer Aura. Diese drei inneren Kreise werden durch Pfeile mit unterschiedlichen Kommunikatoren in Beziehung gesetzt, hellblaue, blaue und braune Pfeile der „Gestaltung“ gehen vom Kommunikator aus und durchstoßen den Kreis der konnotativen Aura. Außerhalb der Aura zielt ein grüner Pfeil der Wahrnehmung auf die diversen Kommunikatoren. Gestaltung und Wahrnehmung werden dadurch als wechselseitige, aber differente Prozesse gekennzeichnet. Ohne intensive Textlektüre erklärt sich das Modellschema nicht selbst. Zwar lassen sich leicht fünf Ebenen eines Beziehungsmodells erkennen, dreidimensional wird die Graphik dadurch aber nicht. Die Bildunterschrift erläutert: „Nicht nur Produzenten und Konsumenten kommunizieren über das Produkt.“ Das klingt zunächst etwas kryptisch, es ist aber ein Verdienst Gries', dezidiert darauf hinzuweisen, dass der Akt des Konsums mehr ist als der Tausch von Ware und Geld, und dass die Beziehungen zu den Produkten des Marktes von Kommunikatoren wie den produzierenden Unternehmen, Designern, Entwicklern, Käufern, Verwendern, Journalisten, Werbeagenten, Markt-

und Meinungsforschern „und vielen anderen mehr“ gestaltet werden. Damit wird zugleich der Begriff der Produktgestaltung entgrenzt und die Ware nicht nur als materiell, sondern auch als immateriell produziert, quasi als kulturelles Produkt vorgestellt. Warum allerdings die Wahrnehmung allein vom Produkt und seinen Bedeutungen ausgeht und nicht auch vom Kommunikator, klärt sich durch das Schema nicht.

Der Zeichen- und der Mediencharakter des Produktes stehen also im Zentrum der Analyse dieses ersten Teils, die Produktkommunikation wird als System und Prozess verstanden. Dies gelingt Gries durch eine ausführliche Rekapitulation maßgeblicher Theorieangebote, die in den letzten Jahren die Disziplin Geschichte als historische Kulturwissenschaft auszuweisen und um die Perspektive auf Sinn- und Symbolsysteme zu weiten suchten. Im Konsumsegment dieser breit angelegten, ausführlichen Wiedergabe des Forschungsstandes kritisiert Gries Wolfgang Fritz Haugs einflussreiche Warenästhetik der siebziger Jahre (1971) zweifach: einmal in ihrem Ökonomismus, der die Erscheinungen des Alltagslebens nur ökonomisch deutet, und zum zweiten in der Überhöhung des Kaufaktes. Haugs Warenästhetik hatte den gesamten Konsumbereich als Reich der Entfremdung, Verführung und Manipulation unter Generalverdacht gestellt. Dagegen setzt Gries ein Verständnis von Konsum als Kultur ein, wie es von der Anthropologin Mary Douglas und dem Ökonomen Baron Isherwood fast zeitgleich (1979) formuliert, aber erst im letzten Jahrzehnt in Deutschland nachhaltig rezipiert worden ist. Douglas/Isherwood wie später auch Daniel Miller betonten die Verwendungsweisen, nicht den Kauf der Waren, und begründeten damit erstmalig den Anspruch, Waren als Informations- und Sinnsysteme anzusehen. Ausgehend also von anthropologisch-kulturwissenschaftlichen Prämissen entwickelt Gries das Programm einer medialen Produktanalyse. Auf der Basis dieses Modells kann Gries zeigen, dass sich Produkte seit den fünfziger Jahren zu Medien auswachsen. Die späten fünfziger Jahre der Bundesrepublik und die sechziger Jahre der DDR erlebten nicht nur einen konsumtiven Schub, sondern eine produktkommunikative Revolution.

In einem zweiten Komplex wendet sich Gries vergleichend den Produktpräsentationen in den beiden deutschen Staaten zu, exploriert mentale und materiale Produkttopographien vom Versandhandel bis zu Verkaufsgondeln in den fünfziger Jahren, den Helden der Werbung in den sechziger Jahren und einer im Jahr 1961 institutionalisierten Produktkritik mit der Zeitschrift „DM“ für Warentests. Chronologisch folgen die siebziger und achtziger Jahre mit vertiefenden Einlassungen zur Entdeckung der Leichtheit, den Grenzen des Wachstums, den Frauendarstellungen in der Werbung, Einkaufszentren und Großmärkten. In eben diesem Rhythmus werden die Jahrzehnte des Konsums in der DDR kenntnisreich dargestellt, die Mangel-

diskurse, die sozialistischen Laden- und Katalogwelten. Die DDR nutzte zwar Produktionspropaganda, aber nicht den Begriff der Produkte, wie gleich zu Beginn dieser Sektion aufgeklärt wird. Der offizielle politökonomische Diskurs in der DDR kannte nur Waren in Berufung auf Karl Marx' Kritik der politischen Ökonomie. Eine sozialistische Waren-Medien-Gesellschaft hätte sich nie aufgebaut, resümiert Gries, Waren hätten nicht wie im Westen tragende gesellschaftliche Funktionen übernommen. Der Medialisierungsprozess, der im Westen die Markenprodukte zu zentralen Umschlagorten gesellschaftlicher Kommunikation machte, habe in der DDR nicht stattgefunden. Dagegen lässt sich einwenden, dass in gewisser Weise ja gerade die Knapp- und Abwesenheit bestimmter Waren gesellschaftliche Funktionen übernommen hat; und nicht zufällig widmet sich der Autor jenen DDR-Waren, die prägnante und profilierte Kommunikations- und Konnotationengeschichten aufzuweisen hatten. Im dritten Teil der Arbeit werden sie von Gries – im Westvergleich – vorgestellt. In diesen Produktbiographien verfolgt Gries den Wandel der Konnotationen exemplarischer Produkte im deutsch-deutschen Vergleich über die Jahrzehnte hinweg. Allerdings nicht nur das, er offeriert eigentlich Firmengeschichten als Produktgeschichten und verfolgt diese bis zu ihren jeweiligen Anfängen zurück. Der Begriff der Produktbiographie irritiert leicht, ist doch das „soziale Leben“ und der Begriff der Biographie der Dinge und der Waren durch Arjun Appadurai und Igor Kopytoff mit Nutzungsbiographien, Anpassungsprozessen und differentiellen Gebrauchszyklen anders besetzt. Im Griesschen Sinn des sozial wie kulturell gemachten und immer wieder neu mit Bedeutung aufgeladenen Produkts, wird der Begriff Produktbiographie daher weiter gefasst.

Die Geschichte des „Deinhard Sekts“ etwa begann um das Jahr 1825, da aber die frühe Geschichte der deutschen Sektkellereien nicht ohne die französische Produktion zu denken ist, reicht die Darstellung bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts zurück. Sie spart auch nicht Johann Friedrich Deinhardts Werdegang aus, der bereits Ende des 18. Jahrhunderts seine Karriere mit einem Lebensmittelgeschäft begann. Bis es zum Vergleich mit dem sozialistischen Sekt „Rotkäppchen“ kommt, wird auch diese Firmengeschichte zurück verfolgt bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Es ist eine vorbildliche Marken- und Warenmonographie, die hier präsentiert wird; und zugleich wird im Zusammenspiel von Kommunikatoren, Gebrauchstypen und Markencharakteren auch der Anspruch der Bedeutungsverchiebungen eingelöst. Um dies einlösen zu können, benötigt die Betrachtung aber gerade den langen Untersuchungszeitraum. Denn die Geschichte wäre schnell erzählt mit der Demokratisierung als „komplexem System der Sektkommunikation“, die vom Ende der 1950er Jahre bis in die 1980er Jahre Gültigkeit hat. Ähnlich ausführlich, jedoch abhängig von der

Zugänglichkeit der Quellen und dem Zustand der Überlieferungsmedien, erarbeitet Gries die „deutsch-deutsche Anmutungsgeschichte“ des „Nordhäuser Korns“, der Hamburger „Nivea“- und der sächsischen „Florena“-Creme. Schließlich gruppiert Gries sein Resümee um den analytischen Begriff des Vertrauens und mischt sich somit in der Zusammenfassung in aktuelle Debatten der Geschichtswissenschaft ein.

„Drei Bücher – in einem“ sollte nicht heißen, dass der Ansatz der „Produkte als Medien“ den Band nicht zusammenhielte. Vielmehr ist es für die Nutzer dieses Buchproduktes von Belang, was der Titel nicht leichthin verrät. Die mehrgliedrige Struktur der Arbeit kann nämlich unterschiedliche Lektüreinteressen bedienen: die Konsumforschung für den deutsch-deutschen Vergleich, die Überprüfung des kommunikationstheoretischen Modells für die Analyse materieller Kultur, die Produktbiographien für Sammler, Kuratoren und Museumsleute und die gesamte gelungene Untersuchung „für viele andere mehr“.

Gudrun M. König

LANGREITER, Nikola und Margareth LANZINGER (Hg.): *Kontinuität: Wandel. Kulturwissenschaftliche Versuche über ein schwieriges Verhältnis* (= Kultur-Wissenschaft, Bd. 5). Wien, Turia und Kant, 2003, 247 Seiten.

Der Sammelband enthält zehn „kulturwissenschaftliche Versuche“, das dichotome Verständnis der Begriffe Kontinuität und Wandel aufzulösen und nach deren „Nebeneinander, nach Überschneidungen oder gegenseitigem Bedingen“ (S. 7) zu suchen. Unter diesem gemeinsamen Nenner findet sich eine zeitlich wie thematisch sehr heterogene Mischung von Detailstudien. Das Buch baut auf den Diskussionen und Ergebnissen verschiedener Workshops und Graduiertenkollegs seit 1996 auf.

Im einleitenden Aufsatz von Nikola Langreiter und Margareth Lanzinger „Kontinuität im Wandel – Wandel in der Kontinuität“ wird das Verhältnis der Begriffstopoi Kontinuität und Wandel aus verschiedenen Etappen und Blickwinkeln der Fachgeschichte(n) beleuchtet und nach deren wechselnden Bedeutungen und Wertigkeiten befragt. Historischer Wandel findet nie in allen Elementen gleichzeitig statt und es gibt stets wechselnde Fließgeschwindigkeiten. Es kommt zu Gleichzeitigen des Ungleichzeitigkeiten, die eine Dynamisierung in der kulturellen Praxis der Akteure bewirken.

Den Fährten des Antoniusschweins folgt Wolfram Aichinger („Das Antoniusschwein. Ein Fallbeispiel für Prozesse kultureller Kommunikation“) vom Mittelalter bis in die Reliktgebiete im Spanien des 20. Jahrhunderts.

An diesem Beispiel, das Teil der straff organisierten Almosensammlung des Antoniter-Ordens war, zeigt er die Veränderungen und Umdeutungen des komplexen Gefüges aus Krankheitsvorstellungen, Heiligenverehrung, ökonomischer Sicherung und sozialer Praxis, in dessen wechselndem Rahmen das Antoniusschwein seinen Platz bis heute gefunden hat. Die „gezielte Standardisierung einer kulturellen Form“ (S. 43), das „Wuchern“ der Bedeutungszuweisungen etablierter Symbole über metonymische bzw. metaphorische Prozesse und Bedeutungsverschiebungen stabilisierten das System. Durch Anpassung und wechselnde kirchliche Legitimation konnten sich Fragmente dieser mittelalterlichen Praxis bis in die Gegenwart halten.

In ihrer Mikrostudie „Besitzrechtliche Ansprüche und weitere Lebenswege von Witwen. Veränderungen und Kontinuität der Praktiken in der Gutsherrschaft Frdlant in Nordböhmen zwischen 1558 und 1750“ untersucht Dana Štefanová Positionen und Handlungsräume von Frauen über die Praxis des „Witwendrittels“ und des „Ausgedinges“. In dem oft unberücksichtigten Blick auf die konkrete alltags- und lebensweltliche Ebene lässt sich die tatsächliche sozio-kulturelle Praxis beschreiben, die sich nicht nur an den herrschaftlichen Regelungen und Normen orientierte, sondern an den individuellen Anforderungen der konkreten Fälle. Die sich daraus ergebenden Veränderungen wirkten wiederum zurück auf die Rechtspraxis.

Margareth Lanzinger („Meine Mutter wollte für ihre Tochter etwas Besonderes, Modernes ...“. Namenkulturen im Wandel“) analysiert Namen als Indikatoren soziokulturellen Handelns. Im ersten Teil untersucht sie vor dem Hintergrund allgemeiner Trends die Namenspraxis der Familie Baumgartner von den 1730ern bis in die 1890er. Basis sind ein Familienbuch und unterstützend das Taufregister der Pfarre Innichen. Der Gewerbewechsel der Familie von der Gerberei zum Gastgewerbe in dem untersuchten Zeitraum zeigt keine Veränderung im Namensrepertoire, jedoch im sozialen Umfeld, aus dem die Taufpaten kommen. Der zweite Teil analysiert den Rücklauf eines Schreibaufrufes zur Namenkultur, der in der Zwischenkriegszeit Geborene umfasst, zum Teil auch noch bis in die 1950er und 1960er geht. Hier lassen sich Familien- und Namensgeschichten konkreter greifen und die zugrundeliegenden Motive und Praktiken wie Wesensgleichheit, Wünsche, Vorbilder und persönliche Erinnerungen benennen. Auch Kombinationen aus „ungewöhnlichem“ Erst- und „traditionellem“ Zweitnamen sind zu finden. In beiden Teilstudien lässt sich ein Nebeneinander „alter“ und „neuer“ Namen finden; wer für „fortschrittliche“ und wer für „altmodische“ Namen plädiert, ist kaum mit soziokulturellen Kategorien in Zusammenhang zu bringen (S. 106).

Ausgehend von dem überdurchschnittlich hohen Prozentsatz „geistig Behinderter“ bei der Volkszählung 1880 im obersteirischen Bezirk Murau

hinterfragt Gudrun Hopf („Geistig Behinderte in der alpinen Gesindegesellschaft“) die ortsspezifischen Grundlagen, vor deren Hintergrund sich diese kulturelle Konstruktion von Nicht-Normalität erklären lässt. Vom ausgehenden 18. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts hatten sich die Formen der Arbeitsteilung wie auch die Formen des Zusammenlebens der Menschen hier kaum gewandelt. „Solch bemerkenswerte Konstanz [...] konnte nur durch beträchtliche Anstrengungen erzielt werden, und [...] erforderte immer wieder neue Taktiken und Strategien“ (S. 117). Die Autorin analysiert Gerichtsakten und medizinische Gutachten von Entmündigungsverfahren aus dem Zeitraum von 1880 bis 1930. Dabei zeigt sich, dass innerhalb der betroffenen Gruppen „Normalität“ über die Alltagstauglichkeit in der ländlichen Umwelt definiert wurde, die hinzutretenden Gutachter jedoch ungeeignete, an der Stadt orientierte Maßstäbe anlegten. Innerhalb des regional-spezifisch entstandenen sozialen Gefüges wurde die Stigmatisierung als „Behinderter“ instrumentalisiert, um das wirtschaftliche und soziale System zu stützen.

Ernst Langthaler („Feiern im Wiederaufbau. Identitätspolitik in einer österreichischen Dorfgesellschaft 1945–1960“) zeigt über die Inszenierungen und Symbole von sechs Dorffesten in der niederösterreichischen Gemeinde Frankenfels die Konzepte und Veränderungen einer kollektiven Identitätsbildung. Davon ausgehend, dass „Gemeinschaft, lokale ebenso wie nationale, [...] weniger ein Sein als ein Tun [ist]“ (S. 138), fragt er nach der „soziokulturellen Praxis von Identitätspolitik“, die sich in der Inszenierung und der Beteiligung verschiedener Bevölkerungsgruppen am Fest äußert und damit Elemente kollektiver Identität „sinnlich erfahrbar“ macht. Er zeigt das komplexe Verhältnis lokaler und nationaler Identitätsentwürfe und wie „der Gemeinschaftsentwurf eines ‚neuen Österreich‘ im Alltag nicht sofort ungeteilte Anerkennung findet, sondern in zeitlich unterschiedlichen Varianten angeeignet wird“ (S. 161). Kollektive Identität entsteht im Mit- und Nacheinander der oft unvereinbar scheinenden Entwürfe, Codes und Inszenierungen, aber auch in deren Gegeneinander als stillschweigende Voraussetzung beider Seiten.

Angelika Klampfl („Medienverhalten Jugendlicher – Analysen zwischen erzähltem und erlebtem Leben“) präsentiert die Ergebnisse von 13 Interviews mit Jugendlichen im Alter von 15 bis 18 Jahren. Nach einer methodischen Reflexion, in der die spezifischen Anforderungen bei lebensgeschichtlichen Interviews in dieser diffizilen Altersgruppe beschrieben werden, stellt die Autorin die Ergebnisse den Erwartungen gegenüber. Für die Medien Plakat, Buch, Zeitung, Illustrierte, Internet, Fernsehen und Film wird die Mediennutzung beschrieben, die sehr nutzerspezifisch ist. Dabei zeigt sich, dass bei größerer Bilddichte die Bilderinnerung geringer ausgeprägt ist – es

sei denn, die Bilder sind mit emotionalen Lebenssituationen verknüpft. Die Studie ermöglicht es, das veränderte Verhältnis von Medien und Medienbedeutung im Alltag bei einer bestimmten Altersgruppe zu benennen.

Vor dem Hintergrund eines ständigen Wandels im Beherbergungs- und Gaststättengewerbe untersucht Nikola Langreiter („Die Wirtin‘ – wie eh und je? Frauenkarrieren im Hotel- und Gastgewerbe“) die Veränderungen, die sich in den Selbst- und Fremdbildern von Tiroler Gastwirtinnen zeigen. Als Material dienen historische Reiseführer, Autobiographien und Briefwechsel, dazu gegenwärtige Materialien, Presseartikel, Fachzeitschriften, Autobiographien und narrative Interviews mit 13 Tiroler Gastwirtinnen. „Frauen – nicht selten in Tracht – sind offenbar sehr geeignet, den Charakter der Region zu repräsentieren, sind ideale Werbeträgerinnen“ (S. 187). Dabei finden sich die Wirtinnen in einem Spannungsfeld zwischen traditionellem Rollenbild, Hausfrau, Mutter und „Karrierefrau“ wieder. Trotz Modernisierung bei Arbeitsorganisation, Angebot und Kundenkontakt, haben sich „stellenweise anachronistische Führungs- und Beschäftigungsmodelle“ (S. 201) erhalten, in denen sich die Frauen nach wie vor ein selbständiges und weitgespanntes Arbeitsfeld sichern konnten. Die Autorin kommt zu dem Ergebnis, dass das Arbeitsfeld der Wirtin eine Reihe weiblicher Qualitäten umfasst, die ihr auch in einer veränderten Umgebung ihren Raum und Rang sichert. Das veröffentlichte Bild der Wirtin „bildet gewissermaßen eine Vorgabe, einen grob abgesteckten Rahmen, es definiert einen Handlungsraum, in dem Agieren möglich ist“ (S. 203).

In reflexiver Manier wendet Gert Dressel („Wissenschaftlicher Wandel durch biografische Erfahrungen? Zum Beispiel: Kulturwissenschaften und KulturwissenschaftlerInnen“) die Frage nach Wandel und Kontinuität auf die eigene scientific community an. Wissenschaft beruht stets auf Neuem und Altem, auch die zahlreichen Paradigmenwechsel und „turns“ brauchen eine „Legitimierung über Geschichte und Kontinuität“ (S. 212). Anhand qualitativer Interviews mit deutschsprachigen KulturwissenschaftlerInnen geht er der Frage nach, ob diese methodischen und thematischen Verschiebungen „auch in einem Zusammenhang mit bestimmten biografischen Erfahrungen derer [stehen], die diese Verschiebungen repräsentieren“ (S. 213). Mit Rückgriff auf die von Ludwik Fleck 1935 diskutierten (aber erst später rezipierten) Begriffe der „Denkstile“ und „Denkkollektive“ zeigt der Autor die biografischen Mechanismen von Konstanz und Wandel im Wissenschaftsbetrieb auf, der sich selbst auf eine gesellschaftsunabhängige Wahrheit beruft. Als Wirkungskomplex erkennt er die zeitspezifischen strukturellen Veränderungen der Hochschullandschaft, aber auch die Erfahrungen der „68er“-Zeit: „– alle ordnen sich ‚1968‘ ‚irgendwie‘ zu“ (S. 223). Herkunft aus vorher bildungsfernen Schichten, erleichterter Zugang für

Frauen, Erfahrungen in einem universitätspolitischen Kontext und allgemeine zeitspezifische kulturelle Erlebnisse erzeugten „Fremdheitserfahrungen, die im Laufe der Zeit produktiv werden konnten“. Zentral für einen Paradigmenwechsel ist die Frage, wie weit eine „kritische Masse“ (S. 222) entsteht. „Bestimmte biografische Erfahrungen können wissenschaftliche Denkstile dynamisieren. Aber sie sind wohl oft und zunächst einmal eine Bürde – ein Nachteil“ (S. 226).

Der abschließende Artikel von Clemens Zimmermann „Nachwort über Ungleichzeitigkeit“ diskutiert und fokussiert die einzelnen Fallstudien in Bezug auf das übergreifende Thema von Kontinuität und Wandel. „Kultur erscheint als Handlungsrepertoire und nicht allein als Sinnggebung, bisweilen als – konflikthafte – Praxis, nicht als fertiges Produkt“ (S. 236). Der Verfasser wendet sich gegen die eindimensionale Betrachtung von Modernisierung, „Innovationen können auch Kontinuitäten sichern, sie stehen nicht nur gegen Tradition“, verteidigt aber den Prozessbegriff, insofern er eine „gewisse Gerichtetheit des Geschehenen“ (S. 240) impliziert. Ebenso ist der Strukturbegriff nötig, „um wiederkehrende Bedingungen von Handeln zu beschreiben“ (S. 241). Er plädiert dafür „die Dimension der sich eben doch ‚entwickelnden‘ Ensembles und historisch relativ stabiler Handlungskonstellationen nicht mehr als Folge eines einzigen, linearen Modernisierungsprozesses, sondern als sehr komplex, plural angelegte ‚Transformationsprozesse‘ zu fassen, bei denen das Ungleichzeitige seinen Platz hat“. Kontinuität und Wandel „reichen als Begriffe zur Kennzeichnung radikalen und dynamischen Umbaus sozialer Systeme“ nicht aus (S. 241).

Die einzelnen Studien erlauben gerade durch ihre inhaltliche wie methodische Heterogenität einen facettenreichen Blick auf die zentralen Begriffe von Kontinuität, Wandel und Ungleichzeitigkeit jenseits vereinfachender „top-down“-Kategorisierungen. Als „bottom-up“-Studien erhellen sie aus der jeweiligen sozialen und kulturellen Alltagspraxis heraus, welche Faktoren Kontinuität und welche Wandel fördern, und zeigen die gegenseitigen Bedingtheiten und Überlagerungen der Prozesse. Damit bieten sie fruchtbare Diskussionsbeiträge zu den zentralen kulturwissenschaftlichen Fragestellungen um die vielschichtigen Beziehungen zwischen Kontinuität und Wandel.

Helmut Groschwitz

BOTTESCH, Martin, Franz GRIESHOFFER und Wilfried SCHABUS (Hg.): *Die Siebenbürgischen Landler. Eine Spurensicherung*. Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag, 2002, 967 Seiten, 133 s/w- und 17 farb. Abb., 3 Pläne.

Kaum machten sich im Jahr 1990 österreichische Germanisten, Ethnographen und Theologen auf, um die Lebenswelt der Landler in Siebenbürgen zu erkunden, da war die Zielgruppe schon nicht mehr richtig da. Wie auch andere Gruppen der deutschen Minderheit in Rumänien, so haben die Landler nach dem Sturz Ceauşescus im Dezember 1989 in Scharen das Land verlassen. Lebten 1990 noch etwa 3.800 Landler in der Gegend um Hermannstadt/Sibiu, so ist diese Zahl bis 2002, dem Erscheinungsjahr des Sammelbandes, auf 200, meist ältere Personen gesunken.

Obwohl sie von der „Österreichischen Landsmannschaft“ 1990 mit Flugblättern zum Bleiben in ihrer Heimat aufgefordert wurden, zog es die Landler gen Westen. Mit dem dramatischen Appell „Bitte nehmt uns an! Unsere Urheimat ist unersetzbar“ haben sie in einem Brandbrief bei den „lieben Freunden in Österreich“ um Verständnis für die Ausreisewilligen geworben: „Vor allem ist es die Jugend, die weg will. Sie heiraten nicht mehr, es kommen wenige Kinder zur Welt. Also muß ein jeder verstehen, daß wir uns auf so lange Sicht hier nicht mehr halten können. Und sollte es mir gelingen, mit der Familie nach Österreich oder in die BRD zu kommen, dann schwöre ich vor Gott, nie mehr irgendwohin zu ziehen, wo ich zu einer nationalen Minderheit gehöre“ (S. 900 f.).

Das Dokument ist abgedruckt in dem zweibändigen, sorgfältig edierten Sammelband, dem die Herausgeber die Erläuterung „Eine Spurensicherung“ hinzugefügt haben: keine *Spurensuche*, wie sie betonen, sondern eine – in der Volkskunde hinlänglich bekannte – *Sicherungsmaßnahme* einer vom Untergehen bedrohten Kultur. Angesichts der Zahlen ist das sicher eine zutreffende Beschreibung. Daß es sich hierbei nicht um eine notdürftig improvisierte Sicherung, sondern um ein umfangreiches interdisziplinäres Projekt handelt, macht schon der Umfang des Werkes deutlich: Die Untersuchung misst stattliche 967 Seiten, auf denen 25 Beiträge von noch mehr Autorinnen und Autoren aus Österreich, Deutschland und Rumänien, sowie Zeitzeugenberichte, Dokumente und einige Fotos abgedruckt sind. Das Farbfoto auf dem Schutzumschlag deutet an, was den Leser erwartet. Es zeigt eine Straßenzeile in dem Dorf Großpold. Im Hintergrund die giebelständigen Bauernhäuser, im Vordergrund eine Landlerfrau, die einen Handkarren zieht, erkennbar an Scheibenhut und Schurz, daneben ein Pferdefuhrwerk mit einer rumänischen oder einer Roma-Familie. Die Herausgeber wollten eine „vorwiegend qualitative Beschreibung der wichtigsten,

landlerische Wirklichkeit und Identität konstituierenden Faktoren, einschließlich von architektonischen Befunden“ erstellen (S. 14). Dabei geht es den Herausgebern nicht nur um den traditionellen volkskundlichen Kanon, sondern auch um interethnische Prozesse.

Landler nannten sich die Siedler, die man unter Kaiser Karl VI. und Maria Theresia nach Siebenbürgen deportiert hatte. Zwischen 1734 und 1776 siedelten die Habsburger Behörden insgesamt etwa 4.000 Personen aus der Obersteiermark, aus Kärnten, vor allem aber aus dem Salzkammergut und dem oberösterreichischen ‚Landl‘ zwangsweise um. Wegen ihres Glaubens mussten die Protestanten ihre Heimat verlassen und wurden an den Rand der Monarchie, in das protestantische Siebenbürgen deportiert. Die Landler wurden vor allem in den drei Dörfern Neppendorf, Großau und Großpold in der Gegend um Hermannstadt/Sibiu angesiedelt. Die Siebenbürger hatten zwar dieselbe Konfession, doch die österreichischen Landler waren dort eine „Minderheit in einer anderen Minderheit“, wie es in einem der Aufsätze heißt. Sie unterschieden sich vor allem durch ihre Kleidung und ihre Mundart von den Siebenbürger Sachsen. Was gab und was gibt es darüber hinaus für Unterschiede zur siebenbürgischen Mehrheitsbevölkerung, was ist landlerische Identität? Diese Fragen versuchen die Autoren zu beantworten, wobei die Suche nach Differenzen 250 Jahre nach der Ansiedlung in manchen Beiträgen etwas verkrampft wirkt. Denn in vielen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens haben über Generationen Assimilationsprozesse stattgefunden, in deren Folge sich landlerische Besonderheiten vielfach verwischt haben.

Einen wichtigen Aufsatz haben die Herausgeber an den Anfang gestellt. Der Historiker Mathias Beer, Mitarbeiter am Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde in Tübingen, gibt einen geschichtlichen Überblick und referiert die bisherige, übrigens keineswegs farblose Landlerforschung. Beer stützt sich dabei weniger auf eigene Archivrecherchen, sondern fasst die bisherige Forschung zusammen und bewertet die Ergebnisse teilweise neu. So zeigt er anhand von Jubiläumsfeiern, dass zahlreiche Bilder und Legenden über die Geschichte der Landler entstanden sind, die ein reges Eigenleben führten und auch nicht ohne Folgen auf die Sicht der Landlerforscher waren. Nach der Lektüre des Beitrages, der Manches einordnet und zurechtrückt, hat man auch die Begriffe „Transmigration“ und „Transmigranten“ kennengelernt, die für die Landler gebräuchlich sind, da es sich um eine Zwangsumsiedlung innerhalb des Staatsgebietes handelte. Beer benutzt diese neuen alten Begriffe (schon in zeitgenössischen Archivalien werden die Deportierten Transmigranten genannt) allerdings mit einer derartigen Penetranz, dass man künftig gerne darauf verzichten möchte.

Der Mitherausgeber Martin Bottesch, Leiter des Zentrums für Lehrerfortbildung in deutscher Sprache in Mediasch/Mediaș, hat insgesamt drei

Beiträge beige-steuert. Bottesch dokumentiert die deutschen Flurnamen der Gemeinde Großpold, in einem weiteren Beitrag analysiert er die Identität und Ethnizität der Landler, und er beschreibt die siebenbürgischen Landlergemeinden nach 1989. Im letztgenannten Aufsatz fällt es ihm – wie auch einigen anderen Autoren in ihren Beiträgen – nicht leicht, das spezifisch Landlerische herauszuarbeiten; schon aus dem Grund, da alle Gruppen der deutschen Minderheit von der sozioökonomischen Situation in Rumänien gleichermaßen betroffen waren. Die Auswanderungsmotive waren für Landler und Sachsen, wie auch für Banater und Sathmarer Schwaben die gleichen: schlechte wirtschaftliche Verhältnisse, Enteignungen in kommunistischer Zeit und Repressionen – nicht allein aber eben auch – gegen die Deutschen seitens der Behörden. Die Suche nach „dem Landlerischen“ ist überall dort vergeblich, wo überregionale Prozesse ihre Auswirkungen auf soziale oder ethnische Gruppen hatten, zum Beispiel auch bei der Russlanddeportation nach 1945. Überzeugend dagegen ist Botteschs Analyse von Identität und Ethnizität, in der er zu dem Schluss kommt, dass es in den Landlergemeinden nur wenige soziale und Mentalitätsunterschiede zwischen Lndlern und Sachsen gibt und dass das Gemeinschaftsleben beide Gruppen in ganz ähnlicher Weise geprägt hat. Er zeigt aber gleichzeitig, dass „die Anwesenheit der Landler die Sachsen ihre Eigenart hat überbetonen lassen“ (S. 171).

Die beiden Bände enthalten auch umfangreiche Abhandlungen, die für sich schon eine eigenständige Publikation abgeben würden, wie die 100 Seiten starke linguistische Untersuchung über die siebenbürgischen Landlerdialekte von Wilfried Schabus. Der Mitarbeiter am Phonogrammarchiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften legt hier eine feingegliederte Darstellung der Dialekte in den drei Landlergemeinden vor, die sowohl auf archivalischen Forschungen als auch auf eigenen Erhebungen basiert. Auch die Ausführungen der Volkskundlerin Irmgard Sedler – vormalis Mitarbeiterin im Hermannstädter Brukenthalmuseum, heute Museumsleiterin in Baden-Württemberg – über das „Siebenbürgische Kleidungsverhalten am Beispiel der Landlertracht“ ist eine in sich geschlossene Arbeit. Sedler beschreibt minutiös die typische Kleidung der Landler, die ein bis heute sichtbares Unterscheidungsmerkmal zu den Sachsen darstellt. Die Autorin spürt auch Veränderungen im Kleidungsverhalten auf und zeigt, welchen modischen Einflüssen die landlerische Tracht unterworfen war.

Die sowohl in ihrer Qualität als auch in ihrer Sichtweise sehr unterschiedlichen Aufsätze gruppieren sich in vier Kapitel, wobei die Zuordnung nicht immer zwingend erscheint. „Geschichte und Integration“, „Identität und Kulturaustausch“, „Siedlung und Wirtschaft“, „Kirche und Gesellschaft“ lauten die Überschriften für die einzelnen Abschnitte. Darunter finden sich

Darstellungen über das Nahrungsverhalten, über die Transportmittel der Landler, über das Handwerk, die Winzeterminologie, das Zusammenleben mit den Roma, zur Siedlungsgeschichte, zur baulichen Entwicklung und vieles mehr. Im Anhang runden eine Biographie über den Siebenbürgischen Pfarrer und Historiker Helmut Klima (1915–1990) sowie Zeitzeugenberichte über die Russlanddeportation und über Fluchtversuche aus dem kommunistischen Rumänien die Publikation ab.

Die Herausgeber weisen selbst darauf hin, dass in dem Sammelband recht disparate Beiträge enthalten sind, die denn auch weniger dazu einladen, einer nach dem anderen gelesen zu werden. Wer dies dennoch tut, wird sich über zahlreiche Wiederholungen (insbesondere die Ansiedlungsgeschichte betreffend) ärgern. Dankbar ist der Leser daher für das ausführliche Register, das die Erschließung des Sammelbandes wesentlich erleichtert. Mit der vorliegenden Publikation erhält man mehr als nur einen Einblick in Geschichte und Kultur der Österreicher in Siebenbürgen: eine Spurensicherung mit einer Fülle an Beweismaterial.

Christian Glass

NÉMETH, Balázs: „*Gott schläft nicht, er blinzelt uns zu*“. *Evangelisch-reformierte Lebensgestaltung zwischen Kontinuität und Wandel – Ungarn im 16. Jahrhundert als Beispiel* (= Beiträge zur Volkskunde und Kulturanalyse, N.F. Bd. 3). Frankfurt am Main u.a., Peter Lang Verlag, 2003, 297 Seiten.

Religiöse Volkskunde war – und ist es im deutschen Sprachraum immer noch – eine Forschungsrichtung, die auf die einzelnen Erscheinungen des vulgären Christentums in seinen konfessionellen Spielarten einging und versuchte, durch Beschreibung der Handlungen und Objekte so etwas wie einen Zugang zu den Überzeugungen und religiösen Anschauungen zu gewinnen. Dabei setzt sie einerseits auf die Erfassung und Beschreibung der einzelnen Vorgänge und Gegenstände, deren Verbreitung, ihren Sitz im Leben, andererseits kam sie nicht umhin, ideologische Vorstellungen mit diesen Befunden zu verbinden – wobei das Problem nicht selten darin besteht, derartige Erscheinungen in ihren Wurzeln als uralte, also vorchristlich zu deuten. Die Begrenztheit derartiger Methoden ist deutlich, weil eine vorrangig unhistorische Vorgangsweise zur Norm der Erklärung erhoben wird.

Dementsprechend differenzierter sind Bemühungen um religiöse Volkskunde anderswo, die nun allmählich auch in den Bereich des deutschen

Sprachraumes Eingang finden. Sie berühren sich immer stärker mit bestimmten Formen der Mentalitätengeschichte oder der historischen Sozialkunde, was wieder Probleme im Hinblick auf die Ganzheit der Methodik aufwirft, zumal dabei die Gefahr besteht, dass die eigentliche Fähigkeit der Ethnologie verloren geht, von Objekten ausgehend die Wirklichkeit des Lebens zu erfassen.

Die hier anzuzeigende Dissertation, mit der der in Wien lebende, nunmehr pensionierte reformierte Pfarrer und Oberkirchenrat Balázs Németh das Doktorat in Philosophie, Fachrichtung Europäische Ethnologie, erworben hat, geht zwar von Beobachtungen aus der Alltagskultur – soweit diese konfessionell geprägt war – aus, wobei er die Unterschiede als selbst erlebt und erfahren feststellt, bleibt aber dabei nicht stehen. Ganz im Gegenteil, er versucht diese Unterschiede zu erklären, wobei er auf ein reiches literarisches Material aus dem 16. und 17. Jahrhundert zurückgreift, das sich in den diversen kirchlichen Veröffentlichungen der ungarischen Reformierten (und Lutheraner) findet.

In der Erfassung und Auswertung dieses Materials liegt die große Bedeutung dieser Arbeit, die nach einer Einleitung in vier Teile gegliedert ist, welche wiederum in Kapitel unterteilt sind. Die Überschriften zeigen die Breite der Darstellung: Übergänge im Leben (Geburt, Taufe, Menschwerdung – Verlobung, Trauung, Ehe, Familie, Sexualität, Scheidung – Tod, Begräbnis, Jenseitsvorstellungen), Kultivierung des Lebens (Festkultur – Alltagskultur – Kultur der Über- und Unterordnung), Struktur des geistigen Rückhaltes im Leben – die Kirche (Die Kirche als Gemeinschaft – die Kirche als Erzieherin), Das Weltbild (Das Geschichtsbild im Spannungsfeld der Türkenproblematik und der Apokalypse – Der Volksglaube im Zusammenhang mit der Volksmedizin und der Hexenfrage).

Abschließende Schlussfolgerungen leiten zu den üblichen Beigaben, also den Anmerkungen, den Literatur- und Quellenangaben (über letztere informiert auch ein Kapitel in der Einleitung) und den Verzeichnissen über. Ein Stichwortregister, das doch nützlich gewesen wäre (vor allem bezüglich der Sachbegriffe), fehlt leider. Das Literaturverzeichnis ist überaus reichhaltig und verzeichnet die zitierte ungarische Literatur auch mit deutschen Übersetzungen der Titel, was für den in Österreich Forschenden sicher angenehm und nützlich ist. Es beweist die umfassende Orientierung des Verfassers, der die von der Soziologie kommenden Überlegungen ebenso kennt, wie er kirchengeschichtliche und liturgiegeschichtliche Erkenntnisse mit seinem Anliegen, eine zusammenfassende Darstellung evangelisch-reformierter „Lebensgestaltung“ zu geben, verbindet. Mit diesem Wort versucht er die Tatsache wiederzugeben, dass sich die Formen dieser Gestaltung verändern, und zwar sowohl in ihren Motiven und Anliegen, wie in manchen ihrer

konkreten Formen. In gewisser Weise erinnert das Buch an die nunmehr schon mehr als ein halbes Jahrhundert alte „Morphologie des Luthertums“ von Werner Elert, wobei dieser freilich davon ausgeht, dass trotz aller Unterschiede das Luthertum so etwas wie eine Einheit darstellt, während Németh die verschiedenen, zum Teil grundlegenden Differenzen innerhalb des Reformiertentums deutlicher herausstellt und sich in seinen Ausführungen auf Ungarn beschränkt. Natürlich ist der Ansatzpunkt anders, ebenso die Methodik, schließlich auch die Absicht, immerhin gibt es derartige Darstellungen, ob sie nun von der praktischen Theologie oder von der Volkskunde herkommen, nur ganz selten. Sie stehen am Schnittpunkt vieler Disziplinen und Betrachtungsweisen. Auch das macht das Buch – abgesehen von der Tatsache, dass es Zugang zur ungarischen Forschung und Mentalitätsgeschichte ermöglicht – wertvoll.

Darum seien einige Bemerkungen gestattet, die diesen Wert eher unterstreichen, denn mindern wollen:

a) Die Betrachtung der verschiedenen Agenden und Gottesdienstbücher steht nicht im Dienste der Erhellung von Verlaufsformen liturgischer Art, sondern nützt diese zur Darlegung der Bedeutung, die diese Ordnungen und Texte für die Lebensgestaltung aus reformiertem Geist haben.

b) Németh führt viele Aussagen, vor allem solche, die einen bekenntnis-mäßigen Hintergrund in Lehre und Ethik haben, auf Calvin zurück und muss dann nicht selten feststellen, dass „das reformierte Ungarn“ keineswegs in allen Fragen diese Urmeinung reformierten Bekenntnisses übernommen hat.

c) Dennoch spricht er oft undifferenziert von diesem „reformierten Ungarn“ oder „der reformierten Kirche“, ohne dass er auf die inneren Brüche, Widersprüche und Gegensätze wirklich eingehe.

d) Das hängt wohl damit zusammen, dass er vorwiegend, ja fast ausschließlich Quellen normativen Charakters auswertet, die zwar nicht ohne einen gewissen Hintergrund im kirchlichen Leben gestaltet wurden, aber doch von ihrer Art her nicht das Sein, sondern ein Sollen beschreiben.

e) Dazu kommt, dass er wohl zuwenig berücksichtigt, dass es in der reformierten Kirche und ihren Distrikten gerade in den Jahren zwischen 1590 und 1650 um dieselben strukturellen oder ethischen Fragen immer neue Diskussionen gab, die zum Teil in Schriften einzelner Theologen, zum Teil aber auch in den Verhandlungen diverser Synoden und Konvente abgewickelt wurden.

f) Das Problem der Rezeption dieser normativen Ordnungen, zu denen ja auch Katechismus und Predigt gehörten, bleibt in vielen Fällen ausgeklammert. Es ist ja anzunehmen, dass diese Rezeption nicht rasch vor sich gegangen, bzw. in vielen Fällen über eine bloß verbale Aneignung nicht hinausgegangen ist.

g) Trotz des durch Zwingli und Calvin gegenüber der mittelalterlichen Kirche und Frömmigkeit verlangten deutlichen Bruchs gibt es doch Traditionen, die sich weiter gehalten haben und oft erst unter dem Eindruck der Aufklärung verschwunden sind. Diesbezügliche Überlegungen sollten verstärkt angestellt werden.

h) Damit verbunden sind die vom Verfasser selbst einleitend gestellten Aufgaben nach der Darlegung des religiös bestimmten oder von der Konfessionalität her beeinflussten „Volkslebens“, die dann wohl nicht immer zureichend genug beantwortet wurden. Freilich, hier zeigt sich ein Dilemma, das die Ethnologie immer wieder aufweisen wird, der Mangel an geeigneten älteren Quellen, noch dazu solcher, die wirklich alle Schichten betreffen.

i) Gelegentlich scheint es so zu sein, dass versucht wird, eine vorgefasste „reformierte“ Position auch gegen tatsächliche Gegebenheiten zu halten, weil nicht genügend zwischen dem Anspruch der Quellen und der Wirklichkeit unterschieden wird. So war das sich gegen 1600 ausbildende Amtsverständnis der reformierten Prediger wohl kaum ident mit dem von Calvin her kommenden Gemeindebegriff, sondern zeigt eine ansonsten eher bei den Lutheranern vorhandene Überhöhung, die freilich nicht vom Priester-, sondern vom Erzieherbegriff getragen wurde.

j) Auch die hie und da bei Németh angedeuteten Konflikte zwischen den „irdischen Herren“ und den Gemeinden waren nicht unbeträchtlich, zumal die Einflussmöglichkeiten der kirchlichen Leitungsorgane – trotz der Beteuerungen in den synodalen Schriften – doch eher schwach waren und der Patronatsherr, der zudem das Kirchenwesen noch am ehesten gegen den gegenreformatorischen Druck zu schützen vermochte, eben am Ort war.

k) In diesem Zusammenhang zeigt sich auch die innere Geteiltheit dieser Kirche in den verschiedenen Reichen, auf die Ungarn damals aufgeteilt war, von der unlängst Martha Fatá eindrucksvoll berichtet hat. Diese verschiedenen Konditionierungsrahmen (türkisch besetztes Land, Habsburgerbesitz, Siebenbürgen) sollte man doch noch eingehender überlegen.

l) Es ist erstaunlich, für wieviele Bereiche des Lebens aus den kirchlichen Texten Material und Angaben zu finden sind. Das zeigt, in welchem hohen Maße das ganze Leben im 16. und 17. Jahrhundert unter religiösem Vorzeichen gesehen wurde, auch wenn die Differenzierung zwischen Motivation und Legitimation, letztere auch in negativer Form als Kritik, nicht immer ersichtlich erscheint.

Insgesamt ist natürlich, dem Charakter des Buches als Dissertation entsprechend, ein gewaltiges Thema in umfassender Weise zur Darstellung gebracht worden, denn viele der vom Rezensenten oben gemachten Bemerkungen würden auf eine erhebliche Ausweitung der Forschungen und Aus-

führungen hinauslaufen. Sie sollten freilich im Auge behalten werden – und vielleicht vermag Németh doch noch das eine oder andere in dieser Hinsicht beizutragen. Seine Kenntnisse und sein Engagement lassen es als möglich erscheinen. Die Darstellung der „Impulse, Dogmen und Normierungen der – Schweizer – Reformation“ (Zitat aus dem Klappentext) ist jedenfalls als ein eindrucksvolles und wichtiges Werk anzusehen, aus dem auch das Engagement des Autors für aktuelle Fragen theologischer Art, wie die Friedensproblematik oder die rechte Gestaltung einer Sozialethik reformatorischen Zuschnittes, die in Ungarn stets ein wesentliches, wenngleich recht verschieden entwickeltes Problem darstellte, erkennbar wird.

Die Ausstattung entspricht den von den verschiedenen Reihen des Verlages bekannten Normen. Wenn die Zahl der Abbildungen hätte vermehrt werden können, wäre es der Sache doch dienlich gewesen.

Für eine Volkskunde traditioneller Art ist es ein Buch, das sicher in ihrem Bereich wenig oder nichts zu suchen hat, im Sinne einer neuen religiösen Volkskunde aber, die wirklich die Motivforschung als wesentliche Aufgabe sieht, ist es bedeutsam.

Gustav Reingrabner

OBRIST, Marco (Red.): *Schöne Aussicht. Der Blick auf die Berge von Segantini bis Weinberger/Bella Vista. Visioni della montagna da Segantini a Weinberger*. Wien/Bozen, Folio Verlag, 2002, 186 Seiten.

Die Publikation „Schöne Aussicht. Der Blick auf die Berge von Segantini bis Weinberger/Bella Vista. Visioni della montagna da Segantini a Weinberger“ erschien als Katalog anlässlich der Eröffnung der gleichnamigen Ausstellung, die bei *kunst Meran* ebendort von 14.11.2002 bis 9.3.2003 zu sehen war. In seiner Einleitung zieht Marco Obrist den Rahmen der Ausstellung auf und gibt einen Überblick zu den Beiträgen, die der Katalog versammelt. Daran schließt eine Reise durch die Ausstellung an, vorbei an Werken von Giovanni Segantini bis Lois Weinberger und damit auch durch die Zeit. Obrist lenkt die Aufmerksamkeit auf verschiedene künstlerische Ausdrucksformen und Medien, auf unterschiedliche Entstehungszusammenhänge und gesellschaftliche Kontexte und vermittelt eine erste Idee davon, wie sich der Blick auf die Alpen im Lauf der Zeit veränderte und pluralisierte.

Inspiziert vom Projekt „Hotel Vue des Alpes“, das zu einem virtuellen Aufenthalt in einem einsamen Alpenhotel in unberührter Natur einlädt (unter <<http://www.vuedesalpes.com>> gibt es digitalen Urlaub!), verdeutlicht Stephan Kunz, dass das Bild der Berge „ein vermitteltes“ (S. 31) war

und ist: stets mitgeprägt von literarisch-kulturphilosophischen Diskussionen ‚der Zeit‘. Eine der massivsten Zäsuren brachte 1938. Der Selbstmord des Malers Ernst Ludwig Kirchner signalisiert für Kunz das Ende einer Ära, mit Kirchner starb der letzte Künstler, der sich in den Bergen in seelenvolle Stimmung versetzen wollte – zugleich geriet der Berg in der Kunst aus ideologischen Gründen zum Tabu oder wenigstens zum „gefährlichen Subjekt“ (S. 33). Erst mit 1968, so der Autor, war die Distanz groß genug und künstlerische Auseinandersetzung wieder möglich: Künstlichkeit, Verfremdung und Pop Art dominierten zunächst.

Auf diese Texte folgt ein aufwendig gestalteter Bild- und Katalogteil. In ausgezeichnete Qualität finden sich hier Werke von Albin Egger-Lienz und Alfons Walde, des schon erwähnten Ernst Ludwig Kirchner, von Giovanni Giacometti und Max Weiler bis zu Heinz Gappmayr, Leiko Ikemura (eine der wenigen Künstlerinnen, die an der Ausstellung beteiligt wurden) reproduziert. Auch Fotoarbeiten, etwa von Martin Kippenberger (eines seiner Bilder wurde auch für den Schutzumschlag verwendet), Dario Grigolato oder Walter Niedermayr, werden präsentiert. Die Ausstattung des Bandes ist (gemessen an den Euro 25,00) prächtig – Hardcover, Leinen und Silberprägung.

Der Katalogteil liefert Kurzbiografien zu den KünstlerInnen und informative Texte über deren Werk, die trotz ihrer Kürze auf Besonderheiten eingehen, kontextualisieren und zur weiteren Auseinandersetzung anregen. Wiederholt wird gezeigt, wie sich KünstlerInnen Traditionen zuordnen oder sich abgrenzen bzw. abarbeiten. Es geht also immer auch um Haltung, künstlerische Einstellung und um die (individuellen) Ziele künstlerischer Produktion, ‚natürlich‘ auch um das Verhältnis zu den Alpen, zum Gebirge, zu konkreten Orten dort – materiell und/oder abstrakt. Je zeitgenössische KünstlerInnen und Werke werden in Bezug gesetzt; besonders interessant sind die Ideennetze und Wahrnehmungsmuster, die sich dieserart zeigen.

Weitere Beiträge schließen an den Katalogteil: Hans Haid berichtet über sein Bergler-Leben im Roale-Hof, dichtet und zetert in altbekannter Weise und bringt seine Kritik an zeitgenössischer Alpennutzung zum Ausdruck. Ausgehend von aktuellen Beispielen des Umgangs mit „dem Erhabenen“ assoziiert Helga Peskoller zu Vorstellung und Wahrnehmung von Bergen und verknüpft Kunst mit Bergsteigen, Naturwissenschaften und Philosophie. Ihre Gedanken führen rasant und mitunter nicht ganz nachvollziehbar von heiligen Bergen diverser Kulturen zu Petrarca und über Kant, Adorno und Lyotard schließlich zur Extremsportlerin Lynn Hill. Ihr freies Klettern symbolisiert für Peskoller den aktuellen Umgang mit Erhabenem – „direkter und deshalb extremer denn je“ (S. 161). Mit ihrer Kunstform, geprägt von Bewegung, Berührung, Handlung, bringe Hill zeitgenössische Bergdarstellungen zum Kippen und stehe damit für gerade stattfindenden Wandel.

Florin Florineth stellt die Frage, was Berge vertragen; Fotos zeigen die drastischen Folgen mangelnden ökologischen Bewusstseins. In der knappen Einleitung verweist der Autor auf die Zusammenhänge menschlichen Tuns und alpiner Umweltkatastrophen. Schließlich gibt es noch Lyrik von Antonio Manfredi und Raoul Schrott sowie einen Prosa-Kurztext über das „Natur Kino“ Rotstein-Kogel von Inga Hosp.

Mit Ausnahme der lyrischen Beiträge von Manfredi und Schrott sind alle Texte in Deutsch und Italienisch zu lesen (wobei die italienischen Passagen immer links und seltsam blassgrau gedruckt sind); auch eine englische Zusammenfassung ist vorhanden. Der einzige Mangel dieses schönen Buches: Die AutorInnen der Beiträge bleiben über ihre Texte hinaus leider unbekannt.

Nikola Langreiter

BAUER, Kurt (Hg.): *Faszination des Fahrens. Unterwegs mit Fahrrad, Motorrad und Automobil* (= Damit es nicht verloren geht ..., Bd. 50). Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag, 2003, 316 Seiten, zahlr. s/w-Abb.

„Die Emancipation des Individuums von dem schwerfälligen Gemeinverkehr durch das Fahrrad, die neugewählte Bewegungsfreiheit der Person, ja ihre Beflügelung durch die verführerische Leichtigkeit und Anmuth des Rades ist ein Culturfortschritt von unübersehbarer Tragweite ...“, schrieb Michael Haberlandt 1900. Der Völkerkundler (und als solcher Begründer hiesiger volkskundlicher Institutionen) brachte damit früh und anschaulich auf den Punkt, was die „Faszination des Fahrens“ ausmacht. Und offensichtlich ahnte Haberlandt bereits, welche gesellschaftlichen Veränderungen vor allem von der – damals noch bevorstehenden – Verbreitung der Motorfahrzeuge ausgehen würde. Ein gutes Jahrhundert später zieht nun der Sozialhistoriker Kurt Bauer Zwischenbilanz: Er bedient sich dabei lebensgeschichtlicher Erinnerungen, zu denen er großteils über einen Schreibaufruf gekommen ist. Es kommen Zeitzeugen zu Wort, die fast ausnahmslos in der Zwischenkriegszeit geboren und damit in die Gründerzeit der Massenmotorisierung hineingewachsen sind. Als erste Generation überhaupt konnten sie mittels Individualverkehrsmittel den eigenen Aktionsraum, geographisch wie sozial, erheblich erweitern.

Das Buch führt durch eine Reihe meist kurzer Berichte über die ersten und prägenden Erlebnisse mit Fahrrad, Motorrad und Auto. Ziel ist es offenbar, die „Faszination des Fahrens“ abseits von Theorie und Politik an der erlebten Alltagswirklichkeit zu überprüfen. Dass die an sich Verkehrs-

mittel übergreifende Themenstellung das Fahren in öffentlichen Verkehrsmitteln ausschließt (lediglich ein Beitrag handelt von einer desaströsen Busreise), lässt sich gut argumentieren: Was mit „Faszination des Fahrens“ gemeint ist, ist an das Individualverkehrsmittel gebunden, an selbst verfügbare Mobilität, die aus der eigenen Körperlichkeit (Fahrrad) oder der fremd vermittelten Maschinenkraft (Motorrad, Auto) gespeist wird. Dieser Aspekt ist ja Fahrrad und Motorfahrzeug gemein, wie dies auch der Volkskundler Martin Scharfe am Beispiel des Haberlandtschen Textes herausgearbeitet hat.

Die Beiträge sind von Anlage und Qualität her sehr unterschiedlich – Anekdoten aus dem fruchtbaren Erinnerungsraum Jugend, mit Fotos unterlegte kurze Abrisse, aber auch über mehrere Lebensphasen führende mobilitätsbiografische Berichte inklusive kritischer Reflexionen. Mitunter nur Fragmente, dann wiederum in ihrer allgemein-biografischen Einbettung weitschweifig geratene Dokumente machen den thematischen roten Faden nicht immer leicht erkennbar. Diesen versucht Bauer selbst zu entwickeln, indem er in einer Einführung („anstelle eines Vorworts“) seine von der Easy Rider-Idee geleiteten Jugenderinnerungen darlegt und so mit einem Kunstgriff und im Verein mit dem ‚Harley-Freak‘ Peter Steinbach das Spektrum der memorierten Zeugnisse in die sechziger und siebziger Jahre verlängert, sowie durch seine Analyse am Ende des Bandes, in der er in differenzierter Weise das eben Gelesene in den sozial- und kulturhistorischen Kontext der neueren Mobilitätsgeschichte einpasst. Hier gelingt es, auf knapp zehn Seiten (S. 211–220) interessante Zusammenhänge aufzuzeigen, die über die Faszination des Fahrens als vorübergehende subjektive Befindlichkeit hinausweisen, beispielsweise die Bedeutung des Fahrrades in der weiblichen Sozialisation, die Rolle des Motorrades für die rebellierende männliche Jugend und das Auto als Vehikel für kleine Alltagsfluchten (lange mit männlicher Dominanz am Volant). Weil sich der Autor bewusst ist, dass viele Facetten des komplexen Themas nur angedeutet werden, hängt er schließlich eine „kleine Enzyklopädie des Fahrens“ an, um Erklärungen in kompakter Form nachzureichen (S. 221–286).

Die Arbeit mit populärer Autobiografie habe ihm gezeigt, welche enorme Bedeutung dem beginnenden Individualverkehr, der langsam und dann immer bedrohlicher anschwellenden Motorisierung im allgemeinen und Fahrzeugen wie Fahrrädern, Motorrädern und Automobilen im Rahmen einer Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert zukommt, resümiert Bauer: „Und tatsächlich: Mobilität ist keineswegs nur eine Metapher der Freiheit, sie ist Freiheit – im wörtlichen Sinn“ (S. 212). Doch Vorsicht: Abgesehen davon, dass sich in der Konnotation der vollzogenen Ortsveränderungen (Mobilität) offensichtlich geistesgeschichtliche Umwälzungen vollzogen

haben (in vorindustrieller Zeit war die Sesshaftigkeit der erstrebenswerte, die Unstetigkeit für die armen Schichten der notwendige Zustand), hat auch die „freie Fahrt für freie Bürger“ als Faszinosum spätmoderner Individualisierung schon einige Schrammen abbekommen, ist anfänglicher Euphorie sukzessive Desillusionierung gefolgt: Die Werbebotschaften gehen nicht auf, die Allbeweglichkeit stößt im Paradoxon der Massen-Individualmobilität an ihre Grenzen, nicht nur im Stillstand des Staus, sondern auch bei den steigenden Folgekosten, die viele nicht mehr zu zahlen bereit sind. Je mehr Leute sich auf das postulierte Grundrecht der (Auto-)Mobilität berufen, desto weniger ist das individuelle Freiheitsversprechen einzulösen, desto stärker wird der strukturelle Druck hin bis zur Zwangsmobilität.

So kommt es, dass manche im Alter zum Verkehrsmittel ihrer Kindheit, dem Fahrrad, zurückkehren. Wie heute schon viele Einbahnen einen Radfahrstreifen gegen die Fahrtrichtung haben (Fachjargon: „unechte Einbahnen“), ist auch die biografische und zivilisatorische Einbahnstraße („Culturfortschritt“) vom Fahrrad zum Motorrad und zum Auto eine unechte: Es gibt ein Leben neben, nach und auch überhaupt ohne Auto. Hier kommt so etwas wie Hoffnung auf, dass die Idee von der Intermodalität der Verkehrsmittelwahl, also die Nutzung des jeweils der Situation angepassten Verkehrsmittels, mehr ist als ein Denkkonstrukt verkehrspolitischer Gutmenschen.

Wolfgang Wehap

Narodna Umjetnost. Croatian Journal of Ethnology and Folklore Research 38/1 (2001), 173 Seiten; 38/2 (2001), 231 Seiten, Abb. und Musiknoten; 39/1 (2002), 169 Seiten, Abb.; 39/2 (2002) 263 Seiten, Musiknoten.

Die letzten beiden Jahrgänge des Fachorgans für Kroatische Volkskunde haben in schöner Folgerichtigkeit vier Bände herausgebracht, von denen der jeweils erste Jahresband in Englisch verfasst ist, der zweite in Kroatisch. Der erste Band des Jahrgangs 2001 umfasst neun Studien, von denen die ersten den *gender studies* angehören und den sozialen Status der Frau beschreiben. Die erste Studie führt gleich nach Finnland: Pirkko Moisala, „Gender Performance in a Finnish Dance Restaurant: Reflections on a Multicultural Fieldwork Experiment“ (S. 7 ff.), während sich die zweite mit professionellen Musikantinnen in Kroatien beschäftigt: Naila Cerbašić, „In Between Ethnomusicological and Social Canons: Historical Sources on Women Players of Folk Music Instruments in Croatia“ (S. 21 ff.), auch die „Damenkapellen“ um 1900 kommen hier zur Sprache. Die folgende Studie führt nach Westafrika: Mojca Piškor, „The Importance of Being a *Jali Muso*:

Some Aspects of the Role and Status of the Women in the Music Life of Today's Gambia" (S. 41 ff.) und beschäftigt sich ebenfalls mit weiblicher Berufsmusik, gefolgt von einer kroatischen Studie über den weiblichen Karneval von Lastovo: Sanja Puljar d'Alessio, „Realities of the Carnival Expressed by Ethnographic Film" (S. 67 ff.), in der die Problematik der Objektivität der volkskundlichen Dokumentarfilme einer differenzierenden Kritik unterzogen wird. Ein politisch-ökonomisches Thema schneidet Paul Stubbs (Sheffield) an: „New Times? Towards a Political Economy of ‚Civil Society‘ in Contemporary Croatia" (S. 89 ff.). Ebenfalls der kroatischen Gegenwart verpflichtet sind Amy Mountcastle (State University of New York) und Dona Danon (Zagreb): „Coming ‚Home‘: Identity and Place in Post War Croatia" (S. 105 ff.), wobei „Heimkehr" nicht nur die Nachkriegs-Rückkehr ins Heimatdorf bedeutet, sondern einen mentalen Prozess der Verarbeitung von Veränderungen. Hans-Jürg Uther (vom Editionsstab der *Enzyklopädie des Märchens* in Göttingen) hat erwartungsgemäß ein Märchentema zum Gegenstand seiner Ausführungen: „Fairy Tales as a Forerunner of European Children's Literature: Cross-Border Fairy Tale Materials and Fairy Tale Motifs" (S. 121 ff.), was natürlich vor allem die Grimmsche Sammlung betrifft. Ljiljana Marks behandelt die lateinischen „Annuae" als Quelle der kroatischen Alltagsgeschichte des 18. Jahrhunderts: „Baltazar Adam Krcelic: Chronicler of Everyday Life" (S. 135 ff.), während Wolfgang Mieder (University of Vermont) sich ein Thema ausgesucht hat, das man kaum in einer kroatischen Volkskunde-Zeitschrift vermuten würde: „There Is Always a Better Tomorrow': Proverbial Rhetoric in Inaugural Addresses by American Presidents During the Second Half of the Twentieth Century" (S. 153 ff.). Der Populärstil von 14 Präsidenten-Antrittsreden macht extensiven Gebrauch von Bibelziten und Volkssprüchwörtern. Die Strategie der Erkennbarkeit des Präsidenten als Mann aus dem Volk und „einer von uns" ist leicht ersichtlich.

Der zweite Band des Jahrgangs 2001 enthält neun Studien und 32 Buchbesprechungen (soweit ich Titel zitiere, stammen sie aus den English summaries): Maja Povržanović Frykman, „Connecting Places, Enduring Distance: Experiences and Implications of Transmigrant Travels" (S. 11 ff.) geht auf die Bus- und Bahnfahrten zwischen Kroatien und Schweden ein, wo sich Gastarbeiter und Flüchtlinge hin- und herbewegen, was nicht ohne Auswirkungen auf ihre Identitätsvorstellungen bleibt (daher Transmigrant statt Emigrant). Konrad Köstlin gibt Gedankenanstöße zur Relativität der Begriffe Regional- und Lokalkultur: „New Perceptions of Region and Culture" (S. 33 ff.), die im Zeitalter der Tourismusindustrie mehr und mehr der Manipulierbarkeit und Inszenierbarkeit verfallen und von globalen Entwicklungen unmittelbar beeinflusst werden. Es folgen drei musikologische

Abhandlungen; von Dalbor Davidović: „Feminine Endings‘: On the *Poetics of Endings* in the ‚New Musicology‘“ (S. 51 ff.), in Auseinandersetzung mit dem Buch von Susan McClary, *Feminine Endings: Music, Gender, and Sexuality*, Minneapolis/Oxford 1991; von Ruža Bonifačić über die „Istrien-Skala“ (S. 73 ff.) in der kroatischen Volksmusik (beschränkt sich nicht nur auf die genannte Halbinsel); sowie von Nada Bezić (S. 97 ff.), die sich mit dem Exportartikel der kroatischen Tamburizza-Orchester um 1900 beschäftigt. Die letzten Artikel des Bandes sind dem Schwerttanz der „moresca“ gewidmet: John Forrest: „The Early History of Morris Dance in England: Lessons for the Study of European Folk Dance“ (S. 117 ff.), zurückgehend auf seine Monographie *The History of Morris Dancing, 1458–1750* (Toronto/Cambridge 1999), wo nachgewiesen wird, dass es sich ursprünglich um einen höfischen Tanz der Renaissancezeit gehandelt hat, der in den verschiedenen europäischen Volkskulturen teils sehr unterschiedliche Ausprägungen erfahren hat, auch parodistische. Über Spanien gelangte der Tanz auch nach Lateinamerika; darüber berichtet Barbara Sparti, „The *Moresca* and *Mattaccino* in Italy – around 1450–1630“ (S. 129 ff.), während Sergio Bonanzinga über die Ausformungen der inszenierten und erzählten Sarazenen-Christen-Kämpfe in Sizilien berichtet: „The Christians and the Moors in the Tradition of Sicily: Theatrical, Dance and Musical Performances“ (S. 143 ff., Musiknoten), wo der Schwerttanz im breiten Spektrum vom Puppentheater bis zu religiösen Prozessionen gang und gäbe ist. Den theaterartigen Brauch der Insel Korčula („moreska“) vergleicht Elsie Ivancich Dunin (Arizona) mit ähnlichen mexikanischen Bräuchen: „Markers in Time: Costume and Scenic Characteristics of Mock Combat Sword Dance Performances“ (S. 163ff): die Route führt einerseits von Italien an die gegenüberliegende Adriaküste, andererseits über Spanien in die Neue Welt. Den Band beschließen die Buchbesprechungen (S. 177–229).

Der erste Band des Jahrgangs 2002 enthält acht Studien mit verschiedenen Themen. Er beginnt mit Maja Bošković-Stulli, „The High and the Low in Oral and Written Literature“ (S. 7 ff.), wobei vor allem spät- und nachmittelalterliche kroatische Literatur im Lichte der Begriffsbildungen der Hegemonialkultur usw. im Sinne von Burke u.a. untersucht werden; im Zentrum der Untersuchung stehen die renaissancehaften Gedichtsammlungen im „Volksstil“. Zoran Čiča berichtet über männliche und weibliche Vilen: „*Vilenica* and *Vilenjak*: Bearers of an Extinct Fairy Cult“ (S. 31 ff.) in kroatischen Renaissancequellen und unterstützt die These der Existenz eines auch anderswo nachweisbaren eigenen Feenkults (vgl. G. Henningsen, „The Ladies from Outside“, in: B. Ankarloo/G. Henningsen (eds.): *Early Modern European Witchcraft. Centres and Peripheries*. New York 1993, S. 191–215), ohne allerdings auf die balkanischen Parallelen (rosaliile,

rusalki, neraides usw.) sowie auf die Beziehungen zum Hexenglauben (E. Pücs: *Fairies and witches at the boundary of South-Eastern and Central Europe*. Helsinki 1989, FF Communications No. 243) einzugehen. Ivan Lozica entlarvt den Pragerumzug des Juden im alten Ragusa als eine gelehrte Übertragung ähnlicher Bräuche in Italien: „The Invention of the *Giudiata*“ (S. 65 ff.), Lada Čale Feldman, „Science, Space, Time: Contours of (Croatian) *Literary Anthropology*“ (S. 75 ff.) versucht dem Terminus „literarische Anthropologie“ Inhalt zu geben (verschwimmende Grenzen von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, Untrennbarkeit von Text und Kontext usw.). Sanja Kalapoš berichtet über den schwarzen Humor, mit dem die *twin-tower*-Katastrophe im kroatischen Internet behandelt wurde: „The Culture of Laughter, the Culture of Tears: September 11th Events Echoed on the Internet“ (S. 97 ff.). Die elektronische Kommunikation ist eines der großen zukünftigen Forschungsgebiete der Folklore-Studien, da sie trotz der Schriftlichkeit alle Charakteristika der Oralität besitzt. Mit Wachsziehern und Lebkuchenschneidern beschäftigt sich Iris Biškupić Bašić, „Overview of Gingerbread and Wax Crafts Through the Centuries“ (S. 115 ff.), während Reana Senjković die Problematik von „Vaterland“ und „Mutterland“ fasziniert: „*Motherland is Female Gender*“ (S. 133 ff.); allerdings führt der psychoanalytische Ansatz allein (J. B. Elshtain: *Women as Mirror and Other: Toward a Theory of Women, War and Feminism*. In: *Humanities in Society* 32, 1982, S. 29–44 sowie Dies.: *Women and War*. New York 1987) nicht weit (Männerkrieg, Frauenfriede, Mutterimago), da die sprachlichen Gegebenheiten zu differenzieren scheinen (*das* Vaterland, *la patrie* usw.). Ines Prica, „Women Doing a Man's Job: Gender and Authority in Croatian Ethnology“ (S. 151 ff.) dokumentiert die führende Rolle, die Frauen in der kroatischen Volkskunde von jeher gespielt haben.

Der zweite Band des Jahrgangs 2002 beginnt mit einem der letzten Artikel von Dunja Rihtman Auguštín: „The Hague Tribunal and Anthropological Expertise: A Sad Story about Folklore“ (S. 9 ff.), wo bei einem Haager Kriegsverbrechertribunal eine anthropologische Studie (T. Bringa: *Being Muslim the Bosnian Way: Identity and Community in a Central Bosnian Village*. Princeton/New Jersey 1995) herangezogen wurde, um das Tatmotiv zu erhellen; die Ergebnisse der Studie (es handelt sich um eine *case study*) wurden verallgemeinert, ins Juristenverständnis transponiert und tatsächlich für die Urteilsbegründung herangezogen. Sanja Puljar d'Alessio untersucht das Verhältnis von Feldforschungsaufzeichnungen und Videofilm unter dem Aspekt der möglichen Objektivität (S. 33 ff.), Iva Pleše geht auf die Unterhaltungen im Internet ein, die zwar zu einer imaginären „community“ führen können, aber auch einen beträchtlichen Eingriff in die Privatsphäre des Einzelnen darstellen (S. 53 ff.). Iva Njemčić (S. 77 ff.) geht neuerlich auf

den vielbehandelten weiblichen Karneval in Lastovo ein, Tvrtko Zebec (S. 93 ff.) auf Phänomene der „angewandten Volkskunde“, d. h. für das Fernsehen oder Festival inszenierte Bräuche, Trachtentänze usw. Grozdana Marošević (S. 111 ff., Musiknoten) untersucht die „Moreska“ auf der Insel Korcula unter musikwissenschaftlichen Gesichtspunkten und kommt zum Ergebnis, dass die im 19. Jahrhundert aufgezeichneten Melodien den italienischen Tänzen „ruggiero“ und „spagnoletta“ aus dem 17. Jahrhundert entsprechen, was gut in das Bild der Kulturabhängigkeiten in der Renaissancezeit passt: Es ist also nicht Spanien als Herkunftsquelle für die kroatischen Schwerttanz-Szene zu nominieren, sondern, plausibler, die Serenisima. Stjepan Sremac (S. 141 ff.) kann nachweisen, dass der berühmte „kolo“-Tanz, der die politische Einheit der jugoslawischen Völker versinnbildlichen soll, auf einen Besuch des Wiener Kaisers in Zagreb 1818 zurückgeht, wo der Rundtanz von Edelleuten in Volkskostümen vorgeführt wurde und ein sinnreiches Gedicht des Bischofs Maksimilijan Vrhovec die Symbolik der erstrebten Vereinigung von Kroaten, Dalmatinern und Slawonen erklärte. Sowohl von serbischer Seite als auch von der illyrischen Bewegung wurde diese Symbolik dann weitergeführt. Ingo Schneider (Innsbruck) (S. 159 ff.) untersucht die Durchmischung von Wirklichkeit und Mythos in der antiken und mittelalterlichen Reiseliteratur, Suzana Marjanić (S. 175 ff.) die ideologischen Grundlagen der altslawischen Mythologie, wie sie Natko Nodilo gegen Ende des 19. Jahrhunderts (re)konstruiert hat. Antonija Zaradija Kiš (S. 199 ff.) untersucht Martinsbräuche und die Verbreitung des Heiligenkults in Nordwest-Kroatien. Es folgen 27 Buchbesprechungen. Die Vielfalt der Methoden und die thematische Reichweite der Studien insgesamt sind bemerkenswert und dokumentieren wieder einmal, dass auch kleine Länder in schwieriger Zeit bedeutende Beiträge zur Wissenschaft zu leisten imstande sind.

Walter Puchner

GRANDITS, Hannes: *Familie und sozialer Wandel im ländlichen Kroatien (18.–20. Jahrhundert)*. (= Zur Kunde Südosteuropas, Bd. II/32). Wien/Köln/Weimar, Böhlau Verlag, 2002, 504 Seiten.

Hannes Grandits' Buch – dies gleich vorab – ist ein fundierter Baustein zur Erforschung der Geschichte dörflicher Gesellschaften in Kroatien. Es handelt sich dabei um den detaillierten systematischen Vergleich der Entwicklung zweier kroatischer Dörfer über einen ausgedehnten Zeitraum von rund 200 Jahren. Dabei zielt der komparatistische Ansatz auf die Herausarbeitung von Spezifika der untersuchten Lokalgesellschaften, um so grundlegende

Charakteristika der sozialgeschichtlichen Entwicklung des ländlichen Lebens in Kroatien besser fassbar machen zu können.

Im Zentrum der historischen Untersuchungen steht das Familienleben – erschlossen über ein Wechselspiel zwischen Strukturen und subjektiven Wahrnehmungen bzw. Interpretationen. Grandits erarbeitet exemplarisch die Grundzüge des familialen Systems im Zusammenhang der bestimmenden Einflussfaktoren – Herrschaftssystem, soziale Hierarchie, demographische, soziale, ökonomische und politische Veränderungen. Und diese Vorhaben werden durch Heranziehen eines nach Vielfalt und Anzahl beachtlichen Quellenkorpus mit einem interdisziplinären Ansatz realisiert: Die Auswertung quantitativer Daten geht einher mit breitgefächerten kulturanthropologischen Fragestellungen, die auf intensiven Feldforschungen in den beiden Untersuchungsorten basieren.

Grandits' Vergleich der beiden dörflichen Sozialstrukturen setzt im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts mit einem Rückblick auf die historischen Voraussetzungen an. In einem ersten Abschnitt werden die unterschiedlichen Rahmenbedingungen der beiden räumlich nicht weit auseinanderliegenden Dörfer zu jener Zeit analysiert und in ihren Auswirkungen auf das Alltagsleben thematisiert: Das Dorf Lekenik gehörte zur damaligen Verwaltungseinheit Zivilkroatien, das staatsrechtlich einen Teil Ungarns bildete, das Vergleichsdorf Bobovac dagegen gehörte der sog. Kroatisch-slawonischen Militärgrenze an und war damit direkt dem Wiener Hofkriegsrat unterstellt. Auf der Grundlage breiter Quellen- und Literaturstudien werden dabei die unterschiedlichen Herrschaftsformen – die wirtschaftlichen Grundlagen und die Verteilung des Grundbesitzes, die soziale Differenzierung und rechtliche Stellung der Bauern – in ihren Auswirkungen auf das Familienleben der Ortschaften vergleichend verfolgt.

Kapitel II. behandelt die Jahrzehnte um 1848 und die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen. Hier geht es um die Konsequenzen des Systemwechsels durch Aufhebung der Grundherrschaften und durch das Ende des Grenzersystems, gefragt wird nach den Auswirkungen des demographischen Übergangs, nach der wirtschaftlichen Entwicklung im Zeichen der Agrarkrise und nach ihrer Überwindung durch schrittweise Modernisierung. Zunehmende Mobilität, wachsende Bedeutung der Institutionen (Schule, Vereine, Parteien) und Vertiefung des sozialen Differenzierungsprozesses – das sind nur einige der Grundthemen, die der Autor detailliert und mit Tiefenblick analysiert.

Den Zeitrahmen der Betrachtungen im nächsten Analyseabschnitt bilden die ersten Jahrzehnte der sozialistischen Ära (1945–1965). Auch hier werden zunächst die strukturellen Bedingungen untersucht: die Spezifika der sozialistischen Umgestaltungen in Jugoslawien, die Kollektivierung und

Technisierung der Landwirtschaft, die beschleunigte Industrialisierung, die kommunistische Bildungspolitik und die Massenmedien als Faktoren, die einerseits zu einem tiefgreifenden Wandel der Erwerbsgrundlagen, der Arbeitswelt und Werte führen, andererseits aber auch nachhaltig den Alltag in der Nachkriegszeit prägen und das Familien- und Haushaltssystem verändern. Im Vordergrund bleibt auch für die jüngere Vergangenheit der Vergleich der zwei Lokalgemeinschaften, so dass dadurch sowohl die größeren Zusammenhänge als auch die Breite der Entwicklungsmöglichkeiten und inneren Differenzierungen sichtbar werden.

Zugleich deutet die Herangehensweise auf einen gewissen inneren Widerspruch der Untersuchung hin, denn das Grundprinzip der Forschung – die Mikrountersuchung lokaler Gemeinschaften – lässt sich nicht problemlos mit dem Strukturvergleich von Zivilisationen verknüpfen. Als wesentliches Ziel gibt der Autor an „[...] auch die weiteren europäischen Dimensionen der Familienentwicklung zu reflektieren“ (S. 34). Ausgangspunkt dafür bildet das Heiratsmodell von Hajnal, das zwischen einem „europäischen“ und einem „nichteuropäischen“ Heiratsmuster strikt unterscheidet. Darauf baut die zeitgenössische Diskussion um „Ost-West“-Differenzen der Familienstrukturen auf, in der sich zwei idealtypisch herausgearbeitete Familienformen kontrastierend gegenüberstehen: eine auf (patrilinear) Verwandtschaft fußende komplexe Familienform einerseits, die als gesellschaftlich dominante Erscheinung für die europäischen Gebiete östlich einer gedachten Linie zwischen Triest und St. Petersburg (re-)konstruiert wird, und eine für „Nordwesteuropa“ als dominant ausgemachte Kernfamilienstruktur andererseits. Die Generalisierungen für „Westeuropa“ sind heute durch zahlreiche konkrete Untersuchungen in Frage gestellt worden – so erscheint die Kontrastierung der zwei kroatischen Dörfer durch ein Gesamtbild „Westeuropa“ (S. 99, 145, 257, 352) nicht weiterführend und für die konkrete Arbeit auch entbehrlich.

Auch wenn die Untersuchungen von Hannes Grandits nur sporadisch zu solchen asymmetrischen Vergleichen tendieren, birgt doch der *en gros* vorgenommene Vergleich der Familienstrukturen ein wesentliches methodisches Problem: Die „Mikro-Historie“ als methodischer Ansatz setzt die möglichst umfassende und konkrete Analyse historischer Besonderheiten (in ihren historisch sich verändernden sozialen, ökonomischen, politischen und kulturellen Kontexten) voraus; der Kulturvergleich auf der Makroebene fußt dagegen, um Grundstrukturen sichtbar machen zu können, auf der bewussten Überzeichnung von Unterschieden. Dieses Spannungsverhältnis führt in der Untersuchung dazu, dass bei der Suche nach Modellen viele Ausnahmen und innere Differenzierungen unbeachtet bleiben müssen. So geht etwa der Autor bei der Betrachtung des Erbsystems vom Konstrukt

eines einheitlichen Gewohnheitsrechtes aus, nach dem der gesamte Besitz Kollektiveigentum der agnatischen Abstammungsgruppe ist und im Erbfall unter allen männlichen Mitgliedern zu gleichen Teilen aufgeteilt wird (mit der Folge des Ausschlusses der Ehefrauen und Töchter aus dem Erbrecht). Prinzipiell gilt jedes Fraueneigentum, das über Gegenstände des persönlichen Bedarfs hinausreicht, als unvereinbar mit den Strukturprinzipien von patrilinearen *joint families*. Doch viele Beispiele in dieser Untersuchung selbst deuten auf unbewegliches Fraueneigentum in den analysierten Dörfern bereits in der ersten Periode der Untersuchung hin (S. 170, Tab. 189), was aber als „zumeist unüblich“ und als dem „üblichen und gültigen familialen Recht“ widersprechend nicht tiefer thematisiert wird.

Ähnliches gilt hinsichtlich des Problems der Haushaltsstrukturen: Hier wird der komplex strukturierte Familienhaushalt als dominierendes gesellschaftliches Modell und als kulturelles Ideal vorausgesetzt. Damit verbunden ist eine gewisse Einschränkung der Fragestellungen; so könnte es aufschlussreich sein, die erwähnten Besitzstreitigkeiten um den ersten Gemeindekataster im Gebiet um das Dorf Lekenik (S. 157, 159) oder die heimlichen Haushaltsteilungen (S. 172, 237) gerade mit Aufmerksamkeit für „die Ausnahmen“ näher ins Visier zu nehmen; und prinzipiell empfiehlt sich dabei auch die Berücksichtigung möglicher anderer Quellengattungen wie Gerichtsprotokolle, Scheidungsbeschlüsse und -urteile oder Vertragsabschlüsse.

Die zentrale Frage nach Größe und Zusammensetzung der Familien und die ambitionierte Langzeitperspektive zeichnen ein konturenreiches Gesamtbild und erlauben einen guten Überblick der Entwicklungstendenzen. Zugleich freilich führen diese methodischen Prämissen dazu, dass bestimmte Fragen nicht differenzierter gestellt und detaillierter verfolgt werden können: So wäre es interessant, etwas über die Probleme im Zusammenhang des Austrückens der Männer zum Kordondienst in der Militärgrenze zu erfahren. Wie wirkt sich ihre kriegsbedingte Mobilisierung oder ihre langfristige Abwesenheit durch Arbeitsmigration auf die innerfamilialen Geschlechter- und Generationsbeziehungen bzw. -hierarchien aus; in welchem Verhältnis dazu stehen – im Wechselspiel aller Faktoren – die Bilder von Männlichkeit und Weiblichkeit?

Fraglich bleibt auch die Ausgangshypothese einer komplexen Familien- und Haushaltsstruktur als kulturelles Muster – „dem Gewohnheitsrecht nach“. Sie verweist auf die Hypothese der Ablöse historischer Großfamilienformen durch die moderne „Kleinfamilie“ als Resultat der Modernisierungsprozesse. Die implizite und auch explizite Teleologie dieses Modells (S. 35–37 u. a.) folgt einer dominanten Entwicklung von komplexen zu nuklearen Familienformen. Neuere Richtungen in der Familienforschung haben daher den Hinweis auf die Probleme generalisierender evolutionisti-

scher Modelle mit einer tiefgreifenden Kritik der Problemstellungen, Quellen und Zugangsweisen der älteren Familienforschung verbunden.

Damit ist auch die Notwendigkeit einer fundierteren Quellenkritik angesprochen, denn selbst wissenschaftliche Untersuchungen sind als ‚Quellen‘ zu verstehen und zu behandeln. Maßgeblich ist dabei die Erkenntnis, dass der Forschungskontext sich nicht vom Forschungsprozess trennen lässt, weil Gegenstand und Ergebnis immer auch durch diesen konstituiert und geformt sind – oder anders gesagt: Wissenschaftliches Wissen unterliegt den historischen Rahmenbedingungen seiner Produktion. Ein konkretes Beispiel dafür wären die Sammlungen des Gewohnheitsrechtes, die als „authentische“ Quelle Basis der Interpretationen bilden. Die wissenschaftsgeschichtliche Beschäftigung mit den Beweggründen der Familienforschung könnte m. E. aufzeigen, dass die Konzentration auf bestimmte Familienformen (Verwandtschaftskriterien folgend) gesellschaftlich und politisch bedingt sind und „die Tradition“ und „das Gewohnheitsrecht“ (in der Untersuchung beide im Singular – S. 144, 146/7, 183 u. a.) wissenschaftliche Konstrukte sind, die bestimmte sozialpolitische Ziele zu erfüllen hatten.

Durch Anwendung qualitativer Methoden zielt der Autor darauf, die Sicht der untersuchten Subjekte einzunehmen. Das Heranziehen des subjektiven Erlebens und Wahrnehmens erlaubt Einblicke in die Ordnungs- und Erfahrungsstrukturen des Alltags. Zugleich lässt die Herangehensweise aber die methodische Frage stellen, ob die lebensgeschichtlichen Erzählungen nicht zu sehr als getreues Abbild vergangener Geschehnisse präsentiert werden. Die Einsicht, dass jede Erinnerung mit der Gegenwart, mit ihren Bildern und den Bedürfnissen nach einer eigenen Vergangenheit verbunden ist, dass die Biographie das Feld bildet, wo die Spannungen zwischen privaten und öffentlichen Gedächtnissen ausgetragen werden, könnte den Interpretationsrahmen erweitern. Zu neuen Fragestellungen könnte auch ein performanzorientiertes Verständnis über das Biographieren führen – somit würde die Interaktion zwischen ErzählerIn und ForscherIn in je unterschiedlichen Situationen stärker ins Blickfeld rücken.

Damit sind zum Schluss einige Fragen aufgeworfen, entlang derer weiter zu diskutieren wäre. Ungeachtet dessen ist es Grandits' Verdienst, mit seiner systematischen Untersuchung der beiden kroatischen Dörfer die Basis für die künftige (soziologische, anthropologische und historische) Arbeit über dörfliche Gesellschaften in Kroatien und über Familie im Allgemeinen gelegt zu haben. Dass sein Buch darüber hinaus Anstöße zu interregionalen und internationalen Vergleichen liefert, macht es zusätzlich wertvoll.

Anelia Kassabova-Dintcheva

Buchanzeigen

BRETZ, Ulrike u.a. (Red.): *Bewegliche Habe. Zur Ethnografie der Migration. Begleitband zur Ausstellung im Haspelturm des Schlosses Hohentübingen vom 14.2. bis 16.3.2003*. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2003, 120 Seiten, s/w-Abb.

Der anzuzeigende Band dokumentiert die Ergebnisse eines studentischen Forschungs- und Ausstellungsprojektes (Leitung: Bernd Jürgen Warneken) des Tübinger Uhland-Instituts. Titel und Untertitel signalisieren, dass hier spannendes Neuland betreten wird: Zumindest im deutschsprachigen Raum ist bislang Migration wenig in ethnographischer Perspektive und vor allem nicht mit einem Blick auf Dinge und Dingbeziehungen untersucht worden. Gleichwohl gibt es – auch im Fach selbst – Überlegungen zur „materiellen“ Erinnerungskultur, an die sich anknüpfen ließ. Einen solchen Zugang zu erkunden, war Ziel des Projektes – es ging um die Rolle der Habe in Migrationsprozessen und die Frage, welche spezifische Bedeutung den Dingen in Übergangssituationen zukommt. Tilmann Habermas' Studie „Geliebte Objekte“ (Frankfurt am Main 1996) lieferte dafür mit seiner Benennung von „Reflexionsobjekten“, „Souvenirs“ und „Identitätssymbolen“ wichtige Begriffe.

Der Band enthält zwanzig Texte mit 23 einfühlsam verfassten Portraits von Migrantinnen und Migranten, die in biografischen Interviews von Studierenden (allein oder in kleinen Gruppen) unter anderem nach ihren Lieblingsdingen gefragt wurden. „Bewegliche Habe“ zielt also nicht auf allgemeine Materialisierungen von Migration, sondern auf die individuell erfahrene Beziehung zu Dingen zwischen „Herkunft“ und „Ankunft“. Das sind sehr berührende Geschichten, die zum einen Teil von den deutlich erinnerungsorientierten Dingen handeln, zum anderen Teil Persönliches thematisieren, das als Verkörperung der Integrationsbemühungen und -probleme gelten kann. Vielen der vorgestellten Dinge hängt aber etwas vom „Dazwischen“ an, in dem sich die portraitierten zwölf Frauen und elf Männer bewegen: B. J. Warneken spricht daher in seiner Einleitung von „Brückenobjekten“ (interkulturellen und biografischen) und betont die Bedeutung von Kommunikationsmitteln in der individuellen Gestaltung „kultureller *métissage*“.

Abgerundet wird der Band von einer Reflexion zu den Felderfahrungen der Studierenden – die Interviews wurden zum größten Teil in Übergangswohnheimen geführt – und er unterstreicht damit, dass ein Teil der Ergebnisse im Forschungsprozess selbst liegt. Das zeigen auch die den Texten an die Seite gestellten Fotografien (verantwortlich Annemarie Hoppe), aus

denen eine sensibel aufgebaute Feldbeziehung spricht. Die Frage nach den Dingen bedeutet also längst keine Verharmlosung des Themas Migration, sondern eröffnet in der Tat neue – und hoffentlich fortzusetzende – Wege zu multilokalen Lebensformen und zur Ethnographie ihrer Konkretisierungen. (BT)

KORRE-ZOGRAFU, Katerina: Χρυσικών έργα 1600–1900. Συλλογή Κ. Νοταρά [*Goldschmiedearbeiten der Sammlung K. Notaras 1600–1900*]. Athen, Literarisches und Historisches Archiv, 2002, 504 Seiten, Farbbabb.

Katerina Korres-Zografou, heute führende Forscherin auf dem Sektor der griechischen Volkskunst und Ordinaria für Volkskunde an der Philosophischen Fakultät der Universität Athen, hat schon mehrere Schau- und Prachtbände, die an dieser Stelle angezeigt werden konnten, vorgelegt. Doch dieser übertrifft in Aufmachung und Ausstattung die üblichen Bildbände bei weitem: Es geht um die wissenschaftliche Erfassung und Deskription von traditionellen Silber- und Goldschmiedearbeiten der Griechen aus der Türkenzeit, die in einer der bedeutendsten Privatsammlungen in Griechenland lagern und bisher unzugänglich waren. Die Kollektion geht auf einen einzigen Sammler zurück, einen Auslandsgriechen aus Kanada, der diese Stücke in den letzten 30 Jahren auf dem internationalen Kunstmarkt erworben hat. Die Erforschung und Darstellung der sorgfältig, offenbar nach ästhetischen Kriterien, ausgewählten Schaustücke geht systematisch vor, bringt Informationen zur historischen Entwicklung der Objektgattungen, zu Material und Bearbeitung, zu den Schmiedegilden und herausragenden Einzelpersonlichkeiten, zu Preis und Handel der Objekte, zur Verwendung, zur Analyse der figürlichen Abbildungen – und sie bringt geographische und historische Vergleiche. Eine ausführliche Einleitung (S. 13–46) macht auch mit der keineswegs herausragenden sozialen Stellung der Silber- und Goldschmiede in der Volkskultur vertraut. Rechnungen und einschlägiges Archivmaterial werden hier dargeboten, Zitate aus Volksliedern und Reiseberichten: das optische Schaumaterial setzt keinen Augenblick aus. Volks- und Kunstmalerei werden ausgewertet, dazu Trachten und anderes; Objekt- und Berufsbezeichnungen werden analysiert; geboten wird ein historischer Abriss des Berufs seit der Zeit der venezianischen Herrschaft in Griechenland (S. 47 ff.). Sodann geht die Beschreibung auf die einzelnen Herstellerzentren ein (S. 49 ff.), auf Klosterbestellungen für den Berg Athos, auf die einzelnen namentlich bekannten Silber- und Goldschmiede selbst (S. 62 ff.) und ihre Signaturen auf den Objekten (S. 74 ff.).

In der Folge beginnt die analytische Beschreibung der Objekte der Sammlung Notaras: zuerst die Schalen und Platten (S. 88 ff., 68 Abb.), mit wissenschaftlicher Beschreibung, Vergleichen, Kommentaren und Bibliographie, sodann die Waffen, vor allem Pulvertaschen und -büchsen (S. 164 ff., 70 Abb.), Pistolen und Gewehre, Säbel (S. 190 ff., 82 Abb.), die kirchlichen Gegenstände, vor allem Brotstempel, Evangeliendeckel, Handkreuze, liturgische Teller und Kelche, Rauchfässer, Amulette, Lipsanoteken, Ikonenvergoldungen (S. 262 ff., 64 Abb.), Krüge (S. 321 ff., 1 Abb.), Becher (S. 325 ff., 3 Abb.), Tabaksdosen (S. 218 ff., 20 Abb.), Schreibwerkzeug (S. 337 ff.), Bestecke (S. 352 ff.), Taschenmesser (S. 364 ff.), Schmuck und Ringe (S. 368 ff.), Ohringe, Gürtelschnallen (S. 372 ff., viele Abb.), Käämme (S. 400 ff.), Kaffeekannen (S. 402 ff.), Schlüssel, Schmuckbecher, Schmuckteller, usw. Es folgt ein Abschnitt mit Notariatsakten und historischen Dokumenten (S. 427 ff.) in Bezug auf Silber- und Goldgegenstände (Aussteuerverträge, Nachlässe, Rechnungen, Bestellungen usw.) von besonderem kulturhistorischem Wert. Ein Glossar erklärt Ausdrücke der Berufsterminologie und Trachtenkunde, die vielen türkischen und italienischen Fachwörter (S. 481 ff.) – eine umfassende Bibliographie (S. 498 ff.) beschließt den Band. Eine editorische Leistung, zu der man alle Beteiligten nur beglückwünschen kann. (WP)

RIEDLER, Reiner: *Ukraine. Fotografien. Text von Martin Pollack*. Salzburg, Edition Fotohof im Otto Müller Verlag, 2003, 112 Seiten, 87 Farbabbb.

Gibt es noch eine zeitgemäße ethnografische Fotografie? Was bleibt ihr nach der sog. Krise der Repräsentation? Wie sind Kulturen abbildbar, wenn sie nicht mehr als statisches Ganzes verstanden werden, sondern als prozesshaft ausgehandelt? – Das sind Fragen, die angesichts einer (trotz aktueller Rede von den neuen Bildwissenschaften) von Bilderfeindlichkeit geprägten Wissenschaftspraxis viel zu selten gestellt werden.

Wenn die Herausforderung an eine zeitgemäße ethnografische Fotografie vielleicht darin besteht, das Leben der Menschen in Bilder zu fassen, die über das Dargestellte hinaus etwas von den Zwängen und Optionen ihrer Alltage sichtbar machen, dann ist Reiner Riedlers Fotoband ein zutiefst diesem Genre entsprechendes Buch. Seine Entstehungsgeschichte ist ungewöhnlich: Riedler begleitete die österreichische Caritas quer durch die Ukraine – eine Auftragsarbeit, die Hilfslieferungen dokumentieren sollte und zum eigenständigen Projekt auswuchs. In einem knappen Nachwort schildert er die Entstehung der Bilder: „Trotz dieser tristen ersten Begeg-

nung hat mich dieses Land fasziniert. Von ihm ging eine mir unerklärliche Anziehungskraft aus, die mich immer wieder dorthin zurückkehren ließ.“ (S. 111)

Was Riedler ins Bild setzt, ist ein freilich subjektiver, dafür aber umso eindrücklicher Stimmungen vermittelnder Blick auf ein Land, das gegenwärtig nach einem Gesicht sucht: denn trotz der nachgesagten Stagnation zeichnen die Bilder ein Land in Bewegung. In Bewegung geraten sind nicht nur die Menschen, die sozialen und ökonomischen Ordnungen, sondern auch die kulturellen Codes des Landes. Und sei es nur im Sinne der Gleichzeitigkeit der Sinnsysteme: denn zuerst einmal springen die offensichtlichen Widersprüche ins Auge. Martin Pollack, ein ausgewiesener Kenner des Landes, liefert dafür in einem einführenden Essay die entsprechenden Erklärungen. Die mit Glück, aber ohne großes Zutun zur Selbständigkeit gelangte Ukraine kennt verschiedene Takte und Stile, sowjetische und westliche, alte und neue, arme und reiche bestehen nebeneinander. Nicht nur zweierlei Modernen sind im Alltag des Landes aufgehoben, auch ein komplexes Knäuel der Ordnungen und Ästhetiken glaubt man auf den Fotografien zu erkennen: Dass sie ihre Betrachter auch ganz bewusst auf solche Wahrnehmungen hinführen, sei vermerkt – Portraits von Alten, Kranken und Verwahrlosten mischen sich mit der glatt farbigen Lebenswelt der „Neu-Ukrainer“, und intime Blicke wechseln mit distanzierter Notiznahme.

So kann Reiner Riedlers Bildband als Hinweis auf die Felder „gelesen“ werden, in denen die neuen Nationsbildungsprozesse konkret werden: Und das sind nicht nur die staatlichen Eingriffe in die dokumentierten Alltage, sondern zuvorderst Sozialsystem, Konsum und öffentliche Sphäre. Er ist aber auch eine Bestätigung dafür, dass sich mit Bildern allein wohl keine verlässlichen Aussagen über Kulturen in den postsozialistischen Gesellschaften nach 1989 mehr machen lassen. (BT)

Eingelangte Literatur: Herbst 2003

Verzeichnet finden sich hier volkskundliche Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt und in die Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde aufgenommen worden sind. Die Schriftleitung behält sich vor, in den kommenden Heften die zur Rezension eingesandten Veröffentlichungen zu besprechen.

Aichinger-Rosenberger Peter u.a. (Bearb.), Niederösterreich südlich der Donau. Teil 1: A bis L. Herausgegeben vom Bundesdenkmalamt. (= Dehio-Handbuch, Die Kunstdenkmäler Österreichs). Horn/Wien, Verlag Berger, 2003, CI, 1255 Seiten, zahlr. Pläne. ISBN 3-85028-364-X.

Aichinger-Rosenberger Peter u.a. (Bearb.), Niederösterreich südlich der Donau. Teil 2: M bis Z. Herausgegeben vom Bundesdenkmalamt. (= Dehio-Handbuch, Die Kunstdenkmäler Österreichs). Horn/Wien, Verlag Berger, 2003, S. 1257–2896, zahlr. Pläne, 4 Übersichtskarten auf Tafeln. ISBN 3-85028-365-8.

Bauer Kurt (Hg.), Faszination des Fahrens. Unterwegs mit Fahrrad, Motorrad und Automobil. (= Damit es nicht verloren geht ..., 50). Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 2003, 314 Seiten, Abb. ISBN 3-205-77097-8.

Buchinger Günther u.a. (Bearb.), Wien. I. Bezirk – Innere Stadt. Herausgegeben vom Bundesdenkmalamt. (= Dehio-Handbuch, Die Kunstdenkmäler Österreichs). Horn/Wien, Verlag Berger, 2003, LV, 1095 Seiten, zahlr. Pläne. ISBN 3-85028-366-6.

Buttaroni Susanna, Stanisław Musiał (Hg.), Ritualmord. Legenden in der europäischen Geschichte. Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 2003, 289 Seiten, Abb. ISBN 3-205-77028-5.

Dahlmann Dittmar, Wilfried Potthoff (Hg.), Mythen, Symbole und Rituale. Die Geschichtsmächtigkeit der Zeichen in Südosteuropa im 19. und 20. Jahrhundert. (= Heidelberger Publikationen zur Slavistik, B. Literaturwissenschaftliche Reihe, Band 14). Frankfurt am Main/Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Oxford/Wien, Peter Lang, 2000, 293 Seiten, Abb. ISBN 3-03910-355-1.

Dressel Gert, Gudrun Hopf (Hg.), Von Geschenken und anderen Gaben. Annäherungen an eine historische Anthropologie des Gebens. (= Historisch-

anthropologische Studien, 9). Frankfurt am Main/Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Oxford/Wien, Peter Lang, 2000, 138 Seiten. ISBN 3-631-34081-8.

Euler Andrea (Bearb.), Spitzenbilder. Pergamentschnittbilder aus den Beständen des OÖ. Landesmuseums. (= Kataloge des OÖ. Landesmuseums, NF 159). Linz, OÖ. Landesmuseum, 2001, 67 Seiten, Abb. ISBN 3-85474-060-3.

Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Band 6, Lieferung 1: g – gegen-setzen. Berlin/New York, Walter de Gruyter, 2003, 512 Spalten. ISBN 3-11-017830-3.

Gassner Verena, Sonja Jilek, Sabine Ladstätter, Österreichische Geschichte. 15 v. Chr.–378 n. Chr. Am Rande des Reiches. Die Römer in Österreich. Herausgegeben von Herwig Wolfram. Wien, Ueberreuter, 2002, 488 Seiten, Abb., Graph., Tabellen, Pläne, Karten. ISBN 3-8000-3772-6.

Gaugele Elke, Kristina Reiss (Hg.), Jugend, Mode, Geschlecht. Die Inszenierung des Körpers in der Konsumkultur. Frankfurt am Main/New York, Campus Verlag, 2003, 228 Seiten. ISBN 3-593-37255-X.

Gingrich Andre, Elke Mader (Hg.), Metamorphosen der Natur. Sozialanthropologische Untersuchungen zum Verhältnis von Weltbild und natürlicher Umwelt. Unter Mitarbeit von Ulrike Davis-Sulikowski, Wolfgang Kraus und Marianne Nürnberger. Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 2002, 335 Seiten. ISBN 3-205-99499-X.

Girtler Roland, Die Lust des Vagabundierens. Eine Pilgerreise mit dem Fahrrad nach Assisi. Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 2001, 342 Seiten, Abb. ISBN 3-205-99381-0.

Girtler Roland, Echte Bauern. Der Zauber einer alten Kultur. Mit einem Beitrag des Vollwertbäckers Hans Gradwohl. Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 2002, 265 Seiten, Abb. ISBN 3-205-77017-X.

Goschler Constantin, Rudolf Virchow. Mediziner – Anthropologe – Politiker. Köln/Weimar/Wien, Böhlau, 2002, 556 Seiten. ISBN 3-412-09102-2.

Gruber Sabine, Klara Löffler, Klaus Thien (Hg.), Bewegte Zeiten. Arbeit und Freizeit nach der Moderne. München/Wien, Profil Verlag, 2002, 225 Seiten. ISBN 3-89019-512-1.

Hambel Vera, Verwendung und Bedeutung der Alraune in Geschichte und Gegenwart. „Die alte Heydnische Abgöttische Fabel von der Alraun“. (= Passauer Studien zur Volkskunde, 21). Passau, Lehrstuhl für Volkskunde der Universität Passau, 2003, 454 Seiten, Abb.

Hausner Renate, Winfried Schwab (Hg.), Den Tod tanzen? Tagungsband des Totentanzkongresses Stift Admont 2001. (= Im Kontext. Beiträge zur Religion, Philosophie und Kultur, 19). Anif/Salzburg, Verlag Mueller-Speiser, 2002, 323 Seiten, Abb. ISBN 3-85145-077-9.

Hess Sabine, Johannes Moser (Hg.), Kultur der Arbeit – Kultur der neuen Ökonomie. Kulturwissenschaftliche Beiträge zu neoliberalen Ar-

beits- und Lebenswelten. (= Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur, Sbd. 4). Graz, Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie, 2003, 170 Seiten. ISBN 3-901270-10-8.

Hödl Günther, Fritz Mayrhofer, Ferdinand Opll (Hg.), Frauen in der Stadt. Im Auftrag des Österreichischen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung. (= Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas, 18; Schriftenreihe der Akademie Friesach, 7). Linz, Österreichischer Arbeitskreis für Stadtgeschichtsforschung, 2003, 320 Seiten, Abb. ISBN 3-900387-58-3.

Hofer Margaret K., The Games We Played. The Golden Age of Board & Table Games. With a foreword by Kenneth T. Jackson. New York, Princeton Architectural Press, 2003, 159 Seiten, Abb. ISBN 1-56898-397-2.

Jacobs Marc, Peter Scholliers (Hg.), Eating Out in Europe. Picnics, Gourmet Dining and Snacks since the Late Eighteenth Century. Under the Auspices of the International Commission for Research into European Food History. Oxford/New York, Berg, 2003, XIII, 411 Seiten, Abb., Graph., Tab. ISBN 1-85973-658-0 (Mit Beiträgen von Alexander Fenton, Christoph Guggenbühl, Oliver Haid u.a.).

Keim Helmut, Vanessa Voit (Schriftl.), Nothelfer oder Mäzen? Aufgabe, Wirkungsweise und Bedeutung von Museums-Fördervereinen. Symposium am 8. November 2002 im Freilichtmuseum des Bezirks Oberbayern. Festschrift für Prof. Dr. Dr. Enno Burmeister. Großweil, Freundeskreis Freilichtmuseum Südbayern e.V., 2003, 103 Seiten, Abb. ISBN 3-924842-85-X.

Koschatzky Walter, Faszination Kunst. Erinnerungen eines Kunsthistorikers. Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 2001, 341 Seiten, Abb., 1 Audio-CD. ISBN 3-205-99396-9.

Lebensaft Elisabeth, Christoph Mentschl, Feudalherren – Bauern – Funktionäre. Österreichs Agrarelite im 20. Jahrhundert. Ein biographisches Handbuch. (= Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde, 30; NÖ Schriften, 144 Wissenschaft). St. Pölten, Im Selbstverlag des NÖ Instituts für Landeskunde, 2003, 183 Seiten, Tab. ISBN 3-85006-143-4.

Machatschek Michael, Laubgeschichten. Gebrauchswissen einer alten Baumwirtschaft, Speise- und Futterlaubkultur. Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 2002, 542 Seiten, Abb. ISBN 3-205-99295-4.

Makarovič Gorazd, Bojana Rogelj Škafar, Poslikane Panjske Končnice = Painted Beehive Panels. Zbirka Slovenskega etnografskega muzeja / The Collection of the Slovene Ethnographic Museum. (= Knjižnica Slovenskega etnografskega muzeja = Slovene Ethnographic Museum Library, ISSN 1408-290X, 8). Ljubljana, Slovenski etnografski muzej, 2000, 657 Seiten, Abb. ISBN 961-6388-00-2.

Mayer Johannes Gottfried, Klostermedizin. Die Kräutergärten in den ehemaligen Klosteranlagen von Lorsch und Seligenstadt. 1. Auflage. (= Edition der Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten Hessen, Broschüre 16). Regensburg, Schnell und Steiner, 2002, 52 Seiten, Abb. ISBN 3-7954-1429-6.

Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. 23. Band: Pfalzel – Quaden. 2., völlig neu bearbeitete und stark erweiterte Auflage. Berlin/New York, Walter de Gruyter, 2003, 640 Seiten, Abb., Graph., Planskizzen, Karten Abb. a. 31 Tafeln. ISBN 3-11-017535-5.

Ruoff Arno, Eugen Gabriel, Die Mundarten des Montafons. Stallehr, Lorüns, St. Anton, Bartholomäberg, Vandans, Latschau, Tschagguns, Schruns, Silbertal, St. Gallenkirch, Gaschurn, Partenen. (= Schriften der Vorarlberger Landesbibliothek, 3/7). Graz, Verlag W. Neugebauer GesmbH, 2003, 183 Seiten, Abb., Karte, 1 Audio-CD. ISBN 3-85376-256-5.

Scheutz Martin, Ausgesperrt und gejagt, geduldet und versteckt. Bettlervisitationen im Niederösterreich des 18. Jahrhunderts. (= Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde, 34; NÖ Schriften, 146 Wissenschaft). Wien, Selbstverlag des NÖ Instituts für Landeskunde, 2003, 259 Seiten, Abb. ISBN 3-85006-145-0.

Schmid Karl, Elisabeth Schmid, Karl Schmid – Briefe von der Front. 1943–1945, „Was hier vorgeht, darf ich Dir nicht schreiben ...“. (= Beiträge zur Bezirkskunde Melk, 2). Melk, Kuratorium zur Herausgabe einer Bezirkskunde für den Bezirk Melk, 2003, 120 Seiten, Abb., Tab.

Schweighofer Wolfgang, Flora des Bezirkes Melk. Gefäßpflanzen. (= Beiträge zur Bezirkskunde Melk, 1). Melk, Kuratorium zur Herausgabe einer Bezirkskunde für den Bezirk Melk, 2001, 352 Seiten, Abb.

Shove Elizabeth, Comfort, Cleanliness and Convenience. The Social Organization of Normality. (= New Technologies/New Culture Series). Oxford/New York, Berg, 2003, XIII, 221 Seiten, Graph. ISBN 1-85973-630-0.

Sieg Katrin, Ethnic Drag. Performing Race, Nation, Sexuality in West Germany. Ann Arbor, The University of Michigan Press, 2002, 286 Seiten, Abb. ISBN 0-472-11282-1.

Storr Merl, Latex and Lingerie. Shopping for Pleasure at Ann Summers. (= Materializing Culture). Oxford/New York, Berg, 2003, Seiten, Abb. ISBN 3-85973-698-X.

Zaremba Michael, Johann Gottfried Herder. Prediger der Humanität. Eine Biografie. Wien/Köln/Weimar, Böhlau, 2002, 270 Seiten, Abb. a. Tafeln. ISBN 3-205-03402-9.

Verzeichnis der Mitarbeiter

o. Univ.-Prof. Dr. Johannes B. Bauer
Institut für Ökumenische Theologie und Patrologie
Karl Franzens Universität Graz
Universitätsplatz 3
A-8010 Graz

Univ.-Prof. Dr. Regina Bendix
Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie
Georg-August-Universität Göttingen
Friedländer Weg 2
D-37085 Göttingen

Dr. Andrea Euler
Oberösterreichisches Landesmuseum
Schloßmuseum
Tummelplatz 10
A-4020 Linz

Dir. Christian Glass, M.A.
Donauschwäbisches Zentralmuseum
Schillerstraße 1
D-89077 Ulm

Helmut Groschwitz, M.A.
Lehrstuhl für Vergleichende Kulturwissenschaft
Universität Regensburg
Universitätsstraße 31
D-93053 Regensburg

Birgit Hadler
Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien

Hermann F. Hummer
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
A-1080 Wien

Ass.-Prof. Dr. Anelia Kassabova-Dintcheva
Ethnographisches Institut mit Museum
BAW – Bulgarische Akademie der Wissenschaften
ul. „Moskovska“ 6A
BL-1000 Sofia

ao. Univ.-Prof. Dr. Elisabeth Katschnig-Fasch
Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie
Universität Graz
Attemsgasse 25/I
A-8010 Graz

Dr. Gudrun M. König
Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft
Universität Tübingen
Schloss
D-72070 Tübingen

Katerina Kratzmann, M.A
Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien

Mag. Dr. Nikola Langreiter
IFF, Arbeitsbereich Historische Anthropologie
Abteilung Kultur- und Wissenschaftsanalyse
Schottenfeldgasse 29/5
A-1070 Wien

Univ.-Ass. Dr. Margareth Lanzinger
Institut für Geschichte
Universität Wien
Dr. Karl Lueger-Ring 1
A-1010 Wien

Univ.-Prof. Dr. Ottavio Lurati
CH-6926 Montagnola/Collina d'Oro

Mag. Kathrin Pallestrang
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19
A-1080 Wien

Univ.-Prof. Dr. Walter Puchner
Soutani 19
GR-10682 Athen

o. Univ.-Prof. Mag. Dr. Gustav Reingrabner
Institut für Kirchenrecht und Evangelische Kirchenordnung
Universität Wien
Rooseveltplatz 10
A-1090 Wien

ao. Univ.-Prof. Dr. Bernhard Tschofen
Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien
Hanuschgasse 3
A-1010 Wien

Dr. Wolfgang Wehap
Gabelsbergerstraße 10
A-8020 Graz